Zerstreute Blätter

von

J. G. Herder.

Vierte Sammlung.

Gotha, 1792.
bey Carl Wilhelm Ettinger.

III Nach einem langen Aufschube kann ich Ihnen endlich, m. Fr.,
eine vierte Sammlung zerstreuter Blätter senden, die sich
Ihnen, wie sie sind, selbst empfehlen mögen.

Zuerst finden Sie abermals eine Blumenlese aus morgenländischen Dichtern. Der Titel wird Ihnen keine Ziererei scheinen, wenn ich bemerke, daß ein großer Theil dieser Lehrsprüche aus Sadi's Blumengarten oder Rosenthal, und ähnlichen Sammlungen genommen ist. Warum sollten auch Griechenland und Rom allein ihre Anthologieen haben? Sind
IV nicht die schönsten Blumen unsrer Gärten morgenländischer? ist
unsre Rose nicht Persischer Abkunft?

Als eigentliche Kunstwerke verpflanzte ich indessen diese schönen Kinder der Phantasie und des Verstandes nicht. Sadi war mir in meinen jungen Jahren ein angenehmer Lehrer der Moral, dessen Einkleidungen oft die schönsten Sprüche der Bibel wie in einem neuen Gewande zeigen. Ich lade Sie also auch zu ihm als zu einem Lehrer der Sitten unter die Rose der schönsten Vertraulichkeit ein, der Vertraulichkeit nämlich, die man mit seinem eignen Herzen pfleget. Stücke von ihm sind zwar oft übersetzt; schon 1678. soll eine deutsche Uebersetzung aus
V dem Französischen erschienen seyn, die ich nicht kenne: Olearius
gab die seine 1697. und aus ihr sind manche Sentenzen Sadi's in die Sammlung deutscher Sinngedichte übergegangen. Da indessen diese Uebersetzung selten ist, und in Ansehung der Sprache manchen unlesbar seyn möchte: so konnte sie mich nicht hindern, daß ich aus Gentius Ausgabe nicht einige dieser

Blumen nach meiner Art pflegte. Gentius, dem wir die ebengenannte prächtige Ausgabe des Sadi zu danken haben, war auch ein Deutscher.

Verzeihen Sie, wenn Sie in den Rhapsodischen Gedanken des zweiten Stücks einigen Enthusiasmus für diese Lehrart finden. Lust und Liebe zur Sache ist selten ohne Begeisterung für dieselbe, die man dem Liebhaber billig auch ver- VI
zeihet, ja gar von ihm fodert.

Die Unsterbliche des dritten Stücks möchte ich des Inhalts wegen empfehlen, weil ich den Glauben an diese Unsterblichkeit für wichtig halte. „Wir sind nicht, wie jene Rotte sagt, von ungefähr gebohren, und fahren wieder dahin, „als wären wir nie gewesen.“ Wird unsres Namens auch vergessen, so ist unser Leben doch nicht „wie eine Wolke zergangen und wie ein Nebel verzehret und wie ein Schatte dahingefahren.“ Es ist die Selbstheit eines Wohllüstlings oder eines Tyrannen, zu glauben, daß mit uns das Weltall untergehe; vielmehr erstrecket sich der Geist der Humanität in seinen Wirkungen schon auf unsrer Erde über das Grab hinaus, VII
und erzeugt oft alsdann eben die süssesten Früchte. Selbst die ungeheure Begierde der Alten nach namentlicher Unsterblichkeit oder einer Fortdauer in Denkmalen halte ich nur für das Mißverständniß einer an sich wahren Pflicht und Lehre; man nahm nämlich, wie Kinder zu thun pflegen, das Symbol für die Sache, das darstellende Zeichen für die Kraft der Wirkung. Je mehr das Menschengeschlecht aus seiner Kindheit herauszugehen gezwungen wird, desto mehr darf es die Hülse wegwerfen, es muß aber am Kern haften. Freilich ists nur eine menschliche Unsterblichkeit, von der ich hier rede. Qua licet, aeternus es, könnte man mit dem Apollo, der seinen Liebling in eine VIII
Blume verwandelte, sagen; aber auch diese Unsterblichkeit ist der Menschheit viel werth, ja die Grundlage ihrer ganzen Zusammenordnung.

— quotiescunque repellit
ver hiemem, Piscique Aries succedit aquoso
tu toties oreris, viridique in cespite vernas.

Aus dem Gebiet einer unsichtbaren Unsterblichkeit treten
Sie zu Monumenten des sichtbaren Verfalls menschlicher Dinge
und lesen ein paar Aufsätze über Denkmale der Vorwelt.
Gerne möchte ich nach den Gesichtspunkten, die ich im ersten
IX Stück angegeben, diese Aussichten über mehrere Völker fortsetzen,
weil bei jedem Volk sich eigne Resultate ergeben. Bei den In-
diern sehen Sie z. B., daß und warum eine schöne Götterlehre
nicht sogleich eine schöne Kunst gewähre? und im folgenden
Stück wird es sich noch deutlicher zeigen, warum der Geschmack
Ostasiens so sonderbar abweiche? Lassen Sie sich indeß durch
diesen Mangel das nicht verleiden, was jene Völker wirklich
Gutes haben; lesen Sie also auch meine Briefe über die
Sakontala und die Sammlung von Gedanken einiger Bra-
manen ohne Vorurtheil für oder wider. Wo Ihnen in diesen
der Geruch einer zu starken Würze vorkommt, da denken Sie,
er ist von einer Indischen Pflanze.

X Ueber das letzte Stück Tithon und Aurora mag ich nichts sagen. Es ist das Resultat vielfacher Lectur und Bemerkung, so daß, wenn ich jedem Satz seine historischen Beispiele hätte zufügen wollen, die Abhandlung gar leicht zu einem Buche gediehen wäre. Gnug, wenn Ihnen mein moralischer Blumengarten gefällt, wenn Sie in ihm hie und da Stärkung, Freude, Erholung finden.

Weimar, den 7. April, 1792.

Herder.

Inhalt.

1) Die mit * bezeichneten poetischen Sammlungen stehen an der in Parenthese angegebenen Stelle.

I.

Blumen

aus morgenländischen Dichtern

gesammlet.

[Band 26, 370—405]

105 II.

Spruch und Bild,

insonderheit bei den Morgenländern.

Einige rhapsodische Gedanken.

---

107 Gewöhnlich hält man nichts von geringerem Werth, als Sprüche; wie bald, denkt man, ist ein Spruch gesagt! wie bald eine sogenannte Weisheitlehre vorgetragen! Man verlegt sie also in die Kindheit des menschlichen Geschlechts; man läßt sie höchstens als ersten Unterricht, als eine Verstandes- und Sprachübung gelten.

Vieles hievon ist wahr; und die Zeit ist allerdings längst vorüber, in der man durch räthselhafte oder scharfsinnige Sprüche, den Ruhm eines Salomo, oder des achten Weisen Griechenlandes erlangen könnte. Indessen hatte auch in den ältesten Zeiten die Sache eine andre Beschaffenheit, und es lassen sich Gründe anfüh-
108 ren, warum insonderheit die Morgenländer so viel auf diese Spruchweisheit hielten.

Ein Spruch nämlich setzt Weisheit, Weisheit setzt Erfahrung voraus; und ich wüßte kaum, was das menschliche Leben dem Verstande für eine bessere Ausbeute liefern könnte, als eben diese aus Erfahrung gebildete, in eine anziehende Form gekleidete Weisheit. Wenn diese nun ein Spruch heißt: so sind Sprüche gleichsam das ganze Resultat des beobachtenden menschlichen Verstandes; nur man

muß Verstand haben, ihren Verstand zu fassen, und Gefühl haben,
die Schönheit ihres Ausdrucks zu fühlen.

Glaube doch niemand, daß an jedem Gegenstande Jeder das-
selbe sehe und wahrnehme; sonst würde es keine verschiedene Mei-
nungen in der Welt geben. Glaube niemand, daß jede verwickelte
Aufgabe im menschlichen Leben Jeder auf gleiche Weise sich auflöse
oder vielleicht nur irgend aufzulösen, die Besonnenheit und geläu-
fige Uebung habe: denn wäre dies, so würde es keine Blödsinnige, 109
keine Sklaven der Gewohnheit, keine Gedankenlose Nachsprecher ge-
ben. Je mehr man die Menschen in ihrer Gedanken- und Hand-
lungsweise verfolget, desto mehr wird man inne, wie wenige unter
ihnen selbst denken, und wie schwer es auch diesen Wenigen werde,
immer zu denken. Man rechnet so gern mit Ziffern; man bringt
so gern den Traum einer Wahrnehmung unter die Formel einer
allgemeinen Lehre, einer entweder von uns oder von andern
gemachten Beobachtung, wodurch denn mit der leichtesten Mühe der
rohen Materie gleichsam Gestalt und Form wird. Die hellsehenden
Geister, die solche *Gestalten der Beobachtung* erschufen und
auch der Sprache in glücklichen Formen einprägten; sie waren, in
welcher Zeit und unter welchem Volk sie lebten, die *Lockmanns*,
Sadi, *Aesops*, oder wenn man will, die *Salomonen* und
Solons ihrer und der folgenden Zeiten. Sie hatten Perlen aus
dem Grunde des Meers geholt; sie hatten aus einer rohen Masse
geläuterte Goldmünzen gepräget, deren innerer Werth von Ver- 110
ständigen anerkannt, deren Summe nachher als ein Resultat des
Verstandes der Nation, als ein Schatz ihrer Sprache geschätzt ward;
ihre Sprüche blieben.

Und warum hätten sie nicht also geschätzt werden sollen? Be-
sitzt unser Verstand eine edlere Gabe, als diese *Formenschöpfung*?
Ist es nicht ein Trug, wenn wir glauben, daß in einer Erfahrung
jener allgemeine Satz, diese sittliche oder politische Lehre schon liege?
Sie liegen darinn, aber nur nach der Materie; die Form muß
ihnen der menschliche Geist erst geben; da man dann eben so sicher

sagen kann, daß der menschliche Geist sie in die Begebenheit hinein-
als daß er sie herausdenke. Wie selten sind nun, (nochmals gesagt,)
diese eigenthümlichen, ursprünglichen Denker unter den Menschen!
Man folgt so gern andrer Rath, sieht, auch wenn man mit eignen
Augen zu sehen glaubt, so oft mit fremden Augen, und geht im
Gängelwagen der Sprache. Für Viele ist es also das Höchste, an-
111 zuwenden, was sie gelernt haben; und das höchste Verdienst um
sie bestehet darinn, daß man sie nur das Wahre, das Richtige ler-
nen lasse, und sie dies wahr und richtig anwenden lehre.

Immer also sind mir die Erfinder feiner Sprüche, die For-
menschöpfer richtiger und feiner Resultate, in jeder Art der Beob-
achtung und Erfahrung als die wahren Gesetzgeber und Au-
tonomen des menschlichen Geschlechts vorgekommen, die, in-
dem sie selbst dachten und treflich sprachen, zugleich für andre dach-
ten, und ihrem Gesetz also zu denken, als einem schweigenden
Imperativ durch die Form ihres Ausdrucks gleichsam Sanction
gaben. Unter den Morgenländern findet sich eine Menge dieses
geprägten Goldes verständiger Beobachtung und Erfahrung; woraus
dann auch, wie aus so vielem andern erhellet, wie alt die Cultur
unsres Geschlechts in Orient sei! Ich denke noch der Zeiten mit
Anmuth, in denen ich als Kind den Hiob, den Prediger Salomo,
oder als Knabe den Aesop, griechische und lateinische Gnomologen,
112 und nachher in oder aus mehreren Sprachen scharfsinnige Gedanken,
schöne Einkleidungen einer anziehenden Wahrheit, kurz Beobach-
tungen, Sinnsprüche, Lehren in einer feingewählten Form des Vor-
trages las. Es schien mir, daß man nicht aus, sondern mit ihnen
denken lernen solle, und ich bemerkte mit Freuden, daß unter allen
Nationen mehrere der würdigsten Männer dieselbe Liebhaberei ge-
habt, und Apophthegmen, Sprüche, Maximen theils aus andern
gesammlet, oder übersetzt, theils ihre Gedanken selbst in dergleichen
Form zu bringen gesucht haben. Ein Verzeichniß derselben zu
geben, ist dieses Orts nicht; mir gnüget es anjetzt, da ich blos
meine vorstehende Sammlung der Sprüche Sadi's, und andrer

morgenländischen Dichter zu rechtfertigen habe, Einiges anzuführen, das den Ursprung derselben, ihren Werth oder Unwerth, sodann auch ihren Gebrauch näher erläutert.

* * *

1. 113

Unter dem Namen der morgenländischen Dichtkunst begreift man gewöhnlich die Poesie so verschiedner Völker und Zeiten Asiens, als man in Europa schwerlich unter Einem dergleichen Hauptnamen begreifen möchte.

Die Poesie der Ebräer, als die älteste, faßt schon einen Zeitraum vielleicht von mehr als einem Jahrtausende in sich, und gehet der Literatur der Araber, Griechen und Römer größtentheils ganz vorher. Sie ward in einer Sprache geschrieben, die sich zur eigentlich-wissenschaftlichen Cultur nie ausgebildet hat, weil ihr lebendiger Gebrauch als einer Nationalsprache zu schnell unterginge man kann also diese Poesie nicht anders als ein frühverblühetes Kind, die Tochter der Jugend eines zerstreueten Volks betrachten; das seitdem nie seine Sprache hat fortbilden können. Ihr Eindruck aufs menschliche Gemüth ist, mit andern verglichen, kindlich, 114
Naivetät, Religiosität, Einfalt.[a])

Die Poesie der Syrer übergehen wir ganz; sie waren Versmacher, aber keine Dichter.[b])

Desto merkwürdiger ist die Poesie der Araber worden, die Eine der Hauptrollen in der Welt gespielt hat, ob sie gleich an

---

a) Ich bin hierüber kurz, theils weil die vorstehende Sammlung nicht aus Ebräern genommen ist, theils weil ich von der Gnomologie dieses Volks an einem andern Ort zu reden habe.

b) Eichhorns Vorrede zu seiner Ausgabe von Jones commentar. poeseos Asiat. Lips. 1777. Imgleichen die Syrer, ein Fragment in Meusels Geschichtforscher. B. 5. S. 117.

Schönheit der Formen im Ganzen jeder Dichtart, an die Poesie der Griechen schwerlich reichet. Aus eigenthümlicher Wurzel entsprossen, ist sie der reine Abdruck des Volkes, das sie erfand, seiner Sprache, Lebensart, Religion, und Empfindungsweise. Fast ein Jahrtausend hin hat sie, und zwar eine Zeitlang unter den
115 glücklichsten Umständen, geblühet; ja ihre Wurzeln sind noch nicht ausgestorben, sondern der Sprache nach noch jetzt über zwei große Welttheile lebendig verbreitet.[c]) In einem so großen Zeitraum, so weit umher verbreitet, und mit stolzer Hochachtung von den Arabern verehret, konnte und mußte sie allerdings eine so künstliche Gestalt gewinnen, daß gegen sie die Poesie der Hebräer wie ein Kind dastehet. Das Volk der Wüste, nachher Ueberwinder und Besitzer der Welt, ward auch in seinen Bildern stolz, reich und heftig; ihre Beschreibungen sind Prachtvoll und glänzend, ihre Sentenzen gedrängt, künstlich, und, dem Islamismus zu Folge, andächtig und erhaben.[d]) Oft ward Ein Scharfsinn auf den andern
116 gepfropft, und aus einer feinen eine feinere Wendung dergestalt sublimiret, daß für uns Europäer eben der Geist ihrer weisen Sprüche und Reden, auf den sie es am künstlichsten anlegten, gewöhnlich zuerst verrauchet. Da überdem nun diese Nation im Ganzen immerhin in einer Art Barbarei blieb, in welche sie, seitdem Türken und andre Völker ihre Eroberungen in Besitz nahmen, noch tiefer hinab sank: so wird selbst in ihrer Poesie ein sonderbarer Contrast von Rohheit und Feinheit merkbar. Hohe Beschreibungen, edle Empfindungen wechseln mit harten Gesinnungen, insonderheit des Stolzes und der Rache, dergestalt ab, daß man oft

---

c) Citata siehe in Dahlers Handbuch der Literaturgeschichte an den gehörigen Orten. Es wäre schön, wenn Eichhorn eine charakteristische Geschichte dieser Poesie, sofern sie in Europa bekannt ist und in seinem Gesichtskreise gäbe.

d) Die Sammlung dieses Theils hat nur wenig Arabische Stücke; S. 88. 89. 91. 97. [Band 26, 398. 399. 400. 402.]

nicht weiß, ob man einen Räuber oder einen Helden, einen Stolzen
oder einen Wahnsinnigen reden höre. Welch ein weites Feld der
Verschiedenheiten in dieser Dichtkunst giebt auch ein Erdstrich von
Samarkand bis nach Marokko, ein Zeitraum lange vor Mohammed
bis auf unsre Zeiten, ein Abstand von dem feinsten Hofdichter zur
Zeit so vieler Chalifen und Fürsten, die der Poesie huldigten, bis
zu einem Beduin der Wüste, der auch seine weisen Sprüche im 117
Munde führet. Ueber eine Menge solcher Verschiedenheiten ist ein
allgemeines Urtheil sehr mißlich.

Die Poesie der Perser endlich, eine Tochter der Arabischen,
ist die jüngste und feinste. Als Persien von den Arabern unter
den Khalifen Omar und Osman erobert ward, gewann ihre Poesie
unter diesem Volk, das von einer leichtern Natur war und Artig-
keit, Musik, Wohlleben liebte, bald eine neue Blüthe; insonderheit
ward Schiras in der Zeitfolge der Geburtsort mehrerer ihrer be-
rühmtesten Dichter. Scheikh Moslaeddin Sadi, dem die meisten
Blumen unsrer Sammlung zugehören, war unter diesen; daher es
nicht unangenehm seyn wird, auch nur Etwas von seinem wenig-
bekannten Leben zu hören. Im Jahr 1193. gebohren, traf er
gerade in die unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge von Einer, der
Türkenanfälle von der andern Seite. Den Kreuzziehern gerieth er
sogar zum Sklaven in die Hände, und mußte an den Festungs-
werken in Tripoli arbeiten. Ein Kaufmann von Haleb (Aleppo)
kaufte ihn für zehn Goldgülden los, gab ihm darüber noch hundert 118
mehr, als Brautschatz für seine Tochter, die er mit ihm vermählte.
Wir wollen hören, was der liebliche Dichter selbst davon saget:

Aus meines Freundes zu Damaskus Armen
ging Unmuthvoll ich in die Wüstenei
Jerusalems, und lebte da mit Thieren;
bis ich den Franken in die Hände fiel.

Sie schleppten mich nach Tripolis, wo ich
mit Juden ihren Wall aufführen mußte.
So steckt' ich lang' im Koth, bis aus Aleppo

ein Mächtiger, einst mein Bekannter, mich
anredete: „wohin, o Musladin,
„bist du gerathen? Lebst du hier?“

Ich sprach:

119 Als ich die Menschen floh und auf den heiligen Bergen
Gott mir suchte, gerieth unter Unmenschen ich hier.
Leichter, des Freundes Fessel ertragen, als außer dem Garten
Freiheit suchen, die uns ärgere Bande gewährt.
Mitleidig sah er meine Sklaverei,
und kaufte mich mit zehn Dukaten los,
und führte nach Aleppo mich, und gab
mit seiner einz'gen Tochter mir noch hundert
Dukaten. Ob nun Sadi glücklich war?

Die Tochter war herrschsüchtig, harten Sinns,
von frecher Zunge, meinem Rathe stets
zuwider; also daß die Ehe mir
all' meines Lebens Süßigkeit verdarb.

Suchst du die Höll' hier unter dem Himmel: so suche die Wohnung
Eines friedlichen Manns, dem sich ein Dämon gesellt.
120 „Bist du nicht, sprach sie, jener Sklave, den
mein Vater sich mit zehn Dukaten kaufte?“
Ja, sprach ich, ja! Mit zehnen kauft' er mich;
mit hundert hat er mich an dich verkauft.

Als der Jäger ein Lamm von Wolfes Schlunde befreite,
und am Abend es sich selber zum Bissen erkor,
Sprach das Lamm: „o ich dacht' es nicht, daß du, mein Erretter,
der mich vom Wolfe befreit, selber mir wärest ein Wolf.“

Sonst wissen wir wenig von Sadi's Lebensumständen. Er führte das Leben eines Derwisch, und brachte es größtentheils auf Reisen zu. Er gedenkt an seine Flucht aus Schiras vor den räuberischen Türken, an seine Wallfahrten nach Mekka, an eine Reise
121 nach Kaschgar in Indien, wo er einen schönen Jüngling fand, der, als er den Namen Sadi hörte, ihn nicht von sich lassen wollte. Sadi antwortete ihm mit einer Geschichte und beehrte

seinen Abschiedskuß mit einem sehr zarten Spruch auf den Abschiedskuß der Freundschaft.[e]) In seinem wandernden, freien Zustande lernte er, wie sein Rosen- und Fruchtgarten davon gnugsame Proben giebt, die Sitten aller menschlichen Stände und Lebensalter seiner Gegenden, in Persien, Syrien, Arabien kennen. Auch an Höfen hat er gelebt, wie sein erstes Buch zeiget, in dessen herzlichen Zueignung an Abu-Bekr, König in Persien oder in Damaskus, er sich sehr demüthig entschuldigt, warum er so selten an seinem Hofe erscheine. Kurz, Sadi scheint die Blüthe der moralischen Poesie für seine Sprache, in der er außerordentlich rein und lieblich geschrieben haben soll, gebrochen zu haben, wie denn seine Poesie für eine Rose derselben Jahrhunderte lang gegolten hat und noch gilt; er trägt also mit Recht, Trotz der Unfälle seines Lebens, den Zunamen des Glücklichen: denn dies bedeutet Sadi. Sein 122
erstes Buch schrieb er im fünf und achtzigsten Jahr seines Lebens, da gewiß seine Erfahrung reif geworden war, und soll über hundert Jahre gelebt haben. Seine Landsleute nennen Ferdusi ihren ersten heroischen, Enweri, ihren ersten Elegischen, Sadi ihren ersten lyrischen Dichter; und obgleich Haphyz, von dessen Gazellen oder Liebes-Oden wir zu einer anderen Zeit Proben geben werden,[f]) hundert Jahre nach ihm in lyrischen Gedichten den höchsten Ruhm erhalten: so ist doch des Sadi Ruhm und Werth in seiner Gattung dabei ungekränkt geblieben. Unweit Schiras liegt er begraben,[g])

e) S. 93. [26, 401.]

f) Das Stück S. 90 [26, 399] ist von Haphyz.

g) Es wird nicht unangenehm seyn, die Beschreibung dieses Grabes aus einer der neuesten Reisen über Persien hier zu lesen: Eine englische Meile östlich vom Garten Dil Guschaje (Erweiterung des Herzens) ist das Grab des berühmten Sadi. Es liegt am Fuße eines Berges, der Schiras gegen Nordost begränzt und ist ein großes viereckiges Gebäude, an dessen 123
oberem Ende zwei Alkoven in der Mauer angebracht sind. Der zur rechten Hand ist das Grab des Dichters, noch ganz in dem Zustande, wie damals, da er begraben ward, von Steinen gebauet, sechs Fuß lang und drittehalb breit. An den Seiten derselben sind verschiedene Sentenzen in den alten

123 und er wird als ein Heiliger mit Recht verehret. Auch in seinem Buch von der Liebe und Jugend, bei dessen Beschluß er selbst sagt, daß wenn Leila und Metznun wieder aufstehen sollten, sie aus diesem die Kunst zu lieben lernen könnten, überschreitet er die Grenzen der Ehrbarkeit nie; und fast jedes Wort, jede artige Wendung seines Vortrages ist, nach dem beliebten Ausdruck der Morgenländer, eine Perle.

124 Schöne Gesinnungen gleichen den Perlen und Edelgesteinen;
Lose dahingestreut, glänzen sie köstlich und schön.
Aber verband sie die Kunst; so werden in Königes Krone
oder im Armband sie Männern und Frauen zum Schmuck.

* * *

125 2.

Ob also gleich über die Poesie der Morgenländer mit mancher Unterscheidung gesprochen werden muß: so hat und behält sie doch allerdings ihren allgemeinen Hauptcharakter, der aus der Sprache dieser Völker, aus ihrer gemeinschaftlichen oder verwandten Religion, Regierungsform, Lebensweise, zum Theil auch aus ihrer

Neskhi=Buchstaben eingegraben, die sich auf den Dichter und seine Werke beziehen. Sadi lebte ungefähr vor fünf hundert und funfzig Jahren, und seine Werke stehen wegen ihrer Moralität und wegen der darinn enthaltenen vortreflichen Lehren, bei allen Orientalischen Nationen in großer Achtung. Ueber dem Grabe ist ein Deckel, von schwarzem, mit Gold gemahltem Holz, woran eine von den Oden des Dichters in den modernen Rustalihk=Buch=
124 staben steht; und wenn man dieses Brett wegnimmt, so sieht man den leeren steinernen Sarg, worinn er begraben ward. Diesen bestreuen Sadis Verehrer, die hieher kommen, sorgfältig mit Blumen, Rosenkränzen und mancherlei Reliquien. Oben auf dem Grabe liegt zu jedermanns Ansicht eine sehr schöne Abschrift von Sadis Werken, und an den Mauern sind verschiedene Persische Verse von denen Personen angeschrieben, die von Zeit zu Zeit hier gewesen sind. Nahe bei diesem Gebäude sieht man Gräber verschiedener frommen Leute, die hier auf ihr eigenes Verlangen beerdigt worden sind. (Siehe William Franklin's Bemerkungen auf einer Reise von Bengalen nach Persien. Seite 48.)

Geschichte und Abkunft sehr wohl zu erklären stehet. Da wir uns
hier blos an ihrem Spruchreichen, parabolischen Ausdruck zu halten
haben: so dünkt uns ein einziges Wort zureichend, den Charakter
desselben in seinem Ursprunge und in seiner Natur zu bezeichnen.[h])
Im vielartigen Gebrauch dieses Worts, das prägen, ein Bild
aufdrücken, vergleichen, d. i., ein Gleichniß oder Bild durch
das Gewicht eines Spruches ausdrücken, nachmals herrschen,
d. i., sein Wort aufdrücken, mit seinem Befehl bezeichnen 126
heißt, liegt die ganze Genesis, Kraft und Anwendung dessen, was
ein Spruch, eine parabolische Rede seyn soll.

„Poesie, sagt ein Autor, den der Geist des Alterthums,
insonderheit des Morgenlandes, vor vielen andern belebte,[i]) „Poesie
„ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, wie der Garten-
„bau älter als der Acker, Malerei als Schrift, Gesang als Dekla-
„mation, Gleichnisse als Schlüße, Tausch als Handel. Ein tieferer
„Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen, und ihre Bewegung ein
„taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinns
„oder Erstaunens saßen sie; und thaten ihren Mund auf zu
„geflügelten Sprüchen."

„Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als
„Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkennt-
„niß und Glückseligkeit."

„Leidenschaft allein giebt Abstraktionen sowohl als Hypo-
„thesen Hände, Füße, Flügel; Bildern und Zeichen Geist, Leben 127
„und Zunge. Allenthalben in der menschlichen Gesellschaft zeigt sich
„die Wirkung der Leidenschaften, wie alles, was noch so entfernt
„ist, ein Gemüth im Affect mit einer besondern Richtung trift;
„wie jede einzelne Empfindung sich über den Umkreis aller äußern
„Gegenstände verbreitet; wie wir die allgemeinsten Fälle durch eine
„persönliche Anwendung uns zuzueignen wissen, und jeden einhei-

h) משל.

i) Kreuzzüge des Philologen. S. 163. f. [Hamanns Schriften 2, 258.]

„mischen Umstand zum öffentlichen Schauspiele Himmels und der „Erde ausbrüten. Kurz, die Vollkommenheit der Entwürfe, die „Stärke ihrer Ausführung; die Empfängniß und Geburt neuer „Ideen und neuer Ausdrücke; die Arbeit und Ruhe des Weisen, „sein Trost und sein Eckel daran, liegen im fruchtbaren Schooße „der Leidenschaften vor unsern Sinnen vergraben."

Was unser Autor so überströmend und selbst parabolisch sagt, hat Bako, haben andre Philosophen auf ihre Weise behauptet; und es wäre schön gewesen, wenn der gelehrte und Sprachenreiche Com-
128 mentator der asiatischen Dichtkunst, Wilhelm Jones, darauf nähere Rücksicht genommen hätte. Er würde uns in seiner Gallerie orientalischer Bilder[k]) jedesmal im Zusammenhange gezeigt haben, wie nur der Verstand das Bild prägt, Leidenschaft oder Empfindung dasselbe überträgt, ausmalet oder schnell verläßt und sich zu einem andern wendet. Dies geschieht am Ohio wie am Euphrat, am gelben Strom wie an der Themse; nur allerdings nicht allenthalben mit gleichem Geschmack, in gleichem Maas, auf gleiche Weise.

Die Sprache des Morgenländers, selbst ihrem Bau und Genius nach, will Kürze; dies hilft den Sentenzen, den Machtsprüchen des Verstandes und der Leidenschaft, sehr auf; es macht sie zu Blitzen, zu Pfeilen. Eben daher aber muß es auch geschehen, daß Pfeil
129 dem Pfeile, Blitz dem Blitze oft zu schnell nachfliegt; da sich denn unsre kühlere Phantasie bald an der Widerwärtigkeit, bald am Uebermaas der Bilder stößt, und Gold auf Silber, Silber auf Gold gesetzt findet. Hier sollten wir bedenken, daß bei allen Völkern, bei denen die Prose, zumal durch Geschichte, Redekunst und Philosophie, nicht ausgebildet war, immer derselbe Fall eintrat, und daß sich überhaupt die leidenschaftliche Sprache, das os divinum, magna sonaturum ein viel Mehreres erlaubt halte, als z. B. der

k) Von der Rose und Nachtigall, Nacht und Locke, Morgenröthe und Wangen, Rubin und Lippen u. s. f. Cap. V—VIII. Comment. de poesi Asiat.

erzählenden oder der schildernden Poesie zustehet. Auch bei den
Griechen, wie schnell läuft Pindar selbst bei seinen Sprüchen aus
Einem Gleichniß ins andre! wie kühn setzt er oft die widerwärtig-
sten Bilder zusammen, so daß unsre Sprache, die sich sehr kühne
Zusammensetzungen erlauben darf, ihm dennoch nicht nachfolgen
kann. So ists mit mehreren lyrischen Dichtern der Griechen; so
mit dem Spruchreichen Chor ihrer Tragödie, wenn man es mit
der Sprache der handelnden Personen vergleicht; und warum sollte
es in der Poesie der Morgenländer anders seyn müßen, da sie in
Ründung und Composition der Bilder Lehrer unsres Ge- 130
schmacks zu seyn nicht begehren? Beim feingebildeten Sadi ist der
Fall solcher Bilderhäufung viel seltner, als in andern, zumal Ara-
bischen Dichtern; und doch zweifle ich, ob er, ganz übersetzt, für
uns ein durchhin lesbares Buch seyn würde. Eben die Zusammen-
reihung scharfsinniger Gedanken und Sentenzen die die Morgenlän-
der als eine Perlenschnur lieben, ist uns fremde; wir lösen lieber
die Schnur auf und gebrauchen ihre Kleinode einzeln.

Ferner. Der Morgenländer liebt, wie in Kleidern, so auch
in Sprüchen, helle Farben: sein heiterer Himmel verlangt die-
selbe; er kann das Grau und Schwarz nicht ertragen. Auch der
Geschichte webt er also helle Bilder, z. B. der Nacht, des Mor-
gens, des neuen Jahres, der Pracht, des Aufzuges ein, wie die
Geschichte des Nadir-Schach, des Tamerlan u. a. zeiget. Bei Sadi
ist dies zwar der Fall nicht so häufig; er erzählt so einfach als
Aesop und Lockmann seine Geschichte; wo er indessen die Stimme
erhebt, mahlt er seine Gleichniße, seine Lehren mit eben so leb- 131
haften Farben. Ob ich nun diese gleich geschwächet gnug habe, so
bittet er dennoch jedes schwache Auge, das an sanftere Verflö-
ßungen gewöhnt ist, um Verzeihung; er schrieb nicht für uns, son-
dern für Perser. Ist die Einfassung nicht gut: so ändere man sie,
und nutze den Edelgestein seiner Lehre.

Endlich reden die Morgenländer so oft und gern über Hin-
fälligkeit der Welt, über Eitelkeit der Dinge, Kürze des Lebens,

Wechsel des Glücks und der Ehre, daß manchem rüstigen Mann
oder Jünglinge dies eine verderbliche Predigt scheinen könnte. Hier
entschuldigt sie ihre Weltgegend, ihre Regierungsform, ihre Reli-
gion und ganze Verfassung. Gehen sie nicht auf den Trümmern
der größesten Königreiche, der reichsten Staaten, der prächtigsten
Denkmale der Vorwelt? und was predigen ihnen diese anders, als
Nichtigkeit der Dinge, Eitelkeit aller Pracht und Reichthümer der
Weltherrschaft? Vom Gebürge Kaf an bis zu den Grenzen des
132 Meers, von diesen bis zu den Wüsten Arabiens und der Thebaide
sehen sie Gräber der Könige, Ruinen von Tempeln und Königs-
städten, bis sich ihr Blick abermals mit Pyramiden und Gräbern
der Könige endet. Der Verständige, der diese Dinge erblickt, siehet
Völker um sich, jenen so ungleich, die einst diese herrlichen Werke
bauten. Sie sind hinunter; ein träges Volk bewohnt ihre Gräber,
und zerstört, vom Joch der Armuth, der Unwissenheit, und des
Despotismus gedrückt, täglich mehr an diesen köstlichen Trümmern.
Mich dünkt, diese Ansicht könne uns schon Weisheit-Sprüche über
die Vergänglichkeit der Dinge lehren. Vollends einem Muhamme-
daner, der in einer Religion, und unter einer Regierungsform lebt,
welche eben beide die größten Zerstörerinnen dieser alten Weltherr-
lichkeit gewesen, der unter einer Regierungsform lebt, in welcher
nichts heilig und sicher, alles der Willkühr, dem schnellsten Wechsel,
dem albernsten Ungefähr unterworfen ist, und das Höchste immer
ans Niedrigste grenzet; einem solchen ist es wohl zu verzeihen,
133 wenn er sich seine Weisheit zum Ruhekissen macht, und sich über
die Vergänglichkeit der Dinge der Welt mit ihrer Vergänglichkeit
tröstet. Gut, daß wir Europäer in einem jüngern Lande und
einem jüngern Menschenalter leben; gut, daß wir uns nicht durch
ein Opium solcher Lehre, „daß doch Alles Nichts, alles hinfällig,
unvollkommen und eitel sei," in den gefährlichen Traum wiegen
laßen dürfen, bei dem freilich das Hinfällige hinfallen, das Unvoll-
kommene unvollendet bleiben muß, weil niemand Hand daran leget.
Gut, daß wir nicht, dem Irrglauben der Morgenländer zu Folge,

unser Schicksal von oben erwarten, indeß Verschmitzte oder Verwegne, Scheinheilige oder Freche die Genien sind, die unser Schicksal hienieden schreiben; vielmehr daß wir es für Würde, Natur und Charakter der Menschheit halten, durch Vernunft und nach Billigkeit unser Schicksal uns selbst einzurichten und aufzuzeichnen. Eben hiezu aber wird uns Sadi, ob er gleich ein Derwisch war, auch gute Winke geben. Und dann, da alles was einen Anfang hat, doch auch sein Ende finden muß, und nur ein Thor oder ein 134
Kind sich dieses verbergen könnte; da vielmehr das Ende eines Schauspiels, einer Musik und Handlung uns den Schlüssel zu ihrer ganzen Aufführung geben muß; wer wollte nicht zuweilen auch die Schrift eines schönen Grabmahls lesen? ob man gleich freilich deßhalb nicht immer auf dem Todtenacker wohnen möchte. Auch in diesem Punkt ist Sadi kein trauriger Rabe, sondern eine Nachtigall, singend der vergänglichen Rose. Lasset uns hören, wie er sein Werk schließt:

Vollendet ist mein Blumengarten nun
mit Gottes Huld. Was ich hineingepflanzt,
gehöret mir; ich stahl es andern nicht.
Rühmlicher stehet uns an ein eignes Kleid, das ergänzt ist,
als ein neues, so wir bettelnd von andern erborgt.
Und ob nun Sadi seiner Lehre gleich
die holdanziehendste, die lieblichste
Einkleidung suchte; dennoch wird der Stumpfsinn 135
mit kecker Zung' ihn brausend also schmähn:
„Kein Kluger ists, der an so leere Müh
„des Geistes Saft verschwendet, und den Rauch
„der Lampe, Nächte durch, dafür verschlingt."
Ihr Guten und Verständigen, ihr kennt
den Werth der Perlen, die ich hier verband,
der Arzenei, die ich mit Honig mischte.
Guten Rath zu ertheilen, verwandt' ich vom eigenen Leben
Manchen guten Theil; Freund, zur Erinnerung Dir.
Willt du folgen, wohlan! Wo nicht, so hab' ich erinnert:
Sadi wünschet dir Glück; wünsche du Sadi die Ruh.

*
* *

3.

136 Ich kann diese rhapsodische Abhandlung nicht schließen, ohne
meine Gedanken, oder wenigstens meinen Traum über den *Werth
vortreflicher Sprüche* geäußert zu haben. Wie wirs auch ver-
bergen mögen, wir müssen, wenn wir Menschen seyn wollen, nach
Grundsätzen handeln. Auch der Pöbel kann sich ihnen nicht ent-
ziehen, so verderbt sie bei ihm auch oft seyn mögen; ja wir fin-
den solche eben bei der Gattung von Menschen, die nach bloßen
Vorurtheilen handelt, am unverholensten und stärksten. Von
Sancho-Pansa an kennen wir eine Classe Personen, deren ganze
Weisheit ein Schatz von Sprüchwörtern ist; und was sind Sprüch-
wörter anders, als kurze, kräftige, oft sehr sinnreiche Volkssprüche,
die als Grundsätze der Denk- und Lebensart, als unzweifelhafte
Axiome des gesunden Verstandes und der Sittenweisheit gelten.
Diese, wenn sie gut sind, verhönen zu wollen, finde ich ungerecht
137 und unmenschlich; vielmehr sollte man das Gold in ihnen von den
Schlacken läutern, sie sodann, wie man kann, zu Ehren bringen,
und durch sie unmerklich die wahre Bildung des größesten Theils
einer Nation fördern. Durch fremde, unverständliche, oder zu feine
und gelehrte Grundsätze kann dies nicht geschehen; es geschieht aber
dadurch, wenn man in Reden ans Volk oder in Schriften, die
zunächst für dasselbe geschrieben würden, ihm die Lieblingsgedanken
seiner Seele, die geheimen Freunde seines Herzens und seiner
Handlungsweise zu seiner Fortbildung gleichsam entwendet. In
allen guten Volksschriften, im *Landpriester von Wakefield* z. B.,
und in einer der lehrreichsten Schriften, die unsre Sprache besitzt,
Lienhard und Gertrud ist dieser natürliche Kunstgrif sehr wohl
gebraucht. *Benjamin Franklin*, ein hochachtungswürdiger Name,
hat ihn in seinen periodischen Blättern und Kalendern für Nord-
amerika vortreflich anzuwenden gewußt und sein einziger Aufsatz
„*die Wissenschaft des guten Richards*“ enthält einen solchen
138 Schatz von Lebensregeln, daß man in mancher Rücksicht fast aufs
ganze Leben nichts mehr bedürfte. Auch zur Umbildung eines an-

dern Theiles der Nation, der in Vorurtheilen seines Standes, mit-
hin oft in schlechten Grundsätzen und Lebensregeln erzogen, nach
solchen am schädlichsten handelt, sehe ich, wenn dessen Umbildung
möglich ist, kein andres Mittel als dieses: „man kehre die seinigen
gegen ihn selbst, oder bringe ihm beßere Führer seiner Gedanken
bei, als die sind, nach denen er sonst handelt.“

Niemand, der auf sich selbst aufmerksam gewesen, auch der
gebildetste Mann, wird an der Wirksamkeit dieser Busenfreunde
seiner Denkart zweifeln; vielmehr gehet die ganze Bildung, die
Menschen sich selbst oder einander gewähren können, dahin, solchen
innern Rathgebern Sprache, Gehör, Kraft und Nachdruck, vor
allen aber jene untrügliche Wahrheit zu verschaffen, ohne welche sie
schädliche Rathgeber werden. Welcher moralische Mensch hat nicht
bei sich bemerkt, daß bei mancher Krise seiner Gedanken ihm ein
entschiedner vortreflicher Grundsatz, der Spruch und das Beispiel 139
eines standhaften, gutmüthigen Mannes ausnehmend zu statten kam,
und ihm zur stärkenden oder heilenden Arznei, zur Gesundheit und
Labung diente? Jetzt erhob sich dadurch seine niedergedrückte Seele,
sein Fuß trat fester an solchem Stabe einer guten Erinnerung auf,
sein Schritt ward freudiger und kühner. Jetzt stählte sich die Brust
gegen die Pfeile des Neides oder der Verführung, wie durch einen
dargereichten Schild der Minerva; jetzt sank die auflodernde Glut
des Hasses, der Ungeduld, der Rache und des Unmuths schnell
nieder, wenn, wie heilige himmlische Tropfen, einige Kraftvolle,
von uns anerkannte Worte eines Weisen, als eines Engels in
Menschengestalt, sie berührten. Dies war das Zaubermittel, wo-
durch jene alten Helden, die Weisen der Vorwelt auf ihre Schüler
und Nachfolger Wunderdinge wirkten; je mehr sie wirkten, desto
kürzer waren ihre Sprüche und Lehren. Zeugnisse davon geben die
Pythagoräische und Stoische Schule, von welchen, insonderheit von
der letzten, wir noch einen Reichthum der edelsten Samenkörner 140
besitzen, deren die menschliche Seele und Sprache nur fähig seyn
kann. Epiktets, Seneka's, Mark-Antonin's und so vieler Anderer

Schriften sind Schatzkammern dieser, der vortreflichsten menschlichen
Sprüche und Sentenzen; der Geist derselben theilte sich der ganzen
Literatur der Alten dergestalt mit, daß Dichter, Redner, Geschicht-
schreiber, Kunstrichter und Rechtsgelehrte daran Theil nahmen, und
sich dadurch jenen Grundsatzreichen Ausdruck schuffen, ohne
welchen alle Kunst und Gelehrsamkeit ein leerer Schatte bleibet.
Man durchgehe die Sprüche, die Stobäus, Erasmus, Lipsius,
Grotius, Neander und mehrere aus den Alten gesammlet, und
denke an Sokrates, der, auch zu diesem Zweck des Euripides Schau-
spiele als eine Schule des thätigen Unterrichts anempfahl; ja man
denke an den Stifter des Christenthums selbst, dessen Evange-
lien, außer wenigen Begebenheiten und Wundern, fast ganz aus
141 kurzen Sprüchen und parabolischen Einkleidungen bestehen, wodurch
sie eben aufs menschliche Gemüth so sonderbar wirkten. Noch jetzt
erholen sich alle Menschen von religiöser Erziehung und Bildung an
kurzen, kräftigen Sprüchen der Bibel oder geistlicher Lieder; diese
sind gleichsam die Muskeln und Nerven, durch welche sich der
ganze Bau ihrer Gedanken lebendig reget. Und so wird auch ein
ächter Schüler der Alten, der mehr als Gelehrter seyn will, nach
Grundsätzen derselben, als ein klassischer Weiser, handeln.[1])

Mich dünkt also, wer zur Bildung einer Nation auch auf
diesem Wege beitragen will, der folge den alten Weisen und bringe
Grundsätze in menschliche Seelen; oder er beßre die darin vorhan-
denen, und gebe ihnen Anziehung, Kraft, unbestechliche Wahrheit:
142 denn ungebildet muß jeder Mensch, jedes Volk heißen, dem es ent-
weder an diesen Grundsätzen fehlet, oder das sie geringe hält und
nicht ausübet. Wie sehr es nun manchen Zeiten und Völkern an
ihnen fehle, zeigt die Erfahrung. Viele in der Jugend gelernte
Grundsätze liegen so fern ab von unsrer Lebensweise, daß, weil

---

1) S. Heyne's schöne Vorrede zu Glandorfs Ausgabe der Pytha-
goräischen Sprüche: Sententiosa vetustissimorum gnomicorum quorumdam
poëtarum opp. Lips. 1776.

wir sie nirgend geübt sehen, wir zuerst ihnen, zuletzt allen Grundsätzen den Glauben entziehen, und uns begnügen nach Neigung und Gewohnheit zu leben. Da wir aber, wie angezeigt ist, dennoch nie ganz als Thiere leben können, vielmehr insgeheim immer nach Grundsätzen, wenn gleich nach schlechten Vorurtheilen handeln; wozu dieser Unglaube an jede edlere Form der menschlichen Denkart? Er erniedert die Seele eben so sehr, als er das Herz verenget und lähmet. Laß es seyn, daß andern die schönsten Sprüche und Maximen blos Worte bleiben; dir bleiben sie das nicht, wenn du ihren Werth erkennest, dich an ihnen freuest, und in ihnen lebest. Nein, ihr habt nicht vergebens geschrieben, auch ihr Weisheit- und Sittenlehrer neuerer Nationen, Montagne und Charron, St. Pierre und Fenelon, Racine und Diderot, Montesquieu und Rousseau; jenseit des Meeres Bako, Sidnei, Shaftesburi, Addison, Pope, Fielding, Sterne und so viele andre andrer uns näherer Länder. Nicht nur unter euren Völkern habt ihr Ideen, Grundsätze, Maximen ins Licht gestellet, oder in Gang gebracht; sondern indem ihr ihrem Ausdruck zugleich klassische Anmuth und Präcision gabet, seid ihr damit Vernunft-, Sprach- und Sittenlehrer der Menschheit auf eine Reihe von Geschlechtern hin geworden. Je mehr eure Denkart die Denkart andrer wird, desto mehr berichtigen, stärken und verfeinen sich gerechte, gütige, edle Menschengedanken: das Richtmaaß ihrer Urtheile wird einstimmiger und gerader, die Bleiwaage ihrer Handlungen sicherer und feiner. Auch in Gesprächen der Gesellschaft gebt ihr bei denen, die euch verstehen und lieben, den Ton an, und bringet dadurch statt eines scythischen Geschreies, bei dem jeder Vogel nach seiner Weise singet, melodische Harmonie in die Grundsätze und Gedanken der Menschen. Denn, wie man sich auch gebehrden möge, Unbilligkeit und Unvernunft, die Kinder des Eigennutzes und der Leidenschaft, die barbarischen Feinde unsres Geschlechtes und Wohlseyns, sie bestehen am Ende doch nicht gegen allgemein anerkannte Grundsätze, den Kanon ächter Menschlichkeit und Wahrheit.

Doch wohin verſchlägt mein Nachen? Er findet ſich auf der Höhe des Meers, da er doch nur ein niedriges mit einigen kleinen Blumen beſäetes Ufer halten ſollte. Da will ich denn nur, was das Vermögen unſrer Nation in dieſem Felde betrifft, noch dieſes hinzufügen.

Von jeher hat ſich die Denkart der Deutſchen durch moraliſche Sprüche und biedere Grundſätze dergeſtalt ausgezeichnet, daß wir ihnen ſogar manches andre dagegen aufgeopfert haben, und nur
145 neulich von dieſem Wege abgekommen zu ſeyn ſcheinen. An unſere alten Renner, Freidank, Waldis, Reineke u. a., deren Sprache leider veraltet iſt, nicht zu gedenken, ſchlugen Opitz, Logau, Hagedorn, Haller, Gellert, Utz, Leßing, Gleim, Cronegk und andre noch lebende Dichter, die ich nicht zu nennen brauche, dieſelbe philoſophiſch-moraliſche Bahn ein, ſo daß wir gewiß an ſchöngeſagten Lehren keinen Mangel haben; um ſo mehr aber fehlet es uns vielleicht daran, daß die Geſinnungen und Sprüche dieſer Dichter auch in die Erziehung und Denkart, wenigſtens in das Gedächtniß und den Umgang der Nation, wie bei andern Völkern die Sprache ihrer Dichter übergegangen wären: denn ohne allen Zweifel kennen Engländer und Franzoſen ihre vorgenannten Schriftſteller zehnfach beſſer, als wir die unſern kennen, leſen, anführen und gebrauchen. Ueber die Urſachen davon ließe ſich ein langes Kapitel ſchreiben; beſſer wäre es, wenn man ſie wegräumen könnte.
146 Dem moraliſchen Genius unſrer Nation alſo, der die alten Alexandriner ſeines Opitz, Logau, Hallers, Hagedorns, Käſtner ziemlich vergeſſen zu haben ſcheint, widme ich, wie einer Indiſchen Gottheit, auch dieſe wenige, vielleicht ſchon welke Hexameterblumen zu gleichem Schickſal, und werfe ſie demüthig in den königlichen Hauptſtrom unſres Vaterlandes, den ehrwürdig-ſchleichenden Lethe.

III. 147

Ueber die
menschliche Unsterblichkeit.

Eine Vorlesung.[1]

„Alle Blumen der Dichtkunst hast du gebrochen, so sagt ein 149
Französisches Epigramm zu einem Französischen Dichter, nur die Unsterbliche nicht." Wir wißen nämlich, daß im Französischen eine Blume wirklich die Unsterbliche heißt.

Nicht eben so leicht ist es zu wißen, wo die Unsterbliche blühe, und wie sie von ihren täuschenden Schwestern sich unterscheide. Es gibt mancherlei Immortalitäten, und die vielfachen Sinne der Menschen suchen sie auf verschiednen Wegen.

Von der Unsterblichkeit des Geistes oder der Seele reden wir hier nicht; sie ist eine Blüthe der Hoffnung,[2] ein Same der Ahndung, der in unser aller Herzen liegt, und den die Phantasie, oder 150
das moralische Urtheil, oder das innerste Gemüth der Menschen auf mancherlei Weise erzogen hat; nicht aber ist sie ein Werk des Wißens oder der noch kälteren Erfahrung.[3]

Es giebt eine andre Unsterblichkeit des Namens und Nachruhms, die ich die historische und dichterische, oder die Kunst-

---

1) Die folgenden Varianten sind der ersten Niederschrift (a) entnommen. Gestrichenes ist, wo es sich nicht aus der Fassung der Variante von selbst ergiebt, durch eckige Klammern bezeichnet.

2) Zuerst: ist eine Frucht des Glaubens, eine Blume göttlicher Liebe und Hoffnung,

3) des [kalten] Wißens oder der noch kälteren Erfahrung. [Wenn alles unter ewigen Gesetzen der Weisheit und Güte steht, so wird auch der edelste Theil unsres Daseyns, den wir Substanz zu nennen wagen, denselben nicht entnommen seyn, und wir schiffen zutrauend und frölich, so wie das Meer der Zukunft, so auch den dunkeln Ocean der Ewigkeit an.]

Unsterblichkeit nennen möchte. Sie scheinet von großem Reiz. Edle, jugendliche Seelen opfern gern vor ihrem Altar; manche leidenschaftliche Menschen haben sie gar zum Einzigen Ziel ihrer Gedanken gewählt, und so zu sagen, in ihr gelebet.[1] In den Jugendzeiten der Welt nämlich, war allerdings auch der süße Traum erlaubt, mit seinem Namen, in seiner Person und Gestalt auf die Nachwelt überzugehen, und ein leibhafter Gott zu werden. Der enge Kreis der Empfindungen und Begriffe, in welchem damals die Menschen lebten, das Band einer blühenden und ewigen Sprache, das die verschiednen Stämme Einer gemeinschaftlichen Abkunft mit
151 einander verknüpfte,[2] der Name Vaterland, der in Hellas und Rom die Gemüther an einander band,[3] und dort die öffentlichen Spiele, ja alle Plätze des heiligen[4] Landes, hier die Hauptstadt der Welt und was zu ihr gehörte, gleichsam zum ewigen Schauplatz und Tempel der Unsterblichkeit weihte; vor allem aber die Gaben der Musen, die damals[5] noch unter den Menschen wandelten, und das Gefühl eines ganzen Volks zu Einer Theilnehmung am Ruhm und der Unsterblichkeit ihrer Mitgenoßen stimmten:[6] dies alles konnte die Seelen der Mächtigsten, Würdigsten, Weisesten, Schönsten, gleichsam in ein höheres Element erheben, daß sie, mit Göttern und Heroen umgeben, sich auch ihrem Namen, ihrer Gestalt nach, gleichsam leibhaftig in der Zahl derselben fühlten, und die Schale der Unsterblichkeit schon bei Leibesleben tranken. Ohne

---

1) Zuerst: historische, dichterische, die Litaneien-Mährchen- und Kalenderunsterblichkeit nennen möchte. Ihr Werth ist gnugsam entschieden, und nur jugendliche, kindische oder leidenschaftliche Seelen können es seyn, die vor ihrem Altar opfern, geschweige sie zum Einzigen Ziel ihrer Gedanken machen, und so zu sagen, in ihr leben.

2) Zuerst: glücklich verknüpfte

3) Zuerst: in Griechenland und Rom die Gemüther vest an einander band,

4) Zuerst: heiligen Griechischen 5) Zuerst: damaliger Zeit

6) Zuerst: Volks, einer Nation vieler Völker zu Einem Theilnehmenden Mitgefühl des Ruhms, der Freude und ihrer Organe, der Geschichte, Gesänge, Künste und Denkmale stimmten:

dies Gefühl wären die Künste und Gesänge Griechenlandes und Roms nie so geehrt, geliebt, gesucht worden; ohne dasselbe hätte kein Homer und Pindar, kein Flaccus und Maro gedichtet, kein Apelles[1] gemahlt, kein Phidias und Polyklet[2] gebildet. Mit Thrä- 152
nen beneidete Alexander den glücklichen Achill, daß ihm die Götter zu seinem Verewiger einen Homer geschenkt hätten; und auch Tyrannen[3] schonten des Mundes der Nachwelt, der Weisen und Dichter, damit[4] sie durch sie nicht in der schlimmsten Gestalt andern Völkern und der Nachkommenschaft erschienen.[5]

> Exegi monumentum aere perennius
> regalique situ pyramidum altius
> quod nec imber edax aut aquilo impotens
> possit diruere, aut innumerabilis
> annorum series et fuga temporum.
> Non omnis moriar; multaque pars mei
> vitabit Libitinam, usque ego postera
> crescam laude recens, dum Capitolium
> scandet cum tacita virgine pontifex.

So singet ein römischer Dichter selbst und verheißet in mehreren Oden sich und seinen Freunden einen unsterblichen Nachruhm.[a]) Auch haben die Götter dem, was in diesem Streben[6] nach Unsterb- 153
lichkeit wirklich Ewiges war, ihren Beistand nicht versagen können:

---

a) Horat. L. II. 20. III. 30. IV. 8. 9.

1) kein Zeuxis und Apelles

2) Polyklet [und Praxiteles geformt und]

3) [gewaltthätige] Tyrannen

4) Zuerst: Dichter, die zu ihrer Zeit lebten, ja sie suchten sie mehrmals durch Gaben und Geschenke für sich zu gewinnen, damit

5) Hiernach gestrichen: Die Dichter, die sich ihrer schönen Macht, Unsterblichkeit zu besitzen und andern verleihen zu können, bewußt waren, feuerten sich mit dem edelsten Stolz an, und wir lesen noch jetzt jene Oden des Horaz mit Begeisterung, in denen er seine eigne oder seiner Freunde Unsterblichkeit verkündigt.

6) in diesem [Wunsch, in diesem] Streben

die Helden Pindars und Homers, die Mächtigen und Weisen Griechenlandes und Roms leben Eines Theils[1] noch in Bildsäulen, Brustbildern,[2] Aufschriften und Gedichten; Kunst und Geschichte[3] halten vereinigt den unverwelklichen Kranz des Andenkens über ihren Häuptern.[4] Horaz hat sein Capitolium überlebet; der Venusinische Schwan durchfliegt alle gebildete Völker.[5]

Wie aber, wenn dies der einzige Weg zur Unsterblichkeit, oder die einzige Art einer ewigen Fortdauer wäre, wie wäre es mit uns bestellt? mit uns, die sodann ein paar Jahrtausende zu spät gekommen wären, um mit der Jugend der Welt ihre frischen Morgenkränze zu theilen.[6] Hinter zehn Helden und Dichtern der eilfte[7] zu seyn, ist schon ein geringerer Platz: die Namen der Menschen, wenn sie hergezählt werden müßen, werden so bald verwechselt, so blöde unterschieden; die Personen, die solche bedeuten, stehen so
154 oft verunstaltet und verkannt da, daß[8] in dem grossen Labyrinth der Zeiten, in welchem oft das Schlechteste neben dem Besten gepriesen wird, das wahre Verdienst sich zu verlieren scheinet. Die Tafel der Muse[9] ist beschrieben, fast mehr beschrieben, als das Gedächtniß der Menschen davon faßen kann; was am Rande hinzu-

---

1) „Eines Theils" fehlt in a. 2) Zuerst: Busten

3) Zuerst: Kunst und eine Geschichte in glücklichen Sprachen geschrieben,

4) Hiernach gestrichen: Der Traum der Unsterblichkeit, den manche von ihnen träumten, kam nicht durch die elfenbeinerne Pforte.

5) Zuerst: Horaz hat nicht nur sein Capitolium überlebet, sondern der Venusinische Schwan durchfliegt seit Jahrhunderten fast alle Länder der Erde.

6) theilen, [oder gar sie ihr freventlich zu entreißen.]

7) Das in A fehlende „der eilfte" aus a ergänzt, wo der Satz in erster Fassung lautet: Hinter zehn [Alexanders] Helden gleiches Namens der eilfte zu seyn,

8) Zuerst: unterschieden; und es geschiehet so leicht, daß man einen Heinrich den 4. in Deutschland, den leichtsinnigen, schlecht erzognen Kaiser für einen Heinrich den 4. in Frankreich, oder unter den Regenten einen tollen mit einem Klugen gleiches Namens verwirret, daß

9) Zuerst: der [Muse des Gedächtnißes] Calliope

gethan wird, können nur kleine Buchstaben seyn, oft schwer zu
lesen und von zweifelhafter Bedeutung. Der Mund der Fama hat
seinen Credit verlohren; [1]das Lob der Kunst, Dichtkunst, ja selbst
der Geschichte hie und da nicht minder. Die Sprachen der Völker
sind zertheilt, und wer kann sich eine Stimme geben, die von den
Säulen Herkules bis zum Indus reiche? Das Feld der Geschichte,
auch der Verdienste und Känntniße selbst, ist zu groß geworden;
dagegen die Aufmerksamkeit der Menge in ihrem Innern geschwächt,
die Theilnahme derselben an einem einzelnen Gegenstande, Geschäft
oder Lande, dergestalt verwittert, daß es dem fremden Leser[2] schon
Mühe kostet, seinen engen Horizont nur zu erweitern, sich in eine
fremde Noth, in ein fremdes Verdienst, in einen fremden Charak- 155
ter nur einzulassen und zu finden. Ein gemeinschaftliches politisches
Vaterland haben die Völker Europens gar nicht mehr; die wenig-
sten haben es innerhalb ihrer eignen Grenzen. Friedrich der
Große, der einen Alexander und Cäsar in Manchem weit über-
trift, und dem die Götter selbst in seine Gesichtszüge das Gepräge[3]
der Unsterblichkeit drückten, wird schwerlich je so allgemein- so
klaßischberühmt werden, als Alexander und Cäsar es sind und
waren; er stehet, der Zeit nach, hinter zu vielen andern, und muß
mit ihnen allen den Wettlauf nach dem Kranze des Ruhms wagen.[4]
Und wo stehet das Ziel dieses Wettlaufs? welche Hellenodiken thei-
len den Kranz aus? Den Augur an der Tiber wird niemand
dafür erkennen; in seinen theuren Himmel will niemand Rechtliches

1) Zuerst: die Sprache der Kunst und der Dichtkunst leiden noch mehr. Selbst die Muse der Geschichte ist seit Jahrhundert zu einer Tagelöhnerin erniedrigt, die dem Range, der Macht, der Genealogie dienet: die Sprachen, in welchen sie schreibt, sind zertheilt, und selten kann sie sich eine Stimme geben, die von den Säulen Herkules bis zum Hekla, vom Tajo bis zum weißen Strom oder zum [Indus] Ganges dringe.

2) dem fremden[, dem in seinen Kreis eingeschloßenen] Leser

3) Zuerst: auf seine Gesichtszüge den Stempel

4) Zuerst: den Wettlauf der Unsterblichkeit wagen.

mehr.[1] Ueberdem ist auch sein Kalender voll, seine Altäre sind besetzt und die Litanei der Heiligen überhaupt ist eine schlechte Pindarische Ode. Die Heroen der alten Welt, die Götter Griechen-
156 landes und Roms sind gefallen; Jahrhunderte[2] haben sich bemüht, die Mittel der Unsterblichkeit zu vernichten, die Wege dahin zu verschwemmen, den Hügel, auf welchem sie blüht,[3] den Menschen ungangbar zu machen, und sie dafür mit dem alltäglichen Loose eines Tantalus, Ixion oder Sisyphus zu beschenken.

Facilis descensus Averni
noctes atque dies patet atri janua Ditis
sed revocare gradum, superasque evadere ad auras
hoc opus, hic labor est. Pauci quos aequus amavit
Juppiter aut ardens evexit ad aethera virtus
Dis geniti potuere.

*
* *

Sollte es nicht eine andre Unsterblichkeit geben, die uns nicht geraubt werden kann, ja auf die uns eben jene der Kunst, Geschichte und Dichtkunst als ein jugendlicher Traum selbst hinweiset?
157 Es wäre sonderbar, daß was seiner Natur nach wahrhaft Unsterblich ist, uns von Zeiten, Menschen und Schicksalen geraubt werden könnte; die Götter selbst können es nicht rauben.

Unsterblich nämlich und allein unsterblich ist, was in der Natur und Bestimmung des Menschengeschlechts, in seiner fortgehenden Thätigkeit, im unverrückten Gange desselben zu seinem Ziel, der möglichstbesten Ausarbei-

---

1) Zuerst: Selbst der ehemals grosse Augur an der Tiber hat seinen Ruf verlohren; er kanonisirt Bettler und Schwärmer; in seinen . . . mehr hinein. Denn er fände sich dort in zu schlechter Gesellschaft.

2) Zuerst: Die Götter Griechenlandes und Roms, die Bilder alles sinnlich-Edlen, Großen und Schönen, das vielleicht in der Menschennatur ist, sind gefallen; unsre Porträte reichen nicht an sie, und die nachahmende Kunst muß lügen. Jahrhunderte

3) Zuerst: auf dem es allein ewige Dauer giebt,

tung seiner Form wesentlich liegt; was also seiner Natur nach fortdauren, auch unterdrückt immer wiederkommen, und durch die fortgesetzte, vermehrte Thätigkeit der Menschen immer mehr Umfang, Haltung und Würksamkeit erlangen muß: das rein-Wahre, Gute und Schöne. Aus diesem Samen sind Göttergestalten hervorgegangen. Heroen und Wohlthäter der Menschheit entsproßen und entspriessen noch; sie haben auch auf uns gewirkt;[1] wir haben Beruf und Macht, in ihrem Werk fortzuwirken und dadurch den schönsten und edelsten Theil unsrer selbst in unserm
Geschlecht zu verewigen. Es sei mir vergönnt, diesen Gedanken, 158
der keine Poesie, sondern die schlichteste Wahrheit ist, mit Wenigem zu entwickeln.[2] Ich bin gewiß, daß in jedem edlen Gemüth, das mich höret, sich auch ein Land der Unsterblichkeit[3] aufthun werde, indem jedem sein Herz saget: hier wohnt wahre menschliche Unsterblichkeit, hier oder nirgend. Außer ihr ist Schatten und Orkus.

Das Edelste, was[4] wir besitzen, haben wir nicht von uns selbst; unser Verstand mit seinen Kräften, die Form, in welcher wir denken, handeln und sind, ist auf uns gleichsam herabgeerbet. Wir denken in einer Sprache, die unsre Vorfahren erfanden, in einer Gedankenweise, an der so viele[5] Geister bildeten und formten, zu der auch in andern Sprachen die schönsten Genien des Menschengeschlechts beitrugen, und uns damit den edelsten Theil ihres Daseyns, ihr innerstes Gemüth, ihre erworbnen Gedankenschätze huldreich vermachten. Täglich genießen und gebrauchen wir

---

1) [herab=]gewirkt, [umfangen uns noch jetzt, bildend unsre Lebensweise und unsre Gedanken]:

2) Zuerst: Vergönnen Sie mir, H. u. H. V., diese Gedanken, die . . . . Wahrheit sind, wenn etwas auf unsrer Erde diesen Namen verdienet, noch mit Wenigem zu entwickeln.

3) ein [Elysium, ein] Land der Unsterblichkeit 4) das

5) an der viele

tausend Erfindungen, die aus alten Zeiten, ja zum Theil von
159 den fernsten Gegenden der Erde zu uns gekommen sind, und ohne
die wir ein Freudeloses, dürftiges[1] Leben führen müßten. Maxi-
men und Sitten sind auf uns geerbt, die nicht nur das Gesetz
der Natur, das dunkel in uns liegt, erhellen, sondern uns auch
erwärmen und Kraft geben, uns über Bedrückniß und Gewohnheit
hinaufzuschwingen, Vorurtheile abzuschütteln,[2] und indem wir andre
Gemüther von demselben Licht des Wahren, Guten und Schönen
durchdrungen fühlen, uns mit ihnen in Freundschaft und Thätig-
keit[3] weit inniger zu vereinigen, als Geist- und Sinnlose Körper
sich je vereinigen könnten. Diese Kette von Wirkungen ist zu uns
gelangt; sie hat uns umfaßt und umschlungen; wider Willen[4]
müßen wir an ihr halten und im Guten oder Bösen, thätig oder
hindernd, auf Welt und Nachwelt[5] fortwirken. Dies ist das un-
sichtbare, verborgne Medium, das Geister durch Gedanken, Herzen
durch Neigungen und Triebe, die Sinne durch Eindrücke und For-
men, bürgerliche Gesellschaften durch Gesetze und Anstalten, Ge-
160 schlechter durch Beispiele, Lebensweise und Erziehung, Liebende
durch Liebe, Freunde durch harmonische Freundschaft knüpft, also
daß wir in diesem bindenden Medium[6] auf die Unsern, auf
andre, auf die Nachkommenschaft fortwirken[7] müßen, und fortwir-
ken werden. Dies ist das Innre der wahren menschlichen Un-
sterblichkeit,[8] jedes äußere Bild von ihr ist nur ihr Name, ihre
Bezeichnung.

---

1) Freudeloses, dürftiges, [elendes, unmenschliches]

2) Zuerst: uns über die albernen Gesetze, Bedrückniße und Gewohnheiten des blinden, thörichten Herkommens hinaufzuschwingen, das Joch knechtischer, genealogischer und thierischer Vorurtheile abzuschütteln

3) Zuerst: Liebe 4) wider [unsern] Willen

5) Zuerst: auf sie und mit ihr

6) Zuerst: in ihm ohne Wißen und Willen

7) A: wirken (aus a verbessert)

8) Zuerst: Hier wohnt die wahre, menschliche Unsterblichkeit,

Laßen Sie uns, um dies inne zu werden, nur an die lebendigsten Augenblicke unsres Lebens, insonderheit unsrer Kindheit und Jugend gedenken; gingen wir nicht, da wir sie genoßen, stets aus uns heraus, und theilten uns mit? oder wir empfingen von andern, fühlten sie in uns, uns in ihnen. Da vergaßen wir unsre eingeschränkte sterbliche Form; wir waren im Lande ewiger Wahrheiten, einer reinen Güte,[1] eines unsterblichen Genußes und Daseyns.[2] So gingen in uns als Jünglinge die Gedanken derer über, die am meisten auf uns gewirkt haben; ihre Töne floßen in uns,[3] wir sahen ihre Gestalten, verehrten ihre Schatten, und die Wirkung, die auf uns durch ihr innres Wort gemacht ward, ge- 161
dieh zur Form unsrer Seele. Noch denken wir mit den Gedanken jener Großen und Weisen, die dem Körper nach längst verlebt sind;[4] nicht blos was, sondern wie sie es dachten, hat sich uns mitgetheilet; wir verarbeiten es weiter und senden es fort auf andre. Schiene gleich manches im dunklen Grunde unsres Gedankenmeeres todt und begraben zu liegen; zu rechter Zeit steigets doch hervor und organisirt sich zu- und mit andern Gedanken: denn in der menschlichen Seele ist nichts todt;[5] alles lebt oder ist da, daß es zum Leben geweckt werde; und da das Reich menschlicher Seelen im innigsten Zusammenhange ist, so belebt, so erweckt Eine die

---

1) Zuerst: im Elysium, im Lande ewiger Wahrheiten, daurender Form

2) Hiernach gestrichen: Man erinnre sich an das, was uns am innigsten rührte und regte; jedesmal wurden wir gleichsam uns selbst entzogen, unser Wesen ward erweitert, allgemein, mittheilend und göttlich.

3) in uns, [oder vielmehr wir floßen in ihre Töne hinüber,]

4) Zuerst: und die Wirkung .... blieb; [sie ging in unsre Gedanken, in unsre Neigungen und Leidenschaften mit hinüber.] Noch denken wir mit Homers, mit Pindars, Plato's, Xenophons, Aristoteles, Plutarchs Gedanken, ohne daß wirs wißen;

5) Zuerst: Gedankenmeeres versunken und unbemerkt zu liegen; zu rechter Zeit aber steigets doch aus seinem Grabe hervor: denn .... ist nichts Grab;

andre. Noch in einem höhern Grade wirken so auf uns die Leidenschaften, Lebensweisen und Sitten der Menschen, insonderheit derer, mit denen wir täglich umgehn, die wir hassen oder lieben, verabscheuen oder verehren. Gegen jene empört sich unser Gemüth, die Eindrücke dieser gehen sanft in unsre Natur über. Wir gewöhnen
162 uns an des andern Wort, Mine, Blick, Ausdruck so, daß wir solche unvermerkt an uns nehmen und auf andre fortpflanzen. Dies ist das unsichtbare, magische Band,[1] das sogar Gebehrden der Menschen verknüpft; eine ewige Mittheilung der Eigenschaften,[2] eine Palingenesie und Metempsychose ehemals eigner, jetzt fremder, ehemals fremder, jetzt eigner Gedanken,[3] Gemüthsneigungen und Triebe. Wir glauben allein zu seyn und sinds nie: wir sind mit uns selbst nicht allein; die Geister andrer, abgelebter Schatten, alter Dämonen, oder unsrer Erzieher, Freunde, Feinde, Bildner, Misbildner, und tausend zudringender Gesellen wirken in uns. Wir können nicht umhin, ihre Gesichte zu sehn, ihre Stimmen zu hören; selbst die Krämpfe ihrer Misgestalten[4] gehn in uns über. Wohl ihm, dem das Schicksal ein Elysium und keinen Tartarus zum Himmel seiner Gedanken, zur Region seiner Empfindungen, Grundsätze und Handlungsweisen anwies; sein Gemüth ist in einer frölichen[5] Unsterblichkeit gegründet.

163 Um hierüber mit mir Eins zu werden, bemerke man folgendes:

1. Je reiner und edler etwas in unsrer Natur ist, desto mehr gehets aus sich heraus, entsaget seinen engen Schranken, wird mittheilend, unendlich, ewig. [6]Eine Form, die uns zusammendrückt, drückt, wenn wir sie andern auf-

---

1) Zuerst: das unsichtbare, aber sehr wirksame, magnetische Band
2) Zuerst: der Idiome
3) Metempsychose ehemals eigner jetzt fremder Gedanken
4) Zuerst: ihrer Geburten und Misgeburten
5) [stillen und] frölichen
6) Eine Form, ... drückt, wenn wir .. auflegen wollen, auch sie zusammen,

legen, diese um so mehr zusammen, eben weil es nicht ihre Form
ist; dahingegen was andern Luft und Lust macht, was ihnen freien
Athem und ein Elysium giebt, in welchem freiwillige Blumen blühn,
dies ist reiner unsterblicher Aether. Dahin gehören z. B. helle,
wahre Gedanken, jede Erweiterung der Wißenschaft, bei welcher wir
uns selbst vergeßen und nur in den Gesetzen des Gegenstandes
denken; Regeln der Vernunft, Sitten und Rechte, in denen Jeder,
auch wider Willen, das Allgemeingeltende, Würdige anerkennt und
in ihnen gleichsam Formeln der Ewigkeit lieset. Wo Saiten dieser
Art erklingen, tönen alle reine menschliche Gemüther mit; wir
freuen uns ihrer, bis unvermerkt sie das Saitenspiel unseres innern 164
Sinnes werden. So haben alle Wohlthäter des Menschengeschlechts
herab gewirket: so wirken Eltern, Lehrer, Gesetzgeber, Freunde auf
uns, und wer sonst den Gang unsrer Gedanken, den Plan unsres
Lebens zur reinsten edelsten Humanität fördert. Und o wie glück-
lich sind vor allen andern die Heroen und Genien der Menschheit,
wenn ihnen bei ihrer Macht auch Weisheit, und bei ihrer Weisheit
und Macht auch Güte zu Theil ward; welche tausend Mittel haben

---

um so mehr, da es nicht ihre Form ist; und ein Tyrann menschlicher Gedanken und Gedankenweisen ist nicht ihr Freund und Bildner, verewigt sich nicht als Wohlthäter und Heros. Aber was andern Menschen ...... giebt, in welchem freiwillige Blumen blühn und Pflanzen nach ihrer Weise gedeihen, dies ist göttlicher Aether, immerdar gute Früchte bringend und seiner Natur nach unsterblich. Dahin gehören reine, wahre Gedanken, jede Erweiterung .... denken; reine Regeln der Vernunft und Tugend, der Sitten und Rechte, in denen man auch wider Willen das Schöne, Gute, Wahre und Nützliche fühlt und gleichsam das Antlitz der reinen Humanität d. i. des Göttlichen und Ewigen siehet. Wo Saiten dieser Art erklingen, wo Töne dieser Art ertönen, tönen alle reine menschliche Gemüther mit; die Formen solcher Gedanken gehen in uns über, wir freuen uns der Töne, nehmen sie geheim an, und sie werden unvermerkt das Saitenspiel unsres inneren Sinnes. So haben alle Wohlthäter des Menschengeschlechts auf uns gewirket: so wirken Eltern, Lehrer, Gesetzgeber, Freunde auf uns, die den Gang unsrer Gedanken, den Plan unsrer Glückseligkeit und unsres Lebens fördern und leiten.

sie in ihrer Hand, auf die schönste und gewißeste Art unsterblich zu werden.[1] Möge der Unterdrückte, der Hülflose, der Verwaisete ihre Namen kennen oder nicht, solange er durch ihre Veranstaltung Schutz, Hülfe, Aufmunterung, Unterhalt, Freude genießet, solange leben sie in ihren Anstalten, [2]selbst unsterblich. Die beßere Bildung, die der Verwahrlosete empfieng, die gute Aufnahme, die der Verlaßene findet, jede Brauchbarkeit, zu der er gebildet wird, jeder Dank, jede Freude in ihm, sammt allen guten Wirkungen, die Er aufs neue fortsendet, alles ist ihr Werk, ihre Veranlaßung und Stiftung. Die Früchte, die sie zum reinen Ertrage der Menschheit säeten, sind von unsterblicher Art, von immer neuer Kraft,[3] von immer wuchernden Zweigen. Dagegen das, was sich in und mit unsrer sterblichen Gestalt verzehrt, das geht hinab in den Orkus.

2. Zum Uebergange dieses Beitrages in den gesammten ewigen Schatz der Menschheit gehört nothwendig eine Ablegung unseres Ich, d. i. eine Entäußerung sein selbst und der Vorurtheile, die an diesem Selbst haften. Wollten wir, wenn wirs auch könnten, Welt und Nachwelt mit unsern Schwächen beschenken? Nein![4] Der Nektar der Unsterblichkeit, der Lebenssaft, durch welchen das Wahre und Gute keimet, ist ein reiner Saft; alles mit Persönlichkeit Vermischte muß in den Abgrund; in den Gefäßen und Triebwerken der großen Weltmaschine muß es so lange geläutert werden, bis der Bodensatz sinket.[5] Die Wahrheit ruhet auf sich selbst; wenn ihr Würfel[6] auch sechsmal umgewälzet würde, er ist und bleibt ein

1) zu werden [d. i. hülfreich und wohlthätig auf Welt und Nachwelt fortzuwirken.]

2) Zuerst: und sind unsterblich.

3) „von immer neuer Kraft" aus a ergänzt.

4) Zuerst: Fleisch und Blut, sagt der heil. Apostel, können das Reich Gottes nicht ererben; eben so wenig können es die Krankheiten und Schwächen, die wir an uns tragen; wollten wir mit diesen unsre Nachkommenschaft, Welt und Nachwelt behaften? Nein.

5) Zuerst: bis der Bodensatz der Persönlichkeit völlig hinweg ist.

6) Zuerst: Cubus

Würfel. Dagegen die Pyramide, die auf ihre Spitze gestellt würde, 166
entweder zertrümmern oder mit ungeheurer Mühe umhergewälzt werden müßte, bis sie ihre ruhige Grundlage fände. Leicht wird diese Selbstverläugnung, sobald man Einmal die Luft der höhern[1] Region genoßen und in das Gebiet des Beharrlichen, des Wahren versetzt ward. Gern leget man die sterbliche Hülle der Persönlichkeit ab, wo sie Welt und Nachwelt nur an unsre Unvollkommenheit erinnern würde. Der erste Begriff eines allgemeinen Gesetzes sagt schon, daß es von Privatleidenschaft entfernt seyn müße: so will auch jede reine Form des Guten und Schönen kein Porträt,[2] sondern ein Ideal seyn. Wer über sich selbst der strengste Richter zu seyn vermag: nur der ist ein Sohn der Götter, seiner Natur nach und in seinen Werken unsterblich.[3] Vielleicht habe ich einmal Gelegenheit, etwas über die Dämonen, Heroen und Genien der Alten zu sagen, deren Göttergestalten überhaupt mir wie abgezogene Begriffe und Kategorien erscheinen, unter welche sich alles Un-
sterbliche in Menschengedanken, Werken und Charakteren gleichsam 167
sinnlich ordnet.[4]

3. Da aber jedes Ding nur auf Eine Weise das Beste seiner Art seyn kann: [5]mithin nach ewigen Gesetzen die Formen der Dinge

1) A.: hohen (aus a verbessert). Zuerst: dieses Elysiums; dann: dieser helleren Region; die letzte Fassung „höhern" von Carolinens Hand.

2) kein Porträt [mit Grübchen und Narben]

3) Zuerst: ein Sohn der Götter, und steigt wie Herkules nach Arbeit und Kämpfen [auf dem flammenden Oeta] durch die Flamme geläutert zum Olympus hinauf.

4) Zuerst: Vielleicht [gewinne ich die Muße,] habe ich einmal die Ehre, [in dieser Absicht] etwas über die Göttergestalten [und einige Kunstwerke] Dämonen und Genien der Alten zu sagen, die mir hierin wie reinabgezogne Begriffe und Kategorien, wie die reinsten Formen der sinnlichen Menschheit erscheinen, unter die sich alles fügen und stellen muß, was in Menschengedanken und Werken den [reinen] Charakter der Unsterblichkeit mit sich führet.

5) Zuerst: so siehet man, daß nach ewigen .... müßen, mithin auch die Kunst, Dichtkunst, die Kunst der Philosophie und Geschichte eine Blüthe

wiederkommen müßen, und kein Inneres ohne ein Aeusseres, kein Gedanke und Wille ohne Bezeichnung seyn kann; so sieht man, daß im Garten der Unsterblichkeit auch die Kunst des Ewigwahren, Guten und Schönen unentbehrlich ihre Stelle finde. Zwischen allen Abwegen ist nur Eine Straße die gerade und wahre; und wenn nach vielen Jugendübungen das Meisterwerk erscheinet, so dörfen wir nicht zweifeln, daß es den Charakter des Beharrlichen und Daurenden an sich trage. Geweihete Augen erkennen ihn darinn, und wenn der Neid eine Wolke, die Barbarei einen dichten Nebel darüber würfe;[1] die Wolke fällt, der Nebel schwindet, und das Licht des ewigen Werks[2] stralet Jahrhunderte weiter. Unglaublich ists, wie wenig eigenthümliche Formen im Reich der Gedanken und
168 Menschenwirkungen erscheinen, wenn man die Geschichte prüfend hinab verfolgt. Weit weniger Regenten beherrschen die Welt der Wißenschaften, der Künste, der Erfindungen, Gesetze, Maximen, als Monarchen Länder beherrschen; mancher derselben regierte Jahrhunderte lang in einem süßen Irrthum fort.[3] Zuletzt aber fand sich doch das verscharrete Gold wieder auf; nach dem langen Winter begann die ewige Kraft der Natur einen neuen schönern Frühling. [4]In der Geschichte aller Zeiten und Völker ist das Schönste und Beste jeder Art mit einem Siegel der Unvergänglichkeit, mit

---

im Garten der Unsterblichkeit sei. Abwege giebts nach allen Seiten; aber nur Eine Straße ist die gerade und wahre; Versuche können lange gemacht werden; wenn Einmal aber nach vielen

1) Zuerst: werden ihn darinn erkennen, und wenn der Neid eine Wolke darüber würfe, oder die Barbarei es mit einem langen Nebel umhüllete;

2) Zuerst: das Licht des Göttlichen

3) Zuerst: als Monarchen die Erde; und mancher derselben herrschte Jahrhunderte hin.

4) Im Reiche der Natur geht nichts verlohren; jeder Sonnenstral wirkt, wenn er auch nicht jedermann erleuchtet und wärmet; das Schönste und Beste aber aller Zeiten und Völker trägt in Gedanken und Formen das

dem Gepräge und Charakter des immer Wiederkehrenden bezeichnet; ein glücklich getroffenes Maximum oder Minimum seiner Art, eine aufgelöste Formel, die einzig so aufzulösen war.

Irre ich nicht, so muß, wenn wir gesund sind, diese Betrachtung[1] uns einen neuen Geschmack am Leben, eine neue Hochschätzung des Ranges, auf welchem wir stehen, und den Wunsch einflößen, in ihm sowohl Ewigkeit zu geniessen, als für das Fortdaurende in der Menschheit[2] in der besten Art zu wirken. Theil- 169
nehmen müßen wir;[3] wir stehn im Strom der Zeit, wo eine Welle die andre[4] treibet; nützlich oder schädlich müßen wir also auch[5] auf die Zukunft wirken, wie die Vergangenheit auf uns wirkte; der Kampfpreis des Lebens ist, daß wir auch in Nacht und Nebel das Ziel treffen, wo der Kranz hängt, daß wir die Saite treffen, wo wohlklingende Consonanzen ins Unendliche hinauf- und hinuntertönen. Wären diese gleich dem gemeinen Ohr[6] unhörbar; sie sind dennoch da, sie tönen weiter und erwecken neue harmonische Mitlaute. Nicht durch Schriften wirken wir allein auf die Zukunft;[7] vielmehr können wirs durch Anstalten, Reden, Thaten, durch Beispiel und Lebensweise. Dadurch drücken wir unser Bild lebendig in andre ab; diese nehmens an[8] und pflanzen es weiter. So erhob sich der Baum der Humanität über die Völker; unzählige Hände trugen zu seiner Wartung und Pflege bei: wir ge-

---

Siegel der Unvergänglichkeit, den Charakter des immer Wiederkehrenden, ein glücklichgetroffenes Maximum oder Minimum mit sich.

1) Betrachtung [deren leiseste Spitze ich nur berührt habe,]

2) „in der Menschheit“ fehlt in a.

3) Zuerst: Das letzte müßen wir thun, [wir mögens anfangen wie wir wollen;]

4) Zuerst: wo Welle die Welle   5) „auch“ aus a ergänzt.

6) unserm Ohr

7) Am Rande der Zusatz (wieder gestrichen): ob diese gleich ein herrliches Medium, ein großes Organ der Gottheit sind, auf menschliche Seelen zu wirken

8) Zuerst: diese nehmens mit Lust oder Unlust auf

niessen seine Früchte und müßen zu seiner weitern Cultur mithelfen.
170 Wie weit diese reiche, umfaßt unser Blick nicht; aber unsre Hand sei emsig,[1] unser kurzes Leben werde durch Theilnehmung und Theilgebung verlängert und ewig. Mich dünkt, in diesem hohen und richtigen Gefühl werde man leicht des Namens vergeßen, mit dem unsre Person bei Leibesleben genannt ward; nicht unser Bild[2] wollen wir unsern Mitgenoßen und der Nachwelt vermachen, sondern unsern Geist, unser Herz, die besten Bestrebungen unsres Daseyns, die edelste Form, die wir von andern in uns, auf andre aus uns brachten.[3]

---

171 Nachschrift.

Um dem Verdacht der Declamation zu entgehen, der bei Schriften dieser Art alle bleibende Wirkung hindert, will ich in ruhigerm Tone die Grundsätze hinzufügen, auf welche sich die veste Wahrheit vom Fortwirken der Menschen in die Zukunft gründet. Man vergesse das Wort Unsterblichkeit, und am wenigsten denke man dabei an eine eitle Fortdauer im Namen.

---

1) Zuerst: unser Arm aber sei rüstig und fleißig,

2) Zuerst: Portrait

3) In a folgt:

Noch wollte ich mich mit einigen Worten an die Glieder unsrer Gesellschaft wenden, und eine Folge ziehen, die auch uns anbeträfe. [Allein ich habe Ihre Geduld zu lange gemißbraucht und bereits die Zeit überschritten, die ich zu reden habe. Wen wie den Aeneas die genialischen Tauben zum goldnen Zweige führen, der wird durch ihn (zuerst: Wen .... führen, der wird für sich den goldnen Zweig und mit dessen Hülfe) das Elysium finden, in welchem er Unsterblichkeit genießet, Unsterbliches wirkt, und keines Nachruhms begehret.] Ich erbitte mir dazu noch einige Minuten, in welchen nicht Ich sprechen werde, sondern ein Mann, den ich unter allen Jüngstverstorbnen, [wegen seiner vielfachausgebreiteten Verdienste um die Menschheit,] ohne Mißgunst am meisten beneide.

[Franklins Fragen. Band 18, 503—508; vgl. 540 fgg.]

„Fortwirkung auf menschliche Seelen im Kreise der
Menschheit,“ das ist die Frage.

1. Wenn Ein Gesetz in der Oekonomie der Naturwesen offen-
bar ist, so ist es Reihe, Fortdauer der Geschlechter und
Arten. Ein Individuum macht dem andern Platz; es bringt den
Samen seiner Zerstörung mit sich, und eben die Gesetze, die sein
Wachsthum, seine Blüthe, seine Fortpflanzung befördern, befördern
auch seine Auflösung. Es gehet von hinnen, und lebt nur in an- 172
dern seiner Art fort, denen es sich mit seiner ganzen Erscheinung
gleichsam aufopferte und hingab. Diese Regel der Natur, die in
Pflanzen und Thieren sichtbar ist, gründet eine Verewigung der
Arten, zu welcher denn auch alle Triebe der einzelnen Wesen,
ihre Begierde nach Nahrung, Wachsthum, und sowohl die Ge-
schlechter- als mütterliche Liebe beitragen.

Der Mensch, als Thier und Pflanze, ist diesem Gesetz unter-
than; er ists aber auch, als ein kurzer Inbegrif und Abbild der
Natur, in der eigensten Einrichtung seiner Gattung. Sein
Verstand und seine Vernunft bedörfen zu Aeußerung ihrer Form
sowohl der Vergangenheit als der Zukunft: die Erscheinungen Jener
bewahrt sein Gedächtniß auf, die Einbildungskraft stellet sie dar,
der Verstand bildet aus ihnen Erfahrungen, die er auch auf die
Zukunft anwendet. Seine Seele ist also nicht aufs Jetzt einge-
schränkt; sie muß, ihrer Art nach, vom Vergangenen für die Zu-
kunft leben, und eben der ist der verständigste, oder gleichsam der
eigentlichste Mensch, der die Vergangenheit aufs Jetzt, und da dieses 173
in jedem Augenblick vorüber ist, aufs fortgesetzte Jetzt, die Zukunft,
richtig anwendet. In jeder seiner Wirkungen also ist der Mensch
eine fliessende Größe. Darauf beruhen die Gesetze seiner Erzie-
hung; seine Bildung und Misbildung, sein Glück und Unglück, der
Nutze oder Schade, den er stiftet, fließen daher; und was der
einzelne Mensch ist, ist auch sein Geschlecht: denn jedes Glied des-
selben griff vorwärts in die Kette der Wirkungen vor ihm und
ließ menschliche Wirkungen nach. Der menschliche Verstand ist, wenn

ich das Gleichniß brauchen darf, ein Januskopf mit drei Gesich-
tern: man kann zuviel in die Vergangenheit, zuviel in die Zukunft
sehen, und darüber das Jetzt versäumen; wie dem aber auch sei,
keines dieser Verhältnisse lässet sich vom andern trennen und schei-
den. Die regsten Neigungen und Triebe unsres Geschlechts zielen
auf diese Fortwirkung, das Streben nach Selbsterhaltung, Gesund-
heit, Macht, Vergnügen, Ruhm und Glück, die Liebe sein selbst,
so wie die Geschlechter- Eltern- Vaterlandes- und Menschenliebe.
174 Sofort läßt sich aus dieser Verbindung dreier Regionen in
unsrer Seele das Glück der Sterblichen erläutern, die mit treflichen
Seelenkräften ausgerüstet, auf vorzügliche Puncte solcher Verbin-
dung trafen, und ihr Jetzt sowohl als ihre Vorzeit auf die Nach-
kommenschaft vor andern wohl anzuwenden wußten. Sie traten zu
einer Zeit auf, da gnugsame Versuche, die Präliminarien ihres
Geschäfts schon da waren; diese gebrauchten sie aufs beste, und so
dorften sie um die Zukunft unbesorgt seyn, die ihnen früher oder
später mit Bewunderung, Liebe und Nacheiferung freiwillig folgte.
Es wäre zu erweisen, daß bei *Homer*, *Sophokles*, *Plato*,
Aristoteles, *Archimedes*, bei *Raphael*, *Bako*, *Galiläi*,
Newton u. a. dies der Fall gewesen; *Herschel* und mehrere, die
zu unsrer Zeit in mancherlei Dingen Epoche machen und machen
werden, zeigen, daß es auch noch bei uns derselbe Fall seyn könne.
Und allemal waren es die unbefangensten Gemüther, die die grö-
ßeste Epoche machten. Treue Haushälter der Vorwelt nutzten sie
175 diese auch in ihren Schwächen und Fehlern; so trafen sie den
Punct der Vollkommenheit, und die Zukunft that ihnen ihre Pfor-
ten auf, ohne daß sie solche, wie es andre nutzlos versuchten, mit
Gewalt sprengen dorften.

2. Wie also des Menschen eigenstes Vermögen mehr oder minder ein umfassender Geist ist, der mit Hülfe der Vorzeit aus seinem Jetzt auf die Zukunft wirket: so sind die *Mittel*, die er in Händen hat, oder die er, eben dieser seiner Natur nach, sich selbst erschaffet, *offenbare Werkzeuge und Symbole dieser*

thätigen Fortwirkung. Ich rechne hiezu vorzüglich Sprache,
Schrift, Wissenschaft, Kunst, und die Kunst der Künste, Ge-
setzgebung und Staatseinrichtung; sie sind die großen und
kleinen Schiffe, mittelst welcher er den Ocean der Zeiten durch-
segelt.

Von der Sprache ist unnoth zu reden, da sie als das Werk-
zeug der Fortpflanzung menschlicher Gedanken, Neigungen und
Thaten allgemein anerkannt wird: durch sie erben sich die Schätze
der Vorwelt auf späte Geschlechter hinab; durch sie sind die Wir- 176
kungen der Seele des Stammvaters einer Nation noch mit dem
letzten seiner Nachkommen verbunden. Durch eine gemeinschaftliche
Sprache nehmen mehr oder minder alle Glieder eines Volks an
einander Antheil, Zeiten gießen ihren Geist auf Zeiten, Völker auf
Völker in immer neuen Mischungen hinab, und sowohl durch Ver-
mehrung als Verwandelung der Sprachen strebet das Menschen-
geschlecht weiter. Freilich ist die Zeit längst vorüber, da alle Welt
nur Eine Zunge und Sprache war, mithin sich Alles Allem mit-
theilen konnte im Reiche der Menschen; sie wird auch nie wieder-
kommen auf Erden. Indessen sind sowohl durch herrschende als
durch gelehrte Sprachen bereits so viele Völker mit einander ver-
knüpfet, auch haben verschiedene Sprachen sich einander selbst so
stark mitgetheilet und an einander gebildet, daß auch hier ein großer
Fortgang der Dinge unverkennbar bleibet. Schwerlich werden die
Griechische, Römische und Französische Sprache als allgemeine Mit- 177
tel der Bildung je ausgerottet und verdränget werden; die Eng-
lische Sprache eifert ihnen nach, und die Deutsche wird sich einst
an sie fügen.

Es ist ein hoher Platz in der Geschichte der Menschheit, der
Sprache nach für alle gebildete Nationen unsers Erdballs zu schrei-
ben, auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung, wie in Siberien,
in beiden Indien wie in Europa gelesen zu werden; (wäre es
auch nur um widerlegt zu seyn, wie gegen Pauw's Bemerkungen
von beiden Indien aus ist geschrieben worden.) Es ist ein schöner

Platz in der Geschichte, gerade auf ein Zeitalter zu treffen, da die
Sprache einer Nation zu dem Grade der Bildung gekommen ist, in
welchem sie wahrscheinlich fortdauert; in diesem Garten blühen so-
dann unsterbliche Menschengedanken. Aber auch ohne diesen Vor-
theil theilen sich ächte Erfindungen, Geistesformen von der schönsten
Art, wahre Erläuterungen und Förderungen der Wissenschaft auf
178 mancherlei Wegen mit; wie mit dem Blumenstaube entfernter Zo-
nen, fährt Zephyr mit Gedanken der Menschen weit umher, daß
man oft, wo man sie am wenigsten suchte, ihre Blüthen und
Früchte findet. Und dann, ists nicht schon Würde und Werth ge-
nug, auch nur auf seine eigne Nation in einigen Geschlechtern fort-
zuwirken? Vielleicht durch die dreissigste und hundertste Hand gehen
die Früchte deiner Bemühungen aus einer veralteten in eine neuere
oder fremde Mundart über. Dein Name ist längst vergessen; dein
Eigenthumsrecht war vielleicht schon mit dem ersten Viertheiljahre
dahin, indem behende, rüstige Sprecher es sogleich zu dem Ihrigen
machten; aber was ist Eigenthumsrecht und Name bei einem Gut,
das der Menschheit zugehört? Je reiner du denkest, desto mehr
wirst du dich selbst des Unrechts der Vergessenheit freuen, und dich
in ihm geehrt finden.

Die Schrift und die Buchdruckerei gehören zum Fort-
pflanzungsmittel der Sprache; die Vorsehung hat durch sie bereits
179 Wunderdinge gewirkt, und wird mit beschleunigter Kraft in den
nächsten Jahrhunderten gewiß Wunderdinge befördern. Ein Sprach-
rohr für menschliche Seelen, wirkt sie auf einmal an hundert Orten
und Enden jetzt und zukünftig.

Wissenschaften und Künste sind Formen des menschlichen
Geistes, auf denen, je wahrer und nützlicher sie sind, desto vester
das Siegel der Unsterblichkeit haftet. Laß es seyn, daß Künste
verlohren gegangen sind; vielleicht konnte man sie entbehren; wenn
aber auch nicht, so strebe der menschliche Geist, sie wieder zu erfin-
den und die seinigen vor einem gleichen Untergange dauerhaft zu
sichern. Er thut dieses durch die Kunst aller Künste, die Gesetz-

gebung und Staatskunst: denn ist der Mensch ein politisches
Geschöpf (ζωον πολιτικον) wie er es gewiß ist, weil außer die-
sem Zustande oder im Verderb desselben er das Schätzenswürdigste
und Beste seiner Natur verlieret: so strebe er, es ganz zu seyn,
und auf Aeonen hinab zu erreichen, was in seinen Kräften stehet.
Eine böse Politik vereinzelt, schwächt, unterdrückt, quält und tödtet 180
Menschen, dem Vieh gleich: sie hat Welttheile verheert, Völker aus-
gerottet oder zu Sklaven gemacht, Denkmale zerstört, Künste unter-
gehen lassen, Wissenschaften verachtet, und die Fortwirkung des
menschlichen Geistes tausendfach gehindert. Unter einer guten Ge-
setzgebung und Staatseinrichtung, die wie Alles auch auf andre,
ihr ähnliche Staaten wirkt und sich mit ihnen vereint, blühet
Sicherheit und Friede; Künste gedeihen, Wissenschaften sprießen
empor, Vernunft und Sitten läutern einander, und sowohl der
menschliche Geist als das menschliche Herz senden in kleinen und
grossen Kreisen, in niedern und höheren Ständen, die schönste Beute
ihres Lebens, Erfahrung, Klugheit, Sittlichkeit, Vernunft, Kunst
und Wissenschaft weiter. Unläugbar ists, daß Europa durch seine
vereinte Macht, durch Erfindungen, Anstalten, Aemsigkeit und Klug-
heit sich Mittel erworben hat, auf alle Völker der Erde, so wie
auf die fernste Nachwelt mächtig zu wirken; welch eine Zukunft 181
schlöße sich auf, wenn diese ungeheure Macht und Klugheit einst
Weisheit und Güte würde!

3. Ohngeachtet aller einander entgegen strebenden
Kräfte unsers Geschlechts scheint eine allgemeinere, vol-
lere, sanftere Fortwirkung desselben auf die Nachwelt in
der Ordnung der Dinge, und im Lauf seines Daseyns zu
liegen. Alles, was Raum und Zeit bindet, ist Gesetzen unter-
than; wie? und die leidenschaftliche freie Willkühr der Menschen,
ihr Aberwitz, ihre Rasereien sollten jeder beschränkenden Ordnung
der Natur unbändig seyn, und unbändig bleiben? Erröthen sollte
unser Geschlecht, wenn es so etwas auch nur im Traum behaupten
wollte. Geburt, Tod, Heirathen, Fieber, selbst die Witterung hat

ihren Calcul gefunden; und die schädlichen Thorheiten der Menschen sollten ihn nach einer dreitausendjährigen Erfahrung nicht finden? Nicht blos den Calcul werden sie finden, sondern auch
182 Regel und Riegel. Ohnstreitig tobt jene wilde Persönlichkeit, die sich einst durch Uebermuth und sinnlose Zerstörungen unsterblich machte, nicht mehr mit der Freiheit, wenigstens nicht mit der Billigung auf der Erde umher, mit welcher sie ehedem verehrt ward, (es wäre denn in entfernten Ländern und Winkeln;) mancherlei Ursachen tragen dazu bei, jeder zu frechen persönlichen Anmaassung Einhalt zu thun und mit Aufopferung derselben lieber die Ruhe des Ganzen zu sichern. Immer mehr verliert sich alles in grösseren Massen; es wirkt durch Leidenschaftlosere, oft sogar nur durch mechanische Mittel, und muß sich also der kältern Vernunft eher fügen. Revolutionen, wie die von Attila, Dsengiskan, oder von unsern Deutschen Vorfahren bewirkt ward, haben wir in Europa kaum mehr zu besorgen; und was von Europa aus die Welt drückt, ist meistens der kalte Geiz, die niedrige Habsucht. Eine Geißel Gottes fürs Menschengeschlecht zu seyn, nach diesem einst rühmlichen Hunnen-Ruhm wird niemand mehr gelüsten; selbst Barbaren
183 hüten sich, ihre zerstörende Natur zu rauhe zu zeigen. Die Werkzeuge ihrer Macht sind Eines Theils gelähmt, oder andern Sinnes geworden; kurz, was die helle Vernunft anfing, warum sollte dies das Gesetz und eine vestgestellte Ordnung Aller mit Allen nicht einst vollführen? Wer hieran zweifelt, müßte es als erstes Naturgesetz annehmen, daß das Menschengeschlecht, unter das Schlechtere verkauft, zum Beßeren nie gelangen könne, und daß seine klärsten, sichersten Grundsätze ewig und immer täuschende Scheinworte bleiben müßten. Ist dies aber nicht, hat der allweite Raum sich zu Sternen und Sonnen aufgeklärt, und was Chaos war nach Naturgesetzen in daurende Bahnen geregelt; so lasset uns beim jungen Menschen-Chaos auf unsrer Erde an dieser wünschenswerthen Entwicklung auch nicht zweifeln, vielmehr dazu alles was wir können guten Muthes beitragen. Licht ist das stilleste, aber wirksamste

Element der Natur; durch seinen schnellen Stral, durch seine unge-
stört fortgesetzte, geräuschlose Wirkung belebet und reiniget es die
Natur, erweckt und färbt die schlummernde Blumen, macht andre 184
Farben ersterben; es ist der stille Träger fortwirkender Schöpfungs-
kräfte. So sei auch unsre Thätigkeit für die Nachwelt, und der
ganze Lohn derselben, daß durch sie, wie durch verschlungene Licht-
stralen, eine neue schöne Schöpfung lebe.

185 IV.

Ueber

Denkmale der Vorwelt.

Erstes Stück.

---

187 Wenn Pope sein Gedicht vom Menschen mit der Wahrheit
anfängt, daß in unserm umgränzten Leben uns wenig mehr nach-
gelassen sei, als „umherzusehn und zu sterben“: so meint er mit
diesem Umherschauen wohl etwas mehr, als ein blosses An-
staunen der Dinge, das manche Thiere mit uns gemein haben
würden. Verwunderung ist das erste Kind der Neugierde; sie muß
aber auch eine Mutter der Untersuchung werden. Ein Reisender,
der von seiner Wallfahrt unter Trümmern und Denkmalen nichts
als die Wahrheit zurück brächte, „daß alles eitel sei“, und der
seine gewonnene Gleichgültigkeit mit dem Namen der Ruhe eines
Weisen beehrte, hätte damit nicht viel gewonnen, sondern vielleicht
188 an seiner ehemaligen Wirksamkeit in einem eingeschränkteren Kreise
verlohren. Schwermüthig auf den Trümmern der Vorwelt zu sitzen,
mag eine malerische Stellung seyn; sie ist aber weder gnügsam noch
nützlich.

Auf mehrere Weise hat sich also der menschliche Verstand sorgsamer beschäftigt, wenn er sowohl die Trümmern alter Revolutionen im innern Bau unserer Erde, als über derselben die fast allenthalben zerstreuete Denkmale der Vorwelt bemerkte. Dort hat es an Hypothesen nicht gefehlt, viele dieser Erscheinungen zu einem

System zu ordnen, und dadurch die Entstehung unsers Erdkörpers zu erklären; hier ist man noch auf dem behutsamern Wege, einzelne Facta zu sammlen, andere zu erklären und nur wenige kühne Geister haben sich bisher an eine allgemeine Auflösung gewaget. Wer wollte diese auch jetzo schon wagen? da so viele Denkmäler noch unentziffert, andre kaum angezeigt oder mangelhaft beschrieben
sind, andre, vielleicht nothwendige Zwischenglieder, uns noch ganz 189
fehlen. Die Entdeckungen rücken indeß gewaltig fort, und der Trägste wird gezwungen, an ihnen Theil zu nehmen. Ja was noch schätzbarer ist, der Entdeckungsgeist unsrer Zeit gewinnet offenbar an Sicherheit, an unpartheilicher Darstellung, an gelehrter Genauigkeit, an zusammenstellender Wahrheit: denn die Jahrhunderte unwissender Mönche, oder täuschender Bekehrungsgeister sind beinahe vorüber. Ein Reisender geht auf der Spur des Andern, Einer berichtigt, Einer scheuet den Andern; und wenn, wie es zu erwarten steht, auch manche geheime Berichte, die einst eine eigennützige Politik verbarg, werden gemein gemacht werden: so wird die Geschichte der überirrdischen Denkmale in dieselbe Combination treten, in welche seit einigen Jahrzehnden die Geschichte der unterirrdischen Vorwelt bereits sehr rüstig getreten ist, ohne Zweifel mit mancherlei neuen Resultaten. Je langsamer wir dabei mit Hypothesen fürs Ganze zu Werk gehn: desto vester wird das Gebäude gerathen.

Es werden also auch mir, einem Mitwandrer auf unsrer Trüm- 190
mervollen Erde, einige Anmerkungen erlaubt seyn, die entweder die Gedanken anderer leiten, oder von ihnen verbessert werden mögen.

1. Zuförderst, dünkt mich, müsse man die hebräischen Sagen über die Urwelt der gesammten Auslegung aller alten und ältesten Völkerdenkmale nicht zum Grunde legen, sondern sie blos für das, was sie sind, für Nachrichten eines Hirtenvolks der Gegenden annehmen, in welchen es lebte. So wenig dem Geologen die sechs Tage der Schöpfung einen Aufschluß zum Bau der Erde geben werden: so wenig können wohl

die an sich schätzbaren Familiennachrichten dieses Volks etwas Ge-
nugthuendes für alle Erdvölker gewähren. Die Genealogie der
Söhne Noahs scheint nichts als eine Landcharte der Gegenden zu
seyn, die der Sammler dieser Nachrichten kannte, in einer Projek-
191 tion entworfen, wie er sie ansah und mit dem Stammvater seines
Volks nach Charakteren, die er uns nicht angiebt, in Verbindung
brachte. So sind auch späterhin die rings um Palästina wohnen-
den Völker mit Hebräern blos nach Geschlechts-Verhältnissen in
Verbindung gebracht und mit Ehre oder Schande bezeichnet. Dem
Forscher allgemeiner Denkmale der Vorwelt ist diese Privatbeziehung
eher hinderlich, als nützlich; sie kann ihn weit verführen, und am
Ende gewann er aus ihr doch wenig mehr, als hebräische Namen.
Nun ist aber aus allen Welttheilen bekannt, daß Völker selten oder
fast nie sich selbst so nennen, wie sie von Auswärtigen genannt
werden; geschweige daß alle Völker der Erde an Namen, die ihnen ein
abgeschloßenes Volk in einer Verwandtschaftstabelle gab, känntlich
seyn sollten. Was z. B. gewinnt Bruce dabei, daß er seine
Kunstreichen Troglodyten Kuschiten nennt? als daß er uns den
Pfad seiner Hypothese unsicher macht, und unsern Gesichtskreis un-
angenehm verenget. Eben so wohl hätte er sie Kainiten oder
192 Kabylen nennen können, und hätte ihnen damit noch eine höhere
Abkunft gegeben. So vergesse man bei allen Denkmalen die soge-
nannte Sündfluth; mögen sie vor derselben, oder gar wie die
Beduinen von den Pyramiden sagen, vor Adams Schöpfung ge-
bauet seyn; wenn dem Forscher hierüber nicht andere Merkmale
Zweifel oder Aufschluß geben: so darf ihn diese Chronologie weder
beruhigen, noch gegen andre Facta zu einer gewaltsamen Hypo-
these verleiten. Noch weniger darf er sich dabei auf die spätere
Angabe, und sogenannte Tradition unwissender Araber und andrer
Mahomedaner verlaßen, da es bekannt ist, aus wie trüben Quellen
ihre ganze Tradition geflossen sei, in welcher Unwissenheit sie solche
annahmen, und mit tausend Verwirrungen vermehrten. Wenn sie
ihm hier also das Grab Adams und der Eva, dort Hiobs und

Abels zeigen: so haben diese Zeugnisse eben so wenig urkundlichen
Werth, als wenn sie ihm die Grenzen des ehemaligen Paradieses
wiesen. Schon der uralte Sammler der hebräischen Nachrichten 193
nahm diese nur aus einer Tradition auf, und setzte sein Eden an
eine Quelle von vier Strömen, die auf unserer Erde nirgend aus
Einem und demselben Quell entspringen. Ein anders ists mit
Denkmalen, die durch alte schriftliche Zeugnisse genau bestimmt sind,
oder an denen sich die mündliche Tradition nach gegebenen Um-
ständen der Geschichte wahrscheinlich hat erhalten mögen. Sonst
ist in den Sagen Morgenlandes über die Errichtung ihrer Denk-
male dem Namen Salomons so wenig zu trauen, als in andern
Gegenden dem Namen Alexanders oder Julius Cäsars.

2. Vielmehr rede jedes Denkmal für sich, und erkläre
sich selbst, wo möglich, auf seiner Stelle, ohne daß wir
irgend aus einer Lieblingsgegend die Erklärung holen. Wenn man
z. B. in Siberien oder der Mungalei die rohesten Anfänge der
Hieroglyphenschrift in Menschen- und Thierfiguren oder andern
Zeichen, auf Felsen gegraben und mit rother Farbe bezeichnet, an-
trift; was schließet man natürlicher, als daß auch hier einmal ein 194
Volk den Versuch machte, den fast alle sogenannte Wilden in jeder
Weltgegend gemacht haben, und den täglich jedes Kind macht, wenn
es sinnliche Figuren roh entwirft und mit solchen irgend ein An-
denken bezeichnet? Anmerkenswerth sind dergleichen Figuren, nicht
aber wunderbar: vielmehr müßte man sich wundern, daß solche
nicht viel häufiger auf der Erde vorkommen, wenn auch hiervon
nicht die Ursache am Tage läge. Da nämlich in den meisten Ge-
genden der alten Welt die Cultur der Künste sehr alt ist, so sind
dergleichen Kindheitversuche längst untergegangen, und haben sich
eben nur in denen vom Mittelpunkt der Cultur entfernten Ge-
genden, in Nordasien, Amerika, vielleicht im innern Afrika und auf
den Inseln erhalten. Würden sie einst zusammengebracht: so würde
man auch an ihnen allgemein jene Perioden des Fortganges mensch-
licher Geschicklichkeit und Uebung sehen, die man im Besondern bei

195 jeder Kunst, z. B. bei der Sinesischen Schrift, bei den Hieroglyphen
der Aegypter, ja nach einer vergleichenden Zusammenhaltung ver-
schiedener dieser Nordasiatischen Figuren selbst an ihnen deutlich
wahrnimmt.[a]) Auf undenkliche Zeiten vor unsrer Geschichte ergiebt
sich aus solchen Versuchen kein Schluß: denn wie leicht war der
Versuch zu machen, und mit wie vielen gebildeten Völkern ist diese
Nordstrecke Asiens von jeher in Verbindung gewesen!

Wenn im vordern Asien dagegen Alles so verwüstet ist, daß
man, außer den Trümmern von Balbeck und Palmyra, die ihre
Wüste schützte, in Syrien, Palästina, Mesopotamien, Assyrien und
Chaldäa von den alten Wundern der Welt und ihren Hauptstädten
sogar wenige oder keine Reste antrift:[b]) so erklärt sich dies abermals
196 leider aus der bekannten Geschichte dieser Völker, aus den Mate-
rialien, von denen ihre Städte und Denkmale aufgeführt waren,
endlich aus der Veränderung des Bodens und des Klima dieser
Gegenden selbst. Ein steinerner Götzensitz bei Aradus, Todtengrüfte
in Felsen, Reste von Wasserleitungen in der Wüste, überbliebene
Haufen von gebrannten, zum Theil mit Buchstaben bezeichneten
Steinen an Orten, wo einst die größeste Pracht der Welt blühete,
sind gleichsam das Mindste, das man erwarten kann; von welchem
Mindesten man also auch um so mehr Gebrauch machen sollte. Wo
197 irgend es möglich wäre, sollte kein beschriebener Stein dieser Ge-
genden übergangen, ja nirgend auf der Erde ein unverstandenes
Alphabet geringe geschätzt werden; es kann mit andern zusammen
gehalten, es kann einst verstanden werden. Lobenswürdig ist also

---

a) Strahlenberg, tab. 16. 15. 14. 4.

b) Als ein sehr brauchbares Register der Denkmale des Alterthums
196 auf der gesammten Erde können Oberlins orbis antiqui monumentis suis
illustrati primae literae, Argent. 1790. dienen. Meiners Beschreibung
alter Denkmahle, Nürnb. 1786. erstrecket sich nach S. 12 nur auf dieje-
nigen, „deren Urheber gänzlich unbekannt sind, und die alle auf das Daseyn
grösserer und gebildeter Völker schließen lassen, als man bei der Entdeckung
der neuen Welt in grosser Entfernung von diesen Monumenten antraf.“

die Mühe, die z. B. Niebuhr sich bei seiner Nachzeichnung der Inschriften zu Persepolis, in Arabien und dem Theil Aegyptens gab, den er bereisete; hätte Bruce bei den viel mehrerern Hieroglyphen, die er sah, diese Mühe verfolgen können: so wären wir schon weiter, da er selbst nur die Summe aller auf zweihundert und einige zählet. Setzte man diese Mühe dann einst bei den Denkmalen im innern, im süd- und östlichen Afrika, auf Ceylon, in Indien, im westlichen Nordamerika und wo sich sonst Charaktere finden, fort, und machte Europa zur Niederlage derselben: so würde man, wenigstens hie und da, sie an einander reihen können, und sich nicht blos an dem dunkeln Namen unbekannter Charaktere begnügen dörfen. Ein sprechendes Denkmal kann uns einst als ein 198
Kapitel der Genesis, als eine Stimme der Vorwelt gelten.

3. Der Erklärung der Denkmäler ist es nicht vortheilhaft, wenn man die Völker, unter denen sie errichtet worden, abgetrennt, und gleichsam so isolirt betrachtet, als ob keine mehr auf der Erde gewesen wären. Die gezwungene Voraussetzung, die uns hierüber anklebt, entspringet Theils aus den wenigen Nachrichten, die wir vom Zusammenhange und Handel der alten Welt haben; noch mehr aber aus der gedrückten Vorstellung, die uns der Zustand Europa's während seiner barbarischen Jahrhunderte eingeprägt hat. Glücklicherweise aber war dieser Zustand nur ein trauriger Zwischenakt in der Geschichte, der doch auch damals das große Verkehr der Völker in Asien, Afrika, und Europa nicht ganz aufhob,[c]) am wenigsten aber ältern Zeiten 199
zum Nachtheil gereichen darf. Unsre Genesis selbst in ihrem eingeschränkten Patriarchen-Kreise, verräth einen Zustand der Welt, in welchem nothwendig viel Gemeinschaft der Völker unter einander, Gewerbe, Künste, selbst Wissenschaften und Luxus waren;[d])

---

c) S. Fischers Gesch. des teutschen Handels Th. 1. Sprengels Gesch. der geogr. Entdeckungen, Anderson, Bruce, Robertson u. s.

d) Gatterers Kurzer Begriff der Weltgesch. Th. 1 S. 31. f. hat davon ein kurzes Bild gegeben.

und doch lag es ja am wenigsten in der Lebensart herumziehender
Hirten, Dinge dieser Art aufzuzeichnen. Da nun die Geschichte
der Griechen so jung und entfernt ist, warum wollten wir nicht
noch gegenwärtige Thatsachen als Zeugen gelten lassen, gegen
welche sich doch überhaupt ein auswärtiger, später Geschichtschreiber,
wie ein schwätzender Hauch, verlieret? Konnte Persepolis, konnten
200 die Gräber der Könige in seiner Nähe, konnten die Indischen
Tempel in Ilura, auf Salsetta, Elephante, Ceylon, endlich alle
berühmten Alterthümer des Ober-Aegyptens, bis tief in die Wüste
und Abessinien hinein, ohne Künste und Luxus gebauet werden?
Sehr erfreulich war es mir also, da ich von einem philosophi-
schen, die Geschichte weit-umfassenden Denker allen seinen Mitfor-
schern die Wahrheit laut zugerufen fand:[e]) „das Menschen-
geschlecht ist nur „Eins. Es hat in allen Zeitaltern in einander
gewirkt, und wird „und soll in einander wirken.“ Denn so schwer
es wird, bei Behandlung der Geschichte und ihrer Denkmale dies
jeden Augenblick sichtbar zu machen: so ist es doch der Keim des
ganzen lebendigen Körpers unsrer Geschichte. Das mensch-
liche Geschlecht ist Ein Ganzes, seit seiner Entstehung hat es ange-
201 fangen[1]) sich zu organisiren, und soll diese Organisation vollenden.

Den Denkmalen des Alterthums wird also ein großer Auf-
schluß, wenn man auf die Wege des Völker-Vereins und
Völker-Verkehrs merket. Viele Denkmale liegen offenbar selbst
auf dem Wege dieser Gemeinschaft und sind wahrscheinlich durch
ihn entstanden. So die Alterthümer an der Küste des östlichen
Afrika; so vielleicht jene andre an der westlichen Küste der Indischen
Halbinsel. So wars mit Babylon, Damaskus, Palmyra, Tyrus:
mit einigen Resten des nördlichen Asiens scheint es nicht anders,
und ich halte z. B. die Stadt Madschar, über deren sonderbaren
Ursprung von den wilden Madscharen so manche Verwunderung

---

e) Schlötzers Weltgeschichte Th. 1. 85 hin und wieder.

[1]) A: angefangen und

geäußert worden,[f]) für nichts als einen Handelsort, eine Nie= 202
derlage der Perser auf einem allgemeinbekannten Wege
des Welthandels. Wenn sich, wie ich kaum zweifle, Inschriften
daselbst finden, so werden diese ein Mehreres erklären. Lägen indeß
auch manche Denkmale nicht unmittelbar auf dem Handelswege der
Völker; setzen sie Reichthum, Handel, mithin Gemeinschaft der
Nationen, selbst Nachahmung in Künsten voraus, und die Geschichte
gäbe kein Licht darüber, so müssen uns Sagen statt der Geschichte
gelten, und da dünkt mich, könnte doch die alte Aegyptische, Per=
sische, Indische Fabel, wenn sie von so bündigen Zeugen, den
Denkmälern selbst, unterstützt wird, uns immer statt eines
Homers jener Nationen dienen. Ueberhaupt scheinet Asien von
jeher ein vielbelebter Körper gewesen zu seyn; und noch jetzo ists
die Mutter und das Grab alles Welthandels.

4. Nur der Zustand einer jungen Welt kann uns die
Pracht=Denkmale des hohen Alterthums erklären. Ihrer 203
Bestimmung nach sinds offenbar Tempel, Palläste, Gräber.
Bei Tempeln weiß jedermann, was die Religion, (damals ganz eine
Sache des Staats) für alle, die den Bau anordneten und voll=
führten, bedeutete. Die Könige waren Götter der Erde, die Priester
ihre Werkzeuge oder Regierer. Das Volk lebte sparsam, bedurfte
im dortigen Himmelsstrich wenig; milden Gesetzen unterworfen,
diente es willig, unter der Zucht der Könige und Priester. Den
Göttern also einen Tempel, den Königen ein Haus oder ein Grab=
mal bauen, war ihm Eins; für sich lebte es gern in Hütten, die
keine Denkmale seyn sollten. Setzt man nun einen so ordentlich
eingerichteten Zustand des Reichs voraus, wie ihn z. B. die Mauern
Persepolis in Figuren zeigen, und fügt eine Religion hinzu, wie
die Religion der Perser ihrem Wesen nach war, eine Religion, die

---

f) S. Büschings Magazin Th. 5. S. 533. Schon Fischer, einer der verdientesten Männer um die Nordöstliche Geschichte muthmassete den Persischen Ursprung dieser Stadt; meine Hypothese ist aber nicht völlig die seine. Gefundene Inschriften würden die beste Auskunft geben.

nichts als Thätigkeit, Ackerbau, Belebung der Welt mit guten
204 Früchten anordnet; denket man dann im ersten jugendlichen Helden-
alter der Welt an jene glücklichen Eroberungen, von denen die
Persische Fabel redet: so werden uns eben auf dieser Stelle, im
Herzen Asiens, zwischen Aegypten und Indien, auf einer Anhöhe,
die dem Bau ihre Marmorfelsen selbst anbot, und wo sich Berges-
kraft, Volksmenge, Verehrung gegen seinen König, als das Bild
der Gottheit, mit Künsten andrer Länder, wie in einen Mittel-
punkt vereinigen konnten, Denkmale, wie die zu Persepolis sind,
sehr begreiflich. Nicht anders wars mit Indien und Aegypten, wo
wahrscheinlich, am meisten in Aegypten, die Künste viel einhei-
mischer waren. Die Eintheilung des Volks in Casten, die strenge
Unterwerfung desselben unter Gesetze, Ordnungen und Priester,
seine Bestimmung zu einzelnen Gewerben, die Genügsamkeit des-
selben und sein milder Himmel unter einer mild-despotischen Re-
gierung, die Lebensweise der Aegypter endlich, bei denen alles von
205 Hölen ausging, und deren Kunst vorzüglich darinn bestand, diese
Hölen zu formen und zu bezeichnen, vorliegende Felsen zu Götter-
bildern, Sphynxen und Obelisken zu bilden; ein Zusammentreffen
solcher Umstände in einem solchen Zeitalter, machte allein der-
gleichen Denkmale möglich. Wir können und werden jetzt so wenig
Obelisken als Pyramiden bauen; selbst die Zeit unsrer großen
Gothischen Kirchen scheint in Europa geendet; unser Fleiß, unsere
Staatskunst wendet sich auf mehrere, schnellere, oft auch nützlichere
Gegenstände. Daß auf die Gräber der Könige so viel gewandt
wurde, bezeigt vollends die Jugend der Welt. Man erfreuete sich
seines irdischen Lebens, man wünschte Unsterblichkeit, und hatte sich
noch nicht getrauet, sich jenseit des Grabes derselben zu versichern;
man suchte sie also im Grabe. Dem Mann, dem bei einem
kurzen Leben die Welt zu Gebot stand, erbauete sich die prächtigste
ewige Wohnung, in welche er als Leichnam, der Sage nach oft
206 mit vielen Schätzen, aber auf einem verborgnen, nur den Priestern
bekannten Wege hineinschlüpfte und da ewige Ruhe oder ein ewiges

Leben im Grabe hoffte. Alles dies athmet den Geist jugendlicher Weltzeiten; Er war der Riese, der diese Denkmale erbaute.

5. Bei allen Denkmalen der Vorwelt muß man nicht nur zurück auf die Ursachen sehen, die solche beförderten, sondern auch auf die Wirkungen, die dadurch befördert wurden: denn kein Kunstwerk steht todt in der Geschichte der Menschheit. Jedermann sind die neueren Hypothesen bekannt, durch die man auf Ein Urvolk der Künste und Erfindungen hinaufzusteigen versucht hat; man bemühete sich um sie, seitdem man den Kasten Noah als völlig unbrauchbar ansah. Einen unpartheiischen Forscher der ältesten Denkmale darf vorjetzt noch keine solche Hypothese kümmern; in der Zusammenwirkung der Völker, in lauter Versuchen zu ihrer Organisation liegt ihm das 207
erste Urvolk; und er sieht in der Kette der Dinge nicht nur zu dem hinauf, was vorherging, sondern auch zu dem, was daraus erfolgte. Vor allem fällt ihm da die gleichsam zum zweitenmal geschaffene Natur des Menschen, d. i. die ungeheure Neigung ins Auge, mit der Jedes dieser ältesten Völker noch nach Jahrtausenden an seinen Erdstrich, an seine Religion und politische Satzungen gebunden ist. Kein Europäisches Band vermag die Völker zu binden, wie z. B. die Indier an ihren Ganga, an ihre heiligen Oerter und Pagoden gebunden sind. Die Perser waren mit ihren Feuertempeln weniger an ein Vaterland geheftet, da der Pallast Dschemschids nur ein Heiligthum ihrer Staatsverfassung gewesen zu seyn scheinet. Und doch, wie sehr hat auch dies Volk eben in seinen Urgegenden auf manche zum Theil noch unerkannte Art fortgewirket! Die Hölen und Tempel des obern Aegyptens sind längst eine Wohnung der Nachtvögel und Räuber; die 208
Wirkung derselben aber, ihre sogenannte Weisheit, ihre Geheimnisse, ihre Symbole, wie weit umher ist sie verpflanzt! in welche Formen ist sie metamorphosirt worden! Endlich die armen Krypten des Jüdischen Landes, ursprüngliche Hölen der Trogloditen, nachmals Gräber der Könige und der Reichen, zu wie Manchem

haben sie Anlaß gegeben, was ohne sie schwerlich auf so viele Völker verbreitet wäre! In diesen unterirrdischen Grüften ward eine Versammlung der Väter, ein Todtenreich, (Scheol) voll ewigen Schattenlebens. Hier flossen Bäche Belials: hier nagte der Tod; hier in diesen Felsenklüften ward Auferstehung offenbaret. Wäre, wie in Indien, im vordern Asien der Körper verbrannt worden: so wäre wahrscheinlich die Idee der Seelenwanderung auch hier entstanden oder fortgepflanzt worden, und die Vorsehung hätte sich auf einer andern Stelle der Erde einen Geburtsort trostreicher
209 Hoffnungen, deren das bedrückte Menschengeschlecht bedorfte, erwählet. So allenthalben. Keine Wirkung, die durch ewige Denkmale ins Herz der Menschen gebauet werden konnte, hat ihres Zweckes verfehlet. Lasset uns z. B. hören, wie ein armer Israelit nach einer 1200jähriger Verbannung sich nach den nackten Gebürgen, den Gräbern und Denkmalen seines uralten, von ihm nie gesehenen Vaterlandes sehnet.[g])

Seufzer nach den Denkmalen des heiligen Landes.

Eine Elegie.

Hast du vergessen der Deinen, die jammernd schmachten in Fesseln?
  Zion, vergissest du jener unschuldigen Schaar,
210 Eines Restes der Heerde, die sonst in ruhigen Thälern
  Vor dir weidete; jetzt fremd, und entfernet von Dir.
Nimmst du den Frieden nicht an,[h]) mit dem von jeglicher Seite
  Sie dich grüssen, wohin irgend ein Treiber sie trieb?
Ach den Gruß eines Sklaven, der noch in den Fesseln zu hoffen
  Waget; es rinnen ihm Zähren nach Zähren hinab,
(Wie der Thau vom Hermon in nächtlichen Tropfen hinabrollt;)
  Glücklich, könnt' er sie nur weinen in Deinen Schoos!

---

g) Jehudah Hallevi hieß er, der Uebersetzer oder Verfasser des Buchs Kosri. Er lebte im zwölften Jahrhunderte, einer der größten Bedrückungszeiten seines Volks; daher man ihm die heftigen Stellen verzeihen wird, die ihm der Schmerz gegen andre damals lebende Völker auspreßte.

h) Der gewöhnliche Friedensgruß mehrerer morgenländischer Völker.

Könnte mit ihrem Bade nur Deine verödeten Hügel 211
feuchten! Und dennoch, nein! sinket die Hoffnung ihm nicht.
Wenn ich dein Elend beweine, so gleich' ich der nächtlichen Eule;
Harfe des Dankes wird, Harfe der Freude mein Herz,
Denk' ich deiner Erlösung. O Beth=El, heilige Stäte,[i])
heilige Hallen, wo einst sichtbar der Ewige sprach,
Wo die azurnen Thore des Himmels sich nimmer verschlossen;
Sonne, Mond und Gestirn wichen dem herrlichen Glanz
Gottes. Könnt' ich ergießen mein Herz, wo des Ewigen Geist sich 212
auf der Jünglinge Schaar, Israels Jünglinge goß.
Seliger Ort! dem Höchsten der irrdischen Throne zu heilig,
nur dem Schöpfer geweiht, nur des Erhabensten Thron;
(Ach, und entweihet jetzt von verwegnen Knechten!) O könnt' ich
einsam irren umher, Zion, in Trümmern von dir;
könnt' in trauriger Stille, auf dunkeln Fittigen schwebend,
zu Dir tragen mein Herz, welk und vom Jammer geknirscht,
könnte mit meinem Angesicht dort hinsinken zur Erde,
vest anschließen die Stirn an den gesegneten Staub,
Und aufrichten sie dann zu den Gräbern meiner verwes'ten 213
Väter, anstaunend jetzt Hebron, der Könige Grab,
Euch, ihr Berge, die ihr die grössesten Lichter der Welt deckt;
Zion, so athmete ich Aether der Geister in Dir.
Nackt und entsohlet würd' ich mit Wohllust suchen den Erdgrund,
Der, sich eröfnend, Dich, Lade des Bundes, empfing,
Dich in den dunklen Schoos, du Heilges der Heiligen, aufnahm,
Daß des Verruchten Hand nimmer entweihete dich.
Hingestreuet des Hauptes Schmuck auf deine Gefilde,
wäre Verwünschung mir, mir dem Verzweifelnden Trost.
Jede Verwünschung, womit ich den Tag des Jammers belege,
der dich verödet, o Land, wäre mir einzige Lust;
Sonst ist jede mir schnöde, so lang' ich von Hunden den Löwen,[k])
Fürsten von Sklaven zerfleischt, Edle von Raben zerhackt

---

i) Ein schönes poetisches Bild. Sein ganzes verödetes Land redet der Dichter als den nackten Stein an, auf welchen der Stammvater seines Volks, Jacob, einst das Haupt legte, darüber den offenen Himmel sah, und die Verheißung des Ewigen hörte.

k) Bei dieser Stelle soll der Verfasser, da er im funfzigsten Jahr seines Alters nach Palästina gezogen war, und mit zerrissenem Kleide, mit

Sehe gezerret umher. Ich scheu und hasse das Taglicht,
das so scheußliche mir, schreckliche Bilder mir zeigt.
215 Der du den Kelch der Trübsale mischest, halt' o Erbarmer,
halt' ein wenig! Gefüllt ist er mit bitterem Trank.
Laß mich erholen mich, und allen Jammer noch Einmal
fühlen; und gieße den Rest völlig dann über mich aus.
Krone der Schönheit, ermuntere dich. Erwach' o Geliebte,
Denke, Zion, der Huld, denke der Liebe zu dir,
Welche die Herzen deiner Gespielen mit mächtigem Reiz zieht,
Daß dein Wohl sie entzückt, daß sie dein Jammer betrübt.
Aus der Gefängniß Kluft sehnt ihre Seele zu dir sich;
Knieen sie nieder; zu dir neiget sich sehnend ihr Haupt.
216 Nimmer vergisset die Heerde, von jenen Höhen verscheuchet,
Deiner Hürde; sie denkt ihrer im dunkelsten Thal,
Schmachtet ächzend zurück zum Schatten der heiligen Palmen,
lenket immer zu dir seinen ermatteten Tritt.
Dreimal selige Burg! kann, übermüthig im Stolze,
Pathros gleichen sich dir, Sinear gleichen sich dir?
Mag ein unheiliger Spruch sich deinem Urim und Thummim
gleichen? Besitzt ein Volk, was du vom Himmel empfingst?
Wo sind ihre Gesalbten des Herrn? wo ihre Propheten?
wo des Levitenchors göttlich-entzündetes Lied?
217 O die Reiche der Götzen, sie werden im Rauche vergehen;
Du nur, Wohnung des Herrn, du nur, Erkohrene, bleibst.
Heil dem Manne, dem einst in deinen Mauern die Ruh wird!
Heil dem Manne, der harrt, bis er mit Jauchzen erblickt,
Daß dein Morgen erscheint, daß deine Freude nun ausbricht,
Daß sich Alles erneut, wenn du dich wieder verjüngst.

Also der Israelit; und wem gingen nicht sonderbare Gedanken auf, wenn er einen so tiefen Eindruck alter Einrichtungen, verfallener Denkmale, öder Gräber noch nach Jahrhunderten bemerkt, und dies Jammern und Jauchzen höret? So vieles dabei dem

---

entblößten Füßen diese Elegie singend, Jerusalem betreten hatte, sein Leben gewaltsam verlohren haben. Vielleicht nur eine ausschmückende Tradition, um diese Stelle recht zu bezeichnen.

Dichter eigen, und in seiner individuellen Lage gegründet gewesen seyn mag; so unangenehm es seinem ganzen Volk seyn würde, wenn 218
man es aus aller Welt Ende ins verödete Palästina beschränkte: so ist es schon merkwürdig gnug, daß nach einer so langen Verbannung Wünsche und Seufzer dieser Art von Tausenden wenigstens noch in Worten, Bildern und Gebräuchen festgehalten werden. Und noch werden wahrscheinlich manche Jahrhunderte hin die Trümmern Jerusalems und was dem anhängt, Millionen der Menschen im Andenken seyn und ihnen Bilder des wahren oder falschen Trostes, Reize zu Liebe und Haß, Hoffnungen, Ahnungen, Prophezeihungen gewähren. Ihr Bau ist einmal gleichsam im Herzen der Zeit, im Jugendunterricht und in der Religion gegründet. Lasset uns dagegen sehen, wie Muhammedanische Prinzen die Ruinen Persepolis betrachteten, und was sie auf ihnen anzuzeichnen gut fanden.[1])

Gott allein bleibt! 219

Wo sind die Könige, die Allererhabensten?
Sie waren nur so lange, bis das Schicksal
den Todesbecher ihnen bot.
Wie viele stolze Städte blühten einst!
Sie sanken, und der Tod begrub mit ihnen
all' ihre Lebenden —

*
*   *

O wisse, Creatur, nur Gott besteht!
Du wünschest dir das Reich des Solimann;
Wo ist nun Solimann? Von seiner Pracht,
von seiner Größe, seinen Schätzen nahm
er nichts mit sich. Was Staub betritt, wird Staub;
ein Menschenantlitz decket jede Schichte
der Erde; jeder Tritt vielleicht betritt
hier einen Königssohn. Von dem Vergangnen
erfreuet uns Ein Ruhm nur, gute That.
Wer Tugend sucht, begehrt nichts mehr als sie.

---

1) Niebuhrs Reisebeschreibung Th. 2. S. 239.

220 So sammlen sich die Menschen Weisheitsprüche aus Trümmern, die ihre Vorfahren selbst veranlasset haben. Jeder indessen dieser verschiedenen Eindrücke, die aus Denkmälern der Vorwelt hervorgingen, ist dem Forscher der Menschheit wichtig.

Und so wird es mir denn erlaubt seyn, nach den hier geäußerten Grundsätzen, einige Betrachtungen über dieses und jenes Denkmal der Vorwelt anzustellen, und wo die klare Geschichte nicht hinreicht, einige Muthmaassungen zu äußern. Zeitig gnug kommen wir auf unserm unbefangenen Wege zu Griechenlandes und Italiens Denkmalen, mit denen sich ohnedies die Einbildung am liebsten beschäftigt.

V. 221

Ueber

Denkmale der Vorwelt.

Zweites Stück.

Um aller Rangsucht über das älteste Alterthum eines Urvolks 223
zu entgehen, fangen wir mit Denkmalen nicht einer Bergnation,
sondern eines Volkes im schönsten Klima, an den Ufern des Gan-
ges und weiter hinab auf der Indischen Halbinsel unsere Betrach-
tung an. Mögen die Bramanen, der Sage nach, aus Norden
gekommen seyn: so soll uns dieser Norden noch eben so wenig als
die Chronologie ihres Alterthums bekümmern; einige Denkmale der
Indischen Religion sind vor uns; sie sollen uns leiten.

Freilich fehlt uns hiebei noch ungemein vieles. Die alten
Denkmale und Tempel des eigentlichen Indiens sind uns noch 224
wenig bekannt, geschweige daß uns über ihre Einrichtung, ihre
Figuren und Inschriften Kunstmäßige Nachricht gegeben wäre; fast
nur vom westlichen Rande der Halbinsel kennen wir die Alter-
thümer auf Elephante, und Salsette, die Hölen zu Canara und
weniges mehr, etwas genauer, deren deutlichste Nachricht und
Abbildung wir unserm Landsmann Niebuhr zu danken haben.[a])
Auf der andern Seite der Halbinsel bei dem berühmten Tempel
des Jagrenat, den Denkmalen bei Madras,[b]) und weiter hinan,

---

a) Niebuhr Reisebeschr. Th. 2. S. 16. u. f.

b) In den Dänischen Missionsberichten sind hie und da (Th. II. III. V. VI.) z. B. von der Pagode zu Sidambaram, den Denkmalen bei Ma-

den Ganges hinauf, bis zu dem grossen Gebürge sind wir über Bildsäulen, Tempel, ausgehauene Göttergeschichten, Inschriften u. s. noch in einer tiefen Dämmerung: denn wenn Reisende hie und da
225 mit kurzen Worten etwas anzeigen: so ist dies selten befriedigend, obgleich immer lehrreich. Das Beste hoffen wir hierüber von der gelehrten Gesellschaft zu Calcutta, die in genauerer Beschreibung einiger Alterthümer, wiewohl meistens noch ohne Zeichnungen, be-
226 reits einen Anfang gemacht hat.[c]) Wandelte einen Britten die Leidenschaft an, eine architektonisch-malerische Kunstreise durch Indien zu veranstalten, oder gefiele es Hrn. Hastings, der sich um die Indische Literatur für Europa bereits sehr verdient gemacht hat, auch Zeichnungen und Nachrichten von alten Denkmalen, wenn er solche, wie wahrscheinlich, gesammlet, bekannt werden zu lassen: so wären wir auf einmal viel weiter.

Aus Dem indeß, was wir von Indiens Denkmälern bisher wissen, ergiebt sich, daß der in ihnen herrschende Geschmack, so

---

225 dras u. s. einige gute, obwohl unzureichende Nachrichten gegeben. In den Sketches chiefly relating to the history of Indostan Lond. 1790. sind S. 94. u. f. eine Reihe merkwürdiger Denkmale nur angeführt, und in Tiefenthalers Beschreibung von Hindostan sind sie als heidnischer Unrath meistens mit großer Verachtung abgefertiget worden. Das Englische Werk, a comparative view of the ancient monuments of India 1785. ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen; der Anzeige nach soll es auch vorzüglich nur von den Denkmälern auf Salsette handeln. Riem's Monumente Indischer Geschichte und Kunst (Berl. 1789.) enthalten im ersten Stück die Grabmale der Kaiser Akbar und Scheri-Schach, mithin Proben nicht eigentlich Indischer, sondern Arabischer Baukunst. In Tavernier, Grose, Anquetil und mehreren Reisebeschreibungen stehet manches Gute, das aber auch bei weitem nicht zureicht.

c) Vor allen bemerke ich W. Chamber's account of the Sculptures and Ruins of Mavalipuram im ersten Theil der Asiatic Researches p. 145. seq. Im zweiten Theil sollen von andern Denkmalen Nachrichten enthalten seyn, so wie im 7. Bande der Brittischen Archäologie Beschreibungen der Alterthümer bei Bombay; beide Bücher habe ich noch nicht Gelegenheit gehabt zu gebrauchen.

wie ihr ganzer Zweck äußerst local und national sei, so daß,
woher auch die Samenkörner der Kunst und Religion an den
Ganga gekommen seyn mögen, sie an demselben eine völlig 227
eigne Natur angenommen haben. Lasset uns diese Beschaffen-
heit in einigen Stücken nach Vortheilen und Nachtheilen ent-
wickeln.

1.

Die meisten Denkmäler Indiens hat die Religion
gestiftet: denn wir wissen, mit welcher Macht diese über alle
Stämme des Volks noch jetzt herrschet. Ihr gehören jene wunder-
same Tempelhölen, voll ausgehauener Göttergeschichten, jene zahl-
reichen Pagoden, in denen sich auch Statuen des Gottes oder der
Götter finden, denen sie als Wohnungen geweihet sind. Ihr sind
die Gemählde, die man an Processionen von Göttern und ihren
Thaten umherträgt. Ihr endlich sind jene unzähligen Ruhegebäude
und Säulengänge, mit denen die Indier ihre heiligen Teiche ge-
zieret und umfaßt haben, so daß in mehr als Einem Betracht 228
mancher unruhige Europäer dies schöne Land als den Sitz uralter
Ruhe, Güte und Sanftmuth anstaunte. Nun sind viele ihrer
Göttergeschichten so zart gedacht, ihre Mythologie ist so ganz eine
Metaphysik des Blumen- und Pflanzenlebens, daß man aus ihr
die schönsten Abbildungen der Kunst hoffen müßte.[d]) Brama, das
indische Symbol der Schöpfung, erscheint auf einem Lotosblatt,
schwimmend über dem ruhigen Meer; sein Weib Sarasswadi, die

---

d) S. Die Mythologie der Indier bei Baldeus, Sonnerat, W. Jones on the Gods of Greece, Italy and India in den Asiatik Researches Vol. I., Forsters Anmerkungen zur Sakontala, dem übersetzten Bagawadam u. s.

Göttin der Wissenschaft und der Harmonie, hält ein Buch in der Hand, oder spielet die Citter. Wistnu, die erhaltende Kraft der Welt, zeigt sich in seinen ein und zwanzig Verkörperungen zwar mehrmals in fürchterlichen, einigemale aber auch in sehr annehm-
229 lichen Gestalten. Als die schöne Mojeni bezauberte er den Gott der Zerstörung selbst. Als Rama erschien er wie ein schöner Jüngling, Bogen und Pfeile in seiner Hand, und befreiete die Welt von Ungeheuern und Riesen. Als Balapatrem und Prassurama lehrte er die Menschen Fleiß und Tugend; in jener Verwandlung wußte er selbst nicht, daß er Wistnu sei und trägt den Pflugschaar. Als Krisna kam er auf die Welt, die grausamen und stolzen Könige zu stürzen. Alle Götter hielten sich bereit, ihn anzubeten, sangen sein Lob und warfen ihn mit Blumen. Die Harmonien der Engel erklangen und alle Sterne sahen Glückbringend nieder. Von einer Hirtin erzogen, hütete er als Schäfer die Heerde; die melodischen Töne seiner Hirtenflöte lockten die wilden Thiere zu ihm, sie bezauberten Schäferinnen und Schäfer; neun liebende Mädchen sind in seinem Gefolge, mit denen er tanzt und scherzet. Er tödtete die ungeheure Schlange Kalija, schützte den
230 tugendsamen König Darma-Raja; fand allenthalben Anhänger und Freunde, und lebte ein fröhliches Leben bis zu seinem selbsterwählten Ende. Er ist der Lieblingsgott der Indischen Weiber; in seinen Abbildungen erscheint er vor allen Rama's mit Blumen gekränzt, mit Edelgesteinen geziert, leicht und fröhlich. Dergleichen Vorstellungen Wistnu's giebts noch mehrere, und seine Gemahlin sowohl als Einer seiner Söhne sind Bilder der Schönheit. Lakschmi[1] seine Gemahlin, die Göttinn des Reichthums, entsprang mit der Göttinn der Wissenschaft und der Harmonie aus dem Milchmeere; Wistnu fand sie in einer Rose von hundert und acht Blättern, tausend und acht kleinen Blättern; und erzeugte mit ihr Kama, oder Manmadi, den Herzensnager, den Gott der Liebe.

1) Msc.: Latsemi

Dieser ist ein Kind; den Köcher trägt er auf dem Rücken, Bogen und Pfeile in seiner Hand: sein Bogen ist von Zuckerrohr, mit Blumen umkränzet; eine Schnur Bienen ist seine Senne; seine Pfeile sind zugespitzte Blumen; er reitet auf einem Papageien- 231
Weibchen. Sein schönes Weib, Radi, die Zärtlichkeit, knieet auf einem Pferde und drückt jagend einen Pfeil ab. Selbst Iswara oder Siva, der Gott der Zerstörung, erscheint nicht allenthalben schrecklich: als ein wunderschöner Bettler wußte er einst die tugendhaften Weiber mit Liebe zu bezaubern, daß ihre sonst reinen Gelübde und Opfer nicht mehr galten. Dies sind die Hauptgottheiten der Indier und außer ihnen giebt es auch in der Zahl der Untergötter, der Dichtung nach, sehr artige Gestalten. Indra, der Gott des Luftkreises, der zwar den Donnerkeil führet, nicht aber ein tobender Gott ist, wohnet als König der Genien und guten Geister im überirrdischen Paradiese, dreier Welttheile Beherrscher. Sanft berühret sein Wagen die Gebürge der Erde, und außer dem Donnerkeil ist eine Blume in seinen Händen. Der Seegott Varuna schwimmet auf einem Fisch; die Göttinn des Flusses Ganga gehet auf dem stillen Strome und trägt zwei Wasserblumen in 232
ihren Händen. Arun ist der Wagenführer der Sonne; er lenket zwölf oder sieben Rosse durch Kraft des Gottes Surija, der hinter ihm sitzt; und zerstreuet die Schatten der Nacht. Nareda, Brama's Sohn, ein Gesetzgeber, groß in Künsten des Krieges und Friedens, trägt die Wina, eine äolische Laute in seiner Hand, die der harmonische Geist der Luft beweget. Die Indischen Musen und Nymphen endlich, Personificationen der unschuldigsten und schönsten Wesen der Natur, der Bäume, Pflanzen, Blumen, der Jahrszeiten, ja selbst der musikalischen Töne, sind beinahe die zarteste Sprosse einer menschlichen Dichtung. Was kann nicht aus Geschöpfen dieser Art in Bildern geformet, und in der vorstellenden Kunst sowohl als in tonreichen Worten gedichtet werden?

Fügen wir nun hinzu, daß die Indier, insonderheit in den 233
obern Stämmen ein schöngebildetes musikalisches Volk, und das

weibliche Geschlecht unter ihnen, nach der glaubwürdigsten Reisenden Zeugniß, in der Kindheit und den jüngeren Jahren von sehr zarter Bildung sind: fügen wir hinzu, daß die Religion der Bramanen, nordwärts ausgegangen, unweit der Gränzen von Kaschmire, im Mittelpunkt der Schönheit Asiens, ihren ersten mythologischen Wohnsitz aufgeschlagen und Krisna bei seiner Erscheinung sich die schönsten fröhlichsten Stämme gewählt habe; ziehen wir den feinen sinnlichen Geschmack der Bramanen in Betracht, der von Wein und Thierspeise gesondert, die Blume und das Wasser feiner als irgend eine andre Nation kostet, die Organe des Gefühls, der Sinne und der Einbildungskraft rein erhält, und keine stürmische Leidenschaft der Seele von langen Generationen her kennet: bemerken wir, daß unter allen Nationen der Erde die Indier das
234 einzige Volk sind, das die sinnliche Wohllust zur schönen, ja sogar zur gottesdienstlichen Kunst gemacht hat;[c]) und fügen dann die zarte Genauigkeit, den religiösen Fleiß, die unermüdliche Aufmerksamkeit dazu, mit denen vielleicht nur sie Werke der Kunst vollführen konnten, wie sie Werke des mühsamsten Fleißes vollführen; was werden wir von ihren Abbildungen so feiner Dichtung nicht auch in Gemälden oder andern Vorstellungen erwarten. Und wenn wir Gelegenheit hatten, Indische Malereien oder andre Kunstwerke aus den jetzigen Zeiten ihres allgemeinen Bedrucks und Verfalls zu sehen und die schönen Farben, den feinen Fleiß, die zarte Seele in ihnen zu bemerken; wer würde nicht neugierig auf die Denkmale ihrer bessern und besten Zeiten! wer wünschte
235 nicht am Berge Meru einen Parnaß, auf Agra's Fluren ein Thessalien, und an den Ufern des Ganga ein Asiatisches Athen zu finden?

---

c) S. Hierüber Grose, de Pages, Makintosch,[1] die Sketches relating to the manners of the Hindoos, und die Nachricht jedes Reisenden, der nicht gegen die Nation eingenommen war.

1) So schreibt H. auch in den „Ideen" statt de Pagé, Makintosh.

Ganz betrügt uns vielleicht diese Hoffnung nicht; und wenn einst die Denkmale der Kunst und Dichtung jener Gegenden uns wie die Griechischen dargelegt würden; so wird nach manchem schon bekannten Winke man wenigstens Bedenken tragen, die Indier hinfort, in Ansehung der Kunst und Dichtkunst, noch hinter die Aegypter zu setzen, und sie, die unter allen Völkern der Erde vielleicht am wenigsten Barbaren sind, unter rohe Barbaren zu zählen. Niebuhr[f]) der viele Aegyptische Denkmale gesehen hatte, findet die Basreliefs und Statuen im Tempel auf Elephante viel besser in der Zeichnung und Stellung als die Aegyptischen Figuren; er bemerkt an mehrerern derselben zornige oder furchtsame Minen und äussert überhaupt von diesen ungeheuern, in Felsen 236
ausgehölten Tempeln die Meinung, daß sie nicht weniger Arbeit und weit mehr Kunst gekostet hätten, als die Aegyptischen Pyramiden. W. Hunter[g]) rühmt an einigen dieser Riesenfiguren „sehr schön gebildete Theile, in denen das Schwellen der Muskeln und mancherlei Affect, z. B. der tiefe, stille Gram, in andern Verachtung und Unwille wohl ausgedruckt sei; er findet bei den meisten ein regelmäßiges Verhältniß der Glieder, und bemerkt bei den Hölen zu Canara, daß da in ihnen keine Misgestalten, wie auf Elephante und bei Ambola gefunden werden, diese Kunstwerke vielleicht die ältesten von allen und zu einer Zeit gearbeitet seyn möchten, da der Geschmack und die Mythologie des Volks noch nicht verdorben waren.“ Hätten wir nun gnugsame Beschreibungen, ich will nicht sagen, Abbildungen von Indischen Denkmalen des höhe- 237
ren Landes, um nur einigermaassen die Geschichte der Kunst dieses Volks verfolgen und Ursache angeben zu können, wie, wo und wann die Misgestalten der Bilder angefangen oder aufgehört haben? kennten wir die Bilder der Götter und Helden in ihren

---

f) Niebuhrs Reisebeschreibung Th. 2. S. 32. u. f.

g) Ebelings Sammlung von Reisebeschreibungen Th. 9. S. 466. u. f. Hamburg 1787.

verschiedenen Erdstrichen, Sekten und Tempeln mit einiger Genauigkeit: so würde es leicht werden, zu unterscheiden, wo z. B. die dicken Lippen und andre fremde Züge der Gestalt und Kleidung zu finden oder nicht zu finden sind, und wie sie sich mit der unstreitigen Geschichte, Mythologie und Bildung der Indischen Nation gemischt oder gepaart haben? Nun aber sind wir hierüber fast ganz im Dunkel. Wir wissen selbst nicht, woher die bekanntesten Abbildungen der indischen Götter, die wir in den oben an-
238 geführten Büchern sehen, genommen sind?[h]) Noch weniger wissen wir, wo sich andere, an die Jones in seinen Gedichten und Erläuterungen denkt, finden? und eine Geschichte der Mythologie, Kunst und Dichtkunst dieses Volks liegt noch ganz in der Zukunft. Wie sollten wir an diese jetzt schon zu denken wagen, da die Denkmale ohnweit Bombay, Madras, Pondicheri, die Jahrhunderte lang den Europäern so nahe lagen, kaum in den neuesten Zeiten bemerkt und beschrieben sind, und wir z. B. von den höchst merkwürdigen sogenannten sieben Pagoden zu Mavalipuram erst neulich einige Nachricht erhalten haben?[i]) Sagte man uns, daß in Griechenland Denkmale vorhanden seyn, auf denen sich die vornehmsten Götter und Helden Homers in Stein gehauen fänden, welche Aufmerksamkeit würde dies erregen! Dort sind die vornehm-
239 sten Geschichten des ersten Indischen Helden-Gedichts, des Mahabarit gebildet: dort ist das Bett Derma-Raja's Wistnu's u. f. wenige Meilen von einer Hauptniederlage der Engländer und Franzosen, noch ganz unbeschrieben; wie nun, wenn man die Pagoden, in denen meistens jede Gottheit ganz local verehrt wird, durch ganz Indien verfolget? Vieles hat freilich die Zeit zerstöret; noch meh-

---

h) Die in Baldeus, Hollwell, Jones scheinen mir die ursprüng-
238 lichsten, wie denn mit den ersten die Indischen, gewiß Originalgemälde, im Museum des Cardinal Borgia zu Veletri sehr übereinkommen. Woher mag Jones die seinigen haben? hat Er sie etwa simplificirt?

i) Asiat. Researches Vol. I. p. 145.

reres haben die Muhamedanischen Fürsten für ihren Gott und Mahomed verwüstet, oder in Moscheen verwandelt; was noch da ist, sahen die Missionare als schändliches Götzenwerk an, und der Gelddurst der Europäer verachtete es aufs tiefste; nur der Wunsch bleibt uns also übrig, daß der Sinn reicher Britten auf eine malerische Alterthumsreise durch Indien, so weit die Bramanenreligion reicht, gerichtet würde. Jetzt reden wir, weniges ausgenommen, nur wie über mythologische Kalenderbilder und über Nachrichten von Hörensagen.

* * *

2. 240

Wenn es über diese zu reden erlaubt ist: so müssen vor allen die Hindernisse angeführt werden, die der Kunst der Indier entgegen zu stehen scheinen; widerleget die Zeit meine Vermuthungen, so will ich gern widerlegt seyn.

Das Haupt-Hinderniß nämlich war die Quelle ihrer Kunst selbst, ihre Religion und die daher geformte Einrichtung. Ihre Götter entsprangen aus symbolischen Begriffen, die man auch in Denkmalen als Symbole beibehielt, die aber deßhalb die Kunst gewaltig einschränkten. Die gewöhnliche Stellung derselben ist die sitzende: denn sie sind Könige, Herren des Weltalls; diese Stellung mit zusammengeschlagenen Füßen nach morgenländischer Weise ist der bildenden Kunst nicht förderlich. Eine halbe Figur geht aus dem Teppich, oder der Blume, auf welchen sie sitzet, 241
empor; die Füße sind wie hinzugefügte, todte Glieder. Keine lebendige Kraft, kein strebender Wuchs kann im Gebilde sichtbar werden. Wenn nun auf dem Haupt des Gottes noch die Pyramidenkrone stehet, wenn sein Ohr mit Gehängen, seine Brust mit Perlen, sein Kleid mit mancherlei Schmuck Orients geziert ist: so wird die Figur zwar reich, für die Kunst aber minder schön

werden.[k]) Ein Gemählde, das diesen Zierrath mit frischen, lebendigen Farben ausdrückt, kann mit der Natur wetteifern; das Bas-
242 relif aber und die Statue bleiben zurück. Da nun auch stehende Figuren ordentlicher Weise mit diesem Putz, der selbst die Füße umwindet, beladen sind; so wird der Kunst hiemit ihr Hauptgegenstand, die Bildung des Körpers entzogen. Zukünftige Nachrichten mögen es einmal zeigen, wie Krisna mit seinen Gespielen, Kama, der Gott der Liebe, mit Mutter und Weibe scherzend vorgestellt sind; sonst giebt Wistnu, wie er auf der Schlange oder im Schoos seines Weibes schläft, nach unsern Begriffen kein schönes Göttergemälde. Sind vollends fürchterliche Erscheinungen desselben abzubilden gewesen, wie er als Fisch das Gesetzbuch vom Grunde des Meers heraufholt, als eine Schildkröte die sinkende Erde unterstützte, jetzt als ein Eber auf den Riesen losging, dann als ein Ungeheuer aus der Säule hervorbrach; so kommts auf den Geschmack der Kunst an, wie sie diese Fabel zu behandeln wußte.
243 Mir sind schöne und häßliche Abbildungen davon bekannt,[l]) authentische Nachrichten werden erweisen, welches die beliebtesten, die häufigsten Vorstellungen waren, und wie solche etwa nach Gegenden und Zeiten gewechselt haben. Eben so beschwerlich sind der bildenden Kunst einige Thiere, auf welchen Indische Götter reiten. Im Mährchen läßet es sich artig hören, wie der Gott der Liebe auf einem Papagei, Siwa auf einer Kuh, dem Bilde der Tugend,

k) Dieser Putz schien ihnen von der Göttergestalt so unabtrennlich, daß der verkörperte Gott sich den Menschen fast nicht anders offenbaren konnte. Als Krisna gebohren ward, sagt der Bagavedam, brachte er vier Hände zur Welt, ein Kleid mit Rubinen besetzt, und mit prächtigen Perlen gezierte Ohrengehänge. Er erschien mit einem königlichen Purpur bekleidet, Waffen an seiner Seite und eine Krone auf seinem Haupt. Himmelblau war sein Leib; daher kommt auch sein Name. S. Sammlung Asiatischer Original-Schriften, Zürich 1791. S. 178.

l) Man vergleiche z. B. Baldeus, Dapper, Sonnerat, Jones; im ersten und letzten sind die leidlichsten Gestalten.

Supramanier auf einem Pfau, Sani der Gott der Strafe auf einem Raben, der König der Hölle auf einem Büffel, der König der Geister auf einem Elephanten reitend vorgestellt wird; das Bedeutende davon läßt sich nirgend verkennen; dem Auge indessen giebt es außer dem Gemälde mit Farben, kein so gnügsames und vestes Kunstverhältniß, als wenn der Gott des Feuers auf einem 244
Widder, der Gott des Meers auf einem Krokodill, der Gott der Winde auf einer Gemse, der Gott des Reichthums auf einem weißen Roß mit Kränzen geziert, die Göttinn der Zwietracht und des Elendes auf einem schwarzen Pferde, das Panier des Raben in der Hand haltend, reitet. Allenthalben indeß sieht man, die symbolische Allegorie hatte die Kunst übermannt; diese gehorchte der religiösen Bezeichnung und Sage.

Noch deutlicher bemerkt man dieses an den Attributen, mit welchen die heilige Sage ihre Götter auch in der Kunst beschwerte: um diese Attribute nur zeigen zu können, gab sie ihnen viele Hände, viele Köpfe. Hiemit hatte freilich die Sage reiche Gelegenheit, an dieser göttlichen Ungestalt sich erhalten und wiederholen zu können; bei jedem Symbol, jedem Arm, jedem Kopf konnte eine Geschichte, eine Eigenschaft des Gottes erzählt 245
werden, und an einer einzigen Figur hatte der Lehrer sowohl als der Schüler gleichsam die ganze Epopee des Gottes, ein vollständiges Inventarium seiner Verhältnisse und Thaten. Alles war an ihm bedeutend; und ich zweifle, ob die Symbolik der Kunst bei Einem Volk der Erde ausführlicher behandelt sei, als bei den Indiern. Die Symbolik der Aegypter wenigstens erscheint gegen sie so einfach, daß es zu verwundern ist, wie man beide verwechseln, oder einander hat gleichschätzen mögen. Jede von beiden ist local, es herrscht auch ein völlig verschiedener Geist der Zusammensetzung in dieser und jener.

Aus Büchern nämlich scheint die ganze Kunst der Indier entsprossen zu seyn, wie auch Wistnu bereits in seiner ersten Verwandlung die verlornen Wedams hervorholte; daher ich für diesen

Theil der Symbolischen Kunst recht viele Indische Gedichte, Mähr-
246 chen und Sagen übersetzt wünschte. Ganz einen andern Weg nahm
die Kunst der Griechen. Sie diente zu Anfange den Priestern;
aber nicht lange. Bald warf sie dem Bacchus die Hörner, andern
Göttern ihre drückende Symbole ab, und symbolisirte die Göt-
ter selbst zu bleibenden, ewigen Charakteren. Eine Stirn
des Jupiters, Herkules, Apollo und Bacchus ist für die ganze
Figur charakteristisch; so ihre andern Glieder. Die Kunst der
Griechen ward gebildet, als Kunst zu sprechen, ohne fremde Attri-
bute, ohne Buchstaben der heiligen Sage; dahin konnte sie unter
der Leitung der Bramanen bei den Indiern schwerlich gedeihen.
Die Caste der Künstler war ein untergeordneter Stamm: der
Stamm der Bramanen war sein Gebieter. Fleiß und Arbeit konnte
jener zum Werk bringen; dieser brachte dazu anordnende Gedanken.

*
* *

247 3.

Wenn also auch, wie ich doch nicht glaube, die Kunst der
Indier als Kunst keinen Werth erhielte; in der Geschichte der
Menschheit wird sie ihn je und immer als Denkmal eines phi-
losophischen Systems behaupten, das vielleicht nur am Ganga
entstehen konnte, an ihm aber auch unvergänglich zu seyn scheinet.
Ich zeichne einige Hauptsätze dieser merkwürdigen Philosophie aus,
und setze sie mit der Kunst in Verbindung.

1. Eine schaffende, erhaltende und zerstörende Kraft
war die Grundlage dieses Systems, das sich eben so sehr der sinn-
lichen Anschauung, als der tieferen Forschung empfiehlet. An die
Principien der Perser von Licht und Finsterniß, an die Systeme
andrer Nationen von thätigen und leidenden Kräften der
248 Natur konnte allerdings viel Wahres und Gutes geknüpft wer-
den; ich zweifle aber, ob Eins derselben dieser Trias von Kräften
an Allgemeinheit, Leichtigkeit und Anmuth der Ueberschauung gleich

sei. Jede Blume lehrt uns dieses System, (die Indier liebten die
Blumen) und was jene lehrten, bestätigen die Blumen des Him-
mels, Sonnensysteme, Milchstrassen, alle Theile des Universum:
Schöpfung, Erhaltung und Untergang sind die drei Puncte
ihrer großen oder kleinen Epoche. Die schaffende Kraft, Brama,
ward bei den Indiern bald in den Schatten gedrängt und um den
lautesten Theil ihrer Verehrung gebracht (denn wie wenig wissen
wir von der Schöpfung!): indeß Wistnu und Siwa, der durch-
dringende Erhalter und Zerstörer der Dinge, sich in den Thron
der Weltherrschaft theilen. Auch das war schön bei diesem Poëm
des Weltalls, daß die Fortpflanzung der Wesen ein Mittelpunkt
der Vereinigung aller drei Kräfte ward, die einander begegnen,
einander aufzuheben scheinen, und eben dadurch die Kette der Na- 249
tur weiterhin gliedern.[m] Fruchtbarkeit zerstöret die Blume; und
doch streben zu dieser Blüthe alle ihre Kräfte; was sie zerstöret,
erhält die Schöpfung. So sind auch Wistnu's Verwandlungen
gewissermaasse die Summe aller Ereignisse der Menschen-
geschichte: denn was zeiget uns diese, als Sinken und Empor-
holen, gewohnte Unterdrückungen aller Art, und sodann hie und
da etwa einen neuen Altar des verkörperten, hülfreichen Gottes
Rama.

2. Die Seelenwanderung lag in diesem System, wo nicht
wesentlich, so doch als ein Traum; ein angenehmer oder schrecklicher
Traum für Wesen, die in die Region unsichtbarer Kräfte durchaus
nicht zu dringen vermögen. Das Verbrennen des Leichnams trug
wahrscheinlich zu ihrer Gründung bei, und es ist unglaublich, wie 250
tief sie sich in den weichen Gemüthern der Indier gegründet habe.
Sie allein bewiese, (wenn keine andere Beweise da wären,) was
durch Wahn und Glaube aus einem Menschen gemacht werden

---

m) Iswara wollte brennend die Welt zerstören, Wistnu fing ihn auf, Brama unterstützt beide; daher der Lingam. S. Sonnerat S. 152. Zürcher Ausg. 4. 1783.

möge; eben aber auch sie beweiset, daß das Bramanensystem ein sehr durchdachtes System sei, welches denn auch seine feinen Eintheilungen der Weltelemente, Sinne und Seelenkräfte, der Tugenden und Laster, ja der feinsten Wirkungen des menschlichen Geistes gnugsam bestätigen.n) Kennten wir die reiche Literatur der Bramanen im Fortgange ihrer älteren und neueren Geschichte: so würde diese uns über Mehreres hievon Licht geben.o)

251 3. Das Erste und einzige Wesen, das nicht Brama, Wistnu, Iswara, sondern Brehm, die Selbstständigkeit ist, hat die Indische Philosophie in einer so entfernten Höhe, zugleich aber auch in einer so innigen Nähe mit uns vorzustellen gesucht, daß sie von beiden Seiten schwerlich übertroffen werden möchte. „Es „war: es ist, was da ist: es bleibet. Außer ihm ist die Schöpfung „Maja, Täuschung; sie ist nur gegenwärtig in unsern Sinnen, „in unserm Verstande. Weit inniger als die großen Elemente ist „das Wesen der Wesen in Allem; das All ist aber nicht dies „Wesen selbst: kein Ding ist ein Theil von Ihm, alle Dinge sind „in ihm; sie sind sein Abdruck. Das Gemüth kann ihn suchen, „diesen Wesenden, durch Grundsätze, die, wie Er, allenthalben „das einzige Ewige sind.“ Und sie haben ihn gesucht, diese sonderbare Weisen, und suchen ihn noch auf strengen Wegen der Enthaltsamkeit, Absonderung und Vereinigung (Concentration) der
252 Gemüthskräfte und Gedanken. Ob sie ihn gefunden haben? ob er auf diesem Wege zu finden sei? wollen wir wenigstens nicht entscheiden, die wir in unserer Lebensart, unter Zerstreuungen und Begierden, vielleicht von der feineren Maja (Verblendung) nicht einmal einen Begriff haben, die jene von Wein, Blut und Leidenschaft gesonderten Menschen unter der Idee des Wesens der Wesen täuschet.

---

n) S. Hierüber insonderheit den Baghuat-Geeta. Lond. 1785.

o) S. Hierüber den Aufsatz XVIII. on the Literature of the Hindous. Asiat. Research. Vol. I. p. 340.

Auf die Kunst der Indier hatten diese hohen Speculationen
einen mächtigen Einfluß, indem sie die Verehrung heiliger Bilder,
Orte und Elemente, mithin die ganze Composition heiliger Denk-
male bestimmten. „Wie das Auge, sagen sie, durch das Licht,
„das Gefäß durchs Feuer, das Eisen durch den Magnet durch-
„drungen und belebt wird: so wird auch durch den ewigen Geist
„das Weltall mit Kräften begabt, und die Seele des Menschen
„mit den edelsten Kräften. Heilige Bilder sind nur Erinnerungen
„der Gottheit, die man am eigentlichsten und tiefsten in sich 253
„selbst, in einem reinen Verstande und Herzen findet.“ Mit die-
sem Grundsatz waren die Grenzen ihrer religiösen Kunst bestimmt,
und durch die dreifache Personification des höchsten Gottes ihr
ganzer Weg vorgezeichnet: denn die Idee des höchsten Gottes selbst
war keines Bildes fähig.

Dies zu erweisen laßt uns einige Stellen des Baghat-Geta, in denen Krisna zu Arjun über sich selbst und seine Gestalt spricht, hören:

Auf und vernimm der Geheimnisse Größtes. Alles, was da ist,
ruhet in mir, wie die Luft im weiten, unendlichen Aether,
und kehrt wieder zurück nach seinem vollendeten Zeitlauf,
in die Quelle des Seyns, aus welcher es wieder hervortritt.

*
* *

Vater und Mutter der Welt, der Erscheinungen Grund und Erhalter, 254
ihre Geburt und Wiederauflösung und endlicher Ruhort,
Regen und Sonnenschein, Tod und unsterbliches Leben,
Aus- und Einkehr bin ich, der Dinge Seyn und Verschwinden.

*
* *

Nichts ist größer als Ich. Wie die köstliche Perl' an der Schnur hängt,
hangen die Wesen an Mir. Ich bin im Wasser die Feuchte,
Licht in der Sonn' und im Mond', Anbetung bin ich im Wedam,
Schall in dem Firmament, und Menschennatur in der Menschheit,
süßer Geruch in der Erd' und Glanz in der Quelle des Lichtes.
Leben und Glut in Allem, des Weltalls ewiger Same. 255

Wer wollte dies Wesen bilden? wer könnte es mahlen? Um den Menschen anschaulich zu werden, muß der sich offenbarende Gott Symbole wählen und so wählt er in jeder Gattung und Art das Edelste, das Erste:

Ich bin der Schöpfung Geist, ihr Anfang, Mittel und Ende.
In den Naturen das Edelste stets von allen Geschlechtern.
Unter den himmlischen Wistnu, die Sonne unter den Sternen,
Unter den Lichtern der Mond, von Elementen das Feuer,
Meru unter den Bergen, das Weltmeer unter den Wassern,
Ganga unter den Strömen, Aswaata unter den Bäumen,
256 König in jeglicher Art der Menschen und aller Lebendgen;
Unter den Schlangen bin ich die ewige Schlange, der Weltgrund,
Unter den Rossen das Roß, das aus den Wellen des Milchmeers
sprang, und der Elephant, aus eben den Wellen gebohren.
Unter den Waffen der Donner; der Führer himmlischer Heere
unter den Kriegern; ein Lehrer der Geister unter den Lehrern;
unter Gebeten das stille Gebet, der himmlischen Chöre
Führer; von Worten das göttliche Wort, einsylbig und heilig.
Millionen Formen, Geschlechter, Arten und Farben,
Das ist meine Gestalt. Auf! siehe mit himmlischem Auge
Mich, wie ich bin —
257 Arjun sahe die hohe Gestalt in himmlischer Zierde,
Vielbewafnet, geschmückt mit Perlen und köstlichen Kleidern,
Duftend in Wohlgerüchen, bedeckt mit seltenen Wundern.
Allenthalben umher der Häupter Blicke gerichtet,
hielt er die Welten in sich, geschieden in jede Veränderung.
Uebertäubt von den Wundern, das Haar vor Schrecken erhoben,
sank der Schauende nieder und betete preisend den Gott an:

„Ewiger, in Dir seh ich die Geister alle versammlet,
Alle Gestalten der Wesen: ich sehe den schaffenden Brama
in Dir, thronend über dem Lotos; ich schaue Dich selbst an,
258 Dich mit unendlichen Armen und Formen und Gliedern bewafnet,
und doch seh ich in Dir nicht Anfang, Mittel und Ende.
Geist der Dinge, du Form des Alls! Ich schaue die Krone
Deines Haupts, eine stralende Glorie, leuchtend in alle
Fernen, mit unermeßlichem Lichte, die Welten ihr Abglanz.
Deine Augen, der Mond und die Sonne; der Athem des Mundes
flammendes Feuer, der Raum des Weltalls Deine Verbreitung.

Geister seh ich zu Dir sich nahn, wie zum Orte der Zuflucht;
Geister seh ich erschrocken die Hände falten und zittern.
Welten schauen Dich an und staunen, Dich die gewaltge
Riesengestalt von unzähligen Augen und Gliedern und Häuptern, 259
Armen und Brüsten. Die Heere der Länderbeherrschenden Helden
siehe, sie stürzen in deinen verschlingenden, feurigen Athem,
wie ins unermeßliche Meer die rollenden Ströme,
wie in die Flamme des Lichts der Mücken Schwärme sich stürzen.
Aber Du stehest und bleibst und füllst mit Stralen das Weltall —

* * *

Ich bin weit entfernt, die Metaphysik dieser Vorstellungen den ersten und ältesten Zeiten zuzuschreiben; die Idee des höchsten Gottes mag von den drei grossen Kräften der Natur nur
spät abgezogen seyn; eben deßwegen aber lag sie vorher schon in 260
allen dreien Gestalten. Der Verehrer des Brama, des Wistnu, des Siwa fand den höchsten Gott vorzüglich in seinem Verehrten, wie es noch jetzt, nachdem Brama in den Schatten gedrängt ist, die Sekten des Wistnu und Siwa beweisen. Jede legt ihrem Gott die höchsten Prädikate bei und raubet sie den andern, sogar daß sie die Geschichten derselben umkleidet. Aus so überschwenglichen Ideen konnte die Kunst keinen andern Charakter gewinnen, als den ich zur Unterscheidung den vielbedeutenden (*πολυσημαινων*) nennen möchte. Er wollte Alles sagen, er wollte bei den großen Göttern das Weltall im Bilde zeigen. Da entstanden jene vielarmigen, vielköpfigen Ungeheuer, in einem ganz eigenen Geist der Zusammensetzung; die Bramanen-Weisheit hatte Speculation und Fabel auf eine so seltne, eigenthümliche Weise verbunden, daß die bildende Kunst nothwendig darunter erliegen mußte.

Eben so begreiflich wirds, daß die Lehre der Seelenwan- 261
derung der bildenden Kunst nicht förderlich seyn konnte. Man sahe den Körper als ein Zusammengesetztes von Elementen an, die bei seiner Auflösung zu ihrer Quelle zurückkehrten.

Wie man die alten Kleider hinwegwirft, neue zu tragen,
lässet die Seele den Leib und zieht in andere Leiber.

Daher man denn für die Verewigung dieser flüchtigen Körpergestalt nicht sogar sorgsam seyn konnte. Auch gab das gewöhnlichere Verbrennen der Todten mindere Gelegenheit zu Gräber-Denkmalen, da den Grundsätzen der Indier nach die Seele im Grabe keine Wohnung haben konnte.

Also müssen wir, wenn von *Composition der Gestalten*
in Kunst und Dichtkunst nach Indischer Weise die Rede seyn soll,
262 unsern Gesichtskreis weiter und höher nehmen, wo wir denn in
der Vorstellungsart der östlichen Völker jenseit des Indus bis in
die Mongolei, Tsina, Siam, Japan u. s. ein Eignes antreffen
werden, dessen Erklärung schwer, wie mich dünkt, aber nicht unmöglich ist. Wie an verschiednen Orten der Erde die Magnetnadel verschieden, jedoch unter Hauptgesetzen, decliniret: so declinirt die Einbildungskraft, der Geschmack, die Art der Composition der Völker, und doch ists und bleibet es allenthalben dieselbe Menschheit.

VI. 263

Ueber ein
morgenländisches Drama.

Einige Briefe.

Willt du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres, 264
Willt du was reizt und entzückt, willt du was sättigt und nährt,
Willt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen —
Nenn' ich Sakontala Dich, und so ist alles gesagt.

Goethe.[1]

Erster Brief. 265

Sind Sie auch des Glaubens, daß kein morgenländisches
Volk ein eigentliches Drama gehabt habe, eine Behauptung, der
man viele Ursachen unterzulegen wußte; so werden Sie wohl die-
sem Glauben absagen müssen, wenn ich Ihnen ein morgenländi-
sches Schauspiel, unter allen Schauspielen der Welt eins der ersten
seiner Art, anzeige. „Doch nicht ein Tsinesisches?[2] etwa eine
Schwester jenes Waisenkindes, das Voltaire in Französischer Klei-
dung auf seine Bühne brachte? Eins aus jenen vierzig Bänden
der Tsinesischen besten Schauspiele, die du Halde anführet und um
die sich von Europa aus Niemand weiter bekümmern mochte? 266
Nichts aus diesem Lande. Sakontala heißt mein Drama: ein
Indisches Schauspiel, von Kalidas gedichtet, von W. Jones her-
beigeschafft, und ins Englische, aus dieser Sprache von G. Forster
ins Deutsche so gut übersetzt, daß es sich fast besser als das

1) Msc.: Göthe. 2) Msc. überall: Sinesisch.

Englische Original lieset.[a]) Säumen Sie nicht zum Genuß dieser unerwarteten Blume zu gelangen; eine schwache Zeichnung derselben, bei der ich mit Bedacht mehr verschweige als darlege, soll nichts als die Lust dazu in Ihnen vermehren.

Duschmanta, Kaiser von Indien, ein Zweig aus dem Ge-
schlechte des berühmten Puru, verfolgt auf der Jagd eine Gazelle:
267 der Wagenführer redet ihn an und schildert ihn wie ein Grieche
den jagenden Apollo schildern würde; die Flucht des Wildes, die
Schnelle des Wagens sind in wenigen Zügen so anschaulich gemacht,
daß man sofort vor dem Gemählde des Orts und der Handlung
stehet. „Sie darf nicht getödtet werden, ruft eine Stimme; diese
„Antilope, o König, hat in unserm Walde ihren Zufluchtsort!"
Alsobald hält der Wagen: ein Einsiedler flehet den König für die
Sicherheit des heiligen Waldes an. Edel gehorcht der Fürst, und
der Einsiedler ladet ihn ein in diese geweihete Freistäte, in der die
Pflegetochter eines verehrten Bramanen, in dessen Abwesenheit,
Gastfreundschaft übe. Duschmanta nimmt die Einladung an,
bemerkt die Zeichen des Heiligthums rings umher, steigt ab vom
Wagen, legt seinen Königsschmuck ab, und betritt den ehrwürdigen
Hain mit einer glücklichen, ihm selbst wundersamen Ahndung.
Welch ein schöner Eingang zur ganzen Begebenheit dieses Drama!
268 Leise und höchst natürlich wird nicht nur Sakontala angekündigt,
sondern ihr auch im Gemüth des Lesers die heilige Sicherheit vor-
bereitet, die zu allem was folgt, ihr Schirm seyn muß: denn wenn
in diesem Haine das gejagte Reh seine Freistäte findet, wie sollte
Die eines solchen Schutzes nicht genießen, die als ein Kind des
Himmels in diesem Haine erzogen, in ihm als eine unerkannte,
vom Hofe weit entfernte Blume blühet?

Sakontala mit ihren zwo Gespielinnen erscheint, und entzückt des Königs Auge. Die Zarte pflegt der Blumen, nicht nur auf

---

a) Sakontala oder der entscheidende Ring, ein indisches Schauspiel von Kalidas, übersetzt von G. Forster. Mainz und Leipz. 1791.

ihres Vaters Geheiß, sondern aus schwesterlicher Neigung. Tief ist das Gefühl, das, dies ganze Stück hindurch, insonderheit in weiblichen Seelen sich gegen die blühende Schöpfung äußert, und Sakontala ist gleichsam die Königin dieses Mitgefühles. Liebliche Reden sinds, die ihre Freundinnen ihr über ihr Geschäft und über sie selbst sagen. Eben finden sie in ihrer geliebtesten Blume eine
Vorbedeutung ihres nahen Glücks, einer frohen Vermählung, und 269
liebkosen ihr auf die unschuldigste Weise. Aber eine summende Biene fährt aus der Mallika-Blume, und will nicht von ihr lassen. So wird auch im Kleinsten die zukünftige Handlung nicht nur vorbedeutet, sondern wirksam eingeleitet. Denn eben diese ganze Scene, in welcher Sakontala sich unschuldig und liebenswürdig zeigt, wird von Duschmanta behorcht. Liebetrunken hangt sein Auge an ihr, und sein Gemüth quälet sich mit dem einzigen Zweifel, ob dies süße Geschöpf als eine Bramanentochter ihm auch versagt seyn möchte. Endlich tritt er hervor, und es beginnt eine Scene der Gastfreundschaft, der bescheidensten Wohlanständigkeit und einer paradiesischen Unschuld. Immer mehr wird Duschmanta von Liebe durchdrungen, und da es sich in der kunstlosesten Unterredung gleichsam von selbst entwickelt, daß sie nicht des Bramanen, sondern des berühmten Königs Nausika[1] Tochter, Tochter einer Nymphe
des niedern Himmels sei: so findet er den Wunsch seines Herzens 270
erfüllet; er entdeckt sich durch seinen Ring, und da ein Geschrei über die Nähe eines wütenden Elephanten die Unterredung trennet, bleibet er zurück im Seufzen der Liebe. Ferne sei es von mir, alle Auftritte so zu durchgehen; lesen Sie, und Sie werden in diesen ersten Scenen alle Symptome der Liebe von der leisesten Sehnsucht an, durch alle schüchterne Zweifel und Hoffnungen, bis zum Zutrauen, bis zur Gewißheit; ja was die Liebe Zartes, selbst Buhlendes und Tändelndes hat, werden Sie in jedem Grade des Lichtes und Schattens, jungfräulich und königlich,

---

1) Bei Forster: Kausika.

bald ausgedrückt, bald nur mit einem Hauche berührt, finden.
Duschmanta und Sakontala sind nach der ältesten, heiligsten
Weise Gandarwa[1] durch Wort und Gelübde auf ewig verbunden.
271 Aber nun schlinget sich der Knote. Bei dem Abzuge des Kö-
niges erschallen Trauerstimmen: die Freundinnen der Sakontala
werden besorgt: wir hören, daß ein böser Gast auf sie, unwissend
ihr selbst, einen wilden Fluch gelegt habe, der auf der Freundin
Bitte zwar gemildert, aber nicht widerrufen worden. Kanna, ihr
Pflegevater, ist wieder gekommen, Er, der wie ein höherer Geist
aus einer höheren Ordnung der Dinge handelt. Hier hört mein
Auszug auf; lesen Sie, wie er Sakontala zu ihrer Abreise bereitet,
wie er ihren Abschied den Nymphen kund thut und diese antwor-
ten; wie sie selbst Abschied nimmt von den Pflanzen, von ihrem
geliebten Madhawi-Strauch und dem Rehchen. Lesen sie die Leh-
ren, die Kanna ihr und ihrem Führer ins Gemüth legt; und nun
die Katastrophe ihrer Aufnahme. Bemerken Sie, durch welche Vor-
bereitungen das Licht, in dem der König hiebei erscheinen muß,
gemildert und gerichtet werde, wie Sakontala sich, wie sich ihr
272 Führer, wie der Priester, wie sich der König selbst betragen. Die
Katastrophe rückt fort; der Knote wird zusammengezogen. Nach der
höchsten Beleidigung, die einem unschuldigen Wesen zugefügt wer-
den konnte, werden Sie alle Quaalen der Reue, der Liebe, des
endlosen Schmerzes, der nahe an die Verzweiflung reicht, geschil-
dert und ausgedruckt finden. Geben Sie dabei auf jeden Zug acht;
keiner ist müssig, selbst nicht die der Erinnerung wiederkommende
Biene. Und dann sehen Sie, wie aus der tiefsten Tiefe der Füh-
rer des Götterwagens den Leidenden hervorholt, durch angeflammte
eigene Thätigkeit ihn wieder zum Mann, zum Könige, zum Ge-
hülfen der Götter macht und ihn königlich und göttlich lohnet.
Kein Wort von mir zerstöre Ihre Freude, sich mit Duschmanta auf
dem Wagen Matali's, und dann unerwartet an einem Orte zu

1) Bei Forster: Gandharwa.

finden, der das Ziel der menschlichen Phantasie zu seyn scheinet.
Werfen Sie also mein Blatt weg, und lesen das Buch; aber nicht
Europäisch d. i. um etwa nur den Ausgang zu wissen, mit flüch- 273
tiger Neugierde, sondern Indisch, mit feinaufmerkender Ueberlegung,
Ruhe und Sorgfalt; sodann wünsche ich darüber Ihre Gedanken.

Zweiter Brief.

Ist es möglich, daß Sie an der Aechtheit der Sakontala an-
ders zweifeln können, als sofern man etwa aus Zartheit des Ge-
müths an einem unerwarteten Gute, das vor uns ist, gleichsam
liebend-ungläubig zweifelt? Der Dichter Kalidas möge gelebt haben,
wenn er wolle; ein Europäer war dieser Dichter Kalidas nicht: darüber
dörfen Sie Ihrem Herzen und Ihrer prüfenden Ueberlegung trauen.

Welch ein weiter Gesichtskreis herrscht in diesem Werk! ein
Gesichtskreis über Himmel und Erde. Welch eine eigne Art alles 274
anzuschauen! Götter und Geister, Könige und Hofleute, Einsied-
ler, Bramanen, Pflanzen, Weiber, Kinder, alle Elemente der Erde.
Und wie tief ist alles aus der Philosophie und Religion, der
Lebensweise und den Sitten der Indier nach ihrem Klima, ihren
Geschlechterabtheilungen und sonstigen Verhältnissen geschöpft, ja in
diese verwebet. So äffet man nicht nach, auch wenn man das
System und die Lebensart der Indier auf allen Fingern herzusagen
wüßte. Ueberdem ist die Zeit, in welche dies Stück gehört, auch
für Indien nicht die heutige Zeit; die Sitten, die darinn herr-
schen, sind nicht die heutigen Sitten. Das Band, das Götter und
Menschen, die sichtbare und unsichtbare Welt knüpft, ist so sonder-
bar geflochten, daß wir es der Denkart unsres Zeitalters nach, zwar
anstaunen und erklären, schwerlich aber erfinden und als eigne
Schöpfung darstellen könnten. Führen Sie mir nicht den Mac-
Pherson mit seinem Ossian, oder den unglücklichen Chatter- 275
ton mit seinem Rowley an; Dinge, die keine Vergleichung leiden.
Mac-Pherson hat seinen Ossian nicht erfunden, und dem Row-

ley des kühnen Jünglinges sahe man seinen Ursprung eben so
leicht an, als man ihn mancher morgenländischen Geschichte ansiehet,
die uns die Englischen Wochenblätter als Einkleidung vortrugen.
Wer aber, mit Indischer Genauigkeit und Bedeutungsvoller Zart=
heit, eine Sakontala erdichten könnte, der wäre mir der grosse
Apollo, oder der Indische Kristnu selbst in wiedererscheinender Wun=
derschönheit. Das Fremde selbst ist dem Stück ein Siegel der
Aechtheit; „wunderbar, unglaublich sogar, sagte jener Kirchenvater,
„aber eben deßhalb ists wahr.“

Unglaublich, schreibe ich; aber nur dem mythischen Inhalt nach
unglaublich; was die Aechtheit des Stückes betrift, ist nichts glaub=
würdiger, als die Art, wie es zu uns gelanget. Lesen Sie noch=
mals die Vorrede Jones, und bemerken wie unschuldig er nur zur
276 Nachfrage nach Indischen Schauspielen, die er selbst nicht zu finden
glaubte, gekommen sei. Sehen Sie die Rechenschaft an, die er von
seiner Uebersetzung giebt, „wie er dies Stück zuerst Wort für Wort
„ins Lateinische gebracht, wie er es darauf wieder wörtlich ins
„Englische übersetzt, und zuletzt, ohne irgend einen wesentlichen
„Ausdruck ab= oder hinzuzuthun, seiner Uebersetzung nur die fremd=
„artige Steifigkeit benommen und die Arbeit für das Publikum als
„ein authentisches Bild der alten Hinduischen Sitten vollendet
„habe.“ Nun ist ja von Herrn Jones sowohl seine Geschicklich=
keit, als Treue und Sorgfalt aus andern Uebersetzungen gnugsam
bekannt: sein Commentar über die morgenländische Dichtkunst ent=
hält derselben mehrere aus Arabischen und Persischen Dichtern, bei
denen es noch niemanden eingefallen ist, an seiner Redlichkeit zu
zweifeln. Seine Uebersetzung vom Leben Nadir=Schachs liegt vor
uns, und in den Schriften der Bengalischen Gesellschaft hat er als
277 Präsident derselben für die Treue und Aechtheit der mitgetheilten
Alterthümer auf eine Art gesorgt, wie mir sonst kein Beispiel
bekannt ist. Sie dörfen, um sich hievon zu überzeugen, nur seine
kurzen Anmerkungen zu einer von Wilkins übersetzten Steinschrift,
seine Vorlesungen an die Gesellschaft, ja auch nur die fernere Vor=

rede zur Sakontala lesen. Unbefangen giebt er Anzeige, was er
von dem Drama der Indier weiß, nennt die besten Stücke, die ihm
genannt sind, und spricht von den Schauspielen der Indier nicht
anders, als er von ihren heiligen, juristischen, medicinischen, mora-
lischen, philosophischen Büchern spricht, in seinem Amt, als Vor-
steher einer Gesellschaft, die er in Bekanntmachung dieser Schätze
zum Wetteifer mit andern Nationen anmuntert. Jederzeit hat Herr
Jones seine eignen Nachbildungen von dem was er wörtlich über-
setzte, treu unterschieden, wovon Sie in seinem Buch über die mor-
genländische Dichtkunst sowohl, als in seinen eigenen Gedichten den
klaren Beweis finden können; nie hat er z. B. seine Hymnen auf
einige Indische Gottheiten, oder andre Gedichte solcher Art für Ur- 278
kunden der Völker ausgegeben, aus denen er seine poetische Begriffe
zog, welches denn auch seine Poesie selbst, die im höchsten Grade
Englisch ist, zeiget. Wo finden Sie nun in der Sakontala den
Englischen Schnitt, den sonst diese Nation nie verleugnet? Sie
führen die Scene der Fischer, die den Ring bringen, und den lusti-
gen Mohawya[1] an, und nennen sie Shakespearisch; aber was ist
Shakespearisch? Ist es die Natur selbst; so shakespearisiret diese in
Indien sowohl, als in England, so daß ich gerade im Gegentheil
diese Scenen im höchsten Grade Indisch nennen möchte. Nichts
überhaupt, m. Fr., verführt mehr als dergleichen Zweifelei, wir mögen
sie bei Griechen, Römern, oder Indiern anbringen; sie verstopft den
Geist und giebt dem Geschmack zuletzt eine falsche, kleinliche Richtung.

Um hierüber auf einmal in den Glanz des Mittages zu tre-
ten, müssen Sie die anderweit bekanntgemachten urkundlichen Schrif-
ten der Indier, oder wenigstens die unzweifelhaften Nachrichten von 279
diesen Schriften lesen, worüber ich Ihnen am Rande nur Eine
Abhandlung bemerke.[b]) Wenn Sie diesen ungeheuren Vorrath

b) On the Literature of the Hindous; in den Asiat. Researches Vol. I. p. 340. seq. Die Dänischen Missionsberichte, und viele Reisende bestätigen diese Anzeige in einzelnen Datis.

1) Bei Forster: Madhawya.

Indischer Literatur zu Bildung der Sprache sowohl als zum Anbau
der verschiedensten Zweige des menschlichen Wissens mit Erstaunen
bemerken, wird es Ihnen unerhört scheinen, daß ein so Bücherrei-
ches Volk auch Schauspiele gehabt habe? Werden Sie nicht viel-
mehr mit mir wünschen, daß statt ihrer unendlichen Religions-
bücher der Weda's, Upaweda's, Upanga's u. f. man uns mit
nützlichern und angenehmern Schriften der Indier, vor allen mit
ihren besten Poesien in jeder Art beschenke? Diese machen
uns den Geist und Charakter des Volks am meisten lebendig, wie
280 ich denn gern bekenne, aus der einzigen Sakontala mehr wahre und
lebendige Begriffe von der Denkart der Indier erlangt zu haben,
als aus allen ihren Upnekats und Bagawedams. Freilich müßten
aus ihren ungeheuern Epischen Gedichten nur Stücke gezogen wer-
den, aus ihrer Sammlung von Poesien für die niedern Stämme,
(Saitia oder Kawija-Sastra,) nicht minder: denn warum wollten
wir uns nicht gerne zur niedern Classe der Sudra's gesellen, wenn
die Schriften, die sie auch über Theile der Naturwissenschaft und
das bürgerliche Leben besitzen, lehrreicher und unterhaltender sind,
als die ewigen Büßungslehren und Göttergeschichten der Brama-
nen? Die leichten Poesien der Indier lobt Herr Jones sehr,
gewiß ein gültiger Richter; so auch ihr feines System der Musik
und vieles andre. Die ältesten und schönsten Fabeln sind bekann-
ter Maassen Indischen Ursprungs, und der feine Mährchengeist des
Volks zeigt sich in seiner Mythologie gnugsam. Daneben ist die
281 metaphysische und moralische Speculation bei ihnen bis zum höch-
sten Grade getrieben, so daß wenn jedes dieser Felder mit gehöri-
ger Oekonomie und einer fortgehenden Rücksicht, was für uns Euro-
päer merkwürdig und interessant sei, bearbeitet würde, eine Ernte
vielleicht ganz unerwarteter Producte zu hoffen wäre. Sehr ungern
las ichs also, daß Herr Jones, außer dem Gesetzbuch des Menu,
künftigen Uebersetzungen so gut als absagt; ich hoffe aber dennoch,
daß der Genius seiner Natur wider seinen Willen in ihn zurück-
kehren, und wenn er mehrere Stücke wie Sakontala findet, sie

jenen Eifer in ihm neu aufwecken werden, der ihn bisher über die
Literatur der Araber, Perser, Indier so wirksam gemacht hat.
Wie? einen Mann von seinen Talenten, von seiner vielumfassen-
den Sprachkunde, seiner Lust und Liebe zur Erweiterung der Wis-
senschaft und zum Ruhme hätte das Glück dahin gestellet, wo Er
stehet, und Er könnte, auch bei andern Rücksichten, seiner edeln
Natur entsagen? Das Blatt ist zu Ende. Haben Sie noch meh- 282
rere Zweifel: so entdecken Sie mir solche unverholen.

Dritter Brief.

Worüber, wie Sie glaubten, ich lachen würde, das hatte ich
bei der Sakontala selbst gethan; ich hatte sie nämlich aus Scherz
und im Ernst mit Aristoteles Poëtik verglichen und zu bemerken
gesucht, ob Kalidas, der hundert Jahr vor Christo gelebt haben
soll, den Aristoteles recht beherzigt, oder Aristoteles auf Kalidas
gehörige Rücksicht genommen habe. Im Ernst, m. Fr., halte ich
eine solche Prüfung nützlich: denn obgleich das Drama aller jetzigen
Völker in Europa, so gut als völlig ohne den Aristoteles entstan-
den ist, mithin wir an ihnen unabhängige Puncte der Vergleichung
gnug haben: so war es mir, weil doch Eins dieser Theater vom 283
andern geborgt hat und alle mehr oder minder in Bekanntschaft
mit einander gewesen, sehr angenehm, ein in seiner Art vollkom-
menes Stück eines ganz fremden Theaters zu erblicken, um das-
selbe dem Regelmaas des Aristoteles zu nähern. Je mehrere freie
Puncte der Vergleichung wir haben, desto leichter wird uns die
Auflösung der Frage: „was in Aristoteles Dichtkunst blos Lokal-
Geschmack oder allgemeines, ewiges Gesetz sei?“ ein Problem, das,
wie ich glaube, noch nie rein aufgelöset worden. Denn ob Les-
sing gleich seinen Aristoteles gegen die Anmaassungen mehrerer
Französischen Kritiker und Dichter in Schutz genommen, und die

Rechtmässigkeit seiner Foderungen gründlich gerettet hat: so ist solches doch, meines Wissens, gegen andre Dramatische Dichter z. B. der Engländer und Spanier noch nicht geschehen, und doch bin ich überzeugt, daß bei jeder scharfen Zusammenhaltung und Prüfung
284 die Wahrheit, auf welcher Seite sie auch liege, ansehnlich gewinnen würde. Versuchen wirs also mit unserm Indier!

„Wie aber? Aristoteles Regeln betreffen kein Drama überhaupt, sondern nur seine Gattungen, das Trauer- und Lustspiel?" Dies kann uns nicht hindern; lassen Sie uns das Wesentliche beider Gattungen betrachten, und es wird sich der Hauptbegriff schon finden.

Das Trauerspiel ist dem griechischen Weltweisen die Nachahmung einer ernsthaften, vollständigen, eine Größe habenden Handlung, die nicht vermittelst der Erzählung, sondern vermittelst des Mitleids und der Furcht, diese und dergleichen Leidenschaften reinigt.

Also die Nachahmung einer Handlung. Diese nennet Aristoteles die Fabel, d. i. eine Verknüpfung der Begebenheiten des Drama, vergleicht sie mit der Zeichnung in den bildenden
285 Künsten, und giebt ihr in der dramatischen Kunst mit allem Recht die oberste Stelle. Er will, daß diese Handlung ernsthaft, sodann vollständig sei, d. i. Anfang, Mittel und Ende, zugleich auch eine Größe habe, welches letzte Erforderniß er abermals mit vieler Vernunft erkläret. Ueber alles dies ist bei der Sakontala kein Streit: in ihr ist Handlung d. i. Verknüpfung der Begebenheiten zu Einem Endzweck von Anfange bis zu Ende. Die Handlung ist ernsthaft, vollständig, sie hat eine Größe; und da Aristoteles selbst sagt, daß diese sich nicht durch Regeln bestimmen lasse, sondern nach der Aufmerksamkeit der Zuschauer eingerichtet werden müsse: so können wirs dem Dichter Kalidas zutrauen, daß er diese für seine Zuschauer werde eingerichtet haben. Denn überhaupt verändert sich bei Dramatischen Stücken dies Maas der Größe nach Umständen, Gegenden, Zeiten. Uns dünkt zu lang, was unsern Vor-

fahren nicht also dünkte: ein mittelmäßiges Französisches Trauerspiel 286
dauert uns Deutschen länger, als das längste Stück von Shake-
spear: oft wird uns in der Vorstellung lang, was uns im Lesen
sehr kurz ist, oft umgekehrter Weise. Kurz, ein Dramatisches Stück
sei ein Ganzes von Anfange bis zu Ende, belebt in allen seinen
Theilen und Gliedern zu seinem dramatischen Endzweck: so hat es
sein Maas, seine Größe in sich. Sakontala ist ein solches Ganze,
das keinen Theil zu viel oder zu wenig hat, und den Indiern, die
daran Interesse fanden, gewiß übersehbar, ja im höchsten Grad
befriedigend seyn mußte. Die Fabel rollet sich aufs eigenste
ab; höchst einfach, ohne Episoden fortgeführt, lässet sie sich Zeit,
und doch eilt sie mit jedem Wort, mit jedem neuen Begegniß
zu Ende.

Nicht andere Bewandniß scheints mit dem andern Theil der
Aristotelischen Erklärung des Trauerspiels zu haben, in Scenen,
welche dahin gehören: denn wenn dies Drama durch Mitleiden 287
und Furcht wirken soll; kann es eine zartere, und zugleich leb-
haftere Theilnehmung geben, als die wir gegen Sakontala in allen
ihren Begegnissen fühlen? Aber auch gegen Duschmanta? Hier,
m. Fr., verwirret sich der Faden der Theorie, den wir nicht zer-
reissen, sondern gemach entwickeln wollen: denn eben dadurch wird
vielleicht der Unterschied Orients und Griechenlandes sichtbar.

Duschmanta hat den Wald, und in ihm seine geliebte Sakon-
tala verlassen, ohne die er nicht leben zu können glaubt, die er
als seine Vermählte in wenigen Tagen abzuholen versprochen. Er
holet sie nicht; ein böser Fluch ist auf sie gefallen, daß ihr Gemahl
sie vergessen, daß er sie nicht anerkennen werde, bis er den ihr
zurückgelassenen Ring erblickt; und unglücklicher Weise mußte sie
auch diesen verlieren. Sakontola weiß von diesem Verhängnisse
nichts; Duschmanta eben so wenig; beide leiden also unverschuldet.
Glauben wir dieses nun ganz und rein, wie es der Dichter will
und es wahrscheinlich die Indier glaubten: so hat Duschmanta eben 288
so viel Anrecht an unser Mitleid als Sakontala selbst; und der

Dichter hat gewiß nichts versäumt, ihm dieses zu erwerben. Aeußerst
hat er den König geschont und geehret; das Versprechen, Sakon-
tala abzuholen, ist nicht vor unsern Augen geschehen, und ehe sie
ankommt, erblicken wir ihn unter den edelsten Beschäftigungen sei-
nes königlichen Amtes. Sie steht vor ihm; er kennet sie nicht:
durch Macht des Schicksals ist Wald und Alles aus seinem Ge-
dächtnisse verschwunden; alle seine Mühe, eine Spur davon in sei-
ner Seele aufzufinden, ist vergeblich. Selbst da die Götter sie
weggerückt haben, schreibt ers der Zauberei zu. Aber der Ring
wird gefunden; auf einmal fällt der Nebel von seiner Seele, und
er ist im entsetzlichsten Zustande. Kein Vergnügen, selbst keine sei-
ner edeln Königsverrichtungen, die Götter allein können ihn daraus
reissen. Der Dichter rechnete darauf, daß wir dies alles, wie er
289 es uns vorstellt, glauben sollten; Aristoteles aber rechnete darauf
nicht. Er will, daß auf der Bühne alles natürlich geschehen, und
sich in Einem fortgehenden Faden aus der menschlichen Seele selbst
entwickeln sollte. Die Maschienen des Wunderbaren erlaubt er nur
ausserhalb der Handlung; ein Theil von dieser müßten sie nie
werden: denn in ihr müsse jede Begebenheit aus der andern natür-
lich folgen. So dachte Aristoteles; der Indische Dichter konnte
nicht so denken, oder sein Held ward abscheulich; selbst Sakontala
konnte sodann, auch nach allen ausgestandenen Quaalen der Reue,
ihm zwar vergeben, nie aber ihn mehr mit ihrer ersten Liebe lie-
ben. Weislich läßt Kalidas also die magische Decke der Verges-
senheit über den König fallen, und legt vom Anfange des Stücks
alles darauf an, um uns in diese Reihe von Begebenheiten
einer höheren Ordnung einzuführen. Nicht nur sind Geister
allenthalben mit im Spiele; sondern ehe der König in den Wald
tritt, ist Kanna schon abwesend, um ein über seiner Pflegetochter
290 Sakontala hangendes böses Schicksal von ihr zu entfernen. Sein
Wunsch wird ihm durch die feierliche Verkündigung gewährt, daß
aus ihrem Schoos ein Götterkind, ein Beherrscher Indiens ent-
springen werde; und nun ist er über jedes zwischenliegende Hinder-

niß, wie ein höherer Geist, hinweggesehend-ruhig. Dem Ausspruch der Götter gemäß giebt er an Sakontala und ihren Begleiter Befehle; und läßt das Verhängniß walten. Der Grieche foderte eine in jedem Theil natürliche Entwickelung der Begebenheiten; der Indier legte es von Anfange bis zu Ende auf einen heiligen, göttlichen, wunderbaren Zusammenhang derselben an, weßhalb man, wenn man sein Werk nicht Drama in griechischem Verstande nennen will, man es ein dramatisirtes Epos nennen müßte, eine heilige Götter- und Königsfabel in allen Reiz der Vorstellung gekleidet.

Auf welcher Seite die schärfere Vernunft sei, darüber ist wohl
kein Zweifel; eben der schärfere Gebrauch der Vernunft ists, der 291
die Europäer über alle Völker der Welt, die im Reiche der Phantasie leben, so hoch erhoben, und sie so überlegen wirksam gemacht hat. Der Griechische Weise legt es auch bei der Poesie aufs Lernen an, und findet das Grundgesetz seiner vorstellenden Künste, die Nachahmung, nur deßhalb so angenehm, „weil nicht nur die „Weltweisen sondern auch andre Menschen gerne lernen, gern ihr „Erkenntniß vermehren." Je zusammenhängender und natürlicher sich nun Begebenheiten, Charaktere und Leidenschaften entwickeln, desto reicheren und reineren Stoff der Erkenntniß gewähret das Drama; daher er auch seinem Trauerspiel den philosophischen Endzweck geben konnte, „durch Furcht und Mitleid eine Reinigung der Leidenschaften zu bewirken." Ein so hohes Ziel hatte das Indische Drama nicht. „Wozu eine lange Rede? sagt der Theater-Director, als Prologus der Sakontala; „Wenn Sie mit Ihrem Putz fertig
„sind, Madame, so belieben Sie nur zum Vorschein zu kommen. — 292
„In sofern ein erleuchtetes Publikum von unsern theatralischen „Talenten Vergnügen empfängt und ausdrückt, in sofern „und nicht weiter setze ich auf diese Talente einen Werth." Die Schauspielerin giebt ihm Recht: sie setzt die Seele der Zuschauer durch Gesang in die Stimmung, die fürs Theater gehöret, und der entscheidende Ring fängt vor dem Beschützer aller frohen Künste

und seiner erlesenen Versammlung an zu spielen. So unaristote-
lisch dies vom Theaterdirector gedacht scheinet: so hat es dennoch
seine wahre Seite. Vergnügen ist immer der nächste Zweck aller
frohen Künste, und das unentbehrliche Mittel zu jedem höheren End-
zweck. Gefällt ein Stück nicht, unterhält es nicht durchaus unsre
Seelenkräfte: so mag man in ihm weder lernen, noch seine Leiden-
schaften reinigen. Nun hat aber insonderheit das Wunderbare
bei jedem Volk sein eigenes Maas als Ingrediens zum Gefallen,
293 zur Täuschung. Auch die Griechen konnten dessen nicht entbehren,
und Aristoteles selbst hat deßhalb ausdrücklich ein Gebot gestellet:
„In der Tragödie muß man das Wunderbare gebrauchen: denn
das Wunderbare ist süß, obwohl das Unvernünftige (d. i. was nicht
klar aus der Vernunft folgt) eigentlich der Epopee gehöret"; da
denn alles zuletzt Theils auf die Materie, Theils auf die Macht
des Dichters, Theils auf die Nation und das Zeitalter ankommt,
für welche das Drama spielet. Was Einem Volk, Einer Zeit un-
glaublich ist, ists der andern nicht, bei welcher sodann das Wun-
derbare vielmehr die Seelenkräfte der Zuschauenden erhöhet, ihre
Aufmerksamkeit stärkt und ihr Vergnügen, wie ein berauschender
Göttertrank, bis zum höchsten Grade vollendet. So scheint es mir
mit diesem und vielleicht mit mehreren Indischen Stücken gewesen
zu seyn, weil die Hindu's in diesem Element lebten. Ihr König,
der Stammvater aller Könige ihres Reichs, (des ersten Reiches der
294 Erde in ihrer Meinung,) reichte dicht an die Region der Götter;
auch die Stammmutter derselben mußte also daher entsprungen
seyn, und nur der entscheidende Ring des Schicksals konnte sie
beide vermählt haben. In dieser Region ward das Wunderbarste
natürlich.

Wollen Sie sich, m. Fr., hievon überzeugen, so lesen Sie nur
wenige Seiten im Bagavadam. Auf allen Blättern desselben sind
Geister und Menschen, Götter und Könige nur Ein Reich, Eine
Schöpfung; insonderheit gelten die Gebete, und Verwünschungen
der Einsiedler und Weisen als unwiderrufliche Aussprüche des

Schicksals.[c]) Ja findet sich nicht bei allen Nationen ein früheres Zeitalter der Unschuld, wo Götter mit Menschen lebten, Engel Patriarchen besuchten? Da ist der Begriff der Ueberirrdischen noch nicht so hoch erhöhet, daß nicht eine Nymphe sich zur Umarmung 295
eines Helden herablassen, daß nicht ein Held dem Könige der Geister zu Hülfe kommen, ein Sterblicher auf Indra's Thron sitzen, auf seinem Wagen fahren, die höchsten Götter des Sternenraums sehen und von ihnen den Segen empfangen könnte. Da mischen sich Geister ins Glück und Unglück der Menschen, und Menschen von der erhabensten Andacht und Betrachtung wohnen zunächst am Fuße des höchsten irrdischen Paradieses. Schöner, weiter Raum der Phantasie! Ausser ihm würden wir in der Sakontala jene Chöre der Waldnymphen nicht gehört, den Wagen des Luftkreises nicht bestiegen, und das vertrauliche Gespräch des ältesten Ehepaares der Welt im Paradiese der seligen Geister nicht belauscht haben. Der Idyllengeist der ersten, der höchste Epische Geist der letzten Scenen dieses Drama wäre von der Erde verbannt gewesen, und sie gehören gewiß zum Ersten ihrer Art, was je der menschliche Geist hervorbrachte.

Glauben Sie auch nicht, m. Fr., daß das Wunderbare schlecht- 296
hin die Belehrung aufhebe; es macht dieselbe nur angenehmer, indem hinter seinem Geheimnißreichen Schleier der Verstand gleichsam verstohlen und desto freiwilliger sich selbst belehret. Fragen Sie sich, ob nicht, als Sakontala höchst unschuldig nach der Weise Gandarwa des Königes Vermählte ward, Sie sich selbst fürchtend gesagt haben: „Blume der Unschuld, das solltest Du nicht thun! „Du solltest Deinen Vater Kanna erwarten.“ Oder wenn Sie, Zutrauensvoll wie Sakontala, damals noch nicht fürchteten, ob Ihnen nicht wenigstens in der entsetzlichen Scene, da der König sie

---

c) Die Geschichte des Königes Parikschitu, die einen grossen Theil des Bagavadam ausmacht, ist, wie Sakontala ganz darauf gebauet. S. Sammlung Asiatischer Originalschriften, Th. I. Zürich 1790.

ganz und gar verkennet, mithin sie und das Kind unter ihrem
Herzen aufs höchste kränket, da sie, eine Königinn, die rechtmäßige
Gemahlin Duschmanta's, von ihrem Ringe, von jedem andern Be-
weise, von Göttern und Menschen verlassen, in der niedrigsten
297 Gestalt dasteht, ob Ihnen nicht, damals wenigstens, die Lehre
fürchterlich ins Ohr geklungen habe: „Traue keinem verliebten Kö-
nige, wäre es auch ein edler Duschmanta; unter dem Zauberstabe
der Zeit und der Entfernung, unter Chören Lobpreisender Sänger,
und im Taumelkreise des Hofes verlieren sie ihr Gedächtniß."

Gewiß müssen Sie es auch gefühlt haben, wie eben das Wun-
derbare der vorausgesetzten Verblendung die stärkste Wirkung
des tragischen Schreckens und Mitleidens hervortreibt, indem
der verblendete König aus Unwissenheit, ja in der Meinung, daß
er auf seinem heiligen Sitz sehr rein und edel handle, da er sich
auch keinen Blick auf die Sakontala erlaubet, ein Verbrechen begeht,
das er nachher so schwer büßen muß, ja ohne Zwischenkunft der
Götter nie und nimmer abbüßen würde. Lesen Sie, was Ari-
stoteles von solchen Scenen (Kap. 14.) sagt, und sie werden die
Wirkung des Wunderbaren hier sehr dramatisch finden. Es ist ein
298 Knote, der Auflösung eines Gottes werth, weil Götter ihn selbst
geknüpft haben: Sakontala wird entrückt, (wir wissen nicht wohin?)
aber wir sahen für sie keinen andern Ausweg. Auch ists der Göt-
ter werth, daß Duschmanta, nachdem er unter dem Rausche ihrer
Verblendung so lange gelitten hat, durch sie aus der tiefsten Tiefe
emporgezogen werde.

Ihnen, m. Fr., hat die Scene unwürdig gedünket, in welcher Matali unsichtbar den Freund des Königs peinigt; aber wer ist dieser Freund des Königes, dieser weise Bramane? Doch immer ein halber, nur ein feinerer Hofnarr, als einst die Hofbeamten dieser Art in Europa waren. Dem Könige sagt er zuweilen die Wahrheit, gerade hier aber sagte er sie ihm nicht, als dieser, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, die größeste Ungerechtigkeit beging, und die Sakontala verläugnete. Mohawya war mit im

Walde gewesen, und Er stand nicht unter dem Zauber der Ver-
blendung. Hinter dem, was der König gelitten hat, dünkt michs 299
also die billigste Strafe, daß sein Freund auch etwas leide und für
sein Schweigen jetzt aus den Lüften seine Stimme erhebe. Da
überdem die Thätigkeit des Königes, der seinem Freunde beispringt,
zuerst durch diesen Aufruf geweckt wird, bis sie ihre höhere Bestim-
mung findet: so steht auch als Uebergang dieser lustige Auftritt
sehr an Ort und Stelle. Das Drama verfolgt seine Handlung und
die darinn verflochtenen Charaktere, wo es sie findet, und in allen
Nüancen: Wald und Hof, Komisches und Tragisches ist in ihm;
es erstreckt sich über Himmel und Erde.

Unvermerkt sind wir also zur Hauptfrage gelanget: „wie sich
Sakontala überhaupt als Drama zu Aristoteles Begriffen von
der theatralischen Poesie verhalte, und zu welcher Gattung derselben
es gehöre? Ist es ein Trauer- ein Lust- oder ein sogenanntes
Mischspiel? Ich antworte kurz: ein Episches Drama.

Alle sind wir darüber einig, m. Fr., daß das eigentliche 300
Local- und Zeitmäßige der Griechischen Schaubühne kein Gesetz
für alle Orte und Zeiten der Welt seyn möge. Denn da wir
wissen, daß das Theater der Griechen nur aus dem Chor entstan-
den sei, und sich daraus gleichsam zergliedert habe, daß eben dieses
Chors wegen die Einheit des Orts, die Kürze der Zeit, das Ein-
fache der Handlung in ihm gegeben und vorausgesetzt war
(widrigenfalls sich beide auf ewig hätten scheiden müssen): so darf
niemand Zweifel erregen, ob, wo kein Griechischer Chor, kein
Griechischer Markt oder Pallast statt findet, irgend Eine der Be-
schränkungen statt finden müsse, an welche unter andern Umständen
auch bei den Griechen gar nicht gedacht wäre. Zusammenhang der
Theile also, Einheit, Fortgang und Interesse der Handlung ist die
Seele des Drama; keine kleinliche Rücksicht auf Ort und Zeit,
von der auch Aristoteles sehr entfernt war. Selbst der einfachen 301
Fabel redet dieser nichts weniger, als das Wort; die zusammen-
gesetzte oder verwickelte Handlung nennt er die vorzüglichere, wie

sie es ihm denn auch ihrem Wesen und ihrer Wirkung nach seyn mußte.

Den Griechen war, wie bekannt, Ein Theaterstück gewöhnlich zu kurz; sie spielten mehrere nach einander. Den Römern war die griechische Komödie zu einfach; ihre Theater-Dichter, die von den Griechen borgten, mußten also aus mehreren Stücken ein Ganzes zusammenheften. Alle Europäischen Nationen endlich brachten ihrer Natur gemäß, Begebenheiten ganz ohne griechischen Zuschnitt auf die Bühne, und geriethen sogar, wenn sie an Aristoteles dachten oder die Griechen nachahmen wollten, größtentheils auf seltsame Misverständnisse, Schein-Abfindungen und Complimente. Woher dies alles? weil der äußere Zuschnitt des griechischen Theaters uns
302 fremd ist und bleiben wird, indem wir an seinem gottesdienstlichen oder republikanischen Chor durchaus keinen Antheil haben. Alle Begebenheiten der Bühne sind uns Begebenheiten der Welt; unser Gesichtskreis ist erweitert, unsere Theilnehmung zwar gewiß nicht Urtheilvoller, feiner, tiefer, als sie es bei den besten Griechen gewesen seyn mochte, aber Bedingungsloser und gleichsam unumschränkter. Daher die Form der alten Spanischen und Englischen Stücke; daher auch die Form dieses Indischen Drama.

Hat Aristoteles diese Form nicht gekannt? ist sie etwa, wofür man sie oft hat ausgeben wollen, eine neuere Erfindung? Er kannte sie wohl; steuert aber, wie er kann, dagegen, und sucht das Drama seiner Nation in den Kunstschranken zweier unvermischten Gattungen, des Trauer- und Lustspiels zu erhalten. „Nach den Regeln der Kunst, sagt er, sind Trauerspiele, worinn „das Glück in Unglück verwandelt wird, die schönsten. Die Fabeln
303 „von einer doppelten Zusammensetzung, die sich durch einen ent„gegengesetzten Glückswechsel der Tugend- und Lasterhaften enden, „sind minder schön, und es ist nur der Schwachheit der Zuschauer „zuzuschreiben, wenn man ihnen den ersten Platz zueignet“: denn nicht fürs Trauer- sondern fürs Lustspiel, meint er, schicke es sich, daß die ärgsten Feinde zuletzt als Freunde aus einander gehen.

Deßgleichen ist er sehr dagegen, daß man das Drama zu einer
Epopee verlängere, oder eine Epopee mit ihren Episoden auf die
Bühne bringe, u. f.

Die Ursache, warum Aristoteles so strenge abschloß, erhellet
von selbst: denn mit dieser Verlängerung und Vermischung des
Drama ging nothwendig die Schärfe seines ganzen Kunst-
begriffs verlohren. Die verlängerte Senne erschlaffte; das zum
Epos erweiterte Drama konnte nicht mehr so unverwandt auf jene
Leidenschaften der Furcht und des Mitleids, oder beim Lustspiel
aufs Lächerliche ausgehn, es mischten sich viele und vielerlei Em- 304
pfindungen durch einander, und zuletzt artete alles in jene schlaffe
philanthropische Mitempfindung, oder in jene kalte Passivität der
Unterhaltung aus, die eigentlich eine Pest der Dramatischen Kunst
ist. Es wäre viel zu weitläuftig, hier untersuchen zu wollen, wie-
fern dieses bei allen Nationen eingetroffen sei, die statt der Trauer-
und Lustspiele Mährchen, Gemählde des bürgerlichen Lebens, oder
Abentheuer auf der Bühne geliebt haben, und noch lieben. Ohne
Zweifel war die Bühne nur ein Nachklang ihrer Empfindungs-
und Denkweise auch außer dem Theater; ihre Dichter gingen der
Geschichte, der leichteren Unterhaltung nach, und das wahre drama-
tische Kunstgefühl der Griechen blieb manchem Volk ganz fremde.
Welchen Platz man einst den Indiern, wenn mehrere ihrer Stücke
bekannt sind, unter den Theaterliebhabern anweisen werde, mag die
Zeit entscheiden; gnug, daß dies erste Stück, das wir von ihnen ken-
nen, ob es gleich nur ein dramatisches Epos ist, in allen wesent- 305
lichen Theilen aufs nächste und feinste an die griechische Kunst
grenzet. Um zwei Personen, Sakontala und Duschmanta, windet
und schlinget sich alles; die höchste Mannichfaltigkeit ruhet auf der
simpelsten Einheit.

Noch hätte ich von den Charakteren und Farben des
Stücks Einiges zu sagen. Jene sind, nach Indischer Art, nicht
scharf aber auch nicht unbedeutend, und jeder in seinem Grad
idealisch gezeichnet. Sakontala ist alles, was eine Indische Blume

des Reizes, der Zucht und Tugend seyn kann; sie verdient ihren hohen Rang durch ihre lange Prüfung, ihr spätes Glück durch ein lange ertragenes Unglück. Duschmanta ist die Summe aller Indischen Weltbeherrscher in gepriesenen Tugenden und den von ihrer Würde unabtrennlichen Fehlern. Kanna ist das Ideal eines Heiligen und Weisen, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Gott-
306 heit. Die Göttinn Aditi will ihm von den letzten glücklichen Ereignissen Nachricht senden; aber ihr Gemahl spricht: „durch die Kraft „der wahren Gottesfurcht wird der ganze Auftritt dem Gemüthe „Kanna's gegenwärtig seyn!" Er sinnet nach, und sendet ihm mit seinen Gottes-Gedanken unmittelbare Botschaft; kann etwas Erhabneres gedacht werden? Der Sohn der Sakontala und des Duschmanta ist wunderschön, kindisch und prinzlich geschildert; flos iuuentutis in principe, princeps iuuentutis. Die Anerkennung des Vaters ist hier so rührend-schön, wie dort das Verkennen der Mutter rührend-schrecklich war; nach der Weise Gandarwa (der seligen Geister), waren sie im Haine der Jugend vermählt, ins Paradies der Gandarwa ward die bei Hofe verkannte Sakontala gerettet, und da finden sie sich, Duschmanta nach vielen Büssungen und Verdiensten, endlich wieder; das seligste Ehepaar, der Gott des Lichts mit der Göttin des Tages, Eltern der zwölf Sternenbilder
307 des unermeßlichen Himmels, erneuen ihre Verbindung. Höher konnte die Abkunft der Beherrscher Indiens nicht gefeiert werden, und wie dürftig mag die Tradition gewesen seyn, auf die der Dichter baute, die er so hoch idealisirte![d])

---

d) Der Bagawadam sagt nichts von dieser Geschichte, als: „Nelens Sohn war Duschtanden. Auf der Jagd beschlief dieser die Sugundelei; sie brachte den Sorüdeminen zur Welt, den der Vater auf die Versicherung des Agassatani für den Seinigen erkannte. Dieses Kind hieß Baraden und von ihm stammt eure Familie ab. (Sugen nämlich spricht zum Könige Parikschitu.) „Baraden war einer der berühmtesten Eroberer, er unterwarf sich alle Könige der Welt." Dies ist das Kind, das in der Sakontala mit dem jungen Löwen spielet.

Die Farben des Drama in der Diction, in Gleichnissen und
Bildern sind die zartesten und prächtigsten, wie sie nur Jenes Klima
mit seinem Naturreichthum hervorbringen konnte. Selbst Griechen-
land scheinet arm dagegen, noch mehr sinds die nordischen Länder. 308
Auch die Reize der Musik sind nicht vergessen; aber sie ertönen
nur hie und da als zarte Anklänge, nicht überströmend. Die In-
dier haben also auch das gekannt, was Aristoteles den gewürzten
Ausdruck (λογον ηδυσμενον) des Drama nennt, wozu bei den
Griechen Rhythmus, Harmonie, Gesang gehörte; denn wie sehr dies
Drama im Ausdruck gewürzt sei, werden Sie in der Vorrede zu
ihm bemerkt haben. — Doch mein Brief wird ja fast länger, als
Aristoteles Poetik selbst ist. Hielten Sie es nicht auch, m. Fr., in
mehreren Rücksichten beinahe nothwendig, daß Sakontala nicht das
einzige übersetzte Indische Schauspiel bleibe? Haben Sie eine
Stimme, die so weit gelangt, so wenden Sie das Beste an, das
Sie vermögen —

Noch lege ich meinem langen Briefe ein paar Kleinigkeiten
bei, die sich zur Sakontala zwar nur wie einzelne Blüthen zum
vollen Amra-Baum oder zur Madhawi-Pflanze verhalten; indessen
belebet sie doch alle der Geist Eines Klima.

309 Kama's Erscheinung.*)

Ueber den Wolken schwebte, von Flügeln der Weste getragen,
Dessen Wagen, dem rings Alles auf Erden gehorcht.
Und leichtfertig lachte der Gott des murmelnden Meeres,
Dem er mit Einem Wink Fluthen und Ruhe gebeut.
Ihn zu beschatten stieg aus glänzenden Wellen der Mond auf;
Und die Nachtigall sang ihm ein willkommendes Lied.
Goldene Bienen flogen voran, die Boten der Liebe;
Jungfraun, schmachtenden Blicks, scherzten und buhlten um ihn.
310 Sei mir gegrüsset, o Gott! Du hast die Holde bezwungen,
Die mit dem schüchternen Blick einer Gazelle bezwang,
Ihre Schwanengestalt, wie die glänzende Sambagomblume
seiden; die Lippe zart, wie der Tamarei Kelch,
Süßen Hauches; die Nachtigall schweigt der lieblichen Stimme —
Die, o gewaltiger Gott, hast du im Scherze besiegt.
Wie die Maligra=Blume der Morgenröthe sich aufthut,
thun sich, blickst du sie an, zärtere Seelen dir auf.

---

311 Tamajandri.

O wer schildert Tamajandri's Reize,
Brama's Meisterwerk! In Millionen Jahren
hatte schaffend sich der Gott geübet,
und aus aller Herzensfeßlerinnen
feinsten Reizen schuf er Tamajandri.

Kama und die Anmuth, seine Gattinn,
legten, als sie die Gestalt erblickten,
Ihre Götterkränz' ihr an den Busen.
Da erhoben sich der Wollust Hügel,
rund, wie Wilwamfrüchte, leise wallend
wie der Ton der seufzendsüßen Laute.

---

*) Kama, der Gott der Liebe.

Fünf der Pfeile trägt der Gott der Liebe;
Drei davon verschoß er in den Himmel,
auf die Erd' und in des Abgrunds Reiche. 312
Die zwei übrigen, o Tamajandri,
barg der Gott in deine holden Augen.

VII.

Gedanken
einiger Bramanen.

[Band 26, 406—416]

343 VIII.

Tithon und Aurora.

345 Obwohl gewöhnlicher Weise keine Grab- und Lobschrift zu bemerken pflegt, wie lange ein Mensch sich selbst überlebt habe: so ist dies leider doch eine der größesten und nicht seltenen Merkwürdigkeiten menschlicher Lebensläufe. Je früher das Spiel unsrer Gaben und Leidenschaften anfängt, je rascher es fortgesetzt, und durch äußere Zufälle auf mancherlei Weise bestürmt wird: desto häufiger wird man Fälle gewahr von jenen frühen Ermattungen der Seele, von Niederlagen der Kämpfer ohne Tod und sichtbare Wunde, vom männlichen, oft schon jugendlichen höchsten Alter. Lange kann ein Mensch wie die Gestalt seines Grabmonuments mit lebendigem Leibe umhergehn; sein Geist ist von ihm gewichen; er ist der Schatte und das Andenken seines vorigen Namens.

346 Vielerlei Ursachen können zu diesem frühen Tode beitragen, Eigenschaften des Geistes und des Herzens, zu große Wirksamkeit und zu träge Geduld, Erschlaffung sowohl als Ueberspannung, zu schnelles Glück und zu lange daurendes Unglück. Denn überhaupt ist ja Gesundheit, Munterkeit, Vergnügen und Tugend allezeit die Mitte zweier Extreme. Sowohl am schroffen als am seichten Ufer des Stroms können Fahrzeuge ihren Untergang finden; mitten im Strome schiffet es sich leicht und fröhlich. Mancher veraltete, weil es ihm an der wahren innern Quelle des Lebens und der Thätigkeit fehlte; er war ein zusammengeflossener Bach, der bald

versiegt und sein trauriges Bett zeiget. Bei Jenem sollte der Schein das Seyn ersetzen; die Finsterniß weicht, und die Johanniswürmchen in seinem Haar glänzen nicht mehr als funkelnde Diamanten. Bei diesem sollte Gedächtniß und Mühe thun, was allein
der Verstand und Genius thun konnte; das überladne Gedächtniß 347
erlag, die übertriebne Mühe ermattete, und zuletzt kam der Mangel am Wesentlichen zum traurigen Vorschein. Ein andrer überstrengete sich als Jüngling mit seinen edleren Kräften. Er häufte mit tausend Händen Berge der Phantasie zum Himmel empor, und fand, auch ohne den Blitz Jupiters, unter ihnen bald seine Ruhestäte. Ein andrer, dem es mit seinem Bemühen und Lernen nur um Gemächlichkeit zu thun war, entsagte dem Bemühen und Lernen, so bald es ihm gemächlich ward; er begrub sich selbst in einen seligen Moder. Jenem Verdienstlosen hat ein unerwartetes Glück, ein zu rasch-erworbener Ruf, eine unversehens-gelungene Handlung den Verstand verrückt; außer ihr hat er keine Gedanken mehr; seine verführende Göttinn Fortuna hat ihn auf einmal mit Lorbeer, Pappeln und Mohn gekrönet; er schläft, oder spricht irre in ihrem verzärtelnden Schooße. Diesem Verdienstvollen hat
ein unverdientes, zu lange erduldetes Unglück die Schultern gebeugt, 348
die Brust zusammengedrückt, und den Arm gelähmet; er kann nicht aufrecht stehn und sich wieder erholen. Ein Blitzstral vom Himmel hat bis zur Wurzel hinab die Eiche getroffen und ihrer Lebenskraft beraubet. Diesem Manne von vielen Fähigkeiten fehlte es an einer weiten Brust, den Neid zu verachten und bessere Zeiten zu erwarten; er ließ sich mit ihm in einen Kampf ein; der fliegende Adler ward von der Otter, die ihn umschlungen hatte, unwürdig besieget. Jenem Manne von redlicher Thätigkeit fehlte es an Verstande; seine verschlagenern Feinde machten ihn bald unkräftig und elend. So gings mit zehn andern Charakteren in andern Situationen; ans Theater des bürgerlichen Lebens ist gewöhnlich ein Hospital gebaut, in welches sich nach und nach die mehresten der Schauspieler verlieren.

Zwo Dinge tragen insonderheit hiezu bei, und auch sie sind
349 Extreme. Zuerst Willkühr der gebietenden Grossen; sodann zu feine
Zärtlichkeit und Sorgfalt. Bei jenen sinds bekannte und beliebte
Sprüche, daß nichts so beschwerlich sei, als Dankbarkeit, nichts so
unerträglich, als fortgesetzte Hochachtung, und der tägliche Anblick
eines anerkannten Verdienstes. Neue Huld erwirbt sich also neue
Dankbarkeit; und Geschöpfe, die man sich selbst zuziehet, ja in die
man Gaben und Verdienste legt, die ihnen die Götter nicht zuge-
theilt hatten, sind eine reizende eigene Schöpfung. Den alten Bäu-
men mag also ihr Saft entzogen werden, damit die junge Welt
blühe und wuchre. Wer nun in solchen Fällen nicht größer ist,
als der von dem er abhängt, der stirbt in sich am Unmuth der
Selbstverzehrung. Die majestätische Stimme Philipps 2. „Yo el
Rey“ hat schon Manchen solcher Art getödtet. Diesem Morde
menschlicher Verdienste und Kräfte stehet ein andrer entgegen, den
man den feinsten Selbstmord nennen möchte. Er ist um so be-
350 daurenswürdiger, weil er nur bei den erlesensten Menschen statt
findet, und ihr köstliches Uhrwerk auf einmal oder nach und nach
zertrümmert. Menschen nämlich von äußerst-zartem Gefühl haben
ein Höchstes, wornach sie streben, eine Idee, an welcher sie mit
unaussprechlicher Sehnsucht hangen, ein Ideal, auf welches sie mit
unwiderstehlichem Triebe wirken. Wird ihnen diese Idee genom-
men, wird dies schöne Bild vor ihren Augen zertrümmert: so ist
das Herzblatt ihrer Pflanze gebrochen, der Rest stehet mit unkräf-
tigen, welken Blättern da. Vielleicht gehen mehrere Erstorbne die-
ser Art in unsrer Gesellschaft umher, als man es Anfangs glauben
möchte, eben weil sie am meisten ihren Kummer verbergen, und
das Gift ihres langsamen Todes als ein trauriges Geheimniß ihres
Herzens selbst ihrem Freunde verhehlen. Da Shakespear so wie
alle Zustände der Seele, so auch diese Epoche des Hinsinkens oder
der Verwirrung der Kräfte in mancherlei Situationen und Charak-
351 teren äußerst wahr und genau gezeichnet hat: so möge statt aller Eine,
vielleicht die Krone der Klagen über einen solchen Zustand dastehn:

O what a noble mind is here o'erthrown!
The courtier's, soldier's, scholar's, eye, tongue, sword,
The expectancy and rose of the fair state,
The glass of fashion and the mould of form,
Th' observ'd of all observers, quite, quite down. —
Now see that noble and most sovereign reason,
Like sweet bells jangled out of tune, and harsh,
That unmatch'd form and stature of blown youth,
Blasted with extasie —

* * * 352

Nicht nur einzelne Personen überleben sich; sondern noch viel
mehr und länger, sogenannte politisch-moralische Personen, Ein-
richtungen, Verfassungen, Stände, Corporationen. Oft
steht Jahrhunderte lang ihr Körper zur Schau da, wenn die Seele
des Körpers längst entflohn ist, oder sie schleichen als Schatten
umher zwischen lebendigen Gestalten. Um sich hievon zu überzeu-
gen, gehe man in eine Juden-Synagoge, oder lese Anquetils
Zend-Avesta, und die heiligen Bücher der Bramanen. Es ist
kein Zweifel, daß alle diese Religions-Institute einst sehr nützlich
waren, und daß in jeder dieser Hülsen Keime zu einer grossen Ent-
wickelung lagen. Mehr oder minder hat sie die Zeit entwickelt, den
einen Keim glücklicher, so daß man in ihm vielleicht mehr suchte,
als da war; den andern unvollkommen, und Kraftlos, wie es im
grossen Laufe der Natur zu geschehen pfleget. Alles indessen hat
sein Ziel, und der Rabbi, der Destur und Mobed, vielleicht 353
auch der Bramane hat sich im grossen Ganzen selbst überlebet.
Aus einigen Gegenden des Mahommedanismus erzählt man vom
Koran, (ob dieser gleich das jüngste Religionsbuch ist) schon etwas
Aehnliches; und im Christenthum, so wahr sein reiner Quell Was-
ser eines ewigen Lebens strömet, wie manches Gefäß ist schon zer-
brochen, das diesen Quell erschöpft zu haben glaubte! wie manche
Form, die jetzt noch da steht, hatte sich längst selbst überlebet!
Man sehe die Römische Messe an, man höre manche ihrer Litaneien

und Gebete; in welche Zeiten rufen sie uns zurück! zu welch einem
fremden Geschmack längst-erblichener Zeiten! Wie in der Religion
der Priesterstand, so folgen in andern Instituten die mit ihnen
verknüpfte Stände, jeder seinem lebenden oder todten Institut nach.
Man betrachte so manche Einrichtungen, Orden und Kalande der
354 mittleren Zeiten; wenn sie nicht dem Genius der Meinungen zu
folgen und sich mit ihm zu verjüngen wußten, so blieben sie
entweder am Ufer liegen, oder der Strom trug sie Seelenlos fort,
bis sie irgendwo den Ort ihrer Ruhe finden. Schon zu Cervantes
Zeiten wollte der Herzog zu Bejar nicht zugeben, daß ihm der
Don-Quixote zugeeignet würde, so lange er an ihm ein ernsthaftes
Ritterbuch glaubte, (weil der Geschmack daran schon damals lächer-
lich zu werden anfing); er nahm die Dedication gern an, da er
beim Vorlesen seine wahre Gestalt erblickte. Romane dieser Art
hat die Zeit mit mehreren Instituten gespielet. Corneille's Prin-
zen und Helden sind uns größtentheils unerträglich, und man wun-
dert sich, wie andre Zeiten diesen Gothischen Unsinn zusammen-
fügen, glauben und anstaunen konnten; Shakespear's Hofscenen
dünken uns Haupt- und Staatsactionen. Die Ritter unsrer Zeit
sind nicht mehr jene alten Ritter; und das königliche Wort Lud-
355 wigs 14.: „l'Etat? c'est moi!“ wird das treffendste Epitaphium
dieses grossen Weltmonarchen bleiben. Was gebohren ward, muß
sterben, sagt der Bramane; und was etwa durch Kunstmittel sei-
nen Hingang aufhält, hat sich, indem es hiezu greift, schon selbst
überlebet. Im Anfange des Frühlinges siehet man das erstorbene
Laub und Gras des vorigen Jahres noch häufig; manches davon
hält sich vest an; in kurzem aber ist Alles verschwunden, und ein
neues Gewand deckt Bäume sowohl, als den Schoos der Erde.

*
* *

Wenn im Kreise der Menschheit Etwas sich nicht überleben
sollte, müßte es Wissenschaft und Kunst seyn, sie, die ewiger

Natur sind, der reinsten Wahrheit und einer Erweiterung ins Unermeßliche fähig; auch ists gewiß, daß das eigentliche Wesen der Kunst und Wissenschaft nie erstirbt, und sich nie ändert. Desto sterblicher aber sind ihre Formen, da diese vor allem andern an 356
ihrem Erfinder und Meister zu hangen, mit ihm zu entspriessen, zu blühen und unterzugehn scheinen. So lange der Erfinder lebt, so lange der Meister lehret und anweiset, schöpfet man aus seinem lebendigen Quell lebendige Gedanken; im zweiten, dritten Geschlecht durchwandert man schon nachlallende, oder nachäffende Schulen; das Bild des Meisters steht todt da; seine Wissenschaft und Kunst hat sich, nicht in seinen, sondern in seiner Nachfahren Werken selbst überlebet.

Ein langes Verzeichniß dieser Ueberlebungen geben uns Reisen; Reisen sowohl in der Geschichte, als im Anblick der Gegenden, Länder, Verfassungen, Personen und Stände selbst. Wer ists, der in ein altes Schloß, in einen verjährten Rittersaal, in ein Archiv alter Diplome und Verhandlungen, alter Waffen und Putzwerke, in alte Rathhäuser, Kirchen, Klöster, Palläste und Reichsstädte eintritt, und sich nicht in ein abgelebtes Jahrhundert versetzt fühlte? Bei einer Reise durch Deutschland findet man oft im 357
Bezirk weniger Meilen alte, mittlere, junge und die jüngste Zeiten bei einander; hier haucht man noch die Luft des zwölften, dort singt man Weisen des sechzehnten, zehnten, vierten Jahrhunderts; auf einmal steigt man in Cabinette, die unter dem üppigen Herzog-Regenten angeordnet, in Galerien, die unter Ludwig 14. gesammlet, und endet mit Anstalten, die fürs zwanzigste Jahrhundert ersonnen zu seyn scheinen. So unterrichtend dies Chaos für einen Reisenden seyn mag: so verwirrend und unterdrückend müßte es für den Bewohner seyn, wenn sich die menschliche Natur nicht an Alles gewöhnte. „Herr, er stinket schon, sagte jene traurige Schwester, denn „er hat schon vier Tage im Grabe gelegen.“ Bei manchen Einrichtungen könnte man vier Jahrhunderte sagen; und noch riechen sie ihren Brüdern und Schwestern nicht übel. Diese sind an den Duft gewöhnt, und er ist ihnen nahrhaft.

358 Das lehrreichste Theater dieser Lebensepochen und Weltalter scheint mir Italien. Auf ihm kannst du unter Aegyptern, Griechen, Römern, Etruskern, ja wenn du willt, unter Sinesen, Indiern und Madagaskaren seyn; du kannst im einzigen Rom von Romulus bis auf Diokletian das Heidenthum, von Constantin an bis zu Pius das Christenthum verfolgen; in ihm und den Italienischen Provinzen kannst du, wie es dir gefällt, im funfzehn- sechzehn- oder achtzehnten Jahrhunderte leben; und wenn du den Denkmalen der Natur nachgehest, so triffst du Ueberlebungen an, die dich über den Rand der Geschichte hinausführen. Es gehöret ein weit Gemüth dazu, alle diese Scenen zu fassen, zu unterscheiden, und zu ordnen; sodann aber scheinen sie ein Compendium aller Geschichte, das uns zuletzt, ich weiß nicht mit welcher angenehmen, aber auflösenden Schwermuth überströmet.

359 The cloud-capt tow'rs, the gorgeous palaces,
the solemn temples, the great globe itself,
yea all who it inherit, shall dissolve
and like an unsubstantial pageant faded
leave not a rack behind; we are such stuff
as dreams are made of, and our little life
is rounded with a sleep. . .

Gnug vom Schlaf und Ersterben; lasset uns jetzt vom Wachen und der Verjüngung reden. Wie geschieht diese? Durch Revolutionen?

Ich gestehe, daß mir in der neueren Modesprache wenige gemißbrauchte Worte so zuwider sind, als dieses, weil es von seinem ehemaligen reinen Sinne ganz abweicht, und die schädlichste Verwirrung der Gedanken mit sich führet. In der Astronomie nennen wir Revolution eine nach Maas und Zahl und Kräften bestimmte, in sich zurückkehrende Bewegung der grossen Weltkörper,
360 die nicht nur in sich selbst die stilleste Ordnung ist, sondern auch im Zusammenhange mit andern harmonischen Kräften das Reich

einer ewigen Ordnung gründet. So drehet die Erde sich um sich
selbst und macht Tage und Nächte; mit ihnen ordnet und regelt
sie der Geschöpfe Schlaf und Wachen, ihre Ruhezeit und ihren
Kreis der Geschäfte. So wandelt die Erde um die Sonne und
erschaffet das Jahr, mit ihm die Jahreszeiten, mit ihnen den Wech-
sel der Arbeit und des menschlichen Vergnügens. Die Revolution
des Mondes um unsre Erde giebt dem Meere Ebbe und Fluth, der
Witterung, den Krankheiten und vielleicht selbst dem Wachsthum der
Pflanzen ihre Perioden. In einem solchen Verstande ists nützlich, auf
Revolutionen zu merken: denn in ihnen bemerken wir einen in sich
selbst wiederkehrenden Lauf der Dinge, und in diesem die Gesetze einer
daurenden Ordnung. Nichts ist in einem solchen Laufe abgebrochen,
hingeworfen, Vernunftlos; keine Zerrüttung ist in ihm, sondern ein 361
leise geschwungener Faden der Erhaltung. Revolutionen dieser Art sind
der Tanz der Horen um Jupiters Thron, der Siegeskranz des Gottes,
nachdem er das Chaos bezwungen, auf seinem unsterblichen Haupte.

Auch, wenn wir vom Himmel diesen Begrif der Revolutio-
nen auf die Erde ziehen wollen, kann er nicht anders als der
Begrif eines stillen Fortganges der Dinge, einer Wiederkehr gewis-
ser Erscheinungen nach ihrer eigenen Natur, mithin des Entwurfs
einer fortwirkenden Weisheit, Ordnung und Güte seyn. So spricht
man von Revolutionen der Künste und Wissenschaften, d. i. von
einem periodischen Wiederkommen derselben, dessen Ursachen man
in der Geschichte zu erforschen sucht, und sie gleichsam astrono-
misch berechnet. So sprachen die Pythagoräer von Revolutionen
der menschlichen Seele, d. i. von einer periodischen Rückkehr der-
selben in andre Gestalten. So untersuchte man die Gesetze der Revo- 362
lution menschlicher Gedanken, wenn diese aus der Vergessenheit ins
Gedächtniß wiederkehren, wenn Träume und Begierden, wenn entschla-
fene Thätigkeiten und Leidenschaften zurückkommen u. f. In allem die-
sem suchte man Gesetze einer verborgenen, stillen Naturordnung.

Scheußlich aber hat sich die Bedeutung dieses Worts verän-
dert, da man in den barbarischen Jahrhunderten von keiner andern

Revolution als von Eroberungen, von Umwälzungen, Unterdrückungen,
Verwirrungen ohne Absicht, Ziel und Ordnung wußte. Da hieß
Revolution, wenn das Unterste zu Oberst gekehrt ward, wenn durch
das sogenannte Recht des Krieges ein Volk sein Eigenthum, seine
Gesetze und Güter mehr oder minder verlohr, oder durch das Recht
der Monarchie alle die sogenannten Rechte geltend gemacht wurden,
die *St. Thomas*, *Macchiavel* und *Naudé* aus wirklichen Be-
363 gebenheiten nachher aufnahmen und in Capitel brachten. Da hieß
Revolution endlich, wenn Minister thaten, was die Fürsten selbst
nicht mehr thun mochten; oder wenn hie und da das Volk das
unternahm, was es selten so geschickt als Könige oder Minister
ausführte. Das gab nun die zahlreichen histoires des revolutions,
ein so gangbarer Titel der Bücher, als sein Inhalt meistens unver-
ständig, oder abscheulich ist. Den Begrif von Zweck und Absicht
verlor man beinahe ganz aus dem Gesicht; die Geschichte ward ein
Gemählde von Verwirrungen ohne Entwicklung: denn hinter dem
Ausgange einer jeden sogenannten Revolution sahe es bunter aus
in den Reichen, als vorher. Revolutionen dieser Art, sie ent-
springen von wem sie wollen, sind Zeichen der Barbarei, einer
frechen Macht, einer tollen Willkühr; je mehr die Vernunft und
Billigkeit der Menschen zunimmt, desto seltner müssen sie werden,
bis sie sich zuletzt ganz verlieren. Dann wird das Wort Revo-
364 lution wieder in seinen reinen und wahren Sinn zurückkehren, daß
es einen nach Gesetzen geordneten Lauf der Dinge, eine friedliche
Rückkehr der Begebenheiten in sich selbst, auch in der Geschichte
bedeute. In dieser Absicht allein ist diese des Studiums werth:
denn an den Revolutionen wilder Elephanten, wenn sie Bäume
ausreissen und Dörfer verwüsten, ist nicht viel zu lernen.

Um also mit diesem befleckten Wort nicht zu verführen, und etwa eine tödtende Gewaltsamkeit zur Arznei menschlicher Uebel zu machen, wollen wir auf dem Wege der heilenden Natur bleiben. Nicht Revolutionen, sondern *Evolutionen* sind der stille Gang die-
ser grossen Mutter, dadurch sie schlummernde Kräfte erweckt, Keime

entwickelt, das zu frühe Alter verjünget, und oft den scheinbaren Tod in neues Leben verwandelt. Lasset uns sehen, was das Mittel in sich fasse, und wie es heile.

Wenn wir der Natur Einen Zweck auf der Erde geben wollen, so kann solcher nichts seyn, als eine Entwickelung ihrer 365
Kräfte in allen Gestalten, Gattungen und Arten. Diese Evolutionen gehen langsam, oft unbemerkt fort, und meistens erscheinen sie periodisch. Auf die Nacht des Schlafs folgt der Morgen des Erwachens; unter dem Schatten Jener hatte die Natur Kräfte gesammlet, Diesem, dem Morgen, munter zu begegnen. In den Lebensaltern der Menschen dauert die Kindheit lange; langsam wächset Körper und Geist, bis mit zusammengenommenen Kräften die Blume der Jugend hervorbricht und die Frucht späterer Jahre allmälich reifet. Sehr unrecht hat man diese Perioden der Entwicklung Revolutionen genannt: hier revolvirt sich nichts, aber entwickelt (evolvirt) werden die Kräfte. Immer kommen verborgenere, tieferliegende zum Vorschein, die ohne manche Vorhergehende nicht thätig werden konnten. Deßwegen machte die Natur Perioden; sie ließ dem Geschöpf Zeit, von einer überstandenen Anstrengung sich zu erholen, um eine andre noch schwerere frölich 366
anzufangen und zu vollenden: denn ohne Zweifel sind, wenn das Gewächs die Blume hervortreibt, oder sich in ihr die Frucht bildet, innigere, feinere Kräfte regsam, als da der Saft in den Stengel trat, und sich die untersten Blätter an ihm erzeugten. Nicht eher verläßt die Natur, dem ordentlichen Laufe nach, ihr Geschöpf, als bis alle physischen Kräfte desselben in Anwendung gebracht, das Innerste gleichsam herausgekehrt, und die Entwicklung, der bei jedem Schritt eine gütige Epigenese beitritt, so vollendet ist, als sie unter gegebnen Umständen vollendet werden konnte.

Man ist gewohnt, jedes einzelne, zumal lebendige Wesen, als ein isolirtes Ganze zu betrachten; eine nähere Ansicht aber zeigt, daß es mit Boden, Klima, Witterung, mit dem periodischen Athem der ganzen Natur zusammenhängt, daß es eben hiernach länger oder

kürzer dauert, früher alt wird, oder sich leichter verjünget. Der
367 Mensch, ein vernünftiges, moralisches und politisches Geschöpf, lebt
vermöge dieser Fähigkeiten und Kräfte in einem eignen, un-
endlich weiten Elemente. Seine Vernunft hängt mit der Ver-
nunft andrer, seine moralische Bildung mit dem Betragen andrer,
seine Anlage sich als ein freies Wesen selbst und mit andern zu
constituiren, hangt mit der Denkart, der Billigkeit und der wirk-
samen Unternehmung Vieler so genau zusammen, daß er außer die-
sem Element ein Fisch auf trocknem Lande, ein Vogel in Luftleerem
Raum seyn muß. Seine besten Kräfte ersterben; seine Fähigkeit
bleibt ein todtes Vermögen, und alle Anstrebung außer Zeit, Ort
und Mithülfe der Elemente ist wie das Erscheinen einer Blume
mitten im Winter. Die Natur macht Jahrszeiten, sie fördert
Kräfte; sie fördert sie auch im Menschengeschlechte. Einzelne Men-
schen, Stände, Corporationen, ganze Gesellschaften und Völker kön-
nen mit diesem Strome nur fortgehn; sie haben alles gethan, wenn
368 sie in seinem Laufe klug steuren. Glaube doch niemand, daß wenn
alle Regenten auf der Erde vom stolzesten Negerkönige an bis zum
mächtigsten Khan der Tatarn[1] sich zusammen verbänden, das Heute
zum Gestern zu machen, und die fortgehende Entwicklung des ge-
meinsamen Menschengeschlechts, sie möge zur Jugend oder zum Alter
führen, auf immerhin zu hindern, daß sie damit jemals zum Zweck
kämen. Für weise Regenten kann dies auch nie ein Zweck werden,
eben weil in der ganzen Fruchtlosen Bemühung kein Verstand ist.

Ein weiser Fürst wird sich also stets als einen Haushälter,
nicht als einen Gegner der Natur betrachten; vielmehr jeden Um-
stand, den sie ihm darbeut, aufs beste zum Besten wenden. Hier
fallen Blätter ab, dort liegt schon ein ganzer Herbst von Blättern
im Leichengewande; er wird dieselbe nicht an ihre vorige Stellen
auf Zweige und Gipfel setzen wollen: denn kann er ihnen ihre
369 vorige Frische, vermag er ihnen den Saft wiederzugeben, der sie

1) A: Tatern

einst mit dem Baum zu einem lebendigen Ganzen machte? Ver-
mag er dieses aber nicht, wie? wenn er sich mit einem falben
Kranz verwelkter Blätter kränzen wollte, weil sie ehedem etwas
anders, als sie jetzt sind, waren? Was die Natur nicht halten
konnte, wollte das der Gärtner halten? und zwar ihren Zwecken
nicht gemäß, sondern gerade zuwider? Unendlich schöner ist das
Werk, der Natur nachzugehn und auf ihre Zeiten zu merken, Kräfte
zu wecken, woirgend sie schlummern, Gedanken, Thätigkeit, Erfin-
dung, Lust und Liebe zu befördern, in welchem Felde nützlicher
Beschäftigungen es auch seyn möge. Endlich kommt die Nothwen-
digkeit und treibt mit einem eisernen Scepter; wer der Vernunft
und Billigkeit dient, kommt der Nothwendigkeit zuvor, und darf oft
mit Oberons Lilienstabe nur winken, so sprießen hier statt der ver-
welkten neue Blumen, so reifen dort, wenn die Blüthenzeit vorüber
ist, nährende Früchte. Der jungen Sprosse kommt er zu Hülfe, 370
und nimmt sie in Schutz gegen das unterdrückende Unkraut. Den
alten wilden Baum hauet er nicht ab, sondern impft ihm mildere
Früchte ein, und der verjüngte Baum wird sich selbst seines edle-
ren Daseyns wundern. Ein kleiner Vorsprung solcher Art, den
Ein Volk vor dem andern nahm, hat ihm oft auf Jahrhunderte
unerreichbare Vorzüge gegeben. Daß England in einigen Consti-
tutions- Finanz- und Handelspunkten das was in andern Natio-
nen lange vorher keimte, aber aus Thorheit und Leidenschaft unter-
drückt ward, nur etwas früher annahm und zur Anwendung brachte;
dies hat ihm die Stelle gegeben, auf welcher es jetzt steht. Nach
mancherlei gewaltsamen Revolutionen, die wie blutige Gewitter-
Regen vorübergingen, gelang es eben der friedsamsten, der stillsten
Revolution eine neue Wirksamkeit zu erregen, und dadurch das
Glück einer lebendigen Verfassung auf Jahrhunderte hin zu grün-
den. Hätte es zu Wilhelms 3. Zeiten die Feudal- Kriegs- und Forst- 371
gesetze Wilhelms des Eroberers erneuern wollen, wo wäre es jetzt?

Alle Stände und Einrichtungen der Gesellschaft sind Kinder
der Zeit; diese alte Mutter gebahr, nährte, erzog sie; sie schmückte,

stattete sie aus, und nach einem langen oder kurzen Leben begräbt
sie sie, wie sie sich selbst begräbt und wieder verjünget. Wer also
sein Daseyn mit der Dauer eines Standes oder einer Einrichtung
verwechselt, macht sich selbst unnöthige Plage; was vor Dir war,
wird auch hinter Dir seyn, wenn es seyn soll. Handle, so viel
an Dir ist, klug und weise; ihren grossen Gang wird die Zeit
gehen und das Ihrige vollenden. Du für Deine Person, sei mehr
als dein Stand ist: so wirst du in ihm, er altre wie er wolle,
für dich selbst und für andre stets jung seyn, ja in der dunkleren
Nacht wirst du als ein helleres Gestirn glänzen. Wer sich nicht
372 über die Brustwehr seines Standes erhebt, ist kein Held in dem-
selben; hinter ihr mag er kriechen, sitzen oder liegen. Der Stand
als solcher macht nur Puppen; Persönlichkeit macht Werth und
Verdienst. Je mehr jene träge, todte Hülle, die den besten wie
den schlechtsten Kern verbirgt, dahinsinkt; desto entschiedner wird
der schöne, reifere Kern sichtbar. Gewiß ists also kein Rückgang,
vielmehr eine Evolution der Zeiten, wenn der Stand nicht Alles
seyn kann, sondern man in jedem Stande Personen, Menschen,
wirkende Geschöpfe zu sehen begehret. Und da ohne neueinbrechende
Barbarei, bei den täglichvermehrten Bedürfnissen Europa's dies
Gefühl nothwendig zunehmen muß: so bleibt nur Ein Rath übrig,
der Jeden vor der Veraltung seines Standes sichert: „sei Etwas
„in deinem Stande; sodann wirst du der Erste seyn, die Fehler
„desselben einzusehn, zu vermeiden, und zu verbessern. Sein Alter
„wird in dir verjüngt dastehn, eben weil etwas in Dir ist, das
„jede Form schmücken würde, und in jeder Form lebet."

373 * * *

Der vortrefliche Paolo Sarpi hat eine Abhandlung geschrie-
ben, deren Titel mich sehr reizte. Er hieß: „wie Meinungen
„in uns gebohren werden und sterben", ich war auf ihren
Inhalt sehr begierig. Ob ich nun gleich aus Foscarini's Aus-

zuge bei *Griselini* sah, daß sie, was ich vermuthete, nicht eigent-
lich enthalten möchte: so kam mir diese trefliche Aufgabe doch mehr-
mals in die Gedanken. Viel sind der Wege, auf denen wir von
der frühesten Kindheit an zu Meinungen gelangen, mit denen wir
uns Leib und Seele überkleiden; viele davon halten sehr vest, und
die albernsten haben wir meistens hinter unsre innerste neunte Haut
verborgen, wo sie ja niemand antaste! Unglücklicher Weise tastet
sie die Zeit dennoch an, oft mit sehr rauhen Händen; und wer
nun, um sein Leben, d. i. Vernunft, Ruhe und das Selbstgefühl
eines inneren Werthes zu retten, dem antastenden Satanas nicht 374
Haut und Haar von Meinungen lassen kann, der ist in übeln
Händen. Denn was bloße oder gar falsche Meinung ist, geht im
scharfen Feuer der Läuterung gewiß unter. Ists nicht aber etwas
Besseres, was dagegen emporkommen soll? Statt der auf Auto-
rität, oder gar, wie *Franklin* erzählt, aus Höflichkeit angenom-
menen Meinungen soll Wissen aus Ueberzeugung, Vernunft durch
eigne Prüfung bewährt, und eine selbst-errungene Glückseligkeit unser
Theil werden. Der alte Mensch in uns soll sterben, damit eine
neue Jugend emporkeime.

„Wie aber soll das zugehen? Kann der Mensch in seiner
„Mutter Leib zurückgehen und gebohren werden?“ Auf diesen Zwei-
fel des alten Nikodemus kann keine andre Antwort gegeben wer-
den, als: „Palingenesie!“ Nicht Revolution, aber eine glückliche
*Evolution der in uns schlummernden, uns neu-ver-
jüngenden Kräfte.* Was wir Ueberleben unsrer selbst, also Tod 375
nennen, ist bei bessern Seelen nur Schlummer zu neuem Erwachen,
eine Abspannung des Bogens zu neuem Gebrauche. So ruhet der
Acker, damit er desto reicher trage: so erstirbt der Baum im Win-
ter, damit er im Frühlinge neu sprosse und treibe. Den Guten
verlässet das Schicksal nicht, so lange er sich nicht selbst verläßt,
und unrühmlich an sich verzweifelt. Der Genius, der von ihm
gewichen schien, kehrt zu rechter Zeit zurück, und mit ihm neue
Thätigkeit, Glück und Freude. Oft ist ein Freund ein solcher

Genius; oft ists ein unerwarteter Wechsel der Zeiten. Opfre die-
sem Genius, auch wenn du ihn nicht siehest; hoffe auf das zurück-
sehende, wiederkehrende Glück, wenn du es gleich entfernt
glaubest. Ist die linke Seite dir wund, lege dich auf die rechte;
hat der Sturm dein Bäumchen hieher gebeugt; suche es dorthin zu
376 beugen, bis es wieder seine aufstrebende Mitte erreiche. Du hast
dein Gedächtniß ermattet; bilde deinen Verstand. Du hast dem
Scheine zu emsig nachgestrebet, und er hat dich betrogen; suche das
Seyn, für dich selbst; es kann dich nicht trügen. Unverdienter Ruhm
hat dich verwöhnet; danke dem Himmel, daß du sein los bist, und
suche den, der dir nicht geraubt werden kann, in eigenem Werthe.
Nichts ist ehrwürdiger und edler, als ein Mensch, der, Trotz des
Schicksals, in seiner Pflicht beharret, und wenn er von aussen
nicht glücklich ist, es wenigstens zu seyn verdienet: er wirds zu seiner
Zeit gewiß werden. Die Schlange der Zeit wechselt oft ihre Häute,
und bringt dem Mann in der Höle, wo nicht den fabelhaften Ju-
weel auf ihrem Haupt oder die Rose in ihrem Munde, so doch
Kräuter der Arznei zur Vergessenheit des Alten und zur Wieder-
erneurung.

Die Philosophie ist reich an Mitteln, die uns über erlittene
377 Unfälle trösten sollen; unstreitig aber ist das beste Mittel dagegen,
wenn sie uns stärkt, neue Uebel zu ertragen, und uns ein vestes
Beruhen auf uns selbst mittheilt. Der meiste Wahn, der unsre
Seelenkräfte schwächt, kommt von aussen; nun aber sind wir nicht
die Gegenstände um uns her. Traurig ists freilich, wenn einem
Menschen die Lage, in der er lebt, mit allen ihren Umständen und
Kostbarkeiten so verleidet, so verbittert ist, daß er auch keine Traube
und Blume derselben anrühren mag; sie zerfallen ihm unter der
Hand zu Asche, wie jene Sodomsfrüchte. Indessen ist Er doch
nicht die Lage: er ziehe, wie die Schildkröte die Glieder ein, und
sei was Er seyn kann. und seyn soll. Je mehr er vom Erfolg
seiner Handlungen wegsiehet: desto mehr ruhet er in der Hand-
lung; dadurch wird die Seele stärker, und belebet sich wie eine

neuaufspringende Quelle. Die Quelle berechnet nicht, über welche Erdlagen ihr Strom fliessen, welche fremde Theile er annehmen, und wo er endlich versiegen werde; sie strömt aus eigner Fülle, in 378
unaufhaltsamer Bewegung. Was Andre uns von uns selbst zeigen, ist nur der Schein; er hat immer einigen Grund und ist nie ganz zu verachten; es ist aber nur der Wiederschein in ihnen, der von ihrer eignen, oft zerbrochnen und düstern Gestalt zurückgespielt wird, nie unser Wesen. Laß das kleine Gewürm um und über Dich kriechen, und sich äusserst bemühen, daß man dich für todt halte; sie wirken in ihrer Natur, wirke Du in der Deinen und lebe. Ueberhaupt hält uns unsere Brust, unser Charakter viel mehr und länger aufrecht empor, als alle Spitzfindigkeit des Kopfs und jede Verschlagenheit des Geistes. Im Herzen leben wir, nicht in den Gedanken. Meinungen andrer können ein günstiger oder feindlicher Wind seyn in unsre Segel; Umstände können uns, wie das Meer die Schiffe, hier festhalten, dort gewaltig fördern; Schiff und Segel, Compaß, Steuer und Ruder sind aber doch unser. Ergraue also nie wie der alte Tithonus, im Wahn, 379
daß deine Jugend dahin sei; vielmehr fahre, mit neuerweckter Thätigkeit, täglich aus deinen Armen eine neue Aurora.

* * *

Noch sollte ich von dem unsern Zeiten so angemessenen größern Problem reden: ob auch Völker, Länder und Staaten veralten, oder sich wieder verjüngen können? und durch welche Mittel dies geschehe? Die Meinungen sind über diese Frage sehr getheilt, und da jede für sich Beispiele aus der Geschichte anzuziehen weiß: so zeigt eben diese Verschiedenheit der Antworten schon von der Unbestimmtheit der Frage. Was kann bei einem Volk, in einem Lande und Staate veralten? was kann, was soll bei ihm verjüngt werden? Ist es der Boden? die Luft? der Himmel? und wie werden diese ins Bessere oder Schlechtere verändert? Sind es Aecker, Wiesen, Wälder,

380 Salzquellen, Bergwerke, Bäume? oder ists ihre Bearbeitung, der Gewinn und die Anwendung ihrer Producte? Sind es diese allein, oder ists der Mensch selbst, sein Geschlecht, seine Sitten, seine Erziehung und Lebensart, seine Grundsätze und Meinungen, seine Verhältnisse und Stände? Und wie werden diese verändert? Durch Reden und Schriften, oder durch Einrichtungen und ein Zweckmäßig-fortgesetztes Handeln? Und welchen Zweck soll diese Veränderung erreichen? Den Ueberfluß Weniger? die Bequemlichkeit und Trägheit Vieler? oder die Glückseligkeit Aller? Und worinn bestehet diese? In Künsten und Wissenschaften? im Scheine oder im Seyn? in schwatzhafter Aufklärung oder in wahrer Bildung? Alle diese und vielleicht mehrere Fragen müßten mit feiner Rücksicht auf Ort, Zeit und Umstände, mit Zusammenhaltung älterer Beispiele und ihrer Folgen erörtert werden, woraus sich alsdenn vielleicht ergäbe:

381 1) Daß Land und Volk nie oder sehr spät veralten; daß aber Staaten, als Einrichtungen der Menschen, als Kinder der Zeiten, ja oft als blosse Gewächse des Zufalls, glücklicher Weise Alter und Jugend, mithin eine immer fortgehende unmerkliche Bewegung zum Wachsthum, zur Blüthe, oder zur Auflösung haben.

2) Daß Menschen, oft einzelne Menschen diese Perioden verzögern oder befördern können, ja daß man sie meistens durch die entgegengesetzten Mittel befördere.

3) Daß wenn Kräfte im Streben sind, sowohl zur Blüthe als zur Auflösung, ihr Gang schneller sei und sich ihnen Alles zu assimiliren scheine, bis kleine Umstände, oft wiederum einzelne Menschen, dem Strom eine andre Richtung geben, die abermals ein Resultat der lebendigen Gegenwart der Dinge ist, ob sie gleich bisweilen eine Wirkung des Zufalls scheinet.

382 4) Daß endlich, um jenen fürchterlichen Anfällen, die man Staatsumwälzungen nennet und die dem Buch der Menschenordnung ganz fremde werden sollten, zuvorzukommen, der Staat kein andres Mittel habe, als das natürliche Verhältniß, die gesunde

Wirksamkeit aller seiner Theile, den muntern Umlauf seiner Säfte zu erhalten oder wiederherzustellen, und nicht gegen die Natur der Dinge zu kämpfen. Früher oder später muß die stärkste Maschine diesem Kampf unterliegen; die Natur aber altert nie, sie verjünget sich periodisch in allen ihren lebendigen Kräften.

Die schüchterne Natur des Menschen, die immer mit Furcht
und Hoffnung umgeben, oft ferne Uebel als gegenwärtig ahndet,
und Tod nennet, was ein gesunder Schlummer, eine nothwendige,
Heilbringende Erholung ist, betrügt sich meistens in ihren Weissa-
gungen über Länder, und Reiche. Es schlafen Kräfte, die sie nicht
gewahr wird; es entwickeln sich Fähigkeiten und Zeitumstände, auf 383
die sie nicht rechnen konnte; gewöhnlich aber steuert unser Urtheil,
wenn es auch wahr ist, zu sehr auf Eine Seite. „Soll Dies
„leben, sagt man, so muß Jenes sterben," ohne daß man bedenkt,
ob nicht Beides leben und sich einander günstig mittheilen möge.
Den guten Bischof Berkelei, der kein Poët war, begeisterte sein
wohlthätiger Eifer für Amerika zu folgenden prophetischen Versen,
die ich mit einer, wiewohl sehr freien Uebersetzung mittheile:

Verses on the Prospect of Planting
Arts and *Learning* in *America*. By the late Dr. Berkeley,
Bishop of Cloyne. 1725.

The Muse, disgusted at an age and clime,
Barren of every glorious theme,
In distant lands now waits a better time,
Producing subjects worthy same:

In happy climes, where from the genial sun 384
And virgin earth such scenes ensue,
The force of art by nature seems outdone
And fancied beauties by the true:

In happy climes, the seat of innocence,
Where nature guides and virtue rules,
Where men shall not impose for truth and sense
The pedantry of courts and schools:

There shall be sung another golden age,
The rise of empire and of arts,
The good and great inspiring epic rage,
The wisest heads and noblest hearts.

385 Not such as Europe breeds in her decay;
Such as she bred, when fresh and young,
When heav'nly flame did animate her clay,
By future poets shall be sung.

Westward the course of empire takes its way;
The four first acts already past,
A fifth shall close the drama with the day;
Time's noblest offspring is the last.

---

386 Die Muse, matt der Gegend, matt der Zeit,
und matter noch des Ruhmes, den sie pries,
erhebt den Fittig schon, (noch ohne Flug,)
und suchet beßre Helden, bessern Ruhm,

In jüngern Gegenden der Erde, wo
Natur von Kunst, die Wahrheit von dem Schein,
Genuß von Phantasie, von Ränken Kraft
und Unschuld noch nicht überwachsen ist.

Da suchet sie ein jungfräuliches Land,
zu stiften eine neue goldne Zeit,
in der das Gute groß ist, und der Ruhm
den Edelsten, den Weisesten nur krönt.

387 Ein jüngeres Europa suchet sie,
nicht das veraltende, mühselige,
wo Hof, Gericht und Schulen, Kirch' und Staat
ein einzger grosser Pedantismus sind.

O Muse, nimmst du Westwärts Deinen Flug?
Dort zu beginnen unsern fünften Act:
(Denn vier sind schon vorüber,) daß das Werk
der Zeiten ende mit dem schönsten Schluß?

So weissagte der gutmüthige Bischof, und wenn seinem Geist
anjetzt ein Blick über das aufstrebende Amerika würde: so würde
er vielleicht mit eben demselben Blick gewahr, daß auch in den
Armen seines alten Tithonus, Europa, eine neue Aurora schlummre.
Nicht vier, kaum drei Acte sind im großen Schauspiele dieses auch
jungen Welttheils vorüber; und wer sagt uns, wie oft noch der 388
alte Tithonus des Menschengeschlechts sich auf unserm Erdball neu
verjüngen könne, neu verjüngen werde?

Zerstreute Blätter

von

J. G. Herder.

Fünfte Sammlung.

Gotha, 1793.
bey Carl Wilhelm Ettinger.

Zerstreute Blätter

von

J. G. Herder

III

Vorrede.

Andre Zeiten, andre Gedanken. Als ich die Sammlung
der zerstreueten Blätter dieses Theils unternahm, glaubte ich bei
dem, was jetzt die Seelen so vieler Menschen beschäftigt, eben
nicht nach Ergötzlichkeiten des Witzes und der Einbildungskraft
suchen zu müssen, sondern nach Etwas, das dem Gemüth Be-
lehrung und Stärke ertheilet. Also kam mir mein alter, gelieb-
ter Joh. Valent. Andreä wohl zu statten.
IV Von diesem vortreflichen Mann hatte ich in jugendlichen
Jahren eine gute Anzahl Stücke übersetzt, einige derselben auch
hie und da bekannt gemacht; und ich darf wohl sagen, daß mich
keine Zeile reuet, die ich zu Erweckung des Andenkens dieser
seltnen schönen Seele geschrieben habe. Im Wirtenbergischen
Repertorium der Literatur erschien sein Leben, dessen
besondre Herausgabe vielleicht nützlich wäre; es ist von einem
gelehrten, den Charakter Andreä's fassenden Manne geschrieben.
Moser in seinem patriotischen Archiv für Deutschland
(B. 6.) machte Briefe von ihm bekannt, mit Anmerkungen, in
V denen sich Mosers biedrer Geist nicht verläugnet. Was zu-
nächst hieher gehört, sind Andreä Dichtungen, zur Beher-
zigung unsres Zeitalters, die 1786. mit meiner Vorrede
erschienen. Sie sind sehr gut gewählt, blühend und leicht über-
setzt, oft auch nach den Bedürfnissen unsrer Zeit verändert, und
verdienen allerdings die Beherzigung, die ihnen der Uebersetzer
wünschte.

Mein Zweck war es nicht, den alten Andreä zu verändern. Ich wählte also aus meinen Papieren nur das, was noch nicht übersetzt war, wenige Stücke ausgenommen, die ich gern in ihrer alten Gestalt zeigen wollte; fand aber bei dieser Auswahl etwas Sonderbares zu bemerken. Dichtungen und Gespräche, die in
den Jahren 1770 und 1780 ohn' alle Gefährde erschienen VI
wären, fand ich gut, im Jahr 1793 lieber zurückzuhalten, ob sie gleich 1617 oder 20 verfaßt waren; es waren unter diesen trefliche Parabeln und Gespräche. In den andern, glaubte ich, spreche das unschuldige Herz eines Mannes, der vor zweihundert Jahren gelebt hat, so laut, daß man dabei an keine Misdeutung denken möge. Wie belehrend und tröstend sind überhaupt diese Herzensergiessungen des gedrückten Mannes! Er glaubte das Uebel seiner Zeit auf dem höchsten Gipfel; und aus wie manchem dieser Uebel ist seitdem Gutes entstanden! Manche Wunde hielt er für unheilbar, die die Zeit
entweder geheilt, oder vielleicht zu einer größern Gesundheit des VII
Körpers fortdaurend gemacht hat. Der Geist erhebt, das Gemüth stärkt sich ungemein bei einer solchen Vergleichung der Zeiten nach dem damaligen Gefühl herzlicher Menschen. — Für die drei ersten Stücke dieser Sammlung habe ich damit gnug gesaget.

Andreä führte mich auch zum vierten Stück, dem Andenken an einige ältere Deutsche Dichter. Ueber ihn und Weckherlin hatte ich vor Jahren im Deutschen Museum einige Briefe drucken lassen, die mich natürlich auf ältere Dichter zurückführten. Gewiß werden diese Briefe, der eingerückten Stel-
len wegen, vielen Lesern nicht unangenehm seyn: denn ich glaube VIII
kein Wort davon, daß die Deutschen mehr als andre Völker für die Verdienste ihrer Vorfahren fühllos seyn sollten. Der Keim alter Rechtlichkeit, Biederkeit und Treue ist in ihnen; ob sie gleich in ältern und neuern Zeiten durch das Schaumgold mehrerer Ausländer, eben ihres guten Glaubens wegen,

oft verführt und fast immer betrogen wurden. Mich dünkt, ich sehe eine Zeit kommen, da wir zu unsrer Sprache, zu den Verdiensten, Grundsätzen und Endzwecken unsrer Väter ernster zurückkehren, mithin auch unser altes Gold schätzen lernen. Der folgende letzte Theil dieser Sammlung wird also vielleicht Briefe
IX über einige ältere Deutsche Prosaisten enthalten, die, wie ich glaube, des Andenkens sehr werth sind. Angenehm ist mirs auch, daß ich die Erscheinung des Heldengedichts, von dem im vierten Briefe die Rede ist, in einer Gestalt anmelden kann, in der es gewiß, zum zweitenmal, ein classisches Buch unsrer Nation seyn wird.

Die H. Cäcilia hat einen besondern Ursprung. Die ungewöhnliche Art, wie sie zum Schutzpatronat der Musik kam, veranlaßte zuerst ein kleines Gespräch in ein geschriebenes Journal, aus welchem mehrere Stücke dieser Sammlung einverleibt worden. Mein Aufenthalt in Italien ließ mich über die
X gottesdienstliche Musik mehr nachdenken, als dazu in Deutschland Gelegenheit gewesen wäre; und so widmete ich aus Dankbarkeit der H. Cäcilia diesen kleinen Aufsatz. Spreche man nicht von Hindernissen, von schönen Träumen; ich weiß, was sich darüber sagen läßt, und daß es endlich auf den Satz hinausgeht: „Die Zeit der christlichen Kirchenmusik ist vorüber." Sei sie es; das Gefühl der reinen Herzensmusik wird nie aussterben auf Erden, in welcher Gestalt diese Himmlische auch erscheinen möge.

Endlich erscheint mein alter Hutten, der, ich weiß nicht durch welchen Zufall, in einen Nachdruck Göthischer Schriften
XI gekommen war. Ich habe diesem etwas wilden Gewächse so viel entnommen, als sich ihm, daß es noch am Leben bliebe, nehmen ließ, und nebst der Nachschrift auch einige Anmerkungen hinzugefüget. Ich glaubte, als ich den Aufsatz schrieb, ich müsse Hutten darstellen, nicht wie ihn andre ansähen, oder wie er den Meisten von uns jetzt erscheinen möchte, sondern wie Er sich fühlte, was er wollte und meinte; und dies glaube

ich noch. Ueber ihn urtheilen kann sodann ein Jeder, und Jeder nach seiner Weise: denn Huttens Fehler sind unverborgen, und über den Erfolg seines Unternehmens hat die Zeit entschieden. In einen politischen Plan ist, so wie Sickingen, so auch Hutten nie verflochten gewesen; Hutten war kein Politicus, und that, was er that, für die gute Sache des XII Vaterlandes, für Religion und Wahrheit. Andre wirkten dazu auf ihre Weise; und ich bin so weit entfernt, Huttens persönlicher Anfeindung wegen, des grossen, weit- und breit verdienten Erasmus Verdienste zu verkennen, daß in anderm Betracht Er und Grotius vielmehr seit vielen Jahren meine Idole gewesen. Jeder werde auf seiner Stelle erkannt und geachtet. Weimar, den 14. Jun. 1793.

J. G. Herder.

XIII Inhalt.

1 I.

P a r a b e l n.

Gedruckt im Jahr 1618.

3 ## W a f f e n und W i s s e n s c h a f t e n.

Feder und Degen stritten mit einander um den Vorzug; und die Stimmen der Richter waren getheilt.

Die Gelehrten waren geschwätzig und überredeten leicht; die Gewapneten waren wilde und zwangen zu ihrer Parthei. So konnte nichts entschieden werden; es stand darauf, daß beide zum Handgemenge gelassen und die Sache durch einen Zweikampf entschieden werden sollte.

Da rauschten die Bücher der Bibliotheken, da tönten die Waffen der Zeughäuser; die Menschen standen zwischen Furcht und Hoffen in voller Erwartung.

Die Feder, der Wahrheit geweiht, war vieler Unwahrheit sich bewußt;
4 das Schwert, ein Diener Gottes, war mit unschuldigem Blut besudelt; beide hofften auf die Hülfe des Himmels, beide fürchteten seine Strafe.

Der S t a a t, der beider Dienst nöthig hatte und die Sitten beider mißbilligte, wollte das Ansehen haben, als ob er keinem zu Lieb oder Leid dächte. Die Feder war schwach, aber behend, schlüpfrig, wohl geübt, und sehr kühn, wenn man sie reizte. Der Degen hart, unversöhnlich, aber weniger gelenk und geschmeidig; so daß von beiden Theilen der Sieg ungewiß war.

Endlich beschloß zu beider Sicherheit die g e m e i n e W o h l f a h r t, „daß „wechselsweise beide in Einem Rang bei ihr stehen, und sich unter einander „vertragen sollten. Denn nur das sei ein glückliches Land, wo Feder und „Degen treu dienten, nicht wo Eine von beiden nach Willkühr und Leiden„schaft herrschte.“

Die Irrenden. 5

Im Collegium der Experimental-Philosophie ist ein großes Stockwerk denen angewiesen, die bei kühnen Versuchen ihren Zweck nicht erreichten. Da wohnen Mathematiker, die sich um die Quadratur des Cirkels vergebens bemühten; Scheidekünstler, denen der Stein der Weisen im Rauche davonflog; Mechaniker, denen ihr perpetuum mobile stillstand; und andre sinnreiche Köpfe, denen ihre kostbare Mühe um die Geheimnisse der Natur mißlang.

Ein vorübergehender Zuschauer (Mikrolog ist sein Name) lachte sie höhnend an und warf ihnen Verwegenheit vor. „Ei welch ein Irrgeist, sprach er, hat diese Hochmüthigen verführt, die geschlagne Bahn des Erfundenen zu verlassen, und sich in Abwegen der Neugier zu verlieren?“

Cardan, einer der Vorgesetzten über diese Schatzgräber der Natur, ertrug den beleidigenden Vorwurf nicht. „Und du, antwortete er, hast nicht 6
vermocht zu irren. Armselige Sache, zu irren nicht vermögen! Nach unserer Art auf Abwege gerathen, ist eines zu hohen Gemüths Kennzeichen, als daß es einer niedrigen, im Kothe sich schleppenden Seele zu Theil werden könnte. Uns gefällt zu versuchen; Du mußt bleiben lassen. Wir dörfen fragen; Du mußt glauben. Wir mögen zweifeln; Du mußt gehorchen. Wir erforschen; und dann befehlen wir Dir. Präge dir also ein, daß es keinen edleren Künstler giebt, als der durch eigne Fehler, Fehler voraus zusehen und zu vermeiden gelernt hat; keinen edleren Naturforscher, als der, obwohl mit rühmlichen Fehltritten, die ganze Natur durchschreitet. Wenn sein Fall ihn als einen Menschen zeigte; so kam er dadurch, daß er nichts Mittelmäßiges anstrebte, beinahe dem gleich, der das Höchste erfaßte.

Das Laboratorium. 7

Mitten in der Stadt Kosmopolis stehet ein großes Laboratorium menschlicher Bemühungen, das durch die unendliche Verschiedenheit seiner Arbeiter die Zuschauer in Bewunderung zu setzen pfleget.

Vor anderm ist darinn merkwürdig, daß diejenigen, die sich mit Nichtswürdigkeiten beschäftigen, die fleißigsten Arbeiter sind. Da giebt es z. B. viele, die mit dem größesten Ernst Ungereimtheiten befehlen; viele die mit ungeheurem Stolz Possen lehren; viele, die mit lächerlichem Aberglauben Altweiber-Mährchen erklären; viele, die mit Mühe und Schweiß Spielwerke sammlen, und solche mit großem Geräusch unter sich vertheilen. Bei allen

diesen Beschäftigungen wird viel gestritten, viel gezankt, meistens über einen Eselsschatten, über Ziegenwolle, über Dunst und Rauch.

8 Doch giebt es auch andre Arbeiter, die, indem sie sich mit Nichts zu beschäftigen scheinen, die größesten Dinge vorhaben; sie arbeiten ruhend, sie lehren spielend. Lachend bessern sie und sind in Thorheit weise. Ohne Schweiß und Keichen, ohne Geräusch und Pralerei nehmen sie sich ihres Geschäfts aufrichtig an und treiben es auf dem kürzesten Wege.

Als Herkules einmal dies Laboratorium mit beiden Augen beschauet hatte, that er einen hohen Schwur, „daß in den Geschäften der Menschen „alles zwar mit viel Hyperbolen, Cerimonien, Kosten, Geräusch und Lermen gemacht werde; am Ende aber sei das Meiste doch Kinderwerk, „Dunst und Spiel.“

---

9 Der Ruf.

Einst brachte der Ruf die Bilder berühmter und unberühmter Männer auf den Markt; und kein Waarenhändler hatte je mehr Beschauer, mehr Käufer.

Wie auch anders? Man bekam hier Männer zu Gesicht, die zum offnen, oder stralenden Himmel andächtig hinaufschauten; Männer, die die Landcharte mit dem schärfsten Blick ansahen; Männer, die mit Fernglas und Cirkel das ganze Naturgebäude maassen; Männer, die mit einem Gebund Schlüssel in der Hand alle Schatzgierigen zu sich einluden, und (warum gehe ich rückwärts?) Menschen, die Jupiters Blitz mit unverletzbarem Arm schleiderten, und die Erde dem Gebiet des Himmels entzogen hatten; Helden, mit der nachsehendsten Kunst Apelles gemahlt, die auch den kältsten Menschen zur Tugend aufriefen.

10 Von ungefähr kam die Gegenwart der Dinge auf den Markt, betrachtete die Bilder, las ihre Titel, untersuchte ihre Embleme, ihre Lobschriften und brach in ein lautes Gelächter aus. Dann kehrte sie sich zu den Käufern und sprach: „entweder kannte ich diese Männer nicht, oder ich fand bei ihrer keinem, was ich hier von ihm sehe und lese.“

Dagegen betrachtete sie auch die Bilder der Unberühmten, und hatte mit vielen derselben Mitleid. „Wie manchen Ruhmwürdigen Mann vergessen wir! seufzete sie; wie manchen ziehen wir hervor, der ins Dunkel „gehörte!“

Die Flecken. 11

Unachtsam wandelten einst im Garten der Wohllust einige Fremde; bezaubert von der Anmuth der Gegenstände besahen sie alles und geriethen zuletzt in unterirrdische Grotten.

Da spritzten Röhren auf sie und machten sie naß; sie eilten nach Hause, und als sie sich trocknen wollten, fanden sie die Flecken von sehr verschiedener Art.

Die nur von Eitelkeit, Trägheit, Geschwätzigkeit, Meinungssucht bespritzt waren, wurden bald trocken, und ihre Kleider hatten keinen Schaden.

Die Hochmuth, Geiz, Neid, Unmäßigkeit genetzt hatten, trockneten langsamer; ihre Kleider verlohren den Glanz.

Die endlich Wohllust und Blutdurst besprengt hatten, mochten lange 12
und oft ihre Kleider beschämt ans Feuer hängen; die Kleider schrumpften zusammen und behielten ihre Makel.

Ach, sagte jemand, der zusah, „für die Flecken des Gewissens ist keine „Lauge und Seife."

Pallas. 13

Pallas schlug einst ein Büchelchen auf; ein Literator sah es und lachte. „Was hast du, rief er aus, mit Büchern zu schaffen? Du, die ich eben nur in Waffen sah."

Sie erstaunte über das bärtige Kind und sprach voll Unmuth:

Vielleicht wohnen die Wissenschaften nirgends schlimmer, als bei dir; nirgend besser als bei mir. Dir sind sie Sackträger, die Vocabelbücher schleppen; mir sind sie über Irrdisches und Himmlisches Richter. Dein enger Kopf ist arm und leer, außer von Spinngewebe und Moder; ich habe zu Betrachtungen einen Pallast, zum thätigen Leben Ländereien, zu Erfindungen Wälder und Haine, wo allenthalben ich meine Gäste prächtig aufnehme und bewirthe.

„Zweifelst du daran, so denke an die Scaliger, die Dousa's, 14
Ranzau, Hutten, Brahe, Mornai, Thuan, Welser, Enenkel; sie allein nenne ich dir aus so viel andern Namen: und der Könige und Fürsten schweige ich ganz. Haben diese bei mir minder köstlich gelebet? Haben sie dein Hunger- und Kummerleben je begehret?

Lerne also von mir, daß eine edle Abkunft mit der Gelehrsamkeit sich auch zusammen schicke, und daß es einen gewaltigen Unterschied mache, ob Wissenschaften an eine grosse oder verworfne Seele gerathen.

---

15 ## Das Verdienst.

Das **Verdienst** war Vater vieler Kinder, und doch schien es sich um ihr Fortkommen am wenigsten zu bekümmern.

Geschlecht und **Reichthum** stellten ihm vor, es möchte doch aus dem Beispiel Derer Klugheit lernen, die von ihrer prächtigen Hoffnung so tief hinabgesunken seyn; aber das Verdienst pries seine Thaten, die viel zu groß seyn, als daß sie auch in Nachkommen vergessen werden könnten. Es bliebe ja, meinte es, der Welt nicht nur sein Name, sondern auch Denkmale seiner Arbeiten, seines Verstandes, seiner Nutzbarkeit zurück, die für die Seinigen wohl sorgen würden.

Die **Politik** lachte. „Weiß der Einfältige nicht, sagte sie, daß es
der Zeit nie an Werkzeugen, daß aber Werkzeugen es oft an einer Zeit
16 fehle, die sie anzuwenden Lust hat? Weiß er nicht, daß man hiebei nach
einem andern Calcul rechne, als nach dem Goldgepräge verdienter Namen?

Das merkten sich einige Kinder des Verdienstes, die sich lieber unter jedem andern, als unter dem väterlichen Namen um Dienst bewarben; den andern diente der leere, anmaaßende, träge und verdrießliche Geschlechtsname zu nichts, als daß sie in die Luft schnappten.

Einer der Alten sahe dies und sprach: „ach, wie könnte irgend ein Mensch um die Welt Verdienst haben, da Jesus Christus selbst sich um sie so übel verdient gemacht hat!"

---

17 ## Die Nachwelt.

Den Schriftstellern ward durch einen höchsten Befehl geboten, daß künftig jeder nichts als in und aus seinem Fach, von seiner Facultät und Handwerkswissenschaft schreiben, niemand aber sich mit Politisiren, mit Raisonniren über Welthändel und Sitten der Zeit abgeben sollte.

Das thaten sie nun treulich; vom Geist der Sitten ward nichts gesagt, hie und da nur mit Zittern und Zagen darüber ein verstohlner Wink gegeben.

Die **Nachwelt** hörte dies und erstaunte. Sie nahm wahr, daß durch solche List alle bösen Handlungen der Menschen begraben, daß für *sie* alles in Ungewißheit und Nacht gehüllet werden sollte, damit sie ja Gottlosigkeiten für heilige Sitten, Grausamkeit für Gerechtigkeitsliebe, Thorheit für sinnreichen Witz annehmen **müßte**.

18 Also bat sie einige rechtschaffene Männer zu sich und flehete sie ängstlich an, sie möchten sich ihrer erbarmen, und ihr mit männlicher Wahrheit

und edler Freiheit unverfälschte, nicht trügliche Waare zukommen lassen. Der Haß, sagte sie, den Ihr darüber leidet, dauert nicht lange; mit Einem Zeitalter ist er vorüber. Verwischt und vergessen sind sodann alle die nichtigen Umstände um euch her; indeß euer lobwürdiges Unternehmen, eure schöne Kunst, Angenehmes und Nützliches zu verbinden, ans Licht tritt, und die ganze Nachwelt euch mit dem gebührenden Preise ehret.“

Herkules. 19

Als Herkules die Erde wieder besuchte, fand er auf ihr drei wilde, verderbliche Ungeheuer, Tyrannei, Sophisterei und Heuchelei.

Die erste regierte statt der Macht, die zweite statt der Wissenschaft, die dritte statt der Liebe.

Er wußte, er müsse sie überwinden; Leib und Leben war ihm dafür nicht zu theuer. Einige kleine Bestien, die jenes dreifache Ungeheuer hervorgebracht hatte, waren von ihm auch schon edel erlegt; die Mütter selbst aber konnte er mit keiner Gewalt aus ihren Hölen ziehen, noch zum Kampf bringen: denn sie hatten sich mit der Unwissenheit umschanzet. Was Herkules gegen sie that und unternahm, war vergebens.

Da nahm der Tapfere sich einen Streitgehülfen, den Weisen:*) 20
denn, sprach er, so lange die Unwissenheit unzerstört bleibt, können wir nie den Untergang jener Abscheulichen hoffen. Ist sie dahin, so ist „nichts „Schwächeres auf der Welt, als das Reich der Gewaltthätigkeit, der Lüge „und der Verstellung.“

Die Erfinder. 21

Auf dem Staatstheater pflegen die durch Preise hervorgelockt zu werden, die etwas Edles und Nützliches erfinden.

Unlängst trat ein Patriot hervor und versprach die Kunst, den Saft der Unterthanen, ohne daß sie es merkten, aus ihnen in ein Privatbehältniß zu leiten.

Dabei hatte er Brillen, die zehnfach vergrösserten, so daß der Faden ein Strick, der Pfennig ein Ducaten schien; sodann auch Scheidewasser, ein süsser Trank, der inwendig alles aufzehrte, von aussen aber dem Körper seine Gestalt ließ.

---

*) Der Verfasser nennt hier den Thomas Campanella, aus dessen Gedichten er auch diese Einkleidung genommen hat.

Da trat die Rechtschaffenheit, der Staatskunst gewissestе Rath-
geberin, auf, sah die Bestie grimmig an und sprach: Jetztlebenden soll nie-
22 mand schaden; dieser Bösewicht aber wütet gegen Welt und Nachwelt. Das
Fleisch will er verzehren, und zukünftigen Geschlechtern die Haut nachlassen.

„Der Kaiser August ließ seine Stadt, die er von Ziegeln gebaut über-
kommen hatte, von Marmor erbauet zurück; Dieser will eine goldne Stadt
in Asche der Nachwelt übergeben.“

Alle fielen der Rechtschaffenheit zu; der Projectmacher ward in einen
flammenden Ofen geworfen, und mit seiner umhergestreueten Asche die Luft
versöhnet.

---

23 Der kranke Staat.

Längst hatte der Staat die Lungensucht; längst hatte er in seinen
Gliedern Schwere gefühlet, und keine Arznei wollte helfen.

Das Concilium der Aerzte war, wie gewöhnlich, unter sich uneins; alle
aber kamen darinn überein, daß der Kranke schwer zu curiren sei: denn sein
Auge scheue und eckle sich an der Medicin, sein Mund schließe sich ihr, Hände
und Füße erstarrten und der Magen gebe sie von sich. Ein einziger möge ihn
etwa noch curiren, durch Kunst oder durch Zufall, und zwar ein altes
Weib, die Armuth.

Die Armuth ward herbeigeruffen; weit that sie ihren Mund auf, und
sprach. Die unverschämte Schwätzerinn sprach also:

„Närrischer Kranker, warum bist du krank? Nur dadurch, daß du
24 der Natur undankbar, ein Feind deiner eignen Glieder, der jetzigen Zeit zur
Schande, der künftigen zum Spott bist. Auf! nimm die Arznei, die dir die
bittre Wahrheit, die genaue Oekonomie, die arbeitsame Gerechtig-
keit reicht, und du wirst genesen:

Der beschämte Kranke nahm sie und genas. Zur Verwundrung aller
Schlucker, Seiltänzer, Schmeichler und Buben genas er wirklich.

* * *

Einem treuen, aber ermatteten Pferde ziemen nicht Blutritzende Sporne;
ein guter Zuruf seines mitleidigen Reiters muntert es mehr auf, als alle
Stöße in seine Seiten.

Symbole. 25

Die gemahlte Poesie war in der Christenheit ehemals wohl gelitten
gewesen und ihres Scharfsinns halben gelobt worden; sie mußte aber, ich
weiß nicht weßhalb? einmal plötzlich unter die Scythen wandern. Da war
sie in großer Gefahr.

Sie liebt bekanntermaassen Salz und nur das reinste Salz; die
Scythen aber brauchen kein Salz, und waren der mahlenden Poesie von
Natur erzfeind.

Mochte sie eine Sonnen- oder Mondfinsterniß, mochte sie Nebelsterne,
oder irgend sonst etwas mahlen, Zahnlose Löwen, faule Bären, läßige Pflug-
stiere, lahme Pferde, magre Hirsche, räudige Wölfe, dumme Füchse, Adler
ohne Federn, Pfauen ohne Schweife, heisere Hähne, geflügelte Schildkröten,
rostige Kronen, welke Kränze, welkende Rosen, befleckte Lilien, faules Obst,
angehauene Stämme, morsche Balken, morsche Kreuze, zerfallende Thürme, 26
stumpfe Degen, zerrißne Fahnen, ausgelöschte Fackeln, verschimmeltes Brot,
durchlöcherte Beutel — alles war verfänglich und verdächtig.

„Dank dem Himmel, rief endlich die mahlende Dichtkunst im Zorn
„aus, daß er die Freiheit der Menschen doch noch auf Eine Weise gesichert
„hat, durch Gedanken. Denken darf man doch auch bei den Scythen,
„was man bei ihnen weder thun, noch reden, weder bilden, noch mah-
„len darf.“

Der Augur. 27

Ein Augur begegnete einen andern Augur; des Einen Stirn war hei-
ter; die Stirn des Andern lag in Falten und Runzeln.

„Warum runzelst du deine Stirn gegen mich? sprach der Eine; mich
dünkt, wir kennen einander.“

Dörfen aber nicht, sprach der andre, von unsern Geheimnissen, wie
wir sie kennen, hier sprechen: denn käme jemand dazu, wie bekäme ich sogleich
mein Amtsgesicht wieder?

„Da thust du nicht unrecht, erwiederte jener; sonst aber weiß ich
nicht, warum manchmal Amtsbrüder selbst gegen Amtsbrüder eine Geheim-
nißreiche, hohe Mine affectiren und damit auch die schrecken wollen, die doch
eben so gut, wie sie wissen, was hinter dem Vorhange sei. So schwätzt der
Antichrist vom Schreine des Herzens, der Despot von Allgewalt, der So- 28
phist von seiner Allwissenheit, auch gegen Ihresgleichen, gegen Kunst-
und Handwerksgenossen; wie wenn der Marionettenspieler seinen Mitgesellen

hinter dem Vorhange, der die Dräte und Fäden seiner Maschiene sieht, bereden wollte, die hervorspringenden Puppen sprechen und leben."

Freilich, sagte der andre, wüßte ich davon keine Ursache anzugeben, als die Gewohnheit; wir gewöhnen uns an den Betrug so gar bald, daß er uns in kurzem zur zweiten Natur wird.

Und euch zur Strafe dient, rief ein Dritter, der unversehends dazutrat. „Die andre hintergehen wollen, müssen zuletzt einander selbst schimpf„lich betrügen."

---

29 ## Unternehmung und Ausführung.

Unternehmung und Ausführung geriethen in einen warmen Streit. Jene beschuldigte diese, daß sie sich zu sehr vordränge, und sie als eine Untüchtige verlache; da doch sie, die Unternehmung es sei, die der Ausführung ehedem viel Hülfe und Dienst erzeigt habe. Von diesem allen wolle sie jetzt nichts wissen, seitdem das Glück sie unversehends begünstigt und zu Ehren gebracht habe. Habe sie Herz, die Ausführung: so könne die Sache durch einen Zweikampf entschieden werden.

Gar zu viel Herz hatte die Ausführung eben nicht. Da sie aber das Glück auf ihrer Seite hatte, so priesen viele ihren Ruhm und ihre hohen Kräfte. Die Sache kam vor erwählte Schiedsrichter; und wunderbar! die edelsten, die herzlichsten Menschen waren auf Seite der Unter-
30 nehmung; die begünstigten, die glücklichen dagegen schmeichelten der Ausführung. Endlich sprachen, nach reifer Ueberlegung, die Richter also:

„Nachdem die Erfahrung gebe, daß die berühmtesten Ausführungen „oft von den unberühmtesten, verachtetsten Anlässen; ein edles Unternehmen „hingegen nicht anders als von einem nicht gemeinen, edlen Gemüth ab„stammen könne: so sei der Vorzug des Unternehmens vor der Ausführung „entschieden; maassen auch der Tod eines einzigen beherzten Mannes der „Welt oft mehr Nutzen bringe, als das lange Leben vieler Ausführen„den, träge-befolgenden Menschen."

---

31 ## Die Quelle.

Eine reiche Quelle floß auf öffentlichem Platz; ihr Wasser ward zu vielfachem Gebrauch der Menschen hie und dorthin abgeleitet, in den Pallast, in die Häuser der Kranken und Gesunden, in die öffentlichen Gebäude. Nirgend fehlte Wasser, jedem Ort floß es in seinen Röhren zu.

Da ließ sich der, der den Pallast bewohnte, von den Künstlern einreden, in seinem Pallast einen prächtigen Brunn aufzuführen, aus dem fortan durch geheime Röhren das Wasser jedermann mitgetheilt werden sollte; und zwar sollten Thierfiguren in mancherlei Gestalt es hie und dort ausspritzen.

Damit dies ins Werk gerichtet werden könnte, wurden die Röhren,
die von der öffentlichen Quelle leiteten, zuerst vermindert, nachher ganz weg- 32
gethan, und zuletzt alles Wasser in den Pallast geleitet.

Aber siehe, ein Wunder! Der Brunn des Pallasts trocknete aus; und doch konnte man davon keine Ursache finden, weder im Himmel noch auf der Erde.

Die Physiker wurden gefragt; da trat Einer hervor und sagte: „Wundert euch nicht, meine Brüder. Des heiligen Wassers Natur ist diese, „daß wenn es zur Privatquelle werden soll, es austrockne und sich in die „Erde verliere; ja wer nur mit ungeweihtem Munde es berühret, dem „wird es die Eingeweide verzehren."

Die Staatsraison. 33

Im Staat sahe man Tag für Tag etwas ändern; man verwunderte sich, dorfte nicht tadeln, und doch blieb es schwer zu begreifen, wie unsrer Vorfahren Gesetze und Gewohnheiten so sehr in Miscredit geriethen, daß man an ihnen täglich meistern und bessern müße.

Endlich ergab es sich, daß eine neue Regierungsformel ins Land gekommen sei, die sich Staatsraison nenne; der stehe es frei, göttliche und menschliche Rechte zu brechen, weder auf Eid, noch Schaam, noch Gewissen Rücksicht zu nehmen, wenn nur der Staat, dem sie dienen solle, consolidirt werde.

Das Volk staunte zu dieser gehäßigen Frechheit, und wußte nicht
mehr, was es thun solle? womit man an ihm zufrieden wäre? Jede
Stunde gab es Sich selbst, das Seinige und die Seinigen den Beschlüssen 34
einer billigen oder unbilligen Staatsraison Preis.

So trieb die Staatsraison ihr Werk fort; ein Tag vernichtete den andern, ein Gesetz, ein Decret das Andre, bis endlich ein des göttlichen Rechts Erfahrner seinen Mitbürgern Muth zusprach: „fasset Herz, ihr Brü„der, sprach er, es giebt noch eine höhere Staatsraison in der Welt, „deren Werk es ist, alle ungerechte, frevelnde Staatsraisons zu ihrer Zeit „mit Schauder zu vernichten."

---

35 ## Ohne.

Die Republik bemerkte, daß Viele ihre Aemter ohne Würde und Rechtschaffenheit verwalteten; sie sann also darauf, bessere Menschen an ihre Stelle zu bringen, und untersuchte deßhalb genau ihr Betragen.

Da sahe sie, daß das einzige Wörtchen **Ohne** viele besudelte; sie sah Priester ohne Beruf, Richter ohne Känntnisse, Gelehrte ohne Beurtheilung, Fleißige ohne Ueberlegung, Reiche ohne Gewissen, und ferner.

Um ihnen ihre Unschicklichkeit und den Schaden, den sie stifteten, vorzuhalten, schrieb sie ihren Mängeln in einer Tabelle Vergleichungen bei, deren wir einige hersetzen wollen.

Regenten ohne Gerechtigkeit; Ströme ohne Wasser.
Ein Reicher ohne Milde; ein Baum ohne Frucht.
36 Ein Jüngling ohne Gutartigkeit; ein Haus ohne Dach.
Ein Gelehrter ohne Ausübung; eine Wolke ohne Wasser.
Ein Weib ohne Zucht; eine Speise ohne Salz.
Ein Vernunftlehrer ohne Wissenschaft; eine Feder ohne Tinte.
Känntniß ohne Anwendung; ein Rauch ohne Feuer.
Unternehmung ohne Kraft; ein Flug ohne Flügel.
Geschicklichkeit ohne Gönner; eine Erde ohne Thau.
Ein Vorsatz ohne Beständigkeit; ein Uhrrad ohne Gewichte.

---

37 ## Die Verstellung.

Die Sterndeuter eines gewissen Orts sahen voraus, daß ihrem Vaterlande aus einer unglücklichen Constellation eine große **Vernunftverwirrung** bevorstehe. Sie begaben sich also am gefährlichen Tage hinweg und wagten es, bei gesundem Verstande zu bleiben, damit sie diesen nachher ihren verunglückten Mitbürgern wiedergeben könnten.

Die bethörende Kraft der Planeten wirkte; unsre Weisen kamen zurück, und suchten jetzt durch die genauesten Vorschriften die alten vernünftigen Sitten, Gewohnheiten, Kleider, Studien, Lebensweise wieder einzuführen, und ihre schwärmenden Mitbrüder zu heilen. Aber vergebens. Diese standen mit solcher Wuth gegen sie auf, daß den Weisen nur unter Einer Be-
38 dingung das Leben gelassen würde, nämlich, sie müßten sich den Sitten der Thoren in Allem aufs genaueste bequemen.

Von jetzt an verbargen sie ihre Weisheit und sprachen davon nur unter sich, heimlich; öffentlich mußten sie Beifall geben, zuklatschen, schwätzen,

sich dem größten Narren als der ersten Stütze des Staats unterwerfen, seine, auch die ungereimtesten Handlungen mit vollem Munde loben — sie mußten.

Die Waage. 39

Menschen haben die böse Gewohnheit, daß wenn sie jemand lieben, sie alles, auch die unnützesten Kleinigkeiten an ihm bewundern; hassen sie ihn, so wird auch das Lobwürdige an ihm getadelt.

Diesem Uebel wollte die Königin der Sitten, die Philosophie, steuren. Im Vorhofe der Vernunft ward also eine Waage aufgehängt, deren Eine Schaale das Gute, die andre das Böse wägen und durch das Uebergewicht der Einen oder der andern Lob oder Tadel bestimmt werden sollte. Der geschickteste Waagekünstler, Archimedes, ward zum Aufseher darüber gesetzt, damit ja kein ungerechtes Pöbelurtheil aufkommen, und einen Unschuldigen drücken könnte.

Alle diese Sorgfalt der Philosophie fruchtete wenig. Die Menschen
konnten nicht dahin gebracht werden, zu loben, wen sie sich vorgenommen 40
hatten zu tadeln, zu tadeln, wer einmal der Gegenstand ihrer Bewunderung war.

Da stand ein Christ auf und zeigte ihnen, „das Gute in einem Menschen sei Gottes Gabe, das Böse an ihm eines bösen Geistes Werk. Jenes müsse man ehren, dies bedauren, und bei beiden den Nächsten tragen, wie er auch wäre, und mit Klugheit ihn etwa bessern."

Dem stimmeten Mehrere bei, und als sie gefragt wurden, wie sie dies sonderbare Gesetz bei sich in Uebung bringen könnten, antworteten sie: gar leicht! Denn eigentlich sei jeder Mensch wohlthätig. Der Gute sei uns liebenswürdig, der Böse merkwürdig; der Freund ein Gefährte, der Feind ein Lehrer; der Offene uns ein Gesellschafter, der Falsche ein Wächter.

Der Knote. 41

Adrianus Romanus, ein Belge, flocht aus Stricken der Algebra einen Knoten, den er für verflochtner als jenen Gordischen hielt, und ihn daher mit großer Pralsucht der ganzen mathematischen Welt zur Auflösung vorlegte. Franz Vieta, der Gallier, sah und lösete ihn; er lachte über die Eitelkeit des Mannes.

Das brachte dem Vieta vielen Ruhm; man glaubte, einem solchen Kopf sei nichts unauflöslich.

Als unvermuthet ein andrer Knote vor ihn gebracht wurde, aus eisernen Dräten geflochten; es war Machiavells Fürst.

Der Knote war voll Stacheln; nur mit Handschuhen konnte er berührt werden; ein inneres Feuer durchglühte ihn, und wie durch magische Kraft
42 waren seine Fäden in einander verwebet. Dabei war er so schwer, daß die Hand vor ihm niedersank; so blitzend, daß das Auge über ihm stumpf ward. Vieta schwitzte, rief alle seine Kunst, die ganze Analyse zu Hülfe; umsonst! er verzweifelte an der Auflösung.

Da nahm er im Zorn den Hammer zu Hülfe; die Funken sprangen umher; er war in größester Gefahr und sah am Ende, daß ein Geflecht, in welches arme Unterthanen verstrickt sind, weder zu zerschlagen, noch aufzulösen sei. Es sei gar nicht zu behandeln.

Und sprach: „was durch Kunst zusammengesetzt ist, kann durch Kunst „aufgelöset werden. Ein Gewirre aber, das Gewaltthätigkeit, Betrug, List „und ihresgleichen in Eins schnüren: das wolle kein Mensch, das möge „Gott auflösen!“

---

43 Man muß.

Die Impersonalien kamen einst zum Landtage zusammen und faßten ziemlich billige Rathschläge. Das „es ist billig, nützlich, erforderlich, nöthig, es ziemt sich, es pflegt, es ist bekannt, es ist besser, es ist Sitte, Vertrags, Rechtens u. s. sprachen zuerst friedlich mit einander; bis auf Einmal der Minister „Es gefällt“ erschien, seinen Plan vorlegte und darüber in Stimmen zu gehen antrug.

Die Impersonalien geriethen alle in Verlegenheit; sie stellten vor, man müße Verträge der Vorfahren respectiren, auf die Nachkommenschaft Rücksicht nehmen, „es sei schwer, es sei unmöglich.“ Alles vergebens. Der Minister „Es gefällt“ hatte einen Substituten mit sich „Man muß.“ Sogleich hörte alles Ueberlegen auf; das Wollen mußte dem Muß seufzend
44 sich fügen, und alle Impersonalien baten Gott den Herren, daß des leidigen „Man muß“ wegen der Nachwelt nur ihre Namen nicht auch mit Schimpf und Schande genannt werden müßten.

---

45 Geduld.

Einst kamen die drei Kunstrichter der Welt zusammen. Der erste war der Klagende, dem der ganze Zustand der Menschen Plage und Elend schien. Der zweite war der Unruhige, der allenthalben sich dem Uebel

entgegen warf und mit der Natur der Dinge selbst es aufnehmen wollte. Der dritte war der *Lachende*, dem alle die Singchöre von Nichtigkeit, Posse und Verwirrung ein Vergnügen machten.

Oft pflegten sich diese drei, wie dem Uebel zu steuren sei, zu besprechen; sie konnten aber selten zu einem Schluß kommen: denn ihre Meinungen stießen zu hart gegen einander.

Endlich ließen sie auch den Sokrates und Epiktet zu sich, die ihnen
vor allem andern *Geduld* anriethen. Geduld, sagten sie, ist die beste und
einzige Arznei, Uebel dieser Art zu heilen oder zu lindern. Geduld, sagten 46
sie, die ruhig in Gott, mit Menschen gemäßigt und mitleidend handelt, vor
Bösen vorsichtig sich hütet, der Eitelkeit sich entzieht; sie erreicht wenigstens
Das allenthalben, „daß sie nur das Gewisse glaubt, nur das Gute aus-
„übt, dem Eiteln entsagt, der Schminke spottet, der Uebermacht weicht und
„das Uebrige — erträgt."

Das Todtengericht. 47

Minos, der gerechte Richter der Todten, erkennt mit großem Scharf-
sinn den menschlichen Verbrechen ihre Strafen zu. Oft gehn die Seelen aus
dieser Welt ungestraft hinunter; sobald sie aber vor ihm erscheinen, sieht er
an ihren Flecken, was jede verübt hat, und spricht sein Urtheil. Die Mäch-
tigen werden gemeiniglich den ungeduldigsten Herren zu Theil, und lernen
gehorchen. Vielwissende Schwätzer verstummen, bis sie von Weisheit bersten.
Hochmüthige gerathen in den Koth; Lügnern werden die Zähne sehr unsanft
entnommen; Wohllüstige peinigt ein ewiges Eis, Verläumder ein ihnen ver-
haßter Glanz; Neidige müssen bei Glücklichen wohnen und sich an ihrer
Seligkeit quälen; Geizige nagt ein unersättlicher Hunger; Neugierige irren in
ewiger Nacht; Heuchler peiniget die lautredende Wahrheit. Und wer könnte
jede Art der Strafen erzählen? Gnug: *jede Ausschweifung wird durch* 48
ihr Gegentheil gestraft.

Dies hörte ein Rechtschaffener und sprach: So lohnt es denn auch, *Gutes* zu säen, damit wir *Gutes* ernten: denn *wie jedes Laster durch sein Gegentheil gestraft wird, so lohnt jede Tugend sich durch sich selbst.*

Der Samariter. 49

Ein Jüngling wollte aus der Königsstadt des *guten Rufs* in ein Städtchen menschlicher Gesellschaft reisen. Er zog auf offner Straße mit

gutem Gewissen daher und fiel unter die Mörder. Verläumdung, Neid und Betrug griffen ihn an, nahmen ihm alles, was er in seinem vorigen Leben Rechtschaffenes erworben hatte; selbst seine Kleider, an denen man etwa den ehemals Guten erkennen könnte, zogen sie ihm aus, schlugen ihm tiefe Wunden boshaftiger Lüge, und ließen ihn liegen im Todeskampf mit der Schande.

Ungefähr begab es sich, daß Landsleute die Straße zogen, die mit dem Verwundeten auf mehr als Eine Weise in Verbindung standen. Sie sahen ihn, murmelten etwas, (ob mitleidig oder scheltend, weiß ich nicht,) und gingen vorüber.

50 Verwandte kamen nach ihnen, die Ein gemeinschaftliches Blut mit dem Verwundeten hätten fühlen sollen. Sie fürchteten, angeflehet zu werden, und eilten vorüber.

Endlich kam Einer von denen, die, der Welt verhaßt, den Lohn heiliger Thoren verdienen, und sahe den Armen. Er war von einer fremden Secte; demohngeachtet aber erbarmete sich der Wanderer des Jünglings, lief zu ihm und verband ihm seine Wunden, goß scharfen Wein, linderndes Oel hinein, hob ihn auf sein Lastthier der Duldung und brachte ihn in die Herberge eines ruhigen Nachdenkens. Er zog zwei Groschen hervor und gab sie dem Wirth, daß er ihn pflegete und ihm zum Licht, zur Gesundheit verhölfe. Wer unter den dreien, ihr Menschen, war der Nächste dem Jünglinge, der unter die Mörder gefallen war? So gehet hin, und thut deßgleichen.

---

51 Der Zweifel.

Nichts ist gefährlicher, als zweifeln zu wollen, wo alles vest und gewiß ist.

Das erfuhr neulich ein junger Mann von feinem Verstande, von untadelhaften Sitten, ein gewissenhafter, bescheidener Jüngling; nur daß er in Sachen, die er nicht recht begriff, etwas zu sorgfältig seyn mochte. Sein Name war Zweifel.

Zuerst gab er sich in die Schule der Theologen, sah ihre Uneinigkeit, zweifelte, und ward als Ketzer und Heide verbannet.

Er ging zu den Staatsklugen, fing ihre Staatsgeheimnisse nur leise und leicht zu untersuchen an. Er zweifelte, und ward als Rebell Landes verwiesen.

Von da kam er zu den Gelehrten. Er hörte ihre genaue Kenntniß,
die sie von Himmel und Erde, von der menschlichen Seele und ihren Or- 52
ganen hatten, zweifelte; und man warf ihm seine Dummheit vor, man stach mit Federmessern auf ihn, und warf ihn aus dem gelehrten Kreise.

Endlich gieng er zum Volk. Kaum aber, daß er sich merken ließ, er wünsche ihre Sitten sanfter, ihre Sinne weniger roh; so hieß er ein Schwärmer und ward gar aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen. „Im Kerker, sprach man, geniesse er seiner Weisheit; nur wolle er unsre Ruhe nicht stören!"

Von aller Welt verlassen, war es umsonst, daß er sich auf Gewissen, Vernunft, Rechtschaffenheit berief; er wolle keine Ordnung, keine Ruhe stören. — Er flehete Tauben; alle Stände der Menschen waren gegen ihn hart und ungerecht; nur Eine Zuflucht blieb ihm übrig, zu Gott, der das Innre kennet.

Der gerechte Richter hörte den Armen und sandte ihm seinen Boten, 53
den Tod. Der befreiete ihn aus dem Kerker, und foderte ihn vor des Ewigen Richtstuhl. Da wird Klage und Antwort gehört, da wird was recht und billig ist, gesprochen werden!

Die Edelgesteine. 54

Noch wäre der Betrug erträglich, wenn er nur nicht so kostbar wäre. Aber da stehn die Betrüger mit gefärbtem Glase, mit falschen Edelgesteinen; und pralen, und lassen sich theuer bezahlen.

Dieser Edelstein ist die Weisheit; jener die Stärke; dieser die Gesundheit, jener das Glück; dieser heißt langes Leben, jener Sicherheit, Liebe u. s.

Da dränget sich der Haufe um die Bude umher, und verschwendet sein Geld. Der kühne Schwätzer schwatzt, der Thörichte glaubet; der Betrüger lacht, der Betrogene glaubt vester; Wahrheit wird Irrthum, und Eitelkeit geschätzt.

Eine solche Bude sah einst ein Christ, und fragte, ob etwa auch der Edelgestein der Rechtschaffenheit, der Geduld, der Bescheidenheit zu Kauf wäre?

Der Juwelenhändler lachte. „Bei mir, o Thor, suchst du Steine, die 55
du in jedem Koth findest?"

Der Christ erschrack, entschlüpfte mühsam dem Haufen und sprach zu sich selbst: „lebe wohl, du gläserne Glückseligkeit, die mit falschem Schein das Auge verblendet! Wenn du zu Boden fällst, zerbrichst du."

56 ## Einfalt und Wahrheit.

Die Vorzeit in ihrer einfältigen Tracht traf auf ihre Enkelin, die Nachwelt, ein freches und leichtsinniges Mädchen.

Sie wunderte sich über ihre üppigen Kleider, über ihre leichtfertigen Gebehrden und fing an zu murmeln. Diese aber, rüstig mit ihrer Zunge, warf der Großmutter Dummheit, Plumpheit vor, und strich dagegen ihrer Denkart, ihrer Beredsamkeit, ihrer Händ' und Füße, ihres ganzen Körpers Leichtigkeit und Cultur hoch hinaus.

Die Alte konnte nicht einsehen, was denn das Sublime, Besondre und Ausgesuchte sei, das ihr fehle und die Nachwelt besitze. Da brachte diese ein so krummes, verdrehtes, gefärbtes Ding hervor, daß man ihm kaum einen Namen, geschweige Lobsprüche zu geben wußte.

57 Ernst und verachtend sah es die Alte an, und sprach: Schäme dich, Leichtsinnige! Ist dies das Glück deiner Zeit? ist dies der Fortgang deiner gerühmten Feinheit? Als ob ich das Alles nicht gekannt hätte! Ich schwöre dir: Hundert und tausendmal ward das zu meiner Zeit erdacht, aber sogleich verworfen; tausendmal versucht, aber sofort eitel und nichtig befunden; es wollte sich einschleichen und ward hinausgestoßen, bis ich endlich durch lange Uebung und durch die gewisseste Erfahrungen lernte: „Nichts sei so sicher, so beständig, so angenehm, so vortheilhaft für dieses und jenes Leben, als Einfalt und Wahrheit.“

---

58 ## Die Hinkenden.

Nichts Hinkendes oder Verstümmeltes sollte Gottes Altar dargebracht werden; so lautete einst das strenge Gebot, woran unsre hinkende Zeit streng' erinnert wurde.

Täglich ergingen also neue Befehle, die aber niemand achtete, niemand ins Werk setzte, z. B. „Was jemand befiehlt, soll er selbst auch befolgen; wie er lehrt, soll er thun; was er lieset, soll er verstehen; nachdem er wahrnimmt, soll er urtheilen; was er lernt, soll ihn belehren; was er weiß, soll er mittheilen; nachdem er hat, soll er geben; nachdem er empfindet, sprechen; nachdem er liebt, helfen; nachdem er selbst dient, Dienste fodern.“

Die heilsamen Befehle dieser Art wurden so wenig befolgt, als andre. Und damit man die Unterlaßer nicht Ungehorsams beschuldigen könnte, wichen
59 die Hinkenden der Vorschrift damit aus: „es geschehe doch alles, wenn gleich nicht genau nach der Vorschrift; der Zweck werde dennoch erreicht. Es seyn nämlich andre, die befehlen, andre die gehorchen; andre die lehren, andre die

thun und s. Durch diese wunderbare Verschiedenheit der Menschen werde mehr ins Werk gerichtet, als durch jene lästige Verbindung der Pflichten."

So kam das alte Gesetz Gottes durch eine menschliche Novelle in Verjährung.

Das hörte Augustin, das Muster eines ächt rechtschaffenen Lebens. Er wandte sich zu den Seinigen, und sprach klagend: „wohl reden, und übel leben; was heißt das anders, meine Brüder, als sich mit eigner Stimme verdammen und überweisen?"

Der Fußsteig des Lebens. 60

Auf jenem engen, unebnen Wege, der zur Pforte des Lebens führt, wandern die Pilger wunderbar daher.

Einige, in weißen, saubern Kleidern, messen und zählen die Schritte; plötzlich befällt sie ein Schwindel; sie stoßen ans kleinste Steinchen, fallen, und beflecken ihr hellglänzendes Kleid.

Andre werden wie von Geißeln getrieben; sie setzen über Felsen und Klüfte, und haben nicht Zeit zu schwindeln. Sie kümmerten sich nicht um ihr Kleid, und unbefleckt fliegen sie ihren Weg dahin.

Einige von scharfem Gesicht, sehen vorwärts, sehen umher, sehen zurück, verweilen und kommen nicht weiter; indeß andre sogar zurückzugehen und etwas Andres im Sinne zu haben scheinen; und kommen doch vorwärts.

Diese laufen, eilen, schwitzen, keuchen und fallen ohnmächtig nieder; 61
jene scheinen müssig und ruhig, und kommen fort.

Einige fasten und martern sich ab, daß, wenn sie jetzt frisch daran wollen, ihnen Kräfte fehlen. Andre geniessen die Gaben der Natur, und streben hinauf zum Himmel.

Kurz. Menschliche Vorschriften und Regeln helfen bei dieser Wanderschaft wenig; auf die höchste Güte des Schöpfers und auf die lauterste Einfalt des Geschöpfs kommt Alles an.

Die Unschuld. 62

Die Unschuld hatte dadurch gefehlt, daß sie recht gethan hatte, und ward deßhalb vor Gericht gefordert.

Unerschrocken trat sie vor dasselbe, weil sie die Richter nach sich selbst beurtheilte; sie sahe diesen, jenen, einen dritten an, die sie einzeln für gute Männer gehalten hatte, und konnte nicht anders denken, als daß sie jetzt verbunden auch die billigsten Richter seyn müßten.

Da waren Gotteslängner, die im Ruf einer unabläßigen Andacht standen; Blutsauger, die das Recht sprechen, Barbaren, die alles wissen, Blinde, die von Farben urtheilen sollten. Denen allen vertrauete sich die Unschuld sicher an; ach aber, wie sehr hatte sie sich betrogen!

Sie hatte die Guten gelobt, die Bösen getadelt; und sahe jetzt, daß
63 die, die sie für die Guten gehalten hatte, sich des Tadels der Bösen als ihrer eignen Sache annahmen, mit dem Lobe der Guten dagegen gar nicht zufrieden waren. Kaum wollte sie ihren Augen trauen, da sie sah, daß andächtige Männer die Andacht mißbilligen, gerechte Männer der Billigkeit entgegenstreben, gelehrte Männer Wissenschaften verachten, das unterdrückte Volk seine Freiheit verabscheuen könne; sie stritt mit sich, und ward beinahe an sich selbst irre, daß sie mit ihrem Urtheil den besten Männern so habe mißfallen mögen.

Den Nebel zerstreuete ihr aber die edle Jungfrau, Rechtschaffenheit, tröstete die Unschuld und hieß sie mit der heitersten Stirn das unbilligste Gericht erwarten. Denn, sagte sie, wisse diese Maxime, Schwester: „Männer, die jeder für sich der Unschuld nichts anzuhaben wagen, können, „wenn sie im Collegium oder sonst mit andern vereint sind, ohne Gewissen „ihr Schimpf und Schande anthun."

---

64 Viel und Wenig.

Ein Jüngling von edlem Gemüth wollte zur Königsstadt des Glückes hinauf; und wo er von jemanden hörte, der des Berganfsteigenden Weges kundig sei, den glaubte er, darüber fragen zu müssen.

Und allerdings fanden sich viele, die ihm mit großer Zuversicht die Reise vorzeichneten, Philosophen, Politiker, Mönche, Einsiedler, Zauberer sogar, und die einen Vorschmack der Gottheit enthusiastisch träumten.

Von allen Seiten Reisecharten gnug; wie er aber nach ihrer Vorschrift den Weg antrat — Wunder! wie oft stieß er an! wie oft kam er ab vom Wege! an welche Klüfte, an welche Höhen gerieth er! Er fluchte allen den Stuben-Wegweisern, die in ihrem Kopf Wege und Stege im Himmel und auf der Erde wollen ausgemessen haben.

65 Endlich bemerkte er von weitem einen einfach gekleideten, schlichten Mann; den suchte er mit großer Mühe zu ereilen. Ganz außer Athem trug er ihm sein Unglück vor, und wie wunderte sich der fremde Mann, da er alle diese verwegnen Vorschläge anhörte.

Bisher bist du irre oder gar rückwärts gegangen, sprach er; willt du mir aber folgen, mein Freund, so thue es und merke dir zu unsrer Reise nur die zwei Worte, viel und wenig.

Siehe viel; bewundre wenig. Höre viel; glaube wenig. Wisse viel; sprich wenig. Lies viel; schreibe wenig. Untersuche viel; behalte wenig. Dulde viel; billige wenig. Meide viel; fürchte wenig. Erwarte viel; hoffe wenig. Bedecke viel; haße, rüge, verlache wenig. Ueberlege viel; beschließe wenig. Laß viel zu dir; weniges liebe. Arbeite viel, befiel wenig. Bete viel; lehre wenig."

Der Jüngling gehorchte und reisete glücklich.

Das Herz und die Zunge. 66

Zur Zeit des Glückes, wenn holde Gestirne regieren, schwätzet die Zunge gern, erlaubt sich alles, und will den Namen einer beherzten Sprecherin für Freiheit und Rechtschaffenheit davon tragen.

Es fehlet ihr auch nicht an Schmeichlern, denen die Schamlose Frechheit, über alles und gegen alle zu reden, wohlgefällt.

So schwatzte die Zunge einst in begünstigten, glücklichen Zeiten; wer aber diese Frechheit nicht ertragen konnte, war das Herz.

Das männliche Herz hatte andre, schwerere Zeiten erlebt und sich unter den Schrecknissen der Tyrannei tapfer geübet. Es hatte Zeiten erlebt, da die Religion verachtet, das Verdienst unter die Füße getreten war. Talente hungerten, die Gerechtigkeit erröthete, die Schaam war Landes verwiesen.

„Vortreflich! rief es jetzt der Schwätzerin Zunge zu, weil du einmal 67
im Reden bist, rede! Erinnere dich aber, wie du zu anderer Zeit heucheltest, schmeicheltest, logest, krochst und schändlich dientest. Da bat ich dich, meine Dolmetscherin zu seyn, und du erschrackst. Jetzt bist du eine Herzlose Weiberzunge, die nicht aus Eifer fürs Gute, sondern weil dirs so wohlbehagt, das Ohr der Guten mißbraucht. Irre ich nicht, so wird bald wieder der Winter da seyn, da du mit allen Fröschen aufs neue verstummest."

Die Zunge schwieg, und vermied fortan, der Sprache des Herzens irgend zu begegnen.

Die Wissenschaft. 68

Die Grammatiker hatten gehört, daß die Burg der Wissenschaft oben auf dem Gipfel eines Berges stehe; wo irgend sie also ein Häuschen auf einem Hügel wahrnahmen, da eilten sie mit großem Geräusch hin, und begehrten eingelassen zu werden.

Wie sehr betrogen sie sich! Der Weg zur wahren Burg hebet sich nur allmälich; er führt durch mehrere verschlossene Pforten, und hat manche Ruheplätze nöthig.

Unten, kaum über dem Fuß des Berges, ist die erste Herberge; da wird den Knaben zuerst die Zunge gelöset und sie etwa zu drei Sprachen gewöhnt. Höher hinauf lernen sie diese Sprachen feiner, artiger reden. Nun kommt man an ein höheres Schloß, wo der ganze Leib gleichsam, mit allen
69 seinen Gliedern geübt, anatomirt, behende und schlank gemacht wird. Jetzt wandern sie höher hinauf, um sich an Maas, Zahl und Gewicht zu versuchen und zu jedem Geschäft tüchtig zu werden. Eine höhere Burg übt in wichtigern Dingen: sie giebt allen Ständen des Staats ihre Vorsteher, ihre Führer. Endlich und zuletzt erreicht man den wahren Pallast der Wissenschaft; er liegt dem Himmel nahe, und schaut die weite Erde tief unter sich. Diese betrachten, die nähere Harmonie des Himmels hören, mit reinem Gemüth den Umgang der erhabensten Geister, Gottes selbst, genießen, das ist der Gipfel der Wissenschaft auf Erden.

Wie entfernt von ihm sind die, die auf einem kleinen Hügel sich ein Thürmchen erklimmt haben, von da sie eben nur auf die Gipfel der Bäume hinabsehn, und sich im Olympus dünken.

---

70 ## Antipathieen.

Der Natur gebührt Lob, nicht nur für das wohlthätige Heilsame, das sie den Geschöpfen einpflanzte, sondern noch vielmehr vielleicht für das wohlthätige Gift, mit welchem sie Gifte unschädlich machte. Der Mensch, ihr erstes Geschöpf, der Ausleger ihrer Kräfte soll ihr dies Lob sagen.

Solch ein Dankfest der Natur ward irgendwo jährlich gefeiert und dem Schöpfer Preis dafür gebracht, daß er jedem Gifte sein Gegengift verordnet.

Den Tyrannen setzte er schreckliche Unfälle entgegen, die ihnen vor einem höheren Gericht Schauder erwecken sollten. Den Hinterhaltigen gab er ein Gewissen, das sie inwendig nage. Den Allwissern legte er Abgründe
71 der Natur in den Weg, die, ihnen unerforschlich, sie wenigstens zu einiger Schaam brächten. Wohllüstige hielt er mitten im Lauf nach Wohllüsten durch Krankheiten zurück; Geizigen stellte er das boshafte Glück entgegen, das ihre sichersten Hoffnungen oft so unvermuthet vernichtet; Hochmüthigen das Hohngelächter, das sie unter andre, die sie verachteten, tief hinabsetzt. Dem anmaaßenden Stolz schuf er einen mächtigen Feind, das Gefühl der Freiheit, dessen unbesiegter Muth sich kein Ehrloses Stillschweigen, keine niedrige Schmeichelei, keine närrische Leichtgläubigkeit, keine schändliche Dienstbarkeit gebieten läßt. Der größesten Macht des Bösen endlich setzte er das Kreuz, aufopfernde, tapfre Geduld, entgegen, mit dem ein Christ, wie ein zweiter Herkules, alle Ungeheuer der Hölle überwindet.

Der Tod. 72

Der Auszug der Theologie, der Inbegrif der Philosophie, der Rückhalt der Politik, des Menschengeschlechts unerklärbarer Wohlthäter, der Tod erschien.

Blaß war sein Angesicht, seine Beingestalt war fast allen schrecklich; aber er umwand sich mit den Sterbekleidern, die der Auferstandne im Grabe gelassen hatte; und so gieng er freundlich umher.

Liebreich redete er die Christen an, ohne logische Fallstricke; er berief sich blos auf jedes Menschen inneres Zeugniß: „wie? ist nicht Gott euer Vater? seid ihr also nicht das edelste Geschlecht? unter Gottes Obhut sicher? durchs Band einer obern Liebe verbunden? Und ihr beflecket euer Geschlecht? werdet Thiere, und werft Gottes Gebot von euch? Warum gebt
ihr eure Freiheit auf und löset das Band der Bruderliebe? Ihr haltet an 73
dem vest, was euch nur geliehn ist, und schaudert, Unsterbliche, für dem Sterben?"

Er predigte Tauben; und nachdem jeder seinem Körper diente, nachdem vergaß er auch den Tod und setzte seinen Dienst fort.

Da Worte nicht halfen, griff der aufgebrachte Warner zu seinen Pfeilen. Hie und da lagen Leichen umher; er sah die traurige Niederlage und sprach: „Muß ich es ihnen also lehren? den Hohen demüthig seyn, den Sophisten schweigen, Neugierigen und Geizigen ihre Neugier und Habsucht begrenzen, Zornigen sich versöhnen, Wohllüstigen Schmerz fühlen, Wilden und Hartnäckigen nachlassen, nachgeben. Glücklich sind die Armen! sie werden reich; die Traurigen, sie werden getröstet; die Duldenden, sie werden gerächet; allen endlich, deren Leben Christus war, wird der Tod Gewinn."

Die begrabene Wahrheit.[1] 74

Nur Gott ists, der die Todten erweckt; es sei dann, daß er seiner Lieblinge Einem diese Wundergabe verleihet. Unsre Pflicht ists, verstorbene Heilige zu ehren, und sie als Wohnungen himmlischer Geschenke andrer Nachahmung zu empfehlen.

So gaben es einst viele Anzeigen, daß irgend hier die Wahrheit begraben sei; man scharrte die Erde auf, grub einige Tage, und fand endlich einen unkostbaren Sarg, auf dem nichts als die wenigen Worte standen: zu meiner Zeit! —

---

1) Vgl. Band 10, 267,$_{386}$.

Man hob den Deckel auf und sahe einen Leichnam, zerfetzt, verunreinigt, mit Dingen bedeckt, die ich zu nennen mich scheue. Offenbar wars, daß man ihn nicht mit Würz' und Balsam, sondern mit Unrath eingesargt und versenkt hatte.

75 Als man den Körper endlich mit vieler Mühe reinigte, fand man zu Haupt ihm eine schöne, eherne Tafel mit dieser Inschrift:

Ich, die Wahrheit,
Gottes Tochter;
durch Satans Trügerei,
der Welt ansteckend Gift,
durch der Tyrannen Gewaltthätigkeit,
der Priester Trägheit,
der Staatsmänner Bosheit,
durch Leichtsinn der Geschichtenschreiber,
durch der Gelehrten Narrheit,
und durch des Volks Stupidität
ermordet,
lieg ich hier
im Schlamm der Lügen.
Nach hundert Jahren siehet mich
die Sonne wieder.
Sei mir gegrüßet, Nachwelt!

76 Als diese Grabschrift bekannt gemacht wurde, mischete sich Schmerz mit Freude. Man schalt die Vorwelt; man pries die jetzige Zeit. Ein Marmor-Grabmahl ward der Wahrheit errichtet, und sie darinn wiederum prächtig und kostbar begraben. Aufgehänget ward die gefundene Tafel, und die stolzen Worte dazugefügt:

Wären Wir
zu unsrer Väter Zeit gewesen;
wir hätten nicht Theil genommen
am Morde der Wahrheit.

II. 77

Ueber

die vorstehenden Parabeln

und

die nachfolgenden Gespräche.[1]

Den Verfasser dieser Parabeln hat die Vorrede genannt; das 79
bald folgende Andenken an ältere Deutsche Dichter wird von ihm etwas Mehreres anführen. Jetzt wollen wir nur von zween seiner Arbeiten reden, den vorstehenden Parabeln, und den Gesprächen, die diesem Aufsatz folgen.

Die Parabeln nannte ihr Autor Apologen. Er hat ihrer nicht weniger, als dreihundert gedichtet, deren Sammlung er eine christliche Mythologie, oder Bilder von Tugenden und Lastern des menschlichen Lebens nannte. Schon diese Erklärung zeigt, daß es dem Verfasser um eigentliche äsopische Fabeln nicht zu thun war. Wenige seiner Dichtungen grenzen an diese
Fabel; die meisten gehen auf Sinn- und Denkbilder (Embleme), 80
auf Allegorien, auf Personificationen hinaus, die in die eigentliche Fabel nicht gehören.

Andreä lebte, (was Kunst und Dichtkunst anbetrift,) in Zeiten, da man die Embleme sehr liebte. In Italien und Spanien war die Periode der großen Dichter vorüber; dagegen war theils aus ihren Werken, theils aus den Gemählden mancher großen

1) Vgl. das Nachwort zu den Gesprächen im Anhang.

Künstler eine Liebhaberei an Symbolen, bedeutenden Attributen,
Allegorien u. s. auch in das Gebiet der Buchstaben und Gedanken
gekommen, die, um die Wahrheit zu gestehen, den menschlichen Geist
zwar erweiterte, aber die Kunst verengte. Eine große Menge sym-
bolisch-emblematischer Bücher und Verzeichniße erschien zu Ende des
sechzehnden und im Anfange des siebenzehnden Jahrhunderts. —
Warum? Die Geschichte dieser Zeit und dieses Geschmacks liegt
noch sehr im Dunkeln. — Den Gedanken im Großen auszubilden,
81 ihn in allen seinen Gliedern sich selbst gleichförmig dergestalt aus-
zuschaffen, daß kein Theil dem andern widerspreche und nur Ein
Geist, wie im göttlichen Odem eingehaucht, das ganze schöne Ge-
bilde belebe; diese Poesie schien der damaligen Zeit entweder zu
groß, zu mühsam oder auf die Gegenstände, mit denen man sich
damals beschäftigte, nicht anwendbar zu seyn. Vielleicht war man
der alten, simpeln Vorstellungen satt, und weil man sie nicht zu
übertreffen vermochte, wandte man an einzelne Theile, oft außer
dem Zusammenhange des Ganzen, desto mehr Kunst. Häufig wollte
man auch dem Auge darstellen, was ihm nicht darzustellen war,
sinnreiche Gedanken und Gleichnisse, selbst Phrasen und Formeln
der Rede, Sprüchwörter, politische Maximen; und wenn diese durch
sich selbst nicht verständlich waren, ward der Bilderwitz durch Sprach-
witz erläutert. Der Witz ist ein leichtes, flüchtiges Roß; nicht
allenthalben kann und mag ihm die Kunst folgen. Er glaubt,
82 nie fein gnug sprechen zu können, zumal wo er nicht rein heraus
sprechen darf, wie bei politischen Gegenständen. Da wollte er also
andeuten, wollte den Gedanken fast ohne Körper sichtbar machen,
und bei dem kaum angedeuteten Körper wiederum neue Gedanken
in Worten hinzumahlen. Die grosse, offene Poesie erlag also unter
Witz und Politik, unter geheimen Winken, dahin geworfenen Bil-
dern, unausgeführten, mit sich selbst kämpfenden Zügen; die Kunst
verbarg sich in Embleme.

Es wird anderswo Gelegenheit seyn, den Geist der reinen
griechischen Allegorie vom emblematischen Schatten späte-

rer Zeiten näher zu unterscheiden; hier bleiben wir bei den Sinn- und Denkbildern, von denen wir reden. Andreä, der die Italienische und Spanische Sprache liebte, und alles Witzige kannte, was damals im Gange war, nahm auch an der Form ihrer Einkleidungen Theil; insonderheit scheint Boccalini auf ihn viel gewirkt zu haben. Da sein Gewissen ihn trieb, die Fehler seiner Zeit zu rügen, und sich die nackte Wahrheit nicht sehen lassen durfte: so 83
gab er ihr, wie er in einem eignen Apolog sagt, dies Fabelgewand, nicht um sie müßig oder gar üppig auszuzieren, sondern vielmehr sie den Augen der groben Menge zu entziehen, und für ihren Schlägen zu sichern. Den wenigern, die eine solche Einkleidung verstünden, trauete er schon einen feineren, billigeren Geist zu; und doch zeigt leider die Geschichte seines Lebens, daß er auch diesen viel zu viel zugetrauet habe. Für die bösen Deuter, die aus dem Kiesel Funken zu schlagen wissen, hatte er lange nicht emblematisch gnug geschrieben. Bei einem solchen Zustande der Welt fällt also jede Vorschrift der Kunst, wenn sie Ausführlichkeit und deutliche Entwicklung gebietet, zu kurz. Wer will die Ruhe seines Lebens der Bestimmtheit eines Kunstwerks aufopfern? Auch hier, wie allenthalben, ist der Gedankenzwang der Vater der Barbarei; der Despotismus wird des guten Geschmacks Mörder.

In Ansehung der Composition bin ich also weit entfernt, die 84
Denkbilder des vortreflichen Andreä zur Nachahmung zu empfehlen. Vielmehr können sie dem Lehrer des guten Geschmacks, wenn er nichts besseres an ihnen zu bemerken weiß, nützlich seyn, seinem Schüler an ihnen mancherlei Fehler bemerkbar zu machen, und ihn dadurch vor Abwegen zu warnen. Was mangelt z. B. diesem Apolog, daß er keine ächte Fabel, jenem Emblem, daß es kein vollkommenes Sinnbild ist? Wodurch ward diese Allegorie gestört? wodurch ward jene Personendichtung zwangvoll und überladen? Welcher fremde Gedanke unterbricht hier die sinnliche Vorstellung? welcher feine Witz, hier am Anfange, dort am Ende des Gedankenbildes gehört nicht unmittelbar zu ihm? Kann aus dieser Dichtung, aus jenem

Emblem ein klares schönes Epigramm werden? Wie faßt man
diesen Edelstein simpler? — Solche und mehrere dergleichen Fra-
gen kann man sich selbst und andern vorlegen, gewiß zur Reini-
85 gung und Bildung des Geschmacks, zu Schärfung und Veredlung
unsres poëtischen Urtheils. Dem guten Andreä kommt dabei nichts
zur Last; er wollte, wie er konnte und durfte, über einzelne Fälle
seiner Zeit, besonders seines Landes, sein Herz ausschütten, und
sein moralisches Urtheil äußern, mit nichten aber ein Lehrer oder
ein Stern der Dichtkunst werden.

Sofort ergiebt sich, warum ich, wenn ichs auch gekonnt hätte,
seine Dichtungen in Absicht der Composition nicht habe ändern
mögen. Ich wollte, als ich in jüngern Jahren diese Stücke über-
setzte, gewiß keine Satyre meiner Zeit schreiben, und mag es jetzt
noch minder; ich wollte den alten Andreä zeigen, wie er ist. Warum
sollte sich unsre Zeit nicht freuen dörfen, daß viele Laster und böse
Gewohnheiten, die er mit harten, dunkeln Farben schildert, in ihr
nicht mehr, wenigstens nicht in der scheußlichen Blüthe herrschen,
in der sie damals stolzirten? Warum sollten wir uns nicht freuen
dörfen, daß die Unduldsamkeit der Theologie, der Scholasticismus
86 der Philosophie, das harte Joch der Schulen, die rohe Wohllust
der obern Stände, der grobe Despotismus der Höfe, wo nicht
allenthalben vertilgt, doch wenigstens allenthalben so geschwächt sind,
daß wir in Manchem über die Zeiten Andreä mit einer Art
frohen Schauders erstaunen mögen? Sei es ferne von uns,
in solchen Gemählden den Maler seiner Zeit als einen Trübsin-
nigen zu schelten; vielmehr wollen wir Gott danken, daß er uns
die beschwerliche Arbeit erließ, und uns in lichtere oder leichtere
Zeiten versetzte. Gar zu leicht indessen wollen wir auch hier die
Sache nicht nehmen: denn nach Andreä Meinung ändern sich zwar,
aber sie bessern sich nicht, die Zeiten. Vielleicht ist manches jetzt,
wie es damals war; nur ists bei uns feiner oder versteckter. Die
Decoration ist anders; aber dasselbe Schauspiel wird fortgespielt in
einem späteren Act. Diese Vergleichung zu veranlassen, (warum

sollte ichs verhelen?) ist die vornehmste Absicht, weßhalb ich diese
Embleme und die folgenden Gespräche bekannt mache; selbst auch 87
die Ursache, warum ich jene **Parabeln**, diese **vaterländische
Gespräche** genannt habe.

Bei jenen nämlich schien mir das Wort **Dichtungen**, **Fa-
beln** zu unbestimmt; der Name **Embleme** (**Denkbilder**) war
dem abwechselnden, Geistreichen Werk zu enge; **Apolog**, **Mähr-
chen**, (welchen Titel der bescheidene Andreä wahrscheinlich dem **Ochin**
abborgte,) war gar nicht zu gebrauchen; wie also, meinte ich, wenn
diese vermischte Gattung von Fabel und Emblem **Parabel** hieße?
Parabel ist eine **Gleichnißrede**, eine Erzählung aus dem gemei-
nen Leben mehr zu Einkleidung und Verhüllung einer Lehre, als
zu ihrer Enthüllung; sie hat also etwas Emblematisches in sich.
Ueberdem gehet sie den Gang der Fabel, und maaßt sich sehr freie
Schritte in diesem Gange an, indem sie oft mehrere Lehren ver-
birgt, und sich nicht, wie die äsopische Fabel an Einer derselben
begnüget. Die gemeinsten Dinge des Lebens, so wie Engel und
Geister einer andern Welt, können in ihr erscheinen; warum also 88
sollten nicht auch Abstraktionen und Personificationen in ihr erschei-
nen **dörfen**? Kurz Parabel ist eine Gattung Gedichte, die zwischen
der Fabel, dem Emblem, der Allegorie und Personification in der
Mitte liegt, und wenn sie enthüllt wird, die schwersten und leich-
testen Denksprüche auf ihrem breiten Rücken tragen kann; mögen
also diese vermischte Dichtungen **Parabeln** heißen.

Dies mögen sie denn auch, meinte ich, **für unsre Zeit** seyn;
in der Welt nichts als **Gleichnißreden**, die Andreä aus **sei-
ner**, für **seine** Zeit machte, und die der unsrigen nur als **alte
Parabeln** vorkommen sollen, und vorkommen werden. Mich
dünkt, ich höre und lese bereits: „Gottlob, daß das alles nicht
„mehr auf unsre Zeit passet! wie weit sind wir voran!" und freue
mich darüber, und sage auch Gottlob! Und dennoch bitte ich diese
alten Gleichniß- oder Ungleichnißreden mit nachsehender Geduld zu
lesen. Denn eben zu Vergleichung unsrer mit jener Zeit wollte 89

ich Anlaß geben. Je schärfer diese geschieht, je rühmlicher sie für unsre Zeit ausfällt; desto besser. Nur verzeihe man mir, daß ich den alten Andreä in dies neue Licht nicht gemahlt habe. Einem Rembrandschen Kopf Titiansche oder Mengsische Farben zu geben, wäre ganz außer Zweck und Ort.

Also auch sein redliches christliches Herz konnte und wollte ich dem guten Andreä nicht ausreißen; und auch darüber wird kein Verständiger mich tadeln.

Im Ernst geredet. Nicht jeder in der Deutschen Nation lieset als Kunstrichter; nicht jeder Kunstrichter will alle Augenblicke seines Lebens so lesen. Gute Aepfel bricht man gern auch von einem alten, verwachsenen Baume, und genießt den Saft der Pommeranze, selbst wenn sie nicht eben unter der mildesten Sonne zur Reife gediehen wäre. Ja, (weil ich über Embleme auch emblematisch reden darf) oft, meine Brüder, ist das Halbe besser als das Ganze;
90 und wenn diese Parabeln unsrer Zeit sehr ungleichartig sind, so ists fürwahr besser, als wenn sie ihr ganz gleichartig wären. Jetzt wollen wir sie ungleichartige Gleichnißreden, hyperbolische Parabeln nennen; und was wollen wir mehr? Als Kunstwerke betrachtet, mögen sie für das, was sie sind, gelten; wer aber in diesen Denkbildern nicht Känntniß der Welt, reiche Erfahrung des Lebens, einen, ich möchte sagen, Bakonischen Geist, und ein großes, sanftes, redliches Herz bemerket, der suche diese seltnen Kostbarkeiten irgendwo anders.

*
* *

Kein Wort zu weiterer Entschuldigung; vielmehr einiges zu Einleitung der folgenden vaterländischen Gespräche. Diese sind in eben dem Geschmack abgefaßt, als die Parabeln; deßwegen nenne ich sie auch vaterländische, nicht Griechische, Römische, Französische Gespräche. Wer Plato, Xenophon, Lucian, Ci-
91 cero, Erasmus, Fontenelle, Diderot u. s. sucht, wolle ihn hier, in eintönigen kurzen Unterredungen zwischen A. und B. nicht

finden. Der Vortrag ist hier fast so abgerissen und verstummend, als er in den Parabeln war; offenbar auch aus demselben Grunde. Wie aus jenen liessen sich auch aus diesen lange Fäden spinnen, wenn man einige Seide mit dem wenigsten Golde glänzend machen wollte. Ich gebe die einzelnen Goldkörner, wie ich sie finde; mache jeder daraus, was ihm gefällt.

A und B sind die Anfangsbuchstaben des Alphabets, und jeder Mensch hat in seinem eigensten Selbstgespräch dies A und B in sich. Oft ist Eins im Kopf, das Andre im Herzen; kurz durch A und B wird ein Gespräch mit uns oder mit andern allein möglich. Da ist es auch am ernsthaftesten und führt zu etwas; es soll nicht blos, wie bei mehreren Zwischenrednern, etwa zur Unterhaltung dienen, und sich am Ende im Sande verlieren. Es kann auch zwischen A und B nicht wohl ausschweifen: denn es gestattet keine Grazien, wie eine dramatische Verhandlung; es läuft 92
kurz ab. Man erwarte also hier nichts, als eine mit kurzen Worten dialogisirte Wahrheit; gnug wenn diese des kurzen Dialogs werth war.

Aber auch manche dieser Wahrheiten wird einigen Lesern traurig scheinen. Man wird in mehreren Gesprächen eine niedergedrückte wunde Seele bemerken, und statt des frölichen Christian Rosenkreuz, der Andreä in seiner Jugend war, einen Mann finden, der in einer Gesellschaft, wo alles einen Namen haben mußte, sich nur den Mürben nannte. Hierüber giebt leider auch das Leben des Verfassers Aufschluß. Nachdem dieser Gedankenreiche, thätige Geist in so manchem zurückgestoßen war, und so andre Dinge vor sich geschehen sah, als er wünschte; freilich da dünkte ihm die Verbesserung der Welt nicht mehr so leicht, als sie dem Jünglinge Christian Rosenkreuz gedünkt hatte. Er zweifelt, er warnt; aber dennoch hofft er und ermuntert. Wie viel Gutes hofft er vom Volk, wenn es gut gelehrt und geführt würde! wie ermuntert er 93
durch das Vorbild der Helden, selbst neuer Secten in ihrem ersten Eifer, z. B. der Waldenser, und Wiedertäufer! Nur alles, wie er

meint, hat seine Zeit und Stunde; die müße man befördern helfen, sie vorbereitend herbeiführen; nicht aber sie übereilen.

Und hierinn bin ich ganz seines Glaubens. Wenn ein Kind den eingesponnenen Wurm zu früh aus seinem Grabe erwecken will, ehe diesen die Frühlingssonne selbst ruft, so schadet es ihm, und macht sein Wiederaufleben schwer, oder unmöglich. So liegen, so reifen wir im Schooße der Zeiten. Nicht mit Monaten, sondern mit Jahrhunderten wird die edelste Frucht der Erde, der menschliche Verstand in seinen allgemeinsten, größesten Wirkungen reif; dann aber, nach der großen Analogie der Dinge, dränget er sich ans Licht; nichts auf der Welt, die Mutter selbst, kann ihn nicht zurückhalten.

Fast hinter jedem Gespräch Andreä's fiel mir eine Reihe Ge-
94 danken ein, die ein Commentar hätten werden mögen; bald für, bald gegen seine Meinung. Ich habe aber dem Leser darinn nicht vorgreifen wollen, weil ich keine edlere Frucht des Lesens kenne, als daß es zu eignen Gedanken reizet. Und o wie weit haben uns die seitdem beinahe verflossene zwei Jahrhunderte gefördert! Wie manche Triebfeder ist völlig stumpf worden, der Andreä noch viel zutrauete! wie manches Samenkorn hat sich entwickelt, in dem er damals noch nichts weniger als die Kräfte ahndete, die es seitdem gezeigt hat! In allen diesen Gesichtspunkten sind seine kurzen Gespräche sehr lehrreich.

Ruhe also wohl, edle Asche! Was dein lieblicher ernster Geist mir war, möge er andern werden.

III. 95

Einige vaterländische Gespräche.

Gedruckt im Jahr 1617.

An die Antipoden. 97

Gute, einfache, herzliche Menschen.

Hier schicke ich euch, ihr Lieben, ein Bild unsrer Halbkugel, nicht mit Apelles Pinsel gemahlt, sondern mit einer von ungefähr ergriffenen Kohle gezeichnet. Dagegen verlange ich von euch keinen Gewinn; nur etwa eine kleine Vergleichung unsrer mit eurer Einrichtung. Auf denn! wenn es bei euch eben so oder weniger ungereimt zugehet, als bei uns; so theilet mirs mit, da wir doch Einen und denselben leimigen Erdball bewohnen. Kein Styl ist hier gebraucht, als der freie Styl; keine Autoren, als Augen, Ohren, Gefühl. Einen Lobredner vors Buch zu stellen, hat mich die Schaam verhindert; mein Zeuge ist die Sonne, der ich die Botschaft zu euch anvertraut habe. Lebt wohl, und habt mit uns Mitleid. Geschrieben unter dem 50ten Grad Nordpols Höhe.

Machiavell. 98

A. Was verbrennest du da?
B. Ich bringe der Pietät ein Opfer.
A. Der Pietät ein Opfer in Flammen?
B. Vertilgt muß er werden, der pestilentialische Mensch.
A. Wer? Aristoteles?
B. Das Wort wäre Verbrennenswerth.
A. Sei es; nenne mir nur deinen Schuldigen.

B. Es ist jener Bube aus Florenz.

A. Machiavell? der arme Thor!

B. Er, aller argen Schälke Vater. Hätte die Erde ihn nie getragen! hätte der Abgrund ihn gleich in der Geburt verschlungen!

A. Hat ers denn so gar arg gemacht, der Arme?

B. Warum aber nur arm, nur Thor?

A. Weil er nichts anders that, als die Maximen, die er in Verwal-
99 tung der Staaten bemerkte, kurz die Staatsgeheimnisse bekannt machte. Das
wagte er; freilich mit Aufopferung seines guten Namens, und zu Erbeutung
eines allgemeinen Haßes.

B. Wie? Erfand er nicht selbst diese Bosheiten? räth er sie nicht an?

A. Er erfand sie nicht; er verrieth sie. Ein gar zu aufrichtiger Thor, der sich nicht schämte, herauszusagen, was andre nicht etwa nur denken, sondern woran sie glauben, wornach sie handeln.

B. Nur das hätte Machiavell gethan? und warum wird er denn so allgemein gehasset?

A. Das will ich dir sagen. Die Regenten hassen ihn, weil er ihre Künste entdeckt hat; die Räthe hassen ihn: denn er greift ihnen ans Herz; die Dienenden knirschen thöricht zuerst deßhalb, weil sie alles Uebel, das sie dulden, aus Machiavells Hirn entsprossen glauben, nachher ärgern sie sich, ihr Elend durch ihn in ein so helles Licht gesetzt zu sehen.

B. Und so wäre Machiavell unschuldig?

100 A. Das wirst du finden, wenn du acht giebst, wie die Welt ist, und
lange vor Machiavell war. Die dem Recht vorstehen, sind oft die ungerecht-
sten; die der Religion vorstehen, häufig die Gottlosesten; die der Gelehrsamkeit
vorstehen, oft die unerfahrensten; die über Geschäfte gesetzt sind, die trägsten;
die die Humanität befördern sollen, die inhumansten —

B. Das ungefähr habe ich aus Machiavell gelernet.

A. Du kannst es aus der Welt selbst lernen, deren scharfsinniger Beobachter und treuester Nacherzähler er war.

B. So brenne er denn mit alle dem Uebel, das in ihm stehet! —

A. Zu dem Brande würde dir Holz und Heerd fehlen. Ueberlaß Dem die Sache, der alle Bosheit der Welt kennet, daß er ihrer aufs weiseste spotte.

B. Und Machiavell lebe?

A. Er lebe, wenn auch nur als der offenbarste Zeuge menschlicher Schalkheit und Ränke.

Der Kanzelredner. 101

A. Sie erfüllen also Ihr Versprechen?

B. Gern, wenn ich darf.

A. Ich versichere —

B. Werden Sie böse, so werden Sies über sich, da Sie einen freien Menschen nöthigen.

A. Ich bitte, sagen Sie aufrichtig, was Sie an meiner Predigt vermißt haben.

B. Nur Eins, aber ein Hauptstück.

A. Doch nicht die Disposition?

B. Ich glaube, sie war nach den Regeln der Methode.

A. Die Aussprache?

B. Reden Sie, wie Gott Sie geschaffen hat und ahmen nur nicht nach.

A. Oder die Action?

B. Die ist mir gleichgültig, wenn sie nur bescheiden ist und nicht gesticuliret.

A. Meine Predigt war also zu lang?

B. Ist eine Predigt gut, so ist sie nie zu lang; eine schlechte ists immer. 102

A. Oder habe ich nicht gnug Sprüche angeführt?

B. Sie haben ja kein Spruchkästchen ausleeren wollen.

A. So sprach ich wohl zu langsam?

B. Ei, ein Lehrer muß lehren, nicht schwätzen.

A. Oder nicht laut gnug?

B. Ich liebe die Stimme eines Menschen, nicht das Geschrei eines Esels.

A. Oder ich hätte subtiler unterscheiden sollen?

B. Sie waren ja da, Unwissende zu unterrichten, nicht mit Ketzern zu disputiren.

A. So erklären Sie sich denn selbst.

B. Hören Sie. Mich dünkt, Sie haben viel, sehr viel Gutes gesagt, das aber durch Sie — nur durchfloß, wie durch eine Röhre.

A. So?

B. Wo denn auch manches den Geruch der Röhre an sich gezogen 103
hatte, und darnach schmeckte.

A. Kein gutes Compliment.

B. Das beste, das ich zu machen weiß. Denn wenn Sie gute, wenn Sie die heilsamsten Lehren nur herauswerfen; und nichts davon in Ihrem Leben, in Ihren Sitten ausgedrückt zeigen, so daß Sie, wie ausser sich gesetzt, anders zu reden, anders zu denken scheinen; machen Sie uns am Ende nicht glau-

ben, Ihre heiligen Worte seyn nur gewohnte, feierliche Worte, ohne alle innere Empfindung; so wie Poëten jetzt Leichen- jetzt Hochzeitgedichte machen, um die Gebühr. Sie haben z. B. viele Stellen der Schrift in Bereitschaft, deren keine aber *Sie* ermahnet, *Sie* lehrt, oder stärkt und tröstet; da doch sonst ein einziger Trostspruch aus dem Munde Gottes einen Kranken so erquickt, daß er zutrauend und fröhlich darauf einschläft.

A. Sie setzen mir hart zu.

104 B. Ists nicht aber auch am Tage, daß die schlechtsten Menschen oft am besten predigen? und daß manche nichts anders können, als predigen? Ich wollte also nur Eins; daß Sie künftig nichts sagten, als was Sie durch Ihr Beispiel in der That ausdrückten, oder durch ernste Versuche in göttlichem Gehorsam bewährten.

A. Das ist hart.

B. Ungleich härter aber, sich vor Gott öffentlich in Worten und Werken zu widersprechen, und den Gottesdienst in ein leeres Wortgeplärr zu verwandeln.

A. Allerdings wahr!

B. Und eben so wahr, glauben Sie mirs, daß eine einfache, schlichte Predigt durchs Leben dargestellt und besiegelt, mehr werth ist, als tausend sinnreiche Declamationen.

---

105 Die Sprüchwörter.

A. Ich kanns nicht loben, daß du ohne Eintheilung des Tages dich in den Studien so *umherwälzest*.

B. Verzeih. Ich konnte nie nach dem Glockenschlage weise seyn.

A. Die Natur selbst aber theilt ihre Geschäfte in Zeiten ein.

B. Bei jeder andern Arbeit mags angehn; nur Studien fodern eine ganze, nicht nach der Uhr abgetheilte Seele.

A. Das ist endlich auch kein Studium *Sprüchwörter lesen*; es ist ein Spiel.

B. Und ich halte es für den Auszug menschlicher Weisheit und aller andern Arbeit.

A. Wah! Sprüchelchen des Volks, Altweibersentenzen sollten Weisheit heißen!

B. Freund, auf mein Wort! Was in Müh und Arbeit, in Noth
106 und Gefahr, durch Irren und Nachforschen das menschliche Geschlecht je
bewährt gefunden, steht in diesem Büchelchen, so daß ichs fast *Maximen
und Axiomata des Erdballs* nennen möchte.

A. Da bist du gewiß in eine falsche Diana verliebt.

B. Glaube mir, hier stehen Merkuriussäulen, die die thörichte Jugend im ersten Hoffnungsvollen Lauf der Erfahrung vor Abwegen warnen.

A. Das soll die Philosophie thun.

B. Greise thaten es, die nach vielen Umschweifen endlich müde und matt in sich selbst zurückkehrten, und durch ein Bekänntniß ihres langen Irrthums uns hier in der Kürze rathen und belehren wollten.

A. Was könnte ein Chaos so vieler Sentenzen lehren?

B. Und ist die Welt nicht ein größeres Chaos? dem du dich also ohne Belehrung sicher anvertrauest? —

A. Man muß gerade zugehen zur Wahrheit.

B. Zur Wahrheit! zu ihr, die so oft hinter Wolken ist, als die Zei- 107
ten wechseln, als sich dein Alter ändert. Hast du bisher nie geirret?

A. Wenn auch. Aber die Wahrheit, die ich von fern sah, erreichte ich doch endlich.

B. Nimm dich in Acht, daß du Wahrheit und Einbildung nicht für Eins nehmest.

A. Pöbelsprüchwörter werden mich diesen Unterschied nicht lehren.

B. Du nennst Pöbel, was vielleicht eine Versammlung der Weisen war. Und dann, hat oft nicht auch ein Bauer gescheut geredet?

A. Die Philosophen indeß reden noch gescheuter.

B. Ich glaube keinen gebohrnen Philosophen; er bildete seine Weisheit aus dem Volkshaufen.

A. Und ich halte geschriebene Weisheit für die sicherste Weisheit.

B. Ich wüste nicht. Das aber weiß ich, daß Menschen, die wir für 108
die Weisesten halten, die aller Wissenschaften Bücher aufblättern, daß diese ihre ganze Lebensweise, wie sie sie treiben oder andern vorschreiben, zuletzt doch nur nach Einem und dem andern Hausversuch gebildet haben.

Der Zauberer. 109

A. Sehe ich dich noch immer wie ich dich sah, müssig und ohne Bestimmung; ein Niemand. Du bist in dem Alter, da man Gott und dem Staat dienen soll; auf! —

B. Ich möchte wohl; aber alle Dinge sind so schwer! so schwer, daß niemand es aussprechen mag.

A. So höre auch auf, ein Mensch zu seyn: denn des Menschen erstes Gesetz ist Arbeiten.

B. Aber die Arbeiten haben ihre Grade, ihre verschiednen Gewichte. Indem ich diese nun untersuche, gegen einander abwäge und prüfe, vergeht die Zeit. —

A. Ei dann fort! was gefällt dir vor andern? die Theologie?
B. Sie hat zu viel Ernstes, zu viel Gefahr.
A. Die Jurisprudenz?
B. Ich verstehe mich nicht aufs Lügen.
110 A. Die Medicin?
B. Dazu bin ich zu schaamhaft.
A. Die Philosophie doch?
B. Ich fürchte mich vor der Verrückung.
A. Die Mechanik?
B. Sie hungert.
A. Der Ackerbau?
B. Dazu fehlen mir Kräfte.
A. Die Jagd?
B. Ein thierisches Leben.
A. Fische zu fangen?
B. Macht naß.
A. Die Musik?
B. Ist Comödiantenwerk.
A. Die Chirurgie?
B. Stinkt.
A. Die Chemie?
B. Raucht.
A. Eine Fabrik?
B. Stäubt.
A. Die Mühle?
111 B. Das Klappern tödtete mich.
A. Die Küche?
B. Ist voll Ruß und Rauch.
A. So werde ein Gärber, ein Weber, ein Schuster, ein Schneider.
B. Das ist dein Spaas.
A. Nun, was misfällt dir denn am Pferdeknecht?
B. Das Striegeln.
A. Am Kaufmann?
B. Daß sein Glück so wenig Bestand hat.
A. Am Schiffer?
B. Das wilde Meer.

A. Am Soldaten?

B. Er muß Blut vergiessen.

A. So gefällt dir ganz und gar kein Baum, an den du dich aufhängen kannst?

B. Das ists eben, was ich sagte. Alles ist voll Eckel, Verdruß und Mühe. Laß mich bleiben, der ich bin.

A. So mußtest du aber auch kein Kind seyn: denn da machtest du 112
dich unrein; kein Knabe: denn da bekamst du die Ruthe; kein Jüngling, da
war dir auch warm. Mann wirst du nicht seyn wollen; da giebts Haus-
Sorgen. Unverheirathet kannst du nicht bleiben; da legt man dir Netze.
Alt kannst du nicht werden; da kommen Ungemächlichkeiten.

B. Mich schauderts, so oft es mir in den Sinn kommt, daß nichts unter der Sonne sei, bei dem man Ruhe findet.

A. Bedenke, daß da Alles dir günstig ist, du allein gegen dich wütest
und dir hart bist. Wenn du an jedem Dinge etwas auszusetzen hast, siehest
du nicht, daß deine unzufriedene Gemüthsart eine viel größere Ungestalt sei,
als alle jene Fehler mit einander? Was hast du nöthig, dich um aller
Menschen Arbeiten zu ängstigen und zu kümmern, da dir eine einzige gnug
seyn kann, die Zeit auszufüllen und (wenn du es nur glauben wolltest) selbst 113
angenehm zu vertreiben: denn was dir jetzt elend scheinet, wird dir in kurzem
weniger verhaßt, endlich leicht werden.

B. Ich will sehen, wozu ich mich entschliessen kann.

A. Wähle dir irgend eine gute Lebensart; angenehm wird sie dir werden durch Gewohnheit.

Wir. 114

A. Wie weit sind wir im Geschmack aus einander!

B. So?

A. Mich freuen neue Bücher; du suchst die alten aus ihrem Staube hervor.

B. Ich gestehe; bei den Alten finde ich viel Gelehrsamkeit, bei den Neuern viel Leerheit.

A. Es mag wahr seyn, daß die Neuern die Gelehrsamkeit der Alten plündern; sie tragen sie aber artiger vor, und bringen sie erweitert zu Markte.

B. Darinn nun eben ist unser Geschmack verschieden. Du liebst das Vorzeigen; ich das Nachspüren. Dies scheint mir edler, dem menschlichen Geist würdiger.

A. Was hast du jetzt vor?

B. Späße eines zu seiner Zeit nicht übeln Mannes.

115 A. Sage mir einiges aus deiner alten Welt.

B. Ich weiß nicht, ob es für dich ist; aber lache mit mir. Siehe hier zwei Etymologien: Herzog, sagt mein alter Autor, kommt von Herz und Og, (Auge) her, als ob Stärke und Klugheit in ihm vereinigt seyn sollten. Hoffart leitet er von Hof=Art ab, als ob die Hof=Art ihrer Natur nach Hoffart sei. —

A. Spielereien!

B. Ohne den Stachel, der darinn liegt, mögen sie es seyn; aber auch das gefiel mir, was mein Autor über das Wir in fürstlichen Rescripten sagt.

A. Ich dächte, das brächte der Fürsten höchste Würde und Hoheit mit, daß sie sich selbst anders, als wir einzelne Erdensöhne uns nennen.

B. Mein Autor giebt davon eine andre Ursache an; er hält nämlich das fürstliche Wir für ein Zeichen der größesten Demuth und Humani=
116 tät. Denn, sagt er, da die Fürsten wissen, daß sie Menschen und für sich unfähig sind, eine so große Menge Menschen zu regieren: so wollen sie, daß nichts in ihrem alleinigen Namen beschlossen, oder geordnet sei; sondern sagen Wir und bekennen, daß darüber Rath eingeholt worden, daß es nach vernommener einmüthiger Zustimmung verfügt werde. So oft du also liesest: Wir, von Gottes Gnaden, mußt du dir das einstimmige Urtheil der klügsten, vorsichtigsten Rathgeber des Vaterlandes dabei denken; welches Wir denn allerdings viel dazu thut, den Unterthanen Zuversicht und Glauben an den Befehl ihres Fürsten zu geben und am Ende Gott die Ehre allein läßt.

A. Das gefällt mir nicht übel.

B. Er fügt noch das hinzu, daß es sich für uns nicht schicke, die Fürsten anders als mit Ihr[1], selbst im Lateinischen, anzureden, damit es nicht aussähe, als ob wir den Sinn ihres Ausdrucks nicht begriffen, oder daran zweifelten.

117 A. Das mögen sich unsre Halblateiner, unsre gestrengen Herrlichkeiten merken, denen das Wir so gern in den Mund kommt.

B. Uebrigens kümmerts mich freilich nicht sehr, welchen Glauben mein Codex mit seiner Auslegung finde.

A. Wie aber, wenn heut zu Tage ein Fürst blos für einen pompösen Ehrentitel hielte, was einst ein Zeichen der Demuth war, und sein: Wir wollen und befehlen hinschriebe, wo wider den Willen Gottes und den Rath der Seinigen er allein befielt?

B. Dann, sagt mein Autor, thue er der Humanität seiner Vorfahren, der Treue seiner Unterthanen, der menschlichen Verfaßung und Gott selbst Schmach und Unrecht an, die er zeitig gnug büßen werde.

---

1) A: Ich

Die Helden. 118

A. Gegrüsset seid mir, ihr Helden, die ihr um das menschliche Geschlecht euch aufs beste verdient gemacht!

B. Welch eine Andacht verrichtest du da?

A. Im Saale der Helden wandle ich hier, und beschaue mit ehrerbietiger Bewunderung das Antlitz derer, die unter den Menschen hoch hervorragten. —

B. Was für Gedanken aber hast du, wenn du diese Bilder der Tugenden ansiehest?

A. Ich merke mir die sonderbaren Züge, die die Natur in dem Gebäude anbrachte, in dem so edle Seelen würdig wohnen sollten.

B. Und mir fallen zuerst die Ungeheuer ein, mit denen sie als Helden beherzt und Mühevoll zu kämpfen hatten; sodann auch meistens der unwürdige Lohn, den sie zum Dank für ihre Verdienste davon trugen.

A. Giebt es einen größeren Lohn für Arbeiten und Gefahren, als 119
daß diejenigen, die sie bestanden, im Tempel des Gedächtnißes und Nachruhms für die Ewigkeit dastehn und jedes edle Gemüth zur Nachahmung auffodern? daß sie, wie in die Zahl der Götter aufgenommen, den Studien aller Welt Gesetze geben?

B. Das, mein Freund, wars nicht, was jene edle Lichter suchten: denn im Gerücht der Menschen, in einem zweifelhaften Namenruhm fortzuleben, ist der Tugend das kleinste. Aber daß sie sich der menschlichen Irrthümer, die sie gewahr wurden, erbarmten, und mit edler Kühnheit dagegen Rettungsmittel suchten; daß wenn diese Mittel, statt mit Beifall aufgenommen zu werden, mit Schande verworfen wurden, diese Armen, nach langer Abmattung, betroffen und gereizt vom unheilbaren Uebel der Menschheit, ihre Bemühungen oft selbst verwünschen mußten, und unwillig die Erde verließen, das ists, was mir bei diesen Bildern einfällt.

A. So soll sich niemand denn, nach deiner Meinung, mit der Ver- 120
beßerung menschlicher Dinge beschäftigen?

B. Jeder Edle und Gute soll es thun, nur unter der gewissen Erwartung einer bösen Nachrede, eines Müdewerdens aller Mühe und Arbeit, zuletzt der Undankbarkeit. Alle Verbesserer der Staaten, der Wissenschaften und Religionen haben dies erfahren.

A. So sei es gnug, wenn man den Seinigen Gnüge gethan hat.

B. Auch dies ist nicht immer möglich. Entweder sind die Urtheile der Menschen so verschieden, oder der göttliche Rathschluß will es also, daß uns die Welt untreu seyn soll. Wer würde auch sonst glauben, daß die Frömmigkeit der Pharisäer Heuchelei, die Rathschläge der Herodianer Dieb-

ställe des gemeinen Guts und die Sophistereien der Cyrenenser Barbarei seyn, wenn sie nicht eben der anschaulichsten Wahrheit so leidenschaftlich und unverschämt sich widersetzten.

121 A. Man muß versuchen.

B. Gehe hin und versuche. Vertreibe, wie der edle Brahe, ungestalte eccentrische Kreise mit großen Kosten und sinnreich=ausgedachten Werkzeugen vom Himmel, damit du wie Er durch ungestalte barbarische Gewalt von Haab' und Gütern vertrieben werdest.

---

122 Simon, schläfst du?

A. Wie wunderbar ists, daß zur Zeit der grössesten Gefahr die meisten Menschen am sichersten sind!

B. So sollte man ihnen das Simon, schläfst du? beständig ins Ohr rufen.

A. Wer weiß nicht, daß Deutschlands Ansehen und Stärke durch die Uneinigkeit seiner Stände verächtlich werde? daß unser Vaterland an Gut und Zier verarme?

B. Simon, schläfst du?

A. Ist nicht die Religion zum Waarenhandel worden?

B. Simon, schläfst du?

A. Was ist der Richterstuhl, als eine Saat von Processen? Die Curie ein Labyrinth, der Hof ein geheimes Gemach?

B. Simon, schläfst du?

123 A. In den Schulen, was thut man häufiger, als Ziegenwolle scheren?

B. Simon, schläfst du?

A. Und die Gesetze sind Phantastereien eiteln Wahnes.

B. Simon, schläfst du?

A. Die Priester füttern sich. Und die Obrigkeit tanzt. Das Volk belacht, worüber es weinen; es beweint, worüber es lachen sollte.

B. Simon, schläfst du?

A. Die Künstler gebähren Tand.

B. Simon, schläfst du?

A. Und die Jugend entehrt sich.

B. Simon, schläfst du?

A. Unglückliche Erde! wo die Sinnlichkeit Lehrerin, die Heuchelei Rath, Eitelkeit die Gesellin, Meinung der Schmeichler, die Sicherheit unsre Gefährtin, Bosheit unsre Dienerin ist.

B. Schläfst du, Simon? vermagst du nicht diese Stunde zu wachen?

A. Wie sollte wachen, dem der Bauch Gott, sein Wille Gesetz, Ehr- 124
sucht die Führerin, Verwegenheit Kunst, Gewohnheit die Regel, ein Dunst Lohn, Possen Delicatessen, die Knechtschaft ein Ehrentitel, starre Trägheit das Ruhekissen, das Ende Verdammniß ist?

B. Erwache, Simon, wenn du nicht im Todtenschlaf träumest.

A. Im Todtenschlafe. Denn den so offenbaren Gott läugnen, eine feindliche Welt lieben, einen unförmlichen Zustand der Dinge loben, des so ungewissen und dennoch gewissen Todes vergessen, sich an dicker Finsterniß vergnügen und die unüberwundene Wahrheit abläugnen; einen sterblichen Ruhm anbeten, ein gegenwärtiges Unglück wegheucheln, und sich der schändlichsten Ketten rühmen; unser selbst in unsrer Brust stupid-unwissend seyn — das ist nicht Todesschlaf, es ist Erstarrung.

B. Erwache, wenn dein Ohr nicht Fels ist; erwache dem Schall der 125
Trommete, die dich zum Licht, zum Tage, zur Unsterblichkeit rufet.

A. Vergebens rufst du einer Zeit zu, in welcher so viele schlafen, in welcher fast niemand wacht.

Die Waldenser. 126

A. Was, glaubst du, sei die Ursache, daß da alle Religionen auf Heiligkeit des Lebens und Frömmigkeit dringen, sie doch so selten diesen Zweck erreichen?

B. Vielleicht macht das die Verschiedenheit der Menschen; Ein Volk ist lenksamer, ein anderes wilder.

A. Die Ursache ist mir nicht zureichend, da offenbar ist, daß Menschen aus den verschiedensten Nationen, bei dem Bekenntniß Einer Religion, auch in Sitten und Bestrebungen sehr nahe zusammentreffen. Irre ich nicht, so bringt jede Religion ihre Lebensweise mit sich.

B. Bei Papisten und Wiedertäufern ist die Ursache offenbar: ihre Frömmigkeit ist ein Lohndienst.

A. So giebst du doch zu, daß in der Religion etwas seyn könne, das 127
die Menschen zur Rechtschaffenheit leichter führe und reize?

B. Das ist offenbar.

A. Was glaubst du denn, daß unsrer Religion fehle, die die Pietät so gewaltig anräth, und sie doch wenig oder gar nicht bewirket?

B. Darf ich rathen, so möchte es seyn, weil Religion und Staat bei uns zu verschiedene, einander fremdartige Wesen sind; jedes derselben begünstigt gleichsam eine verschiedene Parthei, jedes hat seine verschiedene Lebens-

weise. Glauben wir den Geistlichen, so sollen wir beten; glauben wir den Vornehmen, so sollen wir lästern; dem Pöbel, so sollen wir blind seyn; wie wenn der Eine einen schwarzen, der Andre einen gestickten Rock, der Dritte gar einen Sack Standesmäßig trägt, und tragen müßte. Wenn wir also etwas Gott zu thun haben, so wird das ein Mischwerk, wovon nur die äußere Seite mit Religion geschminkt ist. Nimm ein einziges Exempel. Den
128 Lästerern gegen die Religion giebt man einen gelinden Verweis; Diebe, die drei Pfennige gestohlen haben, henkt man; über Trunkenbolde scherzt man; und wer etwas frei über den Staat spricht, wird der Stadt verwiesen. Offenbar sieht man also, daß die Obrigkeit für Staat und Moral nicht gleiche Sorge trage, daß die Geistlichen keinen andern Eifer haben, als gewöhnlichermaaßen zu predigen u. s. Die Obrigkeit gebraucht der Religion als eines Mittels, den Pöbel im Zaum zu halten; die Geistlichen, reich zu werden und hinaufzukommen —

A. Das hinderte indeß die Guten nicht; und es wundert mich nur, daß bei uns deren weniger und diese Wenigen viel ungelehriger sind, als anderswo, wo die ganze Secte sich durch Känntniß und Uebung der Rechtschaffenheit auszeichnet.

Ich will dir aus einem uralten Codex etwas von den Waldensern vorlesen. „Alle, (sagt der Päpstler, der da schreibt,) alle, Männer und Weiber, Große und Kleine, lassen Tag und Nacht nicht ab, zu lernen und zu lehren.
129 Der Handwerker, der Tagüber arbeitet, lernt und lehret des Nachts; sie beten also auch wenig, weil sie studiren. Selbst die Schüler lehren ohne Bücher; auch in den Häusern der Aussätzigen lehren sie. Wer eine Woche gelernt hat, lehrt weiter, so daß ein Eisen das andere ziehet. Wer sich entschuldigt, daß er nicht lernen könne, dem sagen sie: „lerne täglich nur ein Wort, in Jahresfrist weißt du die Sprüche, und kommst weiter.“ Ich hörte von einem Rechtgläubigen, daß ein Ketzer, den ich kenne, Nachts in bösem Wetter durch den Fluß geschwommen sei, nur um ihn von unserm Glauben zu dem Seinigen zu verführen. Deßgleichen sah und hörte ich einen ungelehrten Bauer, der das ganze Buch Hiob von Wort zu Wort hersagte, und viele kenne ich, die das neue Testament auswendig wissen vom Anfange bis zum Ende. Sehen sie, daß jemand übel lebt, so sagen sie: „so lebten die
130 Apostel nicht! so müssen auch wir nicht leben, die Nachfolger der Apostel.“ Dies erzählt mein päpstlicher Scribent, der sonst ihr ärgster Feind ist.

A. Du hast mir fast Thränen ausgepreßt; was sind wir dagegen beim hellen Lichte des Evangeliums?

B. O daß wir Lehre und Leben verbänden! Jetzt, wenn jenen die Lehre, diesen sein Leben verdammt, wer wird je selig?

Lobrede auf Nero.*) 131

A. Endlich hat sich gar einer gefunden, der dem Nero eine Lobschrift schrieb. Abscheulich!

B. Der Autor hat bei mir große Gunst gefunden.

A. Wie? kanns Ihnen angenehm seyn, daß Ungeheuer der Erde, daß die Pest des menschlichen Geschlechts entschuldigt werde?

B. Wie die menschliche Natur ist, kann mir nichts so Ungereimtes und Ungeheures genannt werden, das nicht auf dem Gipfel von Macht und Ungebundenheit veranlaßt, befohlen, endlich auch entschuldigt werden könnte; wenn Gott nicht drein siehet.

A. Was werden wir also von denen sagen, die auf dem Gipfel von Macht und Ungebundenheit sich Schuldlos und löblich betrugen?

B. Wir wollen von ihnen sagen, daß sie etwas über Menschenkräfte
durch eine besondere Wohlthat Gottes geleistet haben, der seine Barmherzigkeit 132
der Welt erzeigen wollte, wenn unsre Erde wenigstens einen Athemzug der Erholung bedorfte. Denn da die Menschen mit so gar viel Irrthümern umfangen sind, daß dieserwegen ihnen immer unwohl seyn müßte: so träuft von Gottes Güte dann und wann ein milder Tropfe hinein, daß der Staub unsrer Erdendinge wenigstens zusammenhält.

A. Wer indessen wird einen Nero empfehlen?

B. Merken Sie: Nero ist in dieser Schrift nie entschuldigt; er ist nur mit denen zusammengestellt worden, die die Welt am unschuldigsten glaubt. Und es hat durch diese sinnreiche Vergleichung gezeigt werden sollen, daß nicht etwa der einzige Nero ein Tyrann gewesen, sondern daß vor und nach ihm, ja auch noch jetzt mehrere dergleichen Nero's leben, wenn einmal die Sache recht erwogen und mit freier Zunge geurtheilt werden darf. Das Herz der Menschen ist aller Bosheit fähig, sobald Zeit und Umstände diese
gestatten; kein Herz ist milde, als in dem Gott wohnet. Unser Christenthum 133
schärft also einzig und vor allem Furcht und Ehrerbietung vor Gott, Gottes Anregung, Gottes Beistimmung ein, daß, wer andern vorgesetzt ist, auf keine Weise nach seinem Gefallen, nach seiner Willkühr befehlen zu dörfen glaube, sondern seine Gesetze nach den Gesetzen des Himmels ordne. Ist diese Grundregel einmal verlohren, oder verderbt; sogleich entstehen Ungeheuer der Menschheit, Thaten, die den Erdball drücken und plagen. Da unser edle Schriftsteller nun zu seiner Zeit deren mehrere kannte und selbst erfahren hatte; so wollte er nicht, daß die Nachwelt durch eine schändliche Schmeichelei hintergangen würde, als ob Die Götter, Heilande ihres Volks

---

*) Sie ist bekanntermaaßen von Cardanus.

wären, die unter Menschen kaum den Namen wilder Thiere verdienten. Wen konnte er zu dem Ende schicklicher auf= und vorführen, als den Nero? ihn, aller Grausamkeit und Lüste Fürsten.

134 A. Wenn dem so ist, so bin ich dem Lobredner Nero's schon geneigter.

B. Warum sollten Sie es nicht seyn? da er nur zeigen wollte, daß „jeder Nero etwas von Trajan und jeder Trajan etwas von Nero an sich trage."

---

135 ## Der Bettler.

A. Guten Tag, Alter.

B. Gleichfalls. Ich wußte nie von einem schlimmen Tage.

A. Mein Gruß war: „gut Glück! daß es dir wohlgehe!"

B. Ich war nie unglücklich. Es gieng mir nie übel.

A. Dabei erhalte dich Gott; erkläre dich aber deutlicher.

B. Sehr gerne. Du wünschtest mir einen guten Tag; kann aber wohl Ein Tag böse seyn, den Gott schickt? In Frost und Hitze, in Hunger und Durst habe ich Den zu loben, dessen Wille hiemit geschieht. Ist nun der nicht glücklich, der mit Gott übereinstimmt, der von ihm, was es auch sei, annimmt, und nur von Ihm Alles erwartet?

136 Du wünschtest, daß mir es wohl gehe; es gehet mir wohl, da ich mir kein Wollen vorbehalte, als das von Gottes Willen abhängt.

A. Wie aber? wenn dich Gott verwürfe?

B. Er kann nicht; ich umfasse ihn mit den Armen demüthiger Liebe und hohen Glaubens. Mittelst ihrer bin ich mit Gott unauflöslich verbunden; wo Er ist, werde ich mit Ihm seyn. Mit Gott lieber in der niedrigsten Tiefe; als ohne ihn auf dem höchsten Gipfel.

A. Woher bist du?

B. Ich komme von Gott, lebe in ihm, und gehe zu Gott wieder.

A. Wo fandest du Gott?

B. Wo ich alles, was Geschöpf ist, verließ.

A. Wo wohnt Gott?

B. In einem reinen Herzen, in einem muntern Willen.

A. Wer bist du?

B. Ein König.

A. Wo ist dein Reich?

137 B. Meine Seele ists, deren Herrschaft mir von Gott dazu anvertrauet ward, daß weder ihre inneren, noch äußeren Sinnen umherschweifen.

A. Nach welchen Regeln regierst du?

B. Stillschweigen, Gebet, Geduld, Gehorsam, Uebung sind meine Staatsregeln.

A. Zu welchem Endzweck?

B. In nichts zu ruhen, was nicht das Höchste, was nicht Gott ist.

A. Und deine Krone?

B. Ist Ruhe der Seele.

A. Weh also denen, die uns durch ihre kleinliche Vorschriften zu nichts als zur Unruhe, zum Laufen und Rennen rufen, und uns dafür die Gipfel der Berge versprechen, indeß sie selbst als niedrige Sklaven dem Staube dienen.

Die Staatsklugen. 138

A. Glückliches Zeitalter, das Unsere! in dem man aus so vielen der klügsten Schriftsteller, aus so viel zurückgelegten Jahrhunderten endlich die vollkommenste Staatsform bilden wird.

B. Das heißt, aus fremden Schaden klug werden kann.

A. Gewiß. Wie hoch wird noch der menschliche Geist steigen!

B. So hoch, daß er, vom Schwindel ergriffen, traurig herabstürzt.

A. Wie? Sie sind unsrer Geistvollen Zeit, unserm gelehrten Jahrhundert nicht günstig?

B. Günstig bis zum empfindlichsten Mitleid — in Manchem.

A. Giebt es ein größer Glück, als den allgemeinen Weltlauf betrachten, und daraus das seltenste, klügste, vollkommenste abnehmen zu können?

B. Und ists nicht schön, auf dem Markt altes Geräth kaufen zu wol- 139
len, um damit ein neues Haus zu zieren?

A. Giebt es etwas anständigeres, als nach dem Rath des gesammten Alterthums Kriegs- und Friedensgeschäfte im Staat einzurichten?

B. Und etwas Passenderes, als unsre kleine Buben in unsere grosse Stiefeln zu kleiden?

A. Ich sehe nicht, was Sie wollen.

B. Das will ich, daß die Zeiten sich ändern, daß alte und neue nicht in einander paßen und Gott jeder Scene ihre Decoration und handelnde Personen giebt, die, nach seinem Zweck, sowohl in der Welt- als Kirchengeschichte spielen; indeß die Zuschauer entweder zerstreut sind, oder erwarten, und auf den Ausgang rathen. —

A. Staatsklugheit und Geschichte hätten also keinen Nutzen?

B. Keinen dem Herrn der Welt entgegen; beide sehr viel um Gottes Absichten und Wunderwege zu bemerken.

140 A. Inzwischen bleiben die Staatsgeheimnisse doch immer jene verborgnen Räder, die dem, der in sie blickt, die ganze Bewegung der Maschiene verrathen.

B. Vergessen Sie aber dabei nicht, daß das ganze Triebwerk einer höhern Hand untergeordnet sei, die Zeiten und Stunden darinn einrichtet. Ohne diesen Zweck sieht man die verborgenen Räder wie ein Knabe an, der sich über ihr Umdrehen freuet, und nichts davon zu nutzen weiß.

A. Ei, der Weise herrscht über die Gestirne, geschweige über kleine menschliche Triebwerke.

B. Der göttliche Weise, ja! der aus und mit Gott denket.

A. Auch scharfsinnige Politiker erreichen ihre Absichten.

B. Armseliges Erreichen, wenn Gott lächelnd drein sieht. Der eine Reihe Völker zu hintergehen versuchte, dem setzt sein Weib Hörner auf; der der Welt Gesetze geben wollte, hat vielleicht in seinem eignen Hause mit Knecht und Magd zu zanken, daß sie ihm gehorchen.

---

141 Die Klöster.

A. Halt, Jäger!

B. Was begehren Sie?

A. Etwas neues?

B. Nichts neues, als das gewöhnliche „kein Geld! böse Zeit!“

A. Und doch könnten wir keines Dinges so leicht entbehren, als des Geldes, wenn wir klug wären.

B. Wie? ist das Geld nicht nervus rerum?

A. Wir hätten sein leicht gnug, wenn wir nicht selbst Nervenlos wären. Man klagt über Geldmangel und verthut, was man hat; und unternimmt mehr, als man kann. Wo geht die Reise hin, Freund?

B. Zu meinen Klosterbrüdern.

A. Wie? hat das Kloster noch Mönche?

B. Mönche nicht; aber Hunde, die wir da füttern.

142 A. Das ziemte sich eben nicht.

B. Eho! Sollten denn jene Schlafratzen, jene Bauchpfaffen und Metzenjäger wieder einziehen, mit ihrer Theater-Messe?

A. Und da ihr sie vertriebt, kamen Hunde an die Stelle? Das Kloster ward der Jagd, dem Vogelfange gewidmet; und nicht einem bessern Gottesdienst, der Erziehung der Jugend, der Beihülfe des Armen?

B. Für dies alles ist anderswo reichlich gesorgt; den Ueberschuß des Erlangten wenden wir billig an Ergötzlichkeiten.

A. Glaubt ihr aber wohl, daß jene religiösen Stifter der Klöster oder die Gönner und Bereicherer derselben je etwas zu Hofergötzlichkeiten, zu Hofgelagen haben widmen und vermachen wollen?

B. Wah! So sind Sie der Einzige, der nicht weiß, daß man damals Einfältige hintergangen habe, und daß jetzt die Landesherren mit Recht zurückfodern, was damals ihren Unterthanen durch Betrug entrissen ward.

A. Gesetzt, sie könnten das mit Recht. Was kommt denn nun aber 143
an die Unterthanen zurück? Was geht den Nachkommen jener einfältigen Stifter zu gut, wenn dies alles wieder in fremde Hand kommt, und von diesen Fremden verthan, gar aus dem Vaterlande geschafft wird? indeß sie, die Nachkommen der Stifter und Erblaßer darben, die Armen des Kloster-Almosens entbehren müßen, und man an die Jugend, die um jene verfallene wüste Trümmer unerzogen umherläuft, gar nicht denket. Was der Religion geweiht war, wird irreligiös' verzehret. Wahrlich daraus kann nichts folgen als Unsegen, der Unterthanen Armuth und jener Vorwurf der Gegner, daß wir das Kirchengut schändlich mißbrauchen; ein Vorwurf, dem wir nichts entgegen setzen mögen, als Worte oder gegenseitige Vorwürfe, wodurch wir aber den Misbrauch mehr hinwegspotten, als widerlegen. Widerlegt würde er nur durch eine heilige und religiöse Verwaltung heiliger und religiöser Vermächtnisse und Gelübde.

B. So lang' unsre Geistliche nicht darben, der Religion und den 144
Wissenschaften nichts abgeht, und die Bettler Dach finden, was braucht es weiterer Untersuchung, wohin das Andre verwandt wird?

A. Wenn aber in so Manchem Kirche, Arme, Schulen und die Menschheit selbst leidet; wenn diese dessen wirklich bedörfen, was ihr ist, und was du hier den Hunden vorwirfst, andre den Säuen und Kälbern vorsetzen, den Priestern der Göttinn Volupia, Stimula, Rumina, Edulia, Potina, Bellona, die es in ihre Kehle schlucken, in den Bauch stopfen. —

B. Mein Amt ists nicht, die Evangelischen zu lehren, wie sie den Papisten Rechnung ablegen sollen.

A. Was das betrift, würden manche Falsch-Evangelische kurz und gut antworten, was jenem Pabst in den Mund gelegt wird: „die Fabel des Evangeliums ist uns sehr einträglich gewesen."

Gute Menschen. 145

A. Narren füllen die Welt.

B. Ein stolzes Wort! Es schmeckt nach einem stolzen Philosophen.

A. Kannst du es läugnen?

B. Gemäßigter würde ich mit Plato sagen: „sehr gute und äußerst schlechte Menschen giebts wenig; die meisten sind von der Mittelgattung.“

A. Warum denn stürzt das Volk immer zur Thorheit hin? und stellt die größte Thorheit gemeiniglich mit dem zahlreichsten Beifall vest?

B. Weil es böse Lehrer und Führer hat, die durch ihre geschwätzige List seines einfältigen Leichtglaubens, seiner offenherzigen Bereitwilligkeit mißbrauchen.

A. Da irrest du dich. Könnte man sie führen wohin man wollte, so würden sie gewiß auch häufiger zu Tugenden und zur Frömmigkeit geführt werden, so oft ihnen gute Lehrer werden.

146 B. Was alles man vom Volk erlangen kann, mein Freund, das, dünkt mich, kannst du sehen, wenn du den Luxus der Höfe, den Schmuck der Kirchen, die Musse unsrer Akademieen, die Arbeiten unsrer Feldlager, die Regeln der Orden, insonderheit aber die häufigen Abgaben und Plackereien betrachtest, mit denen man es schert und schindet.

Ueberdas ist das Volk nicht sogar unweise, daß es nicht das Beßere einsehen sollte, wenn dies Beßere ihm nur gezeigt und an die Stelle des Schlechtern gesetzt wird.

A. Als wenn du nicht wüßtest, mit welcher Mühe, mit welchen Bitten das alles vom Volk errungen sei!

B. Mit Mühe? mit Bitten? Durch eine geschminkte Beredsamkeit, durch eine verstellte Heiligkeit, endlich durch vorgemahlte Gewalt, oder durch heuchlerische Tyrannei. Glaube mir, es gehört nicht viel dazu, dem armen
147 Volk Schweiß und Blut abzubetteln, wenn man nur was Honettes vorgiebt. So gutherzig sind die Menschen!

A. Es scheint, du kennst ihre Härte und Rauhigkeit nicht.

B. Ich sehe nur auf die gegenwärtigsten Exempel. Was hat die Wiedertäufer so schnell und bald, biegsamer, in der Religion erfahrner, im Leben sittlicher gemacht, als eine beßere politische Einrichtung?

A. Ja, eine schwärmerische Religion kann das.

B. Und unsre wahrere Religion sollte es nicht können? sollte nicht soviel vermögen, daß Trunkenheit, Lästerungen, Raub, Zank, Proceße, Duelle verhindert oder gemindert würden?

A. Nun, diese wiedertäuferische Heiligkeit gehabe sich wohl!

B. Gehabe sich denn auch wohl Jedes unsrer schrecklichen Laster, mit denen wir alle bedeckt sind vom Kleinsten bis zum Größten, vom Profanen
148 bis zum Religiosen. Denn würden wir diesen Lastern nicht mit so viel Gemächlichkeit nachsehn, indeß wir die Pfennige des Volks fleißig einsammlen und verzehren; es würde uns an Mitteln, unsre Verfassung und Kirche zu beßern nicht fehlen; da anjetzt jeder, der den Namen Andacht nur nennet

oder am Staat etwas auszusetzen waget, flugs Wiedertäufer oder Ketzer heißt. So freigebig sind unsre Lehrer in Namen!

A. So wirst du auch wohl das Papstthum uns wieder zuführen wollen und eine Schätzung der Sünden?

B. Lieber das Christenthum, und eine Flucht schändlicher Laster.

A. Wenn nur Das Christenthum seyn soll, so kenne ich kaum Christen.

B. Dann muß man sie anderswo suchen. Mir scheint Christi Reich nicht so enge, daß es innerhalb unsrer Licenz zu sündigen seine Grenzen finden müßte.

Die Fabeln. 149

A. Oft pflege ich mit den Geschichtschreibern zu zürnen, daß sie die fabelhaftsten Dinge wie wahre erzählen, gleich als ob die Nachwelt gar kein Urtheil haben würde.

B. So groß manchmal ihre Schuld seyn mag, so glaube ich doch, daß wir vieles für Fabel halten, das ehedem die strengste Wahrheit war. Denn wer nur etwas genau erwägt, wie dunkel manche Zeiten, wie sittenlos und grausam andere waren, und solche sodann mit glücklichern Jahrhunderten vergleicht, der kann beinahe nicht gnug erstaunen.

A. Wer indessen wird glauben, daß die Vernunft des ganzen menschlichen Geschlechts irgend je so ganz und gar auf Abwege habe gerathen können, daß die Wahrheit nirgend zu finden gewesen wäre, daß allenthalben die ungereimtesten Meinungen ihren Platz einnahmen und man sich unter der schändlichsten Herrschaft der Irrthümer beruhigt fand. 150

B. Darüber siehe nur das Papstthum an. Auf welche Possen und Ungereimtheiten war es gegründet, und demohngeachtet stieg es zu einer Größe, zu einer so hohen fast unüberwindlichen Macht, daß es auch jetzt noch, nachdem es gnugsam beleuchtet worden, zu schaden und an sich zu ziehen nicht nachläßt.

A. Was eine Religion, auch eine falsche, für Macht habe, das haben mich Numa, Mahomed, und andre gelehrt; dessen aber soll mich niemand überreden, daß auch in jenen Zeiten gar niemand gewesen wäre, der sich diesen Betrügern entgegengestellt, und ihre falschen Ränke dergestalt entdeckt hätte, daß die Gescheuteren wenigstens sich nicht betrügen lassen konnten. Davon schweigen indeß die Geschichtschreiber, als ob sie gedungen wären, nur Falsches auf die Nachwelt zu bringen, und die Einfältigen mit dem Wahn des Alterthums zu benebeln.

151 B. Du irrst, wenn du das von allen glaubest. Denn, mögen einige solche Fortpflanzer des Irrthums gewesen seyn: so ist doch allenthalben die unendliche Schwachheit der menschlichen Natur so sichtbar, daß viele von ihnen sie nicht nur nicht verheelt, sondern offenbar gezeigt haben. Dies könnte uns zur Sicherheit gnug seyn, wenn wir nicht weit begieriger auf Absurditäten, als auf Vernunft wären.

A. Dörfen wir denn nicht hoffen, daß wir alle einmal, wie in das Schloß der Wahrheit versammlet, einmüthig nur das erwählen, was überall das beste, und verwerfen, was hier, dort und da ungereimt und eine Misgeburt ist?

B. Das wollen wir Gott überlassen. Mir scheint jedes Zeitalter an seinen Lastern und Irrthümern krank zu liegen, die dann freilich dem folgenden Zeitalter ungereimt scheinen; indessen wird die Albernheit nie aus der Welt geschaft, sondern nur verändert.

152 A. O der menschlichen Ungeheuer, von denen die Geschichtbücher voll sind!

B. Ich für mein Theil, so oft ich in eine Bibliothek trete, kann ich mein Lachen und meine Verwunderung kaum halten, wenn ich so viele Gestalten und Schemata von Misgeburten wahrnehme.

A. Wie? wenn nun jemand die Geschichte und Acta der ganzen Erde besäße?

B. Ach schweige! Unser einziges, jetziges Jahrhundert thut Dinge, die keine Nachwelt glauben oder begreifen wird.

153

Die Reformation.

A. Freuen sie sich, mein Freund.

B. Ich habe verlernt mich zu freuen.

A. Dies ist aber eine ächte Freude.

B. Auch sie wird mich nicht freuen.

A. Ihr Wunsch, der Wunsch aller Guten ist vor der Thür.

B. Ich wollt', daß er schon hinein wäre. Manche Labung entschlüpft uns zwischen dem Becher und dem Munde.

A. Wissen Sie, die Reformation hat einen Tag angesagt, da sie alle unsre Sachen in Richtigkeit bringen will.

B. Ach der matten Hoffnung, und der gewisseren Furcht!

A. Welcher Furcht?

B. Furcht eines Scherzes, den man nach einem herben, bittern Hohngelächter auf unsre Klagen mit uns treibet,

A. Sie sind zu argwöhnisch. 154

B. Wah! Weißt du nicht, mein Freund, daß solche Versprechungen von Reformation, von Abstellung der Misbräuche das wirksamste Blendwerk zu neuen Erpressungen sind? ein Blendwerk, womit man einfältige Gemüther von einem gerechten Unwillen hinwegtäuscht, und sie zu einer neuen schändlichen Geduld heimschickt.

A. Ei doch! Menschen mit sehenden Augen, die auf eine Verbesserung der Dinge dringen, lassen sich nicht so betrügen.

B. Sehr leicht; wenn es nur mit Pomp, mit einem tragischen Apparat, mit großem Geräusch, und hochtrabenden Worten geschieht. Denn das ist die Krankheit des gemeinen Mannes, daß er mehr den Ohren als den Augen glaubt.

A. Er wird sich doch nicht eher beruhigen, bis das worauf er dringt, vor seinen Augen geschiehet.

B. O du Einfältiger! als ob man nicht eine Kleinigkeit ändern, hie und da etwas umrücken, und zugleich eine allgemeine Reformation versprechen 155
könnte? Schaffe diesen oder jenen kleinen Unfug ab, und du hast gnug gethan; du hast, vor der Hand wenigstens, dir das ungestüme Dringen auf eine Reformation vom Halse gewiesen. So leicht ists, Nüsse vorzustreuen und damit den grossen Haufen für sich zu haben.

A. Ich weiß nicht, welche ausnehmende Hoffnung mir dabei in den Brunnen fällt: denn Sie erinnern mich an Exempel —

B. Laß uns, mein Freund, die Welt wie sie ist, tragen, und auf ihre Verbesserung nie hoffen: denn nie ist sie ärger, als wenn sie Aenderung und Verbesserung heuchelt. Wenn jemand mit großem Geräusch eine Wiedergeburt und Erneurung der Dinge ankündigt: so wollen wir lachen und denken, daß die Welt Eulen-Natur habe. Je mehr Licht umher, desto mehr ist sie im Dunkeln.

A. Lebe also wohl, Reformation!

B. Lebe wohl; auf dieser Erde werden wir dich nimmer sehen.

Der Tod. 156

A. Wenn auch die Armuth etwas Gutes hätte, so reicht dies Gute doch nicht an ihr Elend beim letzten Verlassen.

B. Was nennen Sie das letzte Verlassen?

A. Wenn im Kampf zwischen Tod und Leben niemand dem Armen beisteht, der ihn ermuntere, erquicke, der seiner scheidenden Seele Lebe wohl! sage.

B. Bah! keiner hat bessern Beistand im Tode als die Armuth.

A. Das sprechen Sie im Scherz.

B. Auch im Ernst, wenn Sie mich treiben. Denn was verlangt unser Tod mehr, als Leere um uns her, die Entfernung jedes weinerlichen Apparats. Sprechen Sie indessen zuerst für den Tod der Reichen.

A. Ich sage, wie sich die Sache verhält. Ihre Krankheit wird durch
157 Arzneien gelindert, ihr Gemüth durch Gespräche erleichtert. Eine theilnehmende Familie bürgt dem Kranken seinen guten Namen, wohlwollende Prediger die Seligkeit, ein geliebtes Weib seine Grabschrift, prächtige Werke sein Andenken nach dem Tode. Der Fleiß der Aerzte thut der Natur selbst Gewalt an, fromme Vermächtnisse sichern ihm den obersten Platz im Himmel —

B. Der Arme dagegen bricht durch seine harte gute Natur die Krankheit; sein Gemüth sammlet er durch kunstlose Andacht. Er freut sich, befreiet zu werden, fühlt seinen Erlöser im Voraus: Zeuge seiner Unschuld ist sein Gewissen; er gehorcht der Natur und eilt, den Reichen dort zu verklagen.

A. Der Reiche hört verschiedene Trostsprüche aus Gottes Wort.

B. Der Arme hat sie in sich und glaubt sie.

A. Der Reiche wird an seine Sünden erinnert.

158 B. Der Arme ist ihrer sich bewußt mit Schmerzen.

A. Der Reiche zieret die Kirche aus.

B. Der Arme ist Gottes Heiligthum selbst.

A. Der Reiche ruhet unter einem Marmor.

B. Der Arme in seiner Mutter Schoos.

A. Der Reiche geht in der Umarmung seiner Freunde von hinnen.

B. In Armen der Engel fliegt der Dürftige empor. Doch wozu die beschwerlichen Gegensätze weiter? Daß nichts untreuer als der Reichthum, nichts getreuer als die Armuth sei, wird im Tode des Menschen am sichtbarsten. Er ist der Punkt, in welchem uns übel=erworbene Güter quälen, viele gehabte Mühe uns ekelt und verdrießt. Die thörichte Unruhe unsres Lebens beschämt uns: denn vergebens rufen wir jetzt alle jene Hülfe an, auf welche wir uns bisher verließen: jenen Himmel, der vor allen andern auf uns herabsah, günstige Sterne, eine Erde, die uns diente, Wissenschaften,
159 in denen unser Stolz empor flog, Reichthümer, die wir nach unserm Willen gebrauchten, Freunde, die unsrer Lust gehorchten, eine Religion, mit der wir unsre Freiheit zu sündigen deckten, unsern Ruhm, ach den schändlichen Schmeichler! die Philosophie, eine papierne Stärke, die ganze Natur endlich, die, einzig auf uns erpicht und auf unsre Gunst stolz, unsern Abgang durchaus nicht leiden konnte. Wer sollte nicht lachen, daß wir alsdenn so lächerlich daliegen, wenn wir zum großen Uebel der Welt, zum unermeßlichen

Schaden der Erde dennoch sterben müssen, und alle unsre Gaben, unsre Vorzüge, die, wie wir glauben, jeder Rechtschaffene dem Grabe beneidet, mit uns ins Grab wandern. Wer wollte dagegen nicht dem Armen Glück wünschen, der sich der Erde als der, der er ist, entziehet; eine Handvoll Erde, aber dem Himmel ein hoher Gast; der Eitelkeit und Ungerechtigkeit hienieden ein Zeuge, aber ein Erbe des ewigen Reichs, sich rühmend der Gemeinschaft mit Christo, die er schon hier anfing.

A. Wenn Sie so fortfahren, überreden Sie mich fast zur Armuth.

B. Sie ist ein zu großes Geschenk, als daß es Ihnen werden sollte. 160
Sie thun, was Sie so gern thun, beim Bette der Reichen sitzen, und unter dem Geruch der Arzneien, dem dunklen Schimmer der Lichter, den Versuchen der Aerzte, dem Zuschrei der Geistlichen, dem Hin- und Herlaufen der Familie, dem Heulen der Anverwandten, dem In-Ohnmacht-fallen der Gemahlin und den Tröstungen an sie von ihren Tröstern, die hinabfahrende Seele des Todten gesegnen.

Ermunterung. 161

A. So oft mir jene guten Männer in die Gedanken kommen, die unter des Papstes Tyrannei mit der emporstrebenden Wahrheit zugleich erstickt wurden, so oft erzürnt meine ganze Seele über die Welt, die keiner Besserung fähig ist.

B. Und doch ist ja im vorigen Jahrhunderte fast die ganze Welt aus dem Schlafe erwacht und zum Lichte der Religion, der Künste, der politischen Cultur zurückgekehret.

A. Man mußte ihr stark genug zurufen, man mußte sie schelten, sie überzeugen! —

B. Ich glaube nicht, daß es damals mit mehr Anstrebung geschehen sei, als vorher, sondern daß alles seine Zeit habe.

A. Die Wahrheit war aber immer dieselbe, Vernunft und Evidenz immer dieselbe. Auch die Menschen halte ich in verschiednen Zeiten nicht so verschieden von einander. Warum erlangten denn Jene gegen das Römische 162
Joch nicht eben das, was die Zeiten vor uns erlangten?

B. Zuerst mußt du bedenken, daß eine neue Sorge um Freiheit oder Wahrheit nicht schnell auf einmal erdacht werde; lange schleicht sie im Gemüth der Menschen umher, und wagt sodann durch ein geheimes Murmeln, durch laute und lautere Klagen einen Ausflug. Endlich läßt sie sich durch einige kühnere, drohende Worte hören.

A. Ferner.

B. Tritt nun kein gewaltsames Unrecht, keine augenscheinliche Nothwendigkeit dazu; ist keine Hoffnung eines fröhlichen, leichteren Versuchs im Anglanze; wisse, da sinkt in menschlicher Weichheit und Fahrlosigkeit auch das Beste wiederum zu Boden.

A. Traurig!

B. Es sei denn, daß ein edler, zugleich sinnreicher Geist aufstehe! Eine wunderbare Hoffnung ruft sodann auch die Schweigenden auf; und um
163 so leichter führt sie die Rascheren zu einem lauten Bekenntniß.

A. Es ist zu glauben.

B. Und so scheint das, was lange der Wunsch Vieler war, jetzt die Ueberredung eines Einzigen.

A. Dem stimme ich bei.

B. Nachher wenn die Parthei zu größerer Stärke heranwächst, treibt sie mit größerer Zuversicht das Ihrige, lehnt sich gegen das Fremde auf; die ersten gemässigten Rathschläge, das erste vorsichtige Institut geht gemeiniglich unter —

A. Nun?

B. Endlich wächst sie zu solcher Größe, daß sie ihrem Urheber selbst zur Last und zur Furcht wird.

A. Offenbar.

B. Nun wirst du urtheilen können, warum auf den ersten Zuruf Luthers die Deutschen so munter und zahlreich aufstanden. Ueberdrüßig waren sie des Römischen Joches, der Römischen Treulosigkeit viel mehr, als
164 der verfinsterten Religion; drohend standen sie also gegen den Papst auf. Noch aber dachten sie nicht an einen Abfall von ihm, bis sie, durch größere Beleidigungen gereizt, ihre Ketten zuerst mit Zunge und Feder, sodann auch schnell mit den Händen zerbrachen. Endlich als der Haß gegen die Römer mehrere Häupter emporstreckte, empfing auch die Kirche neue Wunden. Neue Klagen wurden veranlaßt, denen vielleicht niemand abhelfen kann, als Christus —

A. So wollen wir Christum bitten, daß Er, der so oft Helden erweckt hat, durch die die christliche Welt gleichsam neu erschaffen ward, der Kirche ihren vielleicht letzten Arzt nicht versage.

B. Wünschen, hoffen, erwarten dörfen wir; vergiß aber nicht, daß nur Vieler Wünsche und Seufzer so etwas zuwege bringen können und daß diese die unter einem ausgezeichneten Urheber bestimmte Zeit allmälich selbst herbeiführen.

IV. 165

Andenken
an
einige ältere Deutsche Dichter.

Briefe.

---

1. 167

Wenn bei einer Nation das Andenken ihrer alten Dichter
verschollen und verklungen ist: so ists wohl bei der Deutschen; die
Ursachen davon mag ich nicht herzählen. Um so angenehmer ist
mirs, daß Sie mich daran erinnern, und indem Sie eine Nachricht
der Merkwürdigkeiten begehren, die mir auf diesem Wege vorge-
kommen seyn möchten, mich selbst zurück unter die Trümmer führen,
die mir in früheren Jahren manche lehrreiche Stunde gewährten.
Eins muß ich vor allem sagen: zu einer Geschichte der Deutschen
Dichtkunst habe ich nie gesammlet; es hat mir dazu jederzeit ent-
weder an Gelegenheit, oder an Muße und Geduld gefehlet. Ich
gebe Ihnen also nichts als Stückwerk, sofern ich darauf traf, oder
sofern es auf mich Eindruck machte; und empfehle Ihnen dabei nebst
manchen Verzeichnissen und Entwürfen zur Geschichte Deutscher Dichter, 168
die Ihnen bekannt sind, ein unlängst angefangenes Magazin dieser
Gattung, dem ich einen guten Fortgang wünsche.[a]) Zween Männer

---

a) Bragur, ein literarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit. Herausgegeben von Böckh und Gräter. Bisher 2 Bände, Leipz. 91. 92.

wollen hier ausführen, was so viele deutsche Gesellschaften nicht ausgeführt haben; das Glück hat ihnen geschickte Mitarbeiter zugeführt, deren ich ihnen noch mehrere wünsche. Ich werde mich also durchhin sowohl auf diese Schrift, als auf ältere Sammlungen beziehen, und Ihnen gleichsam nur Winke meiner Erinnerung geben; ein Mehreres verlangen Sie auch nicht.

Daß unsre alten Barden untergegangen sind, ist bekannt; ohne Spur sind sie hinweg. Dörfen wir indeß aus den ältesten Versuchen, die Deutsche Sprache Vers- oder Reimbar zu machen, (die uns aus der christlichen Zeitrechnung übrig sind,) auf das, was
169 vor ihnen war, und ihnen doch hie und da, dann und wann zum Muster dienen mußte, schließen, so hatte die Poesie unsrer Barden mit der Poesie der Skalden Aehnlichkeit, wenigstens im Ton und Gange der kurzen Verse, die Otfried und seine Nachfolger sich gewiß nicht erfunden haben. Wenn dieser z. B. anfängt:[b])

Ludwig, der schnelle,
der Weisheitvolle,
der Ostreich richtet all,
wie der Franken König soll;

Dem sei immer Heil,
und Seligkeit gemein; (gemeine Wohlfahrt)
Gott höh' ihm das Gut,
erfreu' ihm den Muth.

Denn er ist edler Franke,
weiser Gedanken,
weiser Reden,
thut alles mit Ebne. (mit Gleichmuth)

170 In sein selbst Brust
ist Herz viel vest,
mannichfalte Güte;
drum ist er den Seinen gemuthe. (angenehm)

Feiner Gedanken
ist derselbe Franke;

---

b) Schilter, thesaur. antiquitat. Teutonicar. T. I. p. I.

so ist derselbe Edeling
der heißet Ludwig. — —

Oder wenn das Siegeslied über die Normänner anhebt:[c])

Einen König weiß ich,
heißet Herr Ludwig,
der gern Gott dienet,
weil ers ihm lohnet. — —

so fallen Ihnen nothwendig die alten Skaldengesänge ein, die wir in der Nordischen Sprache noch haben. Ungleich dichterischer sind diese; (ohne Zweifel sind unsre alten Bardenlieder auch dichterischer gewesen, als die christliche Mönchsversuche es seyn konnten;) der 171
Nachklang jener tönt aber in diesen noch wieder. Auch im Lobgesange auf den heiligen Anno, der von späterer Zeit ist, kommen diese kleinen Verse Altdeutscher Kraft und Kürze wieder, sobald sich die Rede belebet:[d])

O wie die Waffen klungen,
da die Roße zusammen sprungen,
Heerhörner tönten,
Blutbäche strömten u. s.

daß man also diese Versart, die mit den einsylbigen Wurzeln der deutschen Sprache, und dem einsylbigen, biedern Charakter der Nation, ohne Zweifel auch mit ihrem Gesange, ihren Sitten und Gebehrden zusammenzustimmen scheint, für den ächten Nachhall des uralten Deutschen Barbits halten könnte. Die längeren, ich möchte sagen, ruhigern Sylbenmaasse scheinen viel später in die Sprache gekommen zu seyn, theils durch die Cultur derselben mit dem Fortgange der Sitten, insonderheit aber aus fremden, der lateinischen und Pro- 172
venzalsprache, wie wir bei den Dichtern des schwäbischen Zeitalters sehen werden. Reine Reime also und eine Scansion nach unsrer Weise in diesen uralten Gedichten suchen zu wollen, wäre ganz ausser Stelle und Ort, da wir Einerseits die damalige Aussprache vieler dem Otfried noch fast unschreibbaren Worte nicht wissen,

---

c) Schilter, T. II. d) Schilter, T. I. das letzte Stück des Bandes.

Andrerseits die Poesie der Nordländer, den Skaldengesängen zu Folge, auf einem freieren Wege der Assonanz, des Zusammentreffens der Töne einen rauhen Wohlklang suchte. Damit schließe ich die Mühe nicht aus, die der Mönch Otfried seinem eigenen Geständniß nach sich gegeben, mit Griechen und Römern im Sylbenmaas zu wetteifern. Er redet darüber weitläuftig und mit ängstlichem Zwange; seine Arbeit selbst aber zeiget, wie weit er darinn gekommen und was er geleistet.

So viel von den Füßen dieser uralten Versuche; laßen sie uns auch von ihrem Körper und Geist reden.

173 Die Sprache der Deutschen, wie wir sie in Otfried und seinen Nachfolgern finden, hat Trotz ihrer noch undisciplinirten Härte, die zum Theil von den unversuchten Händen zeigt, die sie bearbeiteten, eine Macht, Fülle und Biegsamkeit, daß wir sie in Manchem beneiden möchten. Viele von Notkers[e]) Psalmen sind selbst in der Prose Poesie; und über Otfried wünschte ich eine verständige Grammatik zu dem Gloßarium, das der fleißige Schilter gesammlet.[f]) Flexionen hatte die Sprache damals, wie sie der unsterbliche König Friedrich für sein Ohr wünschen mochte;[g]) und es ist überhaupt zu bedauren, daß die Oberdeutsche Sprache, insonderheit seit der Reformation, aus Büchern so weit verdränget worden.

Was den Geist betrift, müssen Sie zwar in Mönchen, die
zum Wohl der Seele schrieben, zumal in Otfried, der eine Harmonie
174 der Evangelisten ins Metrum einer ihm ungeläufigen Sprache zu-
sammen zwang, keinen Poetischen Genius suchen; was aber bei ihm
Deutschen Geist, Begriffe von seiner Sprache, seinem Lande,
seiner Nation charakterisiret, ist sehr merkwürdig. Die Sprache seiner
Deutschen lobt er um des Volks willen:

Sei's nie so gesungen,
mit Regeln bezwungen;
sie hat doch die Rechte,
in schöner Schlechte. (Simplicität)

---

e) Schilter, T. I. f) T. III. Antiq. Teutonic.

g) In seiner bekannten Schrift sur la litterature Allemande.

Eil du ihr zu Noth,
daß schön es gelaut';
sie sind gesungen
in edler Zungen.

Seine Deutschen (Franken) setzt er Römern und Griechen nicht nach:

Sie eignen ihnen zu Nütze
so gleiche Witze;
in Feld und in Wald 175
sind sie ihnen gleich bald. (kühn)

Reich zur Gnüge,
und auch so kühne,
zu Waffen schnelle,
so sind die Degen alle.

Er rühmt ihr Land, daß es Erz- und Kupferreich auch bei dem Mayn eisene Stein, auch Silber bringe, und daß man Gold in seinem Sande lese. Von der Nation sagt er:

Sie sind sehr muthig,
zu vielem Guten,
zu vielem Nutzen;
das ist ihr Witze.

Sie sind sehr fertig,
sich Feindes zu retten,
man darfs an sie beginnen,
so haben sie überwunden.

Kein Volk hat sich entführet, 176
das je ihr Land berühret,
wo sie nicht aus Güte ihnen
in Nöthen dienen.

Unter den Menschen allen
ihnen alle zufallen.
Kein Volk ist, das beginne
und wieder sie ringe.

Das haben sie gemeinet,
in Waffen erzeiget;
sie lehrten mit Schwerten
und nicht mit Worten.

Kein Volk ist, das trachte
mit ihnen zu fechten,
nicht Meder und Perser,
noch Nubier —

Er vergleicht sie mit den tapfern Macedoniern, und findet,

daß im Erdringe,
es keiner beginne,
177 und nirgend ein Volk ist,
das ihnen gebiete. —

und schreibt dies alles ihrer Schnelle und Klugheit zu —

den Weisen und Kühnen,
die ihnen eignen zu Gnüge.

Wenn er hiebei auf seinen König Ludwig kommt, so äußert er sich mit der ganzen Innigkeit, Treue und Güte, die die Deutsche Nation ihren Fürsten von jeher erzeigt hat. Ich habe den Anfang des Gedichts angeführt, und mag ihm bei Ottfried nicht folgen. Dagegen folge ich gern dem bessern Siegsliede gegen die Normänner, dessen Anfang ich auch bereits angezogen habe.[h]) Gleich nach dem Anklange desselben wendet sich der Dichter mit herzlicher Theilnehmung auf seines Königs Leben:

178 Kind ward er Vaterlos;
das ward ihm sehr bös';
Gott holt' ihn hervor,
ging selbst ihm vor.

Gab ihm tugendliche,
edele Diener,
Stuhl hier in Franken,
deß brauch' er lange.

Der Dichter nimmt Theil daran, wie er mit seinem Bruder Karlomann ohne Trug getheilet, und da das geendet war, wollte Gott ihn versuchen,

---

h) Außer Schilter T. II. ist es in den Gedichten von Gemmingen, den Volksliedern [Band 25, 490—493] und sonst zu finden.

ob er Arbeiten
lang' mochte dulden,
ließ Heiden-Männer
über ihn kommen,
daß Frankenmänner
ihnen dienen mußten.

Einige giengen sogleich verlohren, andre wurden verführet; Schmach mußte der leiden, der ihnen mißlebte.

Wer da ein Räuber war, 179
der genas;
er nahm seine Veste,
und ward ein Gutmann. (Edelmann)

Der war ein Lügner,
der war ein Mörder,
der ein Verräther,
und er gebehrdet sich deß.

König war gerühret,
das Reich war verwirret;
erzürnt war Christus,
und ließ es geschehn.

Da erbarmt' es Gott;
er wußte die Noth.
Er hieß Herr Ludwig
eilig dahin ziehn.

„Ludwig, König mein,
hilf meinen Leuten.
Es haben Normannen
hart sie bezwungen.

Da sprach Ludwig: 180
„Herr, so thu ich.
Tod nicht rette mich deß,
was du mir gebietest."

Da nahm er Gottes Urlaub,
hob die Kundfahn auf
ritt daher mit den Franken
gegen Normannen.

Gotte dankend,
sein erwartend,
sprach er: „hieher, o Herr mein!
lang' warten wir dein!"

Dann sprach er laute,
Ludwig der Gute:
Tröstet euch Gesellen,
meine Nothstallen. (Nothhelfer)

Hieher sandte mich Gott,
thut Ihr mir Rath.
Mein will ich nicht sparen,
bis ich euch befreie.

181 Nun will ich, daß mir folgen
alle Gottesholden.
Beschert ist unsere hiesige Frist,
so lang' es will Christ.
Er wartet unser Gebein,
und hält die Wache drob.
Wer also Gottes Willen
hier munter erfüllet;
kommt er gesund aus,
ich lohn' ihm das;
bleibt er darinnen
ist er Christs Hausgenoß.

Da nahm er Schild und Speer
ritt eilig daher;
wollt wehrhaft sich rächen,
an seinen Widersachern.

Es stund nicht an gar lange,
da fand er die Normannen;
„Gottlob!" sprach er,
er sah, was er begehrte.

182 Der König reitet kühn,
sang freies Lied,
und alle zusammen sungen:
„Kyrie Eleison!"

Sang war gesungen,
Schlacht ward begonnen,
Blut schien in Wangen
spielender Franken.
Alle nahmen Rache gleich;
nicht Einer wie Ludwig.

Schnell und kühn,
das war sein Sinn.
Jenen durchstach er;
diesen durchhieb er.

Gelobt sei Gottes Kraft!
Ludwig ward sieghaft.
Sagt allen Heiligen Dank.
Sein war der Siegskampf.

Sie glauben leicht, daß ich diesen Gesang als einen ältern Bruder der Preußischen Kriegslieder nicht gering halte. Es ist Cha- 183
rakter in ihm; Deutsche Brust, Deutscher Muth, Deutsche Treue; eine Anhänglichkeit der Nation an ihre Regenten, wie sie zu allen Zeiten der Deutschen Natur und auch ihrer Poesie eifrigster Ruhm war. Zu wünschen wäre es, daß alle Fürsten, wie es die populärsten und edelsten thun, dies anerkennten, und sich, wie der König Artasastha von Persien, bei schlaflosen Nächten die Bücher und Geschichten vorlesen ließen, was ihre Völker von Anbeginn für sie gemeinet, gewollt und gethan haben. Nächstens etwas von einem uralt-Deutschen Pindarischen Liede.

---

2. 184

„Ein Pindar unter Deutschen Mönchen der dunkelsten Jahrhunderte?" Kein Pindar, aber ein pindarisches Loblied. Thun Sie auf alles Verzicht, was die griechische Sprache, Mythologie und poëtische Weisheit, vor dem versammleten Griechenlande, beim Lobe ihrer Helden und jedes Vaterlandes derselben Glänzendes hatte, und erwarten hier, wie es billig ist, Deutsche Geschichte, Deutsches

Lob, Chronik- und Mönchssagen; bemerken dabei aber den epischen Gang des Gedichts (die Seele des pindarischen Liedes): so wird Ihnen meine Benennung nicht anmaassend dünken. Sie werden am Gebäude des Liedes keinen Tempel des olympischen Jupiters, sondern in der Zusammenstellung seiner Glieder einen gothischen Bau finden, der indeß auch von Sinn und Kraft seines Urhebers zeiget. Es ist der Lobgesang auf den heiligen Anno, Erzbischof von Kölln, den Opitz fand und zu finden verdiente.[1])

185 Wir hörten vielfach singen
von alten Dingen,
wie schnelle Helden fochten,
wie sie feste Burge brachen,
wie sich liebe Freunde schieden,
wie reiche Könige all zergingen. —
Nun ist Zeit, daß wir denken,
wie wir selbst sollen enden.
Christ, unser Herre gut,
so manche Zeichen er vor uns thut,
als er auf dem Siegberg hat gethan
durch den theuerlichen Mann
den heiligen Bischof Anno —

Bemerken Sie, wie groß der Bischof angekündigt wird, als ein letzter Zeuge und Botschafter des nahenden Endes der Welt, von dem man sich damals überzeugt hielt. Schön wäre es, wenn wir noch jetzt die interessanten Gesänge besäßen, die dieser Eingang anführt; sie sind aber dahin, und deßhalb wollen wir auf die wenigen Ueberbleibsel um so sorgsamer achten.

186 Als ein frommer Gesang kündigt sich also dies Lied an, und holet weit aus:

In der Welt Anbeginne,
da Licht war und Stimme, (das schaffende Wort)
da die heilige Gotteshand
die weisen Werke schuf so mannichfalt:

---

1) Schilter T. I. Opitz Gedichte, Bodmers Ausg. S. 179.

da theilte Gott sie all' in zwei;
diese Welt ist das Eine Theil,
das andre ist geistig.
Da mengete die weise Gotteslist
von den Zweien Ein Werk, das der Mensch ist,
der beides ist, Körper und Geist;
dannenher ist Er nach den Engeln allermeist.
Alles Geschöpf ist an den Menschen,
wir sollen ihn zur dritten Welt zählen;
in solchen Ehren ist geschaffen Adam,
hätt' er sie sich erhalten!

Der Mensch wird verführet, und Gott wird gewahr, daß, da alle seine andre Werke recht gehen, der Mensch ausschweife:

Der Mond und die Sonne 187
sie geben ihr Licht mit Wonne;
die Sterne behalten ihre Fahrt,
sie geben Frost und Hitze stark.
Das Feuer hat aufwärts seinen Zug,
Donner und Wind ihren Flug;
die Wolken tragen den Regenguß,
nieder wenden Wasser ihren Fluß.
Mit Blumen zieret sich das Land,
mit Laube decket sich der Wald,
das Wild hat seinen Gang,
schön ist der Vogelsang.
Ein jeglich Ding die Art noch hat,
die ihm Gott zuerst vergab;
wären nicht die zwei Geschöpfe,
die er geschuf, die besten;
die verkehrten sich in Tollheit,
dannen erhub sich das Leid.

Fünf Welten fahren zur Hölle, bis Gott seinen Sohn sandte, der als Befreier der Menschen edel und sieghaft eingeführt wird; 188
der Schluß davon ist:

in der Taufe wurden wir Christusmann.
Den Herren sollen wir lieben.

Christus erhebt die Kreuzesfahne, und sendet seine zwölf Boten in die Länder:

Vom Himmel gab er ihnen die Kraft,
daß sie überwunden die Heidenschaft,
Rom überwand Petrus,
die Griechen der weise Paullus,
St. Andreas in Patras u. s.

bis auf den heiligen Johannes, der süß predigen konnte, und aus dessen Grabe noch Himmelbrot wächset; ja bis auf alle Märtirer, die

mit ihrem heiligen Blute
erfüllten Christus Gemüthe;
mit Arbeiten kamen sie zu ihrem Herren,
nun hat er sie mit Ehren.

189 So kommt der Gesang auf die Bekehrung der Franken, insonderheit Köllns, wo eine Menge Heiliger von St. Mauritius Heer rasten,

auch die eilftausend Mägde,
durch Christus Lieb' erschlagene,
manche Bischöfe so herrlich,
und Zeichenhaftig,
als die Mähr' ist von St. Annen,
deß loben wir Christ mit Gesange.

Zu Kölln ward er geweihet Bischof,
deß soll die Stadt loben Gott!
daß in der schönsten Burge,
die in der Deutschen Lande je wurde,
Richter war der frommste Mann,
der je zum Rheine kam;
dazu, daß die Stadt desto heerer gedieh,
wenn ein so weiser Herr sie erleuchtete,
und daß seine Tugend so heller wäre,
der einer so herrlichen Stadt pflegete.
Kölln ist der heeresten Burge Eine,
St. Anno bracht' ihr Wohlfahrt heim.

190 Jetzt gehet er pindarisch zum Anbeginn der Burg zurück, kommt bis auf Ninus, Semiramis. Die Bilder der vier Mo=

narchieen aus Daniel werden prächtig aufgeführet, und bei dem dritten Thierbilde Alexanders Feldzug nach Indien romantisch beschrieben. Mit vier Heeren fuhr er aus,

bis er der Welt Ende
an den goldnen Säulen erkannte;
in Indien er die Wüste durchbrach,
mit zweien Bäumen er sich besprach;
mit zweien Greifen
fuhr er in Lüften.
In einem Glase ließ er sich in die See —

Seine ungetreuen Männer werfen die Ketten weit hinaus, und rufen ihm zu:

willt du sehen Wunder,
so wälz' dich am Grunde.

Er sieht fürchterliche Ungeheuer: die Woge führt ihn weit fort,

bis er mit einem Blute 191
das scharfe Meer grüßte;
als die Flut das Blut empfand,
warf sie den Helden ans Land.
So kam er wieder in seine Reiche;
wohl empfingen ihn die Griechen.
Manches Wunders vergnügte sich derselbe Mann,
drei Theile der Welt er ihm gewann. —

Das erzählte Abentheuer ist keine leere Ausschweifung: denn es hat Bezug auf ähnliche Schicksale des St. Anno.

Bei dem vierten Thierbilde, den Römern, eilt der Gesang zu Cäsar und zu den Deutschen, die dieser Held in mehr als Einem Jahr nicht bezwingen konnte und zuletzt mit Bedinge gewann. Hier kömmt der Dichter auf das Lob der Völker Deutschlands, der Schwaben, Bayern, Sachsen, Thüringer, und zuletzt seiner Trojanischen Franken. Die Ordnung zu einander ist mit Verstande gedacht und mit den Fabeln des Ursprungs dieser Völker, die da- 192
mals für Wahrheit galten, sinnreich bekleidet. Wäre für Deutsche eine patronymische Mythologie in den mittleren Zeiten zu gewinnen gewesen; so wäre sie auf diesem, obwohl ganz falschen und

fabelhaften Wege gewonnen. Da dies nicht seyn konnte, so mag jede Provinz wenigstens ihre alten Lobsprüche hören. Die Schwaben,

ein Volk, zu Rathe gut,
Redfertig gnug,
die sich deß fest vornahmen,
daß sie gute Helden wären,
wohl fertig und krieghaft;
doch bezwang Cäsar all ihre Kraft.

Den Bayern lobet er ihr Bayerisch Schwert (Noricus ensis), das durch den Helm schlug; er lobt ihren Helm und Harnisch, und leitet sie aus Armenien ab, wo auf den Bergen Ararat die Arche noch zu sehen seyn soll.

193 Man sagt, daß auf den Gipfeln
noch seyn, die Deutsch sprechen,
gegen Indien so fern!
Bayern waren immer zum Kriege gern;
den Sieg, den Cäsar an ihnen gewann,
mit Blut mußt' er ihn gelten.

Der Sachsen Wankelmuth
that ihm Leides gnug.
So er sie wähnt all' überwunden zu haben,
so waren sie aber gegen ihn —

Sie, meint der Dichter, seyn in Alexanders Heer gewesen, mit Schiffsmengen nieder zur Elbe gekommen,

da die Thüringer sassen,
die wider sie sich vermaassen.
Bei den Thüringern die Sitte war,
daß große Messer sie hießen Saß,
deren die fremden Krieger viele trugen,
damit sie die Thüringer schlugen.
Mit Untreu sie ihnen sprachen,
da sie Fried' gelobet hatten;
194 von den Messern groß
wurden sie geheißen Saß.
Und wie sie auch ihre Ding' anfingen;
den Römern mußten sie dienen.

Seine Franken endlich leitet er von Troja her; mithin werden sie Verwandte der Römer. Wie Aeneas in Welschland, so hat Franko in Deutschland sich angebauet; Lützelburg ist die kleine Troja, und Xanthen nennet sich vom Fluße Xanthus. Alle diese überwundenen Deutschen Nationen folgen ihrem Bundsverwandten Cäsar Rom entgegen:

Wer mochte zählen die Menge,
die Cäsar'n eilten entgegen,
von Osten allenthalben,
als der Schnee fällt auf den Alpen,
mit Schaaren und Völkern,
als der Hagel fährt von den Wolken.
Da ward die hehreste Volksschlacht,
die in diesem Mähregarten (berühmten Lande)
je gerühmt ward.

O wie die Waffen klungen, 195
da die Rosse zusammen sprungen!
Heerhorne tönten,
Blutbäche strömten;
die Erde drunten spaltete,
die Höll' entgegen schimmerte;
da die hehresten der Erde
sich suchten mit Schwertern.
Da erlag dann manche breite Schaar,
mit Blute beronnen gar;
da mochte man sehn dräuen,
durch Helme zerhauen,
manchen Pompejus-Mann,
da Cäsar den Sieg nahm.

Cäsar erfreuet sich des Sieges, geht an der Spitze des Heeres nach Rom; die Römer holen ihn ein in ihre Stadt, fangen ein neu Regiment an: Cäsar läßt die neue Regierungsart auch den Deutschen Nationen anpreisen, damit sie ihrem Reich einen neuen Glanz verschafften. Er thut zu Rom die Schatzkammer auf, und beschenkt 196
seine Getreuen mit Goldstücken, Kleidern und Mänteln.

Seitdem waren Deutsche Mann
zu Rom lieb und werthsam.

Augustus folgt ihm; der läßt durch Agrippa Kölln bauen; Worms, Speier, Metz, Trier werden allesamt mit Ehren genannt; und da jetzt alles aus der Geschichte und Fabel vorbereitet ist, den St. Anno durch Lobgesang zu ehren, so wird der Gesang eigentlich christlich. Unter August wird der Heiland der Welt gebohren; zu Rom erscheinen heilige Gotteszeichen:

Aus der Erden ein lautres Oel entsprang,
schön rann es über's Land;
um die Sonn' ein Kreis stund,
also roth als Feur und Blut.

Da begann zu nahen
uns allen die Gnade,
ein neues Königreich;
dem muß die Welt entweichen.

197 Petrus schickt aus Rom, den Franken zu predigen, Apostel, den Eucharius, Valerius, Maternus; sie werden mit Thaten und Wundern hergenannt; drei und dreißig Bischöfe sind nach ihnen gewesen

bis auf St. Anno Gewalt;
deren sind nun heilig sieben.
Die scheinen uns vom Himmel,
wie das Siebengestirn des Nachts thut.
St. Anno's Licht ist hehr und gut;
unter den andern ist glänzender sein Schein,
wie der Hyacinth im goldnen Fingerlein.

Den viel theuren Mann
mögen wir nun zum Beispiel haben,
den sollen als einen Spiegel ansehn,
die Tugend und Wahrheit wollen pflegen —

So gehet der Gesang in seine Lebensgeschichte.

Wie die Sonne in den Lüften,
die zwischen Erd' und Himmel geht,
beiden Hälften scheinet:
so ging der Bischof Anno
vor Gott und vor Menschen.
198 Im Reichspallast seine Tugend solche war,
daß ihm das Reich ganz untersaß;

beim Gottesdienst in den Gebehrden
war er, als wenn er ein Engel wär'.
Seine Ehr' erhielt er zu beider Seit,
und ward zu den ersten Herren gezählt.
Seine Güt' erkannte viel und mancher Mann;
vernehmt, wie seine Sitten waren gethan.
Offen waren seine Worte;
für die Wahrheit er niemand furchte.
Als ein Löwe saß er vor den Fürsten,
als ein Lamm ging er unter den Dürft'gen;
den Tummen war er scharf,
den Guten war er sanft;
Waisen und Wittwen,
die lobeten hoch seine Sitten.
Seine Predigten und sein Ablaß
Niemand konnt sie thun baß;
selig stund die Köllnische Welt,
da sie solches Bischofs war werth.

Wenn jedermann des Nachts schlief, stund er auf, besuchte die Kir- 199
chen und Armen mit seiner Gabe, that Werke der Mildthätigkeit, daß er ein Vater aller Waisen heißen konnte. Desgleichen stand es im ganzen Reiche wohl, da er des Gerichts pflegte und den jungen Heinrich erzog. Auswärtige Könige sandten ihm darüber Geschenke, von denen er zu Gottes Lobe vier Münster erbauete;

das fünfte ist Siegeberg, seine liebe Stadt,
darauf steht nun sein Grab.

Jetzt kommen die Widerwärtigkeiten die er erduldet.

Daß nicht die grosse Ehre
verwirrte seine Seele,
thät ihm Gott, wie der Goldschmidt thut,
so er wirken will eine Spange gut.

Dieser schmelzt das Gold im Feuer, erhebts mit feiner Arbeit, feinen Dräthen, schleift die Edelsteine mit mancher Zubereitung;

so schliff Gott St. Anno
mit mancher Arbeit.

200 Oft und viel fochten ihn die Landherren an, das Gott ihm denn immer zu Ehren wandte;

Viel ihn verriethen,
die ihn sollten behüten;
Viel ihn verachteten,
die Er zu Ehren gebracht.

Zuletzt konnte es niemand vermeiden; er wurde zu Kölln mit Waffen aus der Stadt vertrieben, wie David einst vertrieben ward,

All' nach des heilgen Christus Bild;
das sandt' ihm Gott vom Himmel.

Unter dem vierten Heinrich geräth das ganze Reich in Verwirrung:

Mord, Raub und Brand
verheerten Kirchen und Land;
von Dännemark bis in Apulien,
von Kerlingen bis in Ungarn.
Denen niemand mochte widerstehn,
wenn sie mit Treue wollten beisammen gehn,
die stifteten jetzt Heerzüge groß
wider Neffen und Hausgenoß.
201 Das Reich kehrt seine Waffen
in seine eigne Adern;
mit siegehafter Faust
überwand es sich selbst,
daß die getauften Leichnam'
dahin geworfen lagen
zum Aase den bellenden,
den grauen Waldhunden.
Da das nicht gelang St. Anno zu söhnen,
verdroß es ihn länger zu leben.

Jetzt kommen die Offenbahrungen, die ihm geschehen sind; der Lobgesang hebt sich: denn er nähert sich Anno's Tode. Auf einer Reise im Thüringer Lande thut sich ihm der Himmel schön auf; er sieht die göttliche Wonne, die er nicht verkünden darf einem weltlichen Mann; er sieht, was zukünftig geschehen soll, und wird darüber so bestürzt, daß

von dannen an er begonnte zu siechen.

Eines Nachts dünkt ihn, er trete in einen königlichen Saal; er sieht wundersame Thronstühle, wie im Himmel seyn sollen, allenthal- 202
ben behangen mit Golde:

Die vielen theuren Steine leuchteten da überall,
Sang und Wonne war da groß und mannichfalt;
da saßen der Bischöfe manche,
sie schienen zusammen wie Sterne.
Der Bischof Bardo war ihr Einer,
St. Heribert glänzt als ein Edelstein;
andere Herren gnug,
und war ein Leben und ein Muth! —
Da stund ein Stuhl ledig und prächtig;
St. Anno ward deß hoch erfreut.
Der Stuhl stand ihm zu Ehren da;
nun lobt' er Gott, da er es sah.
O wie gern hätt' er da gesessen!
den lieben Stuhl, wie gern erfaßt!
Aber das wollten ihm nicht erlauben die Fürsten,
eines Fleckens wegen vor seiner Brust.

Auf stand der Herren Einer, hieß Arnold, 203
zu Worms war er vormalen Bischof;
St. Annon nahm er bei der Hand,
sie giengen da besonders.
Er sprach: tröst' dich Gottes Treu!
Dieser Flecke wird dir weggethan.
Bereit ist dir der ewge Stuhl,
und das in kurzen Stunden;
dann bist du diesen Herren willkommen,
jetzt magst du unter ihnen nicht bleiben.
Wie lauter der soll seyn, den sie wollen leiden,
hat Christus dir in diesem Gesicht gezeiget.
O was wartet auf dich für Ehr und Gnade!"

Hart ging es ihm zu Herzen,
daß er wieder kehren sollte zur Erde.
Wärs nicht mit ihm zur Stunde so bewandt;
um alle Welt hätt' er nicht geräumet das Paradieseslaud.
Solch' ist die himmlische Wonne,
an die wir denken sollen Alt und Junge.

204 Von dem Schlafe der Herr da aufstund,
wohl wußt' er, was er sollte thun.
Er gab den Köllnern wieder seine Huld;
wie groß auch, daß er sie haßte, war ihre Schuld.

Von diesem Flecken ist er nun gereinigt und er nahet sich Gottes Lohne. Noch wird er kasteiet wie Hiob von Haupt zu Füßen und hart betäubt;

so schied die theure Seele
von diesem siechen Leibe,
von menschlichem Jammer
ins ewge Paradies.
Das Fleisch empfing die Erde,
der Geist fuhr auf zur Höhe.

Als er zu Gottes Antlitz kam
zu ewigen Gnaden,
thät noch sein edler Muth
wie der Adler seinen Jungen thut,
wenn er sie lehren will ausfliegen.
Er schwebet über ihnen in voller Zier;
er schwingt sich auf zur Höhe,
205 das sehn die Jungen gerne.
So wollt' er uns auch führen,
wohin wir ihm sollten folgen;
Er zeiget uns hienieden,
welch Leben sei im Himmel.
Am Grabe, da sie wollten todt ihn haben,
da wirkt' er schöne Zeichen;
die Siechen und Gekrümmten
die wurden da gesund.

Mit ausführlicher Pracht wird Ein Wunder, das St. Anno an einem Blinden bewirkt, her erzählt, dies an die größesten, prächtigsten Wunder Moses geschlossen und mit einem sehr treffenden edeln Lobe der göttlichen Güte geendigt.

Was sagen Sie zu diesem Gedichte? Zu seiner Composition, zu seiner Würde, zu seinem Umfange, zu Zusammenleitung seiner Theile, zu seiner moralischen Schönheit, endlich zur Blume seines

Vortrages? Hätte jeder Heilige einen solchen Lobredner, jedes
Kloster einen solchen Dichter gezogen; wie reich wären wir! wie
gern wollten wir diese Heiligen ehren! Lesen Sie jetzt das Ge- 206
dicht im Schilter oder lieber in Bodmers Opitz, und suchen
das Ganze, (wie schwer es auch würde,) in Eins zu fassen; es ist
wie eine ungeheure Gothische Kirche im schönsten Styl dieses Ge-
schmacks. Nur St. Anno's Leben und die Geschichte seiner Zeit
müssen Sie dazu lesen; unglaublich ists, wie der Dichter von Allem
die würdigste Seite zeigt und gleichsam die schönste Blume gepflückt
hat.[k]) Nächstens eröffnet sich uns ein neues Feld der Zeiten.

---

3. 207

Sie werden bemerkt haben, daß im Lobgesange auf den St. Anno schon eine biegsamere Sprache herrschte, als bei Ottfried oder dem Siegssänger gegen die Normannen zu finden seyn konnte. Wie wenn ich sie auf einmal in den Garten der feinsten Zucht und Sitte, der Ehre und Liebe einführe, wo jede Blume in der artigsten Sprache genannt und gepriesen wird?

Ich grüße mit Gesange die süße,
die ich vermeiden nicht will, noch mag.
Da ich sie von Munde selbst konnte grüßen,
ach leider, deß ist mancher Tag! —
Wer nun dies Lied singe vor ihr,
der ich so gar unsanftiglich entbehre;
es sei Weib oder Mann, der habe sie gegrüsset von mir.

Sie sehen, ich rede von den Dichtern des schwäbischen Zeitalters, und zürne auf mich selbst, daß ich auch diese erste Strophe eines

---

k) Eben lese ich im Bragur, Th. 2. S. 440., daß eine Uebersetzung dieses Liedes mit historischen Anmerkungen von Herrn Prof. Hegewisch in Eggers Deutschen Magazin, (1791. May) zu finden. Der eben genannte würdige Mann hat uns vom Erzbischof Anno bereits einige Nachrichten übersetzt, in seinen Charakterzügen der Deutschen.

208 Gesanges Kaiser Heinrichs des siebenden der Lieblichkeit ihres Dia-
lekts entraubt habe. Sie soll auch die einzige seyn: denn man
muß diese Poesien nothwendig in ihrer Mundart selbst lesen. Je-
den harten Buchstaben oder Vocal, den man aus unsrer rauheren
Sprache einschaltet, jedes sanfte Bindewort, das man ausläßt, weil
es uns ungeläufig ist, jede Regel der Grammatik und Construction,
die man verändert, tödtet eine Grazie des Dichters. Bodmer hatte
Recht, daß er diese Sprache so hoch pries, und Umbildungen die-
ser Gedichte nicht versuchte; sie sind äußerst schwer, ja fast un-
möglich, es sei denn, daß man sie blos des Verständnisses wegen
in Prose gebe. Sie kennen das schöne Lied König Konrads, (Va-
ters des unglücklichen Konradin):

> Ich freue mich mancher Blumen roth,
> die uns der Meye bringen will u. f.

Sie kennen den ungemein schönen Klagegesang des Herzogs Hein-
rich von Breßlau, den uns Götz in seiner Manier verkürzt gegeben:

209 > Ich klage dir, May; ich klage dir, Sommerwonne,

Sie kennen ohne Zweifel noch manche, die Gleim und andre in
sehr glücklichen Nachbildungen gegeben; das Unmögliche ist aber
unmöglich. Lesen Sie die Gedichte selbst und gewöhnen sich an
die Mundart dieses Zeitalters, oder vielmehr lassen Sie sich solche
von einem zarten Munde, der sich in den Resten des Dialekts
jugendlich gebildet hat, vorlesen; und Sie werden über die fließende
Anmuth und Süßigkeit der alten Deutschen Sprache erstaunen.
Noch mehr werden Sie erstauuen, wenn Sie diesen ganzen Lor-
beer- und Myrthenwald allmälich mit Muße durchwandeln. Kai-
ser, Könige und Fürsten, Fürsten aus allen Gegenden Deutschlands
in Böhmen, Schlesien, Brandenburg, Meißen, Thüringen, Brabant,
am Rhein u. f. Edle aus den berühmtesten Geschlechtern aller
Provinzen Deutschlands und der Schweiz; außer ihnen Bürger und
210 eine Menge Personen, die auf einen Liederstreit als auf ein Aben-
theuer ausgingen, kommen darinn vor; die Gewächse ihrer Poesie
sind zwar sehr verschieden, bald ansehnliche Stämme, schöne, frucht-

bare Bäume, bald kleine niedliche Gesträuche, hie und da auch ein verworrenes Gebüsch nicht ohne Unkraut; im Ganzen aber ist und bleibt dies dichterische Zeitalter ein Phänomenon in der Deutschen Geschichte. Wer ist, der es uns erkläre, wie man die Entstehung eines Homers, Oßians, der Skalden erklärt hat? **Bodmer** hoffte mit seiner Ausgabe der Manessischen Sammlung solcher Dichter einen Commentar darüber aus den Umständen der Geschichte zu veranlassen;[l]) dieser Commentar aber ist noch nicht erschienen. Und doch würde ein solches Unternehmen nicht nur das Lesen der Dichter selbst leicht und angenehm machen, sondern auch den lehrreichsten Aufschluß über eine der merkwürdigsten Perioden Deutschlands, ja des menschlichen Verstandes selbst geben.

Denn, m. Fr., warum haben diese merkwürdigen und großentheils angenehmen Gedichte in unserm Vaterlande bisher so wenig Wirkung hervorgebracht, ja selbst so wenig Aufmerksamkeit erreget? 211
Warum liegt Bodmers Ausgabe in unsern Buchläden todt da? Lassen Sie uns, so manche Ursache wir dazu hätten, nicht blos das Klaglied über die Unachtsamkeit der Deutschen gegen alles was vaterländisch ist, anstimmen; etwas dazu möchte immer doch auch in der Art liegen, wie die Sache behandelt ward. Der Verdienstreiche Bodmer gab zuerst Proben dieser Poesie mit einer kleinen Grammatik, einem Gloßarium, und einigen Nachrichten, so weit er sie damals hatte und haben konnte;[m]) er war dabei auf einem guten Wege. Bei der ganzen Manessischen Sammlung ward ihm das Werk zu schwer; er gab sie ohne Glossarium, ohne erläuternde Anmerkungen, so gar ohne Unterscheidung der Lieder heraus, blos 212
und genau wie er sie in der Handschrift fand.[n]) Das war nun freilich zu einem leichten, angenehmen und nützlichen Gebrauch

l) Sammlung von Minnesingern aus dem Schwäbischen Zeitalter, Zürich 1758. Vorr. des zweiten Theils.

m) Proben der alten schwäbischen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts, Zürich 1748.

n) Sammlung von Minnesingern, 4. Zürich 1758.

dieser Gedichte dem Leser zu viel zugemuthet, von ihm zu viel
erwartet. Die gedrungene Menge der Verse von hundert und vier-
zig Dichtern übertäubte; und es mögen wenige in Deutschland seyn,
die das intereßante Buch bis zu Ende gelesen, geschweige studirt
und sich nutzbar gemacht haben. Diesen schreckt die Einförmigkeit,
oder, wie er meint, die Trivialität des Inhalts, in dem so viel
von Minne und Weibern, von Mai und Sommer, von Zucht und
Ehre gesprochen wird, ab; jener kommt mit der Sprache nicht fort:
Ein unverständliches Wort hindert ihn am Genuß der ganzen
Strophe; ein Dritter, der alles gern an Stelle und Ort betrach-
tet, weiß nicht, wohin er diesen oder jenen erwähnten Umstand
bringen soll? wer dieser Wenzel und Konrad, jener Rudolf
213 oder Heinrich sei? er glaubt also, da er diese Gesänge mit der
Geschichte nicht verbunden sieht, Stimmen außer aller Zeit, etwa
das Erdmännchen zu hören, dem Bodmer in Einem seiner kriti-
tischen Briefe einige Strophen dieser Lieder in den Mund leget.[o])
Und so bleibt der mit Mühe entdeckte Schatz wie begraben.

Ich wüßte eine fügliche Auskunft. In der Jenaischen Uni-
versitätsbibliothek liegt ein nicht unbekannter, schätzbarer Codex, von
dem Wiedeburg vor fast vierzig Jahren Nachricht gegeben[p]) und
zu dessen Ausgabe man neulich Hoffnung gemacht hat. Ich kenne
ihn ziemlich genau, und habe mir einen Theil der Gedichte selbst
abgeschrieben; er enthält nicht nur einige völlig neue Dichter, die
in der Manessischen Sammlung nicht sind, sondern auch von denen
214 in dieser Sammlung vorhandnen neue Stücke, und endlich die schon
herausgegebnen (der Manessische Codex ist viel reicher) in einem
andern, dem Thüringischen Dialekt. In alle diesem kann er sehr
lehrreich werden. Was herausgegeben ist, darf nicht wiederholt
werden; eine Vergleichung dieser Stücke aber möchte Materialien

o) Neue kritische Briefe Zürich 1749. S. 474.

p) Wiedeburgs Nachricht von einigen alten Deutschen poetischen Manuscripten in der Jenaischen akademischen Bibliothek, Jena 1754.

zu einer Abhandlung über die allmäliche Bildung der verschiednen Dialekte Deutschlands geben, die manches aufhellte. Eigentliche Minnelieder sind in ihm wenige; die meisten sind moralisch, lobend oder strafend, satyrisch, geistlich. Dies führt von selbst auf die Geschichte der Begebenheiten, Meinungen und Sitten der Zeit. Viele Lieder haben Melodieen, woran es dem Manessischen Codex fehlte; zum Verständniß der Sylbenmaasse und des Versbaues, überhaupt auch zur Geschichte der Declamation und des Tons der Zeiten sind diese ein schätzbares Hülfsmittel, gleichsam ein Aufschluß zur Form der Gedichte. Denn wenn
wir unpartheiisch reden wollen, so dünkt uns oft doch, wo das 215
Gedicht nicht eigentliches, muntres Lied ist, die Minnesinger-Weise langweilig; die Strophe ziehet sich in langen und kurzen Zeilen für uns Tonlos und matt dahin, wie sie in späterer Zeit bei den Meistersängern sich fast unausstehlich schleppte. Ein Aufschluß, den uns hierüber ein Tonkünstler gäbe, wäre niemanden unwillkommen; und nicht unwillkommner die Untersuchung, wie diese schleichenden Sylbenmaasse in die Deutsche Sprache gekommen seyn, die ehedem so kurze, rasche Wortschälle liebte. Am willkommensten wäre uns dabei ein erläuternder Commentar dieser Gedichte aus den Begebenheiten und Sitten des damaligen Zeitalters. Von selbst würde sich dieser auf Bodmers und Müllers Sammlungen[q]) erstrecken müssen; und so würde der Commentar den Dichtern selbst aufhelfen. Jenes zu gut würde man diese lesen. Noth-
wendig käme man dabei der Sprache auch zu Hülfe, welches 216
jetzt nach Oberlins Gloßario leichter ist, als es zu Bodmers Zeit war. Geschähe dieses durch ein Gloßarium, oder durch Noten, oder durch eine prosaische Uebersetzung unter dem Text, wie es dem Herausgeber am Zweckmäßigsten dünkte; auf jede Weise würden diese Gedichte unterrichtend, angenehm, lesbar und lebendig.

---

q) Berlin, 1783. 4.

Ohne Zweifel wünschen Sie mit mir, daß ein so rühmliches Werk bald erscheine. Es falle aber ja einem verständigen Mann in die Hände, der uns die Schönheit der alten Deutschen Muse nicht vordeklamire. Sie ist bescheiden und züchtig; sie will nicht gelobt, aber verstanden, geschätzt und geliebt seyn.

Dabei wollen wir uns alle Hoffnung vergehen lassen, daß
unsre jetzige Deutsche Fürsten, Kaiser, Könige, Herzoge, Grafen
und Herren, wie ihre Vorgänger und Urahnen, Gedichte machen
sollen und werden; die Zeit ist vorüber. Gnug, wenn sie aus
217 diesem Werk die Sinnesart und den Ruhm ihrer Vorgänger und Urah-
nen kennen lernen; und dazu könnte für viele der edelsten Geschlech-
ter im obengewünschten Commentar mancher Rath geschafft werden.

Mein heutiger Brief liefert Ihnen keine Poesie: denn was hülfe es, aus einem so reichen Garten ein paar welke, ausgerupfte Blümchen vorzuzeigen? In einer schönen Sommermuße müssen Sie den reichen Garten selbst kennen lernen.

Ueber die langen epischen Gedichte dieses Zeitalters werde ich
Ihnen gar nichts schreiben. Die wenigsten habe ich gelesen; es hat
mir zu ihnen Lust und Musse gefehlet. Dem Inhalte nach möchte
ich sie gern, auch wo ihr Stof aus fremden Sprachen entlehnt ist,
in ihrem Deutschen Gewande kennen lernen; und ich wünschte,
(denn mein Brief ist einmal auf dem Wege des Wünschens,) daß
uns ein Deutscher Treßan, angenehm und intereßant wie der
218 Französische, eine Bibliothek dieser epischen Romane gäbe.
Er könnte auf seinen glänzenden Französischen Vorgänger verwei-
sen, und nur bemerken, welche neue Gestalt der fremde romantische
Stof in Deutschen Köpfen angenommen habe. Dies möchte eine
nicht zahlreiche, aber sehr unterrichtende Bibliothek der Deutschen
epischen Romane werden; worüber seit einigen Jahren hie und da
in Schriften und Journalen manches Gute bereits versucht ist.*)

*) Journal von und für Deutschland, im Deutschen Museum u. s. Auch die Deutsche Bibliothek der Romane (Riga bei Hartknoch) hat für diese Werke ein eigenes Fach.

Leben Sie wohl, und erwarten, daß ich Ihnen nächstens eine Deutsche Epopee nennen und sie (proh Dii!) dem Homer unmittelbar zur Seite setzen werde.

---

4. 219

Die Deutsche Epopee, die ich Ihnen zu nennen hatte, ist nichts anders als der Ulysses aller Ulysse, Reineke, der Fuchs; eine der ersten Compositionen, die ich in irgend einer neueren Sprache kenne.

Ueber eine Sache, die uns lieb ist, mag man gern reden; erlauben Sie also, daß ich hier etwas weit aushole.

Leßing hat gezeigt, daß die Bestandheit der Thiercharaktere Thiere vorzüglich zu handelnden Personen der Fabel empfehle.[r]) Er hat auch einen Vorschlag zu fortgesetzten äsopischen Fabeln gethan, und davon Proben gegeben; er wußte aber selbst, daß dergleichen fortgesetzte, ja zu einer größeren Composition zusammengeordnete Fabeln längst da und bei mehreren Völkern beliebt waren. Sie kennen die Indischen Fabeln Bidpai, die
Wilkins vor einigen Jahren aus der Ursprache bekannt gemacht 220
hat.[s]) Diese waren vorher im Persischen, Arabischen, Griechischen und seitdem unter verschiedenen Namen in mehreren Europäischen Sprachen bekannt, und allenthalben mit Recht gepriesen; gegen unsern Reineke Fuchs sind sie indessen nichts als ein zusammengereiheter Rosenkranz, oder vielmehr eine Einschachtelung von Fabeln, da eine in der andern steckt, so daß man zuletzt nicht weiß, wer erzählet? Die Morgenländer gingen auf dieses Kunststück eigentlich aus, und ich mag sie in ihrem Geschmack nicht tadeln; darf aber auch nicht bergen, wie lieber mir Reineke, der Fuchs, sei. Hier ist alles fortgehende Epische Geschichte; nirgend steht die

---

r) Abhandlungen hinter seinen Fabeln.

s) The Hitopades of Vishnu-Sarma, Bath, 1787.

Fabel stille; nirgend wird sie unterbrochen; die Thiercharactere han=
deln in ihrer Bestimmtheit, mit der angenehmsten Abwechselung
fort, und Reineke, der in einem großen Theil des Gedichts, wie
Achill, in seinem Schloß Malepartus ruhig sitzet, ist und bleibt
221 doch das Hauptrad, das alles in Bewegung bringt, in Bewegung
erhält, und mit seinem unübertreflichen Fuchscharakter dem Ganzen
ein immer wachsendes Intereße mittheilet. Man lieset eine *Fabel
der Welt*, aller Berufsarten, Stände, Leidenschaften und Charak=
tere. Eine Känntniß der Menschen, der Höfe, der Geschlechter, des
Laufs der Begebenheiten ist in ihm bemerkbar, daß man beständig
vor dem köstlichen Spiegel zu stehen glaubt, von welchem der Fuchs
so angenehm lüget; und die Scenen der größesten Gefahr werden
natürlich auch die lehrreichsten, die intereßantsten Scenen. Alles
ist mit Kunst angelegt, ohne im mindesten schwerfällig zu werden;
die Leichtigkeit des Fuchscharakters half nicht nur dem Reineke,
sondern auch dem Dichter aus; sie half ihm zu sinnreichen Wen=
dungen, in einer Leichtigkeit und Anmuth, die ihn bis zur letzten
Zeile begleitet. Ich gestehe, daß dies alles der angenommenen
Theorie ziemlich entgegen sei, und daß, wenn man mir von einer
222 Thierfabel, die durch lange vier Bücher fortgeführt wird, erzählt
hätte, man mich ungläubig würde gefunden haben. In der Aus=
führung, je länger der Fuchs schwätzt, und betrügt, je gelehrter
und künstlicher er lüget; desto angenehmer wird er. Durch unmerk=
liche Gradationen wurden wir auf alles zubereitet; und die Ge=
schichte vom Schatz und von den Kleinodien, die Ihren beiden Ma=
jestäten bestimmt waren, ist vielleicht das Ergötzlichste, das in dieser
Gattung je geschrieben werden konnte. Disputire man von *ver=
nunftmäßiger Erhöhung der Thiercharaktere*, wie weit sie
dem Fabulisten erlaubt oder versagt sei; das Genie spottet dieser
unbestimmten Verbote. Es weiß durch innere Regel, wie hoch es
den Charakter eines Thieres oder Menschen hie und nicht dort,
dort und nicht hie erhöhen könne, erhöhen müsse und dörfe. Diese
innere Regel ist ihm Gesetz, und die Würkung auf uns sein sicherer

Bürge. Die anmuthige Ruhe endlich, die in diesem ganzen Gedicht
herrschet, die Unmoralität, ja sogar die Schadenfreude des Fuchses,
die leider zum lustigen Gange der Welt mitgehöret; sie machen das 223
Buch zur lehrreichsten Einkleidung eben dadurch, daß sie es über
eine enge, einzelne End-Moral erheben: denn eine Epopee oder
Tragödie, die sich zuletzt in einen einzelnen Satz zusammenzöge,
wäre zuverläßig arm und elend.

Dank also dem Heldendichter des Fuchses, wer er auch sei;
Dank allen, die sich mit diesem Buche bemüht haben. Auch Gott-
sched wollen wir unter diesen nicht vergessen, so viel er bei seiner
Uebersetzung gefehlt haben möge.†) Seine Ausgabe hat dies Ge-
dicht wenigstens bekannt gemacht; die dabei gebrauchten Everding-
schen Kupfer, Baumanns moralischen Commentar mit denen in
ihm oft vorkommenden Stellen alter Deutschen Gnomologen hat
man auch daneben; und hinten beigefügt ist die niederdeutsche Ur-
schrift selbst. Allerdings ist diese von sonderbarer Süßigkeit und 224
Anmuth; fast ohne gewöhnliche Flickreime fliessen die Verse, wie
ein sanfter Strom; das Lustige, Naive, Poßirliche wird in ihm
siebenfach natürlich und lustig.

Aber, werden Sie sagen, ist dieses Gedicht denn ein Deutsches
Product? ists nicht eine Uebersetzung aus dem Altfranzösischen,
wie sein Verfasser selbst saget? Allerdings. Darauf laße ich mich
aber nicht ein; gnug, wir sind im Besitz, und kennen bisher kein
französisches Original, aus dem es übersetzt wäre. Welche Nation
sich des Werks anmaaßet, beweise ihre Anmaaßung, nicht durch
Titel des oder jenes Romans, sondern durch Bekanntmachung des
Originals selbst.*) Fände da sich auch ein solcher Roman (und ich 225

---

†) Heinrich von Alkmar Reineke der Fuchs, übersetzt von Gottsched.
Leipzig 1752. in 4.

*) Den von Suhl aus der Lübeckschen Bibliothek herausgegebnen
holländischen Reineke kenne ich noch nicht. Nach denen von Gottsched ge-
gebnen Proben scheinet er dem Französischen Original näher zu kommen;

wünschte, daß man sich um die in dieser Streitsache genannten Gedichte Mühe gäbe); so bleibt meines Erachtens dem Alkmar oder wer der Verfaßer unsres Gedichts sei, immer noch sein ganzes Verdienst; er hat, da er übersetzte, wirklich gedichtet. Da ist auch keine Lücke, kein Zwang einer Nachahmung oder eines Erborgten sichtbar; die Scene des Gedichts liegt um den Verfaßer wie seine Welt da; jede Thierseele, ja der lebendige Lauf der Zeit hat ihn beseelet. In einem Jahrhundert, da Comines seine Geschichte schrieb, konnte ein andrer wohl auch Reinike den Fuchs schreiben; sie lebten auf einem Gipfel des Glanzes der Höfe, so wie auch politischer Ränke und Unterhandlung. Damals waren diese Dinge viel mehr in sinnlichem Anblick, als sie es jetzt sind; die Politik hat sich seitdem immer mehr in die Cabinetter verkrochen, die Charakter-Bestandheit einzelner Stände ist geschwächt, ja hie und da ausgelöscht worden. Zu unsrer Zeit kann kaum jemand mehr einen
226 Reineke Fuchs mit der anschaulichen Wahrheit schreiben, die in diesem Gedicht durchhin herrschet und lebet. Ein verdienter Jurist hat eine gelehrte und angenehme Abhandlung vom Nutzen dieses Gedichts in Erklärung der Deutschen Rechtsalterthümer, insonderheit des ehemaligen Gerichtswesens geschrieben,[u]) die gelesen zu werden verdient; eine politische Abhandlung über Reineke aus dem Geist seiner und aller Zeiten macht Jeder sich leicht selbst in Gedanken.

Damit aber bin ich nicht auf der Seite derer, die dem ganzen Gedicht ein einzelnes historisches Factum, von dem es nur Einkleidung sei, unterlegen wollen. Eccard brachte eine solche Hypothese auf,[v]) und neulich hat man sie sogar dahin erneuren wollen, als ob der ganze Reineke nichts als ein Fränkischer Edel-

---

das wahre Epische Kunstgedicht bleibet indessen vor der Hand dennoch das Deutsche, bis das Original selbst erscheinet.

u) Dreyers Nebenstunden, Bützow 1762.

v) Vorrede zu Leibnitz collectan. etymolog.

mann, ein Herr von Fuchs oder Voß gewesen.w) Wahrlich, 227
das wäre der Rede werth! Nein, mein feiner Reineke treibt seine Wirthschaft im Namen aller Füchse auf Gottes Erde; in ihrer aller Namen hintergeht er, beichtet, verantwortet sich und kommt von der Leiter des Galgens zu hohen Ehren empor. Sein Schloß Malepartus hat tausend und abermal tausend Namen; so wie Majestäten, Beichtvater, Geheimschreiber, Canzler und Räthe, (eben der von Leßing bewiesenen Charakter-Bestandheit wegen,) ihre ewige Urbilder haben. Eine historische Hypothese solcher Art zerstört den Zweck und die Absicht der ganzen poetischen Schöpfung, und ist eben so unnatürlich als unpoetisch. Wenn alle Herrn von Fuchs und Voß aussterben, stirbt das Geschlecht der Reineke zum Besten der Welt nie aus, und so lange es Löwen, Dächse, Wölfe, Bären, Kater, Böcke, Hasen und Schlangen giebt, wirds den Füchsen wohlgehen, für die Hof und Welt gemacht zu seyn scheinen.

Weil ich mit meinem Reineke der Zeit nach etwas vorge- 228
schritten bin; so wollen wir nächstens einige Schritte zurückgehn. Im Wege sind wir dennoch geblieben.

5.

Von jeher hat die Deutsche Poesie die Moral geliebet. Gewiß 229
nicht nur, weil sie seit der christlichen Zeitrechnung von den Klöstern ausging, und meistens religiösen Inhalts war; sondern wohl auch des biedern Characters und der Rechtlichkeit der Nation wegen. Ein hoher Aufschwung, eine Zügellose Licenz lag weder in der Gemüthsart, noch in den Gewohnheiten, Sitten und Gesetzen der Deutschen; selbst das Klima begünstigte solche nicht, oder es foderte sie wenigstens nicht auf. Wenn man also den wärmern Nationen eine tiefere Empfindung zugeben, mithin auch manche raschere Ausschweifung

w) Mich dünkt, im Journal von und für Deutschland habe ich die Hypothese gelesen.

zu gut halten muß: so haben wir uns dagegen den Weg der goldnen
Mittelmäßigkeit gesichert, und dazu, wie alles, so auch unsre Vers-
art eingerichtet. Für *Fabel* und *Sprüche*, die beiden leichtesten
Einkleidungen der poetischen Moral, ist die kleine Versart in acht-
sylbigen Jamben, die den mittleren Jahrhunderten die gewöhnliche
230 war, gleichsam geschaffen. Beide haben sich ihr auch sehr glücklich,
oft mit beneidenswerther Kürze und wenn ich so sagen darf, mit
einer *Rechtschaffenheit* eingepräget, daß der ziemlich eintönige
Vers gleichsam ein Echo der eintönigstarken Ueberzeugung zu seyn
scheinet. Schon in den Dichtern der Schwäbischen Zeiten bemerkt
man, daß, so viel Kunst man auch auf die Bildung einer ab-
wechselnden Strophe verwandte, die moralischen Sprüche die ein-
förmigsten und durch das Wiederkommen ihrer Schwere gleichsam
die prägnantsten werden; die Anmahnungen des Königes Tyrol an
seinen Sohn, des Winsbeck und der Winsbeckin an ihre Kinder,
(ob sie gleich noch Lyrischer Art sind,) nähern sich schon diesem
moralischen Rhythmus.x) Vortrefliche Stücke, ein Kern der Alt-
deutschen Treue und Sitten-Erziehung! Im Maneßischen sowohl
als Jenaischen Codex kommen manche Fabeln, oder kleine allegorische
231 Gespräche z. B. zwischen der Treu und Untreu, der Wahrheit und
Unwahrheit vor; leichte Einkleidungen, bei denen es wenig auf
Kunst, desto mehr aber auf gute Meinung und Lehre ankam. Der
alte Gnomolog, der unter dem Namen *Freidank* bekannt ist,
brachte die kurze Sentenzen-Versart noch mehr in Gebrauch. Er
scheint viel gelesen und auswendig gelernt worden zu seyn; und wahr-
scheinlich wird man bei Zusammenhaltung der Handschriften an
mehreren Orten ihn dort und hier verändert, vermehrt, verbessert
finden, nachdem man aus dem Schatz seiner Erfahrung oder Be-
lesenheit neue Sprüche und Lehren hinzufügte. Da jetzt verschiedene
Gelehrte ihre Aufmerksamkeit auf diesen alten Sittenlehrer zu richten

x) *Schilter* T. II. Bodmers Sammlung der Minnesinger Th. 2.
Bragur Th. 1. 2.

scheinen;[y]) so werden wir darüber bald nähere Auskunft haben. Und sodann sollte dem Freidank der Renner zugegeben werden, ein schätzbarer Moralist, nicht nur des Inhalts, sondern auch seiner 232
Diction wegen, ob ich diese freilich bisher nur aus seiner gedruckten Ausgabe kenne. Leßings Gedanke, ihn aus Handschriften herauszugeben, unterblieb, wie leider mehrere seiner guten Gedanken; aber sollte nicht Eschenburg, der sich um Leßings Nachlaß so sehr verdient gemacht hat und ganz der Mann zu diesem Werk ist, den Gedanken seines Freundes aufnehmen, und uns den alten Hugo von Trimberg (etwa auch nur wie Leßing und Rammler den Logau gaben,) aus Handschriften wiederherstellen?[z]) Sollte unsre Nation der Kindheit so ganz entwachsen seyn, daß sie die alte Moral und Fabelunterweisung ihrer Väter, mit der glücklichsten Präcision biederherzig ausgedruckt, nicht wenigstens von den Motten befreit wünschte? „Nachdem alle Menschen, sagt Flacius „Illyrikus, gern von ihren Eltern und Vorfahren viel wissen „wollen, auch alles so bei ihnen gewöhnlich und gebräuchlich, hoch- 233
„halten; weil auch alle Menschen gern etwas, beides von den ur„alten und von fremden Sprachen, wissen: so muß einer je gar ein „Stock und so zu reden kein rechter Deutscher seyn, der nicht auch „gern etwas wissen wollte von der alten Sprache seiner Vorfahren „und Eltern.“ Mich dünkt, ich sehe eine Zeit nahen, da wir uns mehr als bisher zu diesem Studium thun, und unsre Fürsten selbst sich bemühen werden, ihr Volk von der Nachahmung fremder Sitten und Sprachen zu ihrer eignen, und zu den Sitten ihrer Vorfahren zurückzulenken. Dann kommt es nur auf fähige Köpfe und rüstige Kräfte an, der Nation diesen Weg angenehm zu machen und sie mit edler Gewalt darauf fest zu halten. Der Französische Parnaß ist zerstöret, der Italienische ist lange dahin, der Britische trägt

y) Nach verschiednen Notizen im 2. Th. des Bragur.

z) Im Bragur ist bereits der Anfang mit einigen Fabeln aus der gedruckten Ausgabe gemacht; die Sentenzen dünken mich das Vorzüglichere in diesem Autor.

mäßige Früchte; laßet uns unsre eigne Aecker, die Felder unsrer
Väter und Urväter bauen; hier blühet uns Glück! —
234 Doch wo gerathe ich hin? Wo Sie mir indeß gewiß gern
nachgefolgt seyn werden; ich komme wieder zu meiner Spruch-
und Fabelpoesie der Deutschen.

Boners Fabeln sind bekannt; es haben sich ihrer nach und
nach, zuletzt auf einmal so viel tüchtige und würdige Hände ange-
nommen, Scherz, Bodmer, Leßing, Oberlin, daß jedem ver-
geßenen Dichter der Deutschen ein ähnliches Schicksal und vom letzt-
genannten Gelehrten eine Ausgabe derselben zu wünschen wäre,
wie Leßing sie vorschlug.[a]) Da winkt uns aber noch ein andrer,
meinem Urtheil nach viel schätzbarerer Fabeldichter als Boner, es ist
Burkard Waldis.[b]) Zachariä dichtete in seiner Manier und
Eschenburg nahm Gelegenheit, sein Andenken wenigstens in einigen
235 Proben zu erneuern; meinem Wunsche nach sollte, mit wenigen
Ausnahmen, der ganze Burkard Waldis neu gedruckt werden. Seine
Erzählung ist so natürlich und leicht; er hat eine so schöne An-
schauung der Dinge um ihn her; seine Sentenzen, die oft länger
als die Fabeln sind, schütten ein ganzes Füllhorn von Lehren, Be-
merkungen, Sprüchwörtern, Erfahrungen aus, daß er schon als
Gnomolog vor Vielem anderm, was in unsrer Zeit gedruckt wird,
den Druck verdiente. Manche kleine Seite von ihm möchte ich
lieber geschrieben haben, als große Geschichten und Lehrgebäude.

Wie wäre es, wenn ich mich sogleich von Burkard Waldis unterbrechen und ihn diesen meinen trocknen Brief endigen ließe? Hier ist sein Buch; und damit ich keine Vorliebe zeige, möge die erste Fabel statt aller dienen.

Der Hahn findet eine Perle, und er erfreuet sich ihrer:

Er sprach: was thust du, edles Kleinod,
in diesem unfläthigen Koth?

---

a) S. Eschenburg über Boners Fabeln, im Bragur, Th. 2. S. 387.

b) Esopus, ganz neu gemacht, durch Burkard Waldis, Frankf. 1584.

Wenn dich ein reicher Kaufmann hätt', 236
viel großer Ehr' er dir anthät,
und würd' dich halten also hold,
daß er dich fassen ließ in Gold.
Du magst aber nicht nutzen mir;
so kann ich auch nicht helfen dir,
und dir erzeigen ziemend' Ehr;
ein Hand voll Gerst mir lieber wär,
damit ich möcht den Hunger stillen,
der sich nicht läßt mit Perlen füllen.

*
* *

Die Unverständgen merken beim Hahn:
Kunst, Weisheit zeigt die Perle an.
Ein Narr achtet nicht grosser Kunst;
auch ist die Straf' an ihm umsunst.
Das Bös' den Guten ist nicht gut;
das Gut' den Bösen Schaden thut.
Das Heilthum (Heiligthum) ist nicht für die Hund';
Perlen sind Säuen ungesund.
Der Muskat wird die Kuh nicht froh;
ihr schmeckt viel baß grob Haberstroh. 237
Ein Alter sich zum Alten findt;
auch mit einander spielen die Kind. (Kinder)
Ein Weib geht zu den andern Frauen;
ein Kranker will den andern beschauen.
Darum sichs in der Welt jetzt hält;
zu Gleichem Gleich sich gern gesellt.

Welch ein Reichthum an leichten aus einander fliessenden Sprüchen und Lehren!

6.

Warum ich von den Meistersängern noch nicht gesprochen? 238
Weil sie mir oft herzliche Langeweile gemacht haben. Sie fangen dicht hinter den Schwäbischen Dichtern an, und es ist nicht zu läugnen, daß ein Theil dieser schon Meistersängerei enthalte; je mehr aber dies Zunftwesen mit der Zeit zunahm, desto unbarm-

herziger sangen die Meister. Da ihre ganze Kunst auf Weise, d. i.
auf Melodie gestellet war, und Tonlose Handwerker hierin wohl
nicht viel Gutes erfinden konnten: so wurden in kurzem die Mor-
genröth- und Abendröthweisen so gedehnt, so langweilig, daß ich
mir bei den meisten nur den Tuchmacher, Schneider und Schuster
denken kann, der seinen Faden lang und kurz ziehet. Da ist auch
kein Seelerhebender Ton, keine Gegenwart der Dinge, kein plötz-
licher begeisternder Augenblick (denn wie konnte der in ihre Zünfte
gelangen?) merklich; Christi Geburt und Auferstehung, der heil.
239 Geist und geistlose Schwänke werden zu einem langen Seil ge-
sponnen, und nach Handwerksgebrauch verdrehet. Viele ihrer Melo-
dieen sind zum Einschlafen; die schönste Sage, das niedlichste Mährchen
wird ein Handwerkslied, so trödelhaft, daß es weder Gesellen noch
Kinder singen mögen.

Und sie haben viel Schaden gethan, diese langweiligen Meister-
gesänge. Alle Gesangbücher wurden damit angesteckt: die Flick-
wörter, Flicksylben, jedes Yah der Meister gieng unvermerkt in-
sonderheit in die geistliche Poesie über. Ich weiß wohl, daß man
von dieser Seite die Sache nicht hat betrachten mögen; meine Be-
hauptung ist aber wahr und läßt sich aus der Geschichte erweisen.
Die älteste Poesie der Deutschen war kurz, die Lieder der Kirchen-
väter kurz und bündig; das Trödeln kam von den Handwerksstühlen
her, und wie konnts auch anders? Ein Mann ohne Gedanken
und Känntnisse soll lange Weisen ausfüllen! Ein Mann ohne
große, geschweige außerordentliche Empfindungen soll neue Weisen
240 erfinden und lehren! Nur unter den Deutschen, zumal in den
Reichsstädten hat dieser Zunftkram so lange dauern und von da
aus sich so weit fortbreiten können: denn der Deutschen Art nach
wird alles gern langweilig und zünftig.

Erlauben Sie also, daß ich vom großen Uebel mir das kleinste
wähle, mithin auf die geistlichen und weltlichen S c h w ä n k e der
mehresten Meistersänger Verzicht thue und mich an ihre G r ü ß e
und S p r ü c h e halte.

Sie wissen, die Meister sagen einander vor der Lade den Gruß; der Geselle hat seinen Spruch. Solche Grüße und Sprüche hat auch die Meistersängerzunft fleißig gehandhabet.*)

Sprüche einer gewissen Gattung nannte man Priameln, weil zuerst präambulirt wurde, ehe man zum Aufschlusse kam. Ich habe sie anderwärts das Deutsche Epigramm genannt; die Form derselben ist aber sehr alt. In den Sprüchen Salomons und im 241
Sirach ist schon der Keim zu Priameln da, woher ihre Form auch genommen scheinet. In den Deutschen Zünften ward diese Form ausgebildet, und wenn ich so sagen darf, zum Handwerksleisten. Sie ist in ihrer Art gewiß nicht verächtlich; man kann viel Scharfsinniges in einer vortreflichen Kürze, mit Aufhalt der Erwartung, darinn sagen, welches allerdings die Seele des Spruchs zu seyn scheinet. Ich wünschte also, daß, wie Leßing und Eschenburg dergleichen bekannt gemacht haben,[c)] noch mehrere aus alten Papieren hervorgezogen würden; sie enthalten wirklich, wie Leßing sie nannte, Altdeutschen Witz und Verstand.

Auch will ich mit dem, was gesagt ist, keinem edleren Meister der Zunft seinen Ruhm absprechen; und Hans Sachs bleibt in Deutschland, vielleicht in Europa, der Meistersänger Meister. In 242
seiner schönen Provinzialsprache herrscht eine so angenehme Naivetät, Deutsche Urbanität, Ruhe und Zünftigkeit der Gedanken, daß ich jedem Jahrhunderte in seiner Art einen Hans Sachs wünschte. Es war mir unlieb zu bemerken, daß die angefangene Auswahl seiner Verse mit Spracherläuterungen von einem seiner geschickten Landsleute und Liebhaber vor einigen Jahren nicht zu Stande kam; ich hoffe, sie wird dazu kommen, oder ihr Urheber für sie auf eine

---

*) Eine Sammlung derselben war diesem Briefe beigelegt; sie mag indeß auf einen andern Ort warten.

c) Leßings Beiträge zur Geschichte und Litteratur. Beitr. 5. S. 198. [XI, 666 L.] Bragur Th. 2. S. 332.

andre Art sorgen.[d]) Leider erzeigen die Deutschen ihm nicht die Ehre, die die Engländer ihrem früheren Chaucer beweisen;[e]) und doch hätten wir dazu Ursache. In Ansehung der kurzweiligen Ge-
243 schichten, die Er, Waldis u. a. haben, wäre es kein übles Werk, wenn wir ihrem Ursprunge nachspürten; woher diese nämlich genommen sind? welche ausländische Schriften zu der und jener Zeit in Deutschland gegolten haben? Italiener, Engländer und Franzosen sind in Untersuchungen solcher Art vor uns voran; und zur Geschichte der Denkart der Nation sind sie unentbehrlich.

Noch ist eine Gattung von Sprüchen in dieser Zeit merkwürdig, die Bildersprüche, die emblematische Poesie der Deutschen. Von jeher liebte unsre ruhig-sinnliche Nation das Anschauen; und wie sie einst ihre Schilde bemahlte, ihre Wapen und Helme emblematisirte: so ließ sie sich Bilder und Embleme auch gern interpretiren. Mochten es gemahlte Fensterscheiben, Holzschnitte oder Kupferstiche seyn; man legte sie aus und erfand gern etwas, was man auslegen könnte. Dies half der Deutschen Kunst auf; und die alte Poesie gieng langsam und lehrhaft an ihrer Seite. Ich
244 wollte, daß wir eine Geschichte dieser Deutschen Bildersprüche, mit ihren merkwürdigsten Producten hätten; ohne Zweifel haben mehrere stille Liebhaber dazu gesammlet, und Meusels nützliche Journale dörften der beste Versammlungsplatz dazu werden. Wie Holbein des Erasmus unsterbliche Moria mit seiner Kunst begleitete: so rüstete Brand sein Narrenschiff in und zu Holzschnitten aus. In den Uebersetzungen desselben, sie mochten prosaisch oder poetisch seyn,[f]) in Kaisersbergs Predigten u. s. kamen diese

---

d) Auswahl Hans-Sachsischer Gedichte von Häßlein, Nürnberg 1781. Th. 1. Im Bragur hat er nebst andern auch aus Hans Sachs Beiträge gegeben.

e) Die schöne Ausgabe dieses Dichters mit Tyrwitts Gloßarium sollte ein Vorbild solcher Ausgaben werden. Ihren Spenser, Buttler u. s. haben die Engländer mit grossen Commentaren und Noten.

f) Von Jacob Locher, Iodocus Badius u. s.

wieder zum Anblick. Wie Aretino seine berühmten Sonnetten zu unzüchtigen Zeichnungen erfand: so suchte der Deutsche keuschere Geist sittliche Embleme kurz- oder langweilig zu empfehlen; dagegen ihm auch die damals vortrefliche Deutsche Kunst zu Gebot stand. Beide haben zu Vorbereitung und Ausbreitung der Reformation das ihrige tapfer beigetragen,[g]) so daß ich auch im Druck und in 245
Verzierungen dies Zeitalter fast unübertroffen finde. Man ahmte den alten Mönchsgemählden nach; aber mit viel Verstande und großer Anschauung der Dinge, daher ich dies Zeitalter beinahe das emblematische nennen möchte.

Unvermerkt sind wir also der Reformation nahe gekommen; und Sie verzeihen, daß ich von den berühmten Producten unsrer Sprache, die eine Kaiserliche Majestät betrafen, dem Theurdank, Weiß-Kunig u. s. gar nicht rede. Aus keiner andern Ursache, als weil ich, sie zu lesen, bisher nicht Zeit gehabt habe; wie vieles überhaupt hätte ich noch zu lesen! und wie manches Gelesene könnte ich entbehren! Nächstens erwarten Sie etwas über die Reformation; doch daß Sie für die Poesie ja nicht zu viel davon erwarten!

---

7. 246

Luther war ein starker Geist, ein wahrer Prophet und Prediger unsres Vaterlandes. Er hat die classische Büchersprache der Deutschen zuerst fixiret; alle seine Schriften sind voll Herz und Muth. Auch seine wenigen Lieder athmen Deutsche Kraft, obwohl seine Uebersetzungen alter Hymnen ziemlich hart sind. Es wäre zu wünschen gewesen, daß, wie in Allem, so auch in dieser Liedersprache sein Geist hätte forterben können; leider aber war das un-

g) Einer der Liebhaber, Kenner und Sammler Altdeutscher Kupferstiche, Holzschnitte, Gespräche, Satyren, Verse und Schwänke sollte der Materie nachgehn, was dies alles zur Reformation und Aufhellung des Geistes beigetragen habe. Unglaublich frei, dreist und kühn waren die damaligen Zeiten.

möglich. Der einzige Erasmus Alberus, und späterhin wenige andre gingen im Ton der Kirchenpoesie, den Er angegeben hatte, auf seiner Bahn, wie wohl auch mit sehr ungleichen Schritten fort; der Meistersängerton bemächtigte sich des Gesangbuchs der Protestanten, und die kläglichen Zeiten, die bald nach Luther folgten, brachten vor Allem einen klagenden Ton in die Gesänge. Bald nistete sich auch der dogmatische Geist in sie, und zuletzt ward der
247 größeste Theil derselben Machwerk; so daß nach Luther beinah der einzige Paul Gerhard (und wie spät lebte dieser!) unter den Liedersängern hervorschimmert.[h]) Eine poëtische Reformation bewirkte Luther also nicht; (dessen er sich auch nicht anmaaßte;) vielmehr gaben die dogmatischen Streitigkeiten, die durch seine Reformation entstanden, dem Geist der Gelehrten eine ganz andre, ziemlich unpoëtische Wendung. Die lateinischen Schulen, die Melanchthon und andre verdiente Männer beförderten, zogen den etwannigen Genius der Deutschen zur lateinischen Poesie herüber; und da mit dem obersächsischen Dialekt, der durch Luthers Bibelübersetzung und Schriften allgemach zur Büchersprache ward, die Mundarten andrer Provinzen in den Schatten gedrängt wurden: so gingen auch die in ihnen vorhandenen poëtischen Producte des obern und niedern Deutschlands auf eine Zeitlang und für die meisten Pro-
248 vinzen fast in Vergessenheit über. Bodmer hat diesen Schaden sehr beklagt, der in manchem Betracht auch nie ersetzt ward.[i]) Einmal für alle war Deutschland durch den Streit über die Reformation zertheilt, und wenn ich so sagen darf, seinem Gemeingeist entrissen; es scheint nicht, daß es zu diesem so bald zurückkehren werde.

Indessen erholte sich allmälich der menschliche Geist wieder; und es ist sonderbar, daß eben der Winkel, der in ältern Zeiten

---

h) Barth. Ringwalds treuem Eckard u. a. lasse ich auch ihr Recht wiederfahren.

i) In seiner Deutschen Grammatik, in seinen litterarischen Aufsätzen, und sonst.

der Deutschen Sprache die ersten poëtischen Knospen und Blumen gegeben hatte, auch jetzt die ersten Schößlinge zu treiben anfing. Bis auf Opitz waren die ersten glücklichern Versmacher und Dichter Schwaben und Rheinländer; auch die erste Ausgabe Opitzischer Gedichte ward von Zinkgref in Strasburg veranstaltet.[k]) Zwei, einander übrigens sehr ungleiche Männer, beide aus dem Wirtem- 249
bergischen, zeichneten sich in dem damaligen Unwesen der Dinge Deutschlands vor andern an feinerem Geist aus; und es war natürlich, daß beide sich in der Poesie versuchten. Ich lege Ihnen darüber ein paar vor zwölf Jahren gedruckte Briefe bei, die ich nur hie und da nach meiner jetzigen Denkart verändert habe: denn, daß ich mich selbst ausschreibe, muthen Sie mir wohl nicht zu; und wozu sollte es auch in dieser Sache dienen?

Brief
über Johann Valentin Andreä
deutsche Gedichte.[1])

Johann Valentin Andreä, gebohren 1586. im Wirtembergischen, ein Enkel des Jacob Andreä,[m]) der zur Formula concordiæ sich so geschäftig bezeigte, war in seinem Vaterlande Diakon, 250
Special, Hofprediger, Doctor, Kirchenrath, Abbt, Generalsuperintendent u. s. Er hat vieles und dies meistens in einer sonderbaren Art geschrieben. Es sind nicht Schriften, sondern Schriftchen; nicht

k) Opitii Deutsche Poëmata. Samt einem Anhange mehrerer Gedichte andrer Deutschen Poeten. Strasburg, 1624.

l) Deutsches Museum 1779.[1]

m) Der Enkel hat das Andenken seines Großvaters auf eine sehr würdige Art zu erneuren gesucht. S. Fama Andreana reflorescens s. Jac. Andreæ vitæ, funeris, scriptorum etc. recitatio. Argent. 1630. 12.

1) Vielmehr 1780, II, 415—425: „Zweiter Brief.“ Hieraus die Varianten zu S. 233,$_{251}$—241,$_{266}$. Den ersten Abschnitt dieser älteren Gestalt (bis 233,$_{251}$. „Bogen betragen.“) s. in Band 15 dieser Ausgabe.

große leere Säle, sondern niedliche Wohnzimmer, zum Theil voll seltner, ungesuchter Merkwürdigkeiten; Aufsätze, die der Pöbel seiner Zeit anstaunte, die auch vielen unsrer Zeit zuweilen befremdend, hie und da unverständlich und als Spielzeug vorkommen müssen; die aber alle von der feinen Erfindungs- und Einbildungskraft, vom richtigen Gefühl und scharfen Urtheil, von der ausgebreiteten Kenntniß und dem wiewohl unausgebildeten Dichtergeist des Verfassers zeigen. Alles, was er schreibt, wird Fabel, Gespräch, sinnreiche Einkleidung; er sagt in ihnen Wahrheiten, die wir jetzt uns kaum, nachdem wir ein Jahrhundert weiter gerückt sind, zu sagen getrauen; er sagt sie
251 mit so viel Liebe und Redlichkeit als Kürze und Scharfsinn; so daß er in seinem streitenden, verketzernden Jahrhundert, wie eine Rose unter Dornen, noch jetzt, neu und frisch dasteht, und in zartem Wohlgeruch blühet. Ich kenne einen Freund, der seine Schriften, so zerstreuet und selten sie zum Theil sind, mit grosser Liebhaberei gesammlet, zum Theil übersetzt hat und diesem guten Andreä ein kleines Denkmal zu stiften Willens ist, wie es unsere Zeit fordert. Ihm also nicht vorzugreifen, spreche ich von den Lateinischen Schriftchen dieses Mannes kein Wort mehr und bleibe bei seinen Deutschen Versen, die er unter dem Namen: geistliche Kurzweil Strasb. 1619 in 12. herausgegeben hat, und die nur 8 Bogen betragen.

Erwarten Sie in ihm keinen klassischen Dichter unserer Zeit; die seine und auch der damalige Zustand der Deutschen Sprache litt es nicht. Damals schrieb alles Latein; und auch Er schrieb, was er gefeilt schreiben wollte, in dieser Sprache;[1] fürs Deutsche
252 blieben, wann ich so sagen darf, nur die Haus- und Herzensgeschäfte übrig. Das meiste also, auch in dieser geistlichen Kurzweil, ist für Weib, Kinder, Volk, Freunde; und der Verfaßer sagt am Ende:

Ohn Kunst, ohn Müh und Fleiß ich dicht':
Drum nicht nach deinem Kopf mich richt.

---

1) und auch Er, was er am gefeiltesten schreiben wollte, schrieb es Latein;

Bis du schwitz'st, spitz'st und schnitz'st im Sinn,
Hab' ichs gesetzt und fahr dahin.
Gefällt dirs nicht, wie ich ihm thu,
Machs besser, nimm ein Jahr dazu.

Sie sehen hiemit ohngefähr die Manier[1] seiner Verse. Wir
nennen sie jetzt Knittelreime, und haben sie[2] zu possirlichen
Ideen herabgestossen; damals waren sie das angenommene Lehr-
und Erzählungsmetrum; so wie denn auch der schlichte, unermüd-
liche, gerade Gang dieser Verse, ihre Leichtigkeit und Freiheit so-
wohl zur Erzählung, als zum gedrängtesten Lehr- und Ermahnungs-
vortrage recht geschaffen scheinet.[3] Nicht nur der berüchtigte Hans
Sachs; auch Burkard Waldis, der Freidank, der Renner und wer 253
nicht? haben sich dieses Sylbenmaasses bedient, daß ichs beinah den
Hexameter der alten Deutschen nennen möchte.[4] Die Sprache unsers
Dichters ist der schwäbische Dialekt, der ihm zum Gebrauch desselben
besondre Vortheile gibt. Er wirft das der, die weg, und setzt
ein d' hin, wie die Engländer: er zieht die Pronomina, einem,
einen, die Supina, behütet, geachtet, in eim, ein, behüt,
geacht zusammen; die Vorschlagssylben ge, be, zu macht er zum
Vorschlage b, g, z, wie der lebendige Dialekt thut — zehn Vor-
theile mehr, die den Vers so gedrängt und voll, die Sylben und
Bilder so leicht und[5] überhinlaufend machen, daß wir mit unserm
Sylbenbau, wo jeder Vorschlag, jedes Vorwort, ein unwesentlicher,
nur der Flexion wegen hinzukommender Theil der Rede, wie ein
grosser Herr langsam[6] einherschreitet, dagegen schlecht bestehen.
Dort zieht der Gedanke, oder[7] das Gemälde so leicht vorüber, als
man sie[8] spricht; ja auch[9] im Bau und Maas der Sylben 254

1) die Gattung und die Manier 2) sie nur

3) damals wars nicht so, sie waren das beste Lehr- und Erzählungsmetrum, so wie denn auch niemand leugnen kann, daß der schlichte .. Gang dieser Verse .... zum ... Ermahnungston recht geschaffen ist.

4) aufs treflichste bedient, daß ichs beinah für den ... Deutschen halte.

5) „leicht und" fehlt. 6) langsam, mit gespreizten Beinen

7) „oder" fehlt. 8) es 9) und auch

erscheint dadurch mehr[1] Proportion und Zusammenordnung. In Lehrstellen, Sentenzen, kurzen Gleichnissen und Gegensätzen ist daher auch unser Andreä besonders glücklich; so wie auch in komischen, witzigen Zügen.[2] Doch ich will Ihrem Urtheil nicht vorgreifen, und wähle also gleich das erste, ein sehr ernsthaftes Stück seiner Sammlung. Es ist auf den Tod einer Freundin geschrieben, theilnehmend und voll edler Dichtung:[3] eine wahre Glorification derselben. Setzen Sie sich in diesen Zustand des Verfassers, wenn Sie es lesen wollen, und nehmen ihm auch seinen kleinen Anstrich von Mystik, so wie den Trost seines Herzens aus geistlichen Liedern nicht fremde: er schrieb aus seiner Seele und nicht für unsre Zeit. So hebt er an:[4]

Wenn wir die Welt mit Fleiß ansehn,
Wie All's thut durch einander gehn,
Wie der Bös' herrscht, der Fromme leidt,
Der Narr viel schwätzt, der Weise schweigt,
Der Dieb wohllebt, der Redlich' fast't,
Faulheit bringt Lohn, die Arbeit Last,
Frechheit gewinnt, der Sorgsam' liegt,
Wer viel hat, nimmt; wer nichts hat, giebt:
Und läuft also, in Einer Summ,
Die Weltkugel im Cirkel um —
So wird uns unsre Lebenszeit
Zu lauter Pein und Herzeleid,
Zu Kerker, Ketten, Band und Strick,
Und sehnen uns all' Augenblick,
Wie wir ein' Luft[5] mögen gewinnen,
Daß wir der Dienstbarkeit entrinnen,

---

1) scheint mehr 2) in komischen, witzigen, satirischen Zügen.

3) geschrieben, voll Rührung und edler Dichtung:

4) Setzen Sie sich also in diesen ernsthaften Zustand, da Sie es lesen wollen, und nehmen dem Autor auch .... den Trost seines Herzens im Ton geistlicher Lieder nicht fremde; beides war Farbe seiner Zeit, aus der, und für die er ja schreiben mußte. Er hebt an:

5) ein Luft*

*) Die Alten sagten der Luft und einige Provinzen sagens noch.

Daß uns so manche Jahr' und Tag'
Nicht werden zu ein'r lautern Klag',
Daß wir in diesem Jammerthal,
Erhalten auch ein klein Labsal.

Drum mancher ihm selbst nimmt die Flucht,
Und nur Ruh in der Wildniß sucht,
Vermeint, was nicht bei Menschenkinden
Woll' er bei wilden Thieren finden. 256
Allda kein Hof, kein' Schul, kein Rath,
Kein Schmeichler, Heuchler, Advokat,
Kein Wuchrer, Künstler und Sophist,
Kein Wirth, Kriegsgurgel und Maulchrist,
Und was dergleichen Werkzeug' seyn,
Dadurch die Welt ihr macht viel Pein;
Zumal der Mensch sein hoch Herkunst
Macht schnöder denn die Unvernunft:
Denn je die Thier' in ihrer Art
Mehr Gnüg' und minder Widerpart
Haben in dem, was Gott beschert,
Wo's ihnen nur der Mensch nicht wehrt,
Der sie mit seiner List und Pracht
Auch seiner Unruh theilhaft macht,
Daß Unvernunft durch Witz regiert,
Noch mehr ein wildes Leben führt.

Also kam mir neulich zu Sinn,
Daß ich von Menschen lief dahin,
Und sucht mir einen grünen Wald,
Da ich so manch scheußlich Gestalt, 257
Der Menschen Werk, schlug aus dem G'müth,
Und stillt mein Herz, das in mir wüt,
Erhohlt die Sinn', die gar verwirrt,
Erforscht mein' Seel, die sehr verirrt,
Fragt die Natur um ihren Willen,
Sprachet mit Gott, der gern bei Stillen,
Schauet den Dienst der Kreatur,
Und besah mit Fleiß die ganze Uhr
Der großen Welt, wie die regiert,
Mit Weisheit, Lieb' und Macht geziert:
Das macht mich bald ein'n solchen Herren,

Daß ich all' Gemeinschaft wollt verschwören,
Und deucht mich: ja, hie wär' gut seyn,
Da nicht wär'n Löwen, Wölf und Schwein,
Füchs' und Hund' in der Menschen Gestalt,
Sondern ein Jedes sein' Art behalt.

Indem mein' Seel' sich so ergetzt,
Mein Leib sich auch in Schatten setzt,
258 Meine Sinn' ruhten in sanftem Saus,
Meine Fantasei wollt fliegen aus;
Allgemach mein Haupt sich neigt zur Erd,
Vor Sicherheit kein Sinn sich wehrt,
Die Augen blinzten; Händ' und Füß'
Mein ganzer Leib seine Nerven ließ.
Ich hört' und hört' nicht, sah ohn' Gesicht,
Mein Leben war wie ein Gedicht,
Bis daß der ganze Block da liegt,
Und hat der Schlaf an mir gesiegt.
Und sorgt' nun nicht,[1] was Ost und West
Uns bringen möcht' für fremde Gäst,
Oder das fünft' Hauptkönigreich
Glaub' und Scepter werd' machen gleich,
Oder wer mach' den grossen Stein?
Wenn lauf der ewige Haspel sein?
Das alles mich gar nicht verletzt;
Aber ein Traum mich wohl ergetzt.

Mich daucht, wie es fast finster wär,
Viel Nacht und Nebel[2] um mich her,
259 Auch Schrecken, Furcht und Traurigkeit;
Ein jedes scheint, als trüg' es Leid.
Manch Vöglein seufzt, manch Täublein kirrt,
Und wurd' ein kläglich Leben geführt.
Es schien, als wollt die Erd und Himmel,
Einen Zank anheben und Getümmel,
Und jedes Ursach' hab zu klagen, —
Ich kann es doch nicht alles sagen:

---

1) nicht*

*) Damals war Deutschland oft voll von den fremdesten, entferntesten Völkern: man träumte von der fünften, der Universalmonarchie, dem Stein der Weisen, dem perpetuo mobili u. s.

2) viel Nachts und Nebels

Denn mir in solchem Wunderding'
All Muth und Witz war gar gering';
Zuletzt hört' ich ein' weiblich Stimm:

„Mit Fried und Freud' fahr' ich dahin:
O treuer Gott, nach deinem Wort,
Führ mich hin in der Freuden Ort."

Die Wort hatt' sie kaum ausgeredt,
Alsbald beweget sich die Stät',
Und ließ sich merken ein dunkler Schein,
Gleich wenn die Sonn' schier auf will seyn,
Und faßt die ganze Natur ein Muth,
Hofft, es soll wieder werden gut. 260
Ach, wie gar mag ich sprechen nicht,
Wie sichs hält, wenn dies Licht anbricht
Und wird dabei gehört ein Gesang,
Wie aller Freuden ein Anfang —
Der lautet: „Wohl dem Menschen, wohl!

Der die Welt kann verlassen!
Und lebet, wie ein Christ thun soll,
Geht auf des Himmels Strassen,
Der wird zuletzt, des Leids ergetzt,
In Freud gesetzt,
Da ihn kein Feind nicht mehr verletzt,
Drum komm hieher, du Gottes Braut,
Dich holet heim, dem du vertraut."

O Wunder groß! was seh ich hier!
Der Himmel macht eine helle Thür.
Die Sonn muß vielmal heller seyn,
Will sie gleichen dem hohen Schein.
Nun ist das Erdreich ganz erleucht,
All Dunkel, Leid und Kummer weicht. 261
Mein Herz', das hüpft; ich bin entzündt —
Wer ist die, so mein Gesicht nicht kennt?
Wer ist die weibliche Kreatur,
Die ich dort seh so klar und pur?
Wer ist so grosser Ehren werth,
Daß sich freut Himmel und die Erd? —

Wie ich mich so entsetzet fast,
Eine Wolk' gemach sich niederlaßt,
Von Farb', gleich wie die Morgenröth,
Von Geruch, als der best Würzgart thät,
Darbei hört man ein' Musik rein,
Dergleich auf Erd möcht keine seyn:

„Dort beim Ewgen ist der Nutz,
Da ist Freude, da ist Schutz,
Alles kann der bei ihm fassen,
Der durch ihn kann alles lassen — —"

Ich dacht: o weh dem Menschenkind,
Das da viel sucht, da man nichts findt! —
262 Indem hat sich die Wolk' getrennt,
Daß man nunmehr die Musik kennt;
Das waren zwölf Jungfrauen rein,
Je zwo und zwo geschlossen fein:
Ihr Gesicht, Habit und ganze Art,
Zeigt wohl, daß es nichts Menschlichs ward:
Ihr' Himmlisch Lieb' und Einigkeit,
Ihr' göttlich Freud' und Freundlichkeit,
Die gaben mir den schönen Bericht,
Wies sei, wo Gottes Will geschicht.
Hierauf die Seel nach meinem Sinn
Erhub mit Freud nochmal die Stimm,
Und sprach: „O Herr, ich bin zu g'ring
Deiner Lieb' und dieser grossen Ding,
Doch thu, Herr, wie du hast gesagt,
Hier bin ich, dein' unwürdig' Magd."
Hiemit der ganz' Jungfräulich Chor
Rings um sie her schwebet empor —

Hier, wo ich nun eben zu schreiben anfangen sollte, hier, wo der
263 Mittelpunkt des Gedichts ist, daß alle Tugenden und Uebungen der Erde, alle Mühe und Verläugnung dort ewigen Werth und Lohn finden,[1] hier — breche ich ab. Die Zwölf Jungfrauen, die erscheinen, sind Glaube, Hoffnung, Andacht, Liebe, Keuschheit,

1) ewigen, ewigen ... finde

Gehorsam, Freigebigkeit, Duldung, Einfalt, Demuth, Mässigkeit, Arbeit. Alle reden die Ankommende[1] aufs liebreichste an, loben sie, krönen sie mit ewigen Lohne. Die ganze Erfindung ist in Spensers Geist und ihre Worte sind zum Theil Sprüche von ewigem Glanz und Werthe; welcher Ausdruck[2] aber müßte nicht diesem Gegenstande, dieser Vorstellung selbst nachbleiben? Ich übergehe also ihre Reden und der entzückte Seher fährt fort:[3]

Aber was hör' ich, ich vernimm,
Der ganze Chor singt mit heller Stimm:

„So geh nun ein ins Leben,
Das dir von Anfang' ist bereit!
Nimm an, was Gott thut geben,
Geneuß der ewgen Freud! 264
In Ruh, in Freud', in Wonne,
Tritt ein ins ewge Licht.
Ergetz dich in der Sonne,
Da nun dir nichts gebricht.
Dein warten mit Verlangen,
So in der Freud' voran;
Und werdens auch empfangen,
Die du auf Erd verlan."

Dies war also die letzte Stimm,
Damit fuhr all' mein' Freud dahin,
Damit theilt sich der Himmel wieder,
Und nahm sie weg; ich blieb hienieder,
Und seufzte, sehnte mich nach ihn'n —
Ach, daß ich noch im Fleische bin!
Ach, daß ich trag so schwer Gewicht,
Daß ich mich mag aufschwingen nicht!
Ach, daß ich noch mit Fleisch und Bein
Mit Stückwerk muß gebunden seyn!
Was andre freut, mich nur betrübt,
Was andre ehrt, mich nur bemüht. 265

---

1) Alle reden sie 2) welch ein irdischer Ausdruck

3) Ich überspringe also, bis sie ausgeredet haben, und der Entzückte fährt fort:

Was andre lehrt, mich nur verwirrt,
Was andre speist, mich nur stets irrt. —

Das zweite[1] Stück enthält eine Pastoraltheologie für junge Kandidaten, voll launiger, komischer Züge, und so wahr, so wahr[2] auch jetzo; es ist aber zu lang und muß auf einen andern Ort warten.*)

Die folgenden Gedichte sind theils Lieder, theils sehr wohl ausgedruckte moralische Sentenzen; ein paar Proben derselben will ich beifügen.[3]

Andreä hat[4] auch einige Sonnette von Campanella übersetzt, die aber hart sind. Gnug, diese Anzeige soll nichts als einen feinen,[5] dichterischen Kopf bekannt machen, der aber unter dem Geschmack seiner Zeit, und unter andern Geschäften[6] erlag. Seine Deutschen
266 Verse zeigen nur von fern, was er hätte werden können; seine lateinischen Dichtungen zeigen zum Theil, was er wirklich war. Und so lange sein Geist in diesen Schriftchen, noch mehr aber in seinen thätig getroffenen Einrichtungen[7] lebt, wird Nachwelt und Vaterland seinen Namen segnen. War er kein Dichter, so war er etwas bessers, ein ausübender Lehrer[8] der ächten Menschenliebe und Menschenweisheit. —

Spargite humum foliis, inducite fontibus umbras
Pastores, mandat fieri sibi talia Daphnis.

---

*) Ich habe es seitdem den Briefen, das Studium der Theologie betreffend, beigefügt. [Band 11, 103—118].

1) Vielleicht ist Einigen Ihrer Leser das Gedicht zu fromm; für die ists sodenn recht gut, daß ich noch die frömmsten Stellen unterdrückt habe, und nur Eine Probe statt Aller gebe. Das zweite

2) Pastoraltheologie junger Kandidaten, voll launiger, satyrischer, komischer Züge, ... so schrecklich wahr

3) Sentenzen, in Gestalt des goldnen A. B. C. Ein paar Proben davon stehen in Pfenningers Christlichem Magazin; jedoch ohne Namen des Verfassers.

4) Er hat 5) einen sehr feinen

6) Zeit, dem Zustande seiner Sprache und andern Geschäften

7) „noch mehr — Einrichtungen" fehlt. 8) etwas bessers, Lehrer

Einige Sprüche
von
J. V. Andreä.

Wer sich demüthiget vor Gott,
Der Mensch gewiß auch Gaben hat.
Nichts Eitelers als eigne Ehr';
Der Stolze ist gewiß auch leer.

Wer weise zähmet seinen Mund, 267
Dem Menschen ist sein Herz gesund.
Nichts schnöder, als Wort ohne That;
Geschwätz ist der Thorheit Verrath.

Wer sich verlobt zu' Gottes Dienst,
Der Mensch hat immer, was er wünscht;
Nichts Aermers, als der Welt seyn hold,
Undank und Schande ist ihr Sold.

Wer sich vergnügt mit seinen Gaben.
Der Mensch muß viele Gaben haben.
Nichts Schreienders als leere Töpf,
Suchen ohn' Zweck macht Schwindelköpf.[1]

---

1) Statt der beiden letzten Strophen im Christlichen Magazin 1780. III, 2, 211 folgende drei:

Wer sich erbarmt über den Feind,
Der macht aus Feinden seine Freund.
Nichts Härters, als entgegen allen
Steigen ohn Gott und plötzlich fallen.

Wer sich gewöhnt, wie er Gott hör',
Dem Menschen wird die Stille Lehr'.
Nichts Schreienders, als leere Töpf.
Dichten ohn Gott macht Schwindelköpf!

Wer sich abthut der eiteln Welt,
Der Mensch hat wahrlich wohl gewählt;
Nenn' ihn der Ruhm ein todtes Glied,
Sterben bringt Leben, Tod bringt Fried.

Die verborgene Liebe.

Edele Liebe, wo bist du bei uns verstecket,
Daß sich dein Ursprung uns so selten nur entdecket?

Von Gott bist du gebohren,
Gott selbst hat dich erzeugt,
268 Dem Menschen auserkohren,
Dem die Natur sich beugt.

Liebliche Liebe, wo bist du bei uns verborgen,
Daß wir dein Saft und Kraft nicht schmecken heut noch morgen?

Die Welt thust du erfüllen
Mit süßem Honigseim,
Das größte Leiden stillen
Durch deinen milden Schein.

Innige Liebe, wo bist du bei uns verschlossen,
Daß wir zu deiner Treu uns schicken so verdrossen?

Alles kannst du verbinden,
was irgend ist zerstreut,
In dir ist Alls zu finden,
Was Menschenherzen freut.

Stetige Liebe, wo bist du bei uns verlohren,
Daß du, Standhafteste, nie kommst vor unsre Ohren?

269 Du mußt den Bund erhalten
Den Bund der Menschenpflicht:
Denn Liebe mag nicht alten,
Die Treu kann rosten nicht.[1]

Tröstliche Lieb', wohin bist du bei uns vertrieben?
Daß uns dein Muth nicht stärkt, wie viel auch aufgeschrieben.

Du nimmst dem Kreuz sein Gewichte,
Du nimmst dem Kelch die Gall,
Daß sich ein Christ aufrichte,
stärk mit den Brüdern all — u. s.

---

1) Diese Strophe („Stetige Liebe — nicht") fehlt im Christl. Mag. III, 2, 209.

8.[1] 270

Der zweite Dichter, den ich aus den unmittelbar vor Opitz vorhergehenden Zeiten nennen wollte, ist Georg Rudolph Weckherlin, von dessen Leben ich mehr zu wissen wünschte. In der Vorrede seiner Gedichte[n]) klagt er, daß sein väterliches Erbgut durch den unmenschlichen Krieg, in seines Bruders Händen zu Stuttgard und Blochingen, mit ihm selbst und seinem Vaterlande, auch viele seiner (Rudolf Weckherlins) hinterlassenen Schriften und Gedichte zu Grunde gegangen. Er führt an, daß die, denen er gnug bekannt gewesen, es wohl wissen, daß er vor dreißig, ja mehr denn vierzig Jahren der Deutschen Sprache Reichthum und Zierlichkeit den Fremden durch seine Gedichte vor Augen geleget. Die Buhlerlieder, die er sehr jung verfertiget, seyn längst ver-
lohren; andre Stücke, sonderlich etliche Ovidische Fabeln seyn ihm 271
in Frankreich und England entführet; die übrigen, Sonnette und Bulereien seyn in Deutschlands Feuer und Asche gerathen und also als seiner jungen Thorheit Funken zu nichts worden; inmaassen es denn gewiß sei, daß

gleichwie wir Menschen dahin sterben,
also auch unsre Werk verderben.

Er freuet sich, daß viel hohe und vortrefliche Personen, ja auch gute Dichter in England, Frankreich, Italien, Spanien und andern Landen sowohl als in Deutschland ihn geliebet haben und noch lieben. Er führet an, daß er schier sein ganzes Leben, oder doch mehr denn vierzig Jahr her ohn Ablaß in großer Herren, Fürsten und Könige Diensten, schweren Geschäften und Reisen zugebracht, und sich zwischen diesen mühsamen und stetigen Geschäften kaum einige angenehmere, denn diese, ihm natürliche, Ergötzung und Kurz-

---

n) G. R. Weckherlins Geistliche und weltliche Gedichte. Amsterd. 16. in 12.

1) Die ältere Gestalt: Deutsches Museum 1779. II, 299—311. Erster Brief (vgl. unten S. 246 Anmerk. q) ist in Band 15 gegeben.

272 weil genommen. Statt ihn zu tadeln, möge man sich also viel-
mehr verwundern, daß er nicht lieber den Musen und der Deut-
schen Sprache gar einen Scheidebrief und ewigen Urlaub gegeben."
Und in der That zeigen seine Gedichte, daß er nicht nur mit allen
gebildeten Sprachen Europa's und mit den berühmtesten, treflichsten
Menschen seiner Zeit, sondern auch mit dem grossen und feineren
Weltlauf einheimisch und innig bekannt gewesen. Seine Gedichte
athmen den Geist der grossen Welt; sie sind voll sinnreicher, arti-
gen Wendungen bis auf die damals viel geltenden Concetti der
Italiener. Die Englische Sprache scheint ihm seine zweite Mutter-
sprache geworden zu seyn; ihr eifern seine Gedichte in Ansehung
des Dranges der Worte bis zum Ueberladenen nach; sie sind voll
Anglicismen. Ausser Englischen hat er aber auch Griechische, Latei-
nische, Italienische Stücke, alle jedoch in eigner Art nachgebildet.[o])
273 Die Liebesgedichte, (Buhlereien, wie er sie nennt,) scheinen ihm
am meisten geglückt zu seyn; seine Myrtha ist so artig und schön
besungen, als kaum eine Doris und Chloris besungen worden.

Ohne Zweifel kennen Sie bereits einige Stücke von ihm, die
Zinkgref, Bodmer und Eschenburg bekannt oder wieder bekannt
gemacht haben; der feine Geschmack des letztgenannten hat sich vor-
züglich an seine schönsten Stücke gehalten.[p]) Indessen schlage man
das Buch auf, wie es fällt; so stößt man in seinen weltlichen
274 Gedichten, auf Artigkeiten und Lieblichkeiten, in denen ihn auch in

---

273 o) So ist z. B. die 30. Ode seines 2ten Buchs, die Lüge, eine Nachbildung des herzlichen Stücks, das Walter Raleigh die Nacht vor seinem Tode geschrieben haben soll: go, soul, the bodie's guest; Reliques of ancient Poëtry (Vol. 2 p. 306.) Die 32te Ode Ulysses und die Syrene ist wörtlich das Gespräch: Ulysses and the Syren (Reliq. Vol. 1 p. 312.) Die Kennzeichen eines glückseligen Lebens Rel. Vol. 1. p. 320. und dem Italienischen ist ungemein vieles sowohl in den Oden als Sonnetten nachgebildet.

p) Auserlesene Gedichte der besten Deutschen Dichter, von Eschenburg B. 3. Braunschw. 1778.

späteren Zeiten wenige übertroffen haben möchten. Ich theile Ihnen den Brief mit, den ich vor funfzehn Jahren zur Erweckung seines Andenkens geschrieben habe,[q]) und lege seine Gedichte selbst bei. Sie werden, die Fehler seiner Zeit abgerechnet, in ihnen viel Vergnügen finden.

Proben aus Rudolph Weckherlins Gedichten.*)

Ueber einen Kranz.

Die Rosen, Lieb',**) in deinem Kranz
Sind roth, wie deiner Lefzen Glanz;
Die frische Lilien vergleichen
Sich deiner zarten glatten Hand,
Und dieses gülden-klare Band
Muß deines Haares Golde weichen.

Der Rose giebt Ein Tag den Gang,
Die Liljen blühen auch nicht lang',
Und deine Blum' ohn Wiederkehren
Veraltet einst und neiget sich.
So sollt' auch dieser Goldfad dich
Des goldnen Fadens Kürze lehren.

Warum dann bist du so feindlich?
Warum sprichst du so unfreundlich?
Warum thust du mich so betrüben?
Erbarmst du dich nicht über mich,
Nein, so erbarm dich über dich,
Und laß uns jetzt einander lieben!

Stumme Rede der Liebe.

Wenn, Myrta, Reden und Stillschweigen
Wenn beides hindert unser Glück,

---

q) Deutsches Museum, 1779. Octob. n. 2.

*) Mit wenigen, fast unmerklichen Veränderungen.

**) Love, my love.

So laß uns unser Herz bezeugen
Durch sich besprechende Anblick';
Denn Amor, den wir allzeit ehren,
Wird diese stumme Sprach uns lehren.

276 Laß hin und her die Blicke fliegen,
Getreue Boten deiner Gunst,
Der Neider Thorheit zu betriegen,
Die nicht verstehn die leise Kunst.
Denn Amor, welchen sie nicht ehren,
Wird sie die stumme Sprach' nicht lehren.

Sollt' aber Jemand sich verdrießen
Ob unsrer Lieb' Anblicken-Fahrt,
So müssen wir uns dann begrüssen
Mit dem Geist, nach der Engel Art;
Und Amor, welchen wir stets ehren,
Wird solche stumme Sprach' uns lehren.

Und also wollen wir betriegen
Der falschen Schwätzer Müh und Leid,
Und doppelt uns nach Lust vergnügen,
In ihrem Neid' und unsrer Freud';
Weil thöricht sie nicht Amorn ehren,
Wird er sie diese Sprach' nicht lehren.

---

277 Kennzeichen eines glückseligen Lebens.

Ach, wie glückselig ist das Leben,
Dem keines andern Will gebeut,
Der ohne Mißgunst, Neid und Streit,
Sieht andrer Glück vorüber schweben.

Der seine Wünsche selbst regieret,
Indeß sein frommer deutscher Muth
Ist sein bewehrter Schutz und Hut,
Darunter sein Herz triumphiret.

Der kein Geschrei noch Lob begehret,
Dem Wahrheit ist die größte Kunst,
Den Fürsten- oder Pöbel-Gunst,
Den Furcht und Hofnung nicht bethöret.

Der die Fuchsschwänzer fort läßt gehen,
Nicht speisend sie von seinem Gut;
Und dessen Fehl, Fall und Armuth
Kann seine Hasser nicht erhöhen.

Der selbst nicht weiß, wie übel schmerzet
Des Bösen Lob, des Frommen Fluch;
Dem ein Freund oder gutes Buch 278
Schadlos die lange Zeit verkürzet.

Und dessen Muth vor nichts sich scheuet,
Als allzeit fertig für den Tod —
Der ernstlich früh und spät zu Gott
Um Gnade, nicht um Güter schreiet.

Der Mensch besorgt sich keines Falles,
Denn Er ist frei, reich, gut und groß,
Sein selbst Herr, ob er wohl landlos,
Und, habend nichts, hat er doch alles.

All Glück gut.

Das Glück ist allen gleich und gut,
Ist auch beständig heut' und morgen;
Den Reichen giebts Furcht, Müh und Sorgen,
Den Armen Hoffnung, Sinn und Muth.

Tod eines Lasterhaften. 279

Gelebet hat er nicht, als ob er sterben sollte;
Gestorben ist er nicht, als ob er leben wollte.

Glück.

Das Glück hat vielen, wohl zu leben,
Zu viel, doch keinem gnug gegeben.

Tod.

Mit dem gnadlosen Tod muß Jung und Alt dahin;
Die Jungen findet er, die Alten finden ihn.

Ueberschrift eines Spiegels.

Bist du schön, so gebrauche Fleiß,
Dich nicht mit Lastern zu beflecken;
Und bist du häßlich, so sei weis',
Den Fehl mit Tugend zu bedecken.

---

280 ### Martials Wunsch,
was das Leben glücklich mache;
verändert.*)

Fruchtreiche Arbeit, Müh' und Fleiß
Ein wohlverdienend=frommer Wandel,
Nicht köstlich, doch gut Trank und Speis',
Errungner Reichthum ohn' Rechtshandel.

Gesund= und freier Geist und Leib,
Behaus= und Kleidung, rein und tüchtig,
Ein freundlich, keusch und kluges Weib,
Ein Ehbett, fröhlich und doch züchtig.

Trostreicher Schlaf, sorglose Nacht,
Lieb' allen, niemand Leid zufügen,
Ein Herz und Mund, ohn' Klag und Pracht,
Mit seinem Stande sich vergnügen.

Gedanken, Freund' und Bücher, gut,
Was Recht, stets lernen oder lehren,
Der Stirn und Zunge gleicher Muth,
Den Tod nicht fürchten, noch begehren.

---

281 Die gegebnen Proben zeigen, daß Weckherlin, wie alle seine Vorfahren, die Sylben zum Verse mehr zählte, als maas, lieber, wenn ich so sagen darf, sie dem Sinn nach deklamirte, als Schulmäßig skandirte. Er that dabei, was die Poesievollsten Nationen, Spanier und Italiener (Franzosen ungerechnet), noch thun, und wovon sich die Wirkung jedem Ohr ergiebet: nämlich, der Vers

*) Vitam, quae faciunt beatiorem.

bekommt dadurch Physiognomie und Leben, es wird eine Wortfolge,
wie der Geist des Gedichts und der Strophe sie gleichsam fort-
haucht. Die Seele des Verses belebt auch den Wortbau und der
Accent, den der Dichter jetzt auf *dies* Wort, jetzt auf *jenes*, als
auf seine rechte Stelle zu legen wußte, thut seine natürliche Wir-
kung. Dazu kommt, daß, wie schon Weckherlin anführt, die deutsche
Sprache bei diesem Versbau im Besitz und Gebrauch aller ihrer
schönen, vielsylbigen und zusammengesetzten Worte bleibt, die zer-
setzt und zerschnitten, oder zusammengedrängt und aufgeopfert wer- 282
den müssen, wenn das Mühlengeklapper des Jambischen Rhythmus
ein Erstes und das Hauptgesetz bleibet.

Und wozu diente im Grunde dieser einförmige Rhythmus?
Nehmen Sie ein Gedicht, das am schulmäßigsten skandirt ist, und
wollen es lesen; wirds nicht unerträglich, wenn man im Lesen
skandiret? Sie müssen also erst zerstören, was der Prosodiker hinein-
zwang, damit nur im lebendigen Gange der Gedanken das Gedicht
Geberde und Antlitz zeige — schöne Kunst! schöne Mühe! Grie-
chen und Römer konnten lesend skandiren und skandirend lesen,
Metrum und das lebendige Gemälde der Worte mischten sich, und
der Sinn folgte. Wo geschieht dies bei unsern eintönigen Jam-
ben? Wer mag sie singen und skandiren, daß sie noch Jamben
blieben? Das feine Ohr der südlichen Nationen Europens, die der
römischen Sprache näher sind, verließ also ein Gesetz, das weder
die Sprache noch der poetische Geist ertrug, indem es ihnen höl- 283
zerne Klötze an die Füsse band und Schellen an die Ohren: sie
zählen, aber sie *messen* nicht genau: sie *deklamiren* und lassen
der Sprache, der Strophe, dem Gedicht, dem Verse des Gedichts
ihre natürliche Physiognomie und Mine. Entginge der Musik lyri-
scher Stücke damit etwas? Nichts weniger. Die wahre Musik
hätte sich dieser mehrern Natur zu erfreuen, nicht zu betrüben.
Sie selbst soll deklamiren; sie kann also tiefer und eigenthümlicher
an die Seele reden, wenn sie ein lebendiges Wort- und Empfin-
dungsgemälde auszudrücken hat, nicht einen mechanischen Rhythmus.

Italien ist abermals Zeuge. Gesang und Sprache wird bei ihm
viel mehr Eins, als bei uns; warum? die Italienische Poesie skan-
dirt nicht, sondern sie deklamiret. Kurz, wenn Weckherlin die Eng-
lische Poesie in Allem auszudrücken suchte, so that er wohl, daß er
284 sie hierinn verließ und seinen Vätern folgte. Die Englische Sprache
ist voll einsylbiger Worte; die längeren werden zusammengezogen
und nach dem Schall im Munde, nicht nach den Sylben gerechnet;
bei uns Deutschen ist Alles dies anders. Und doch hat die Eng-
lische Prosodie Auskünfte getroffen, vor denen wir uns noch fürch-
ten, und lieber unsre Sprache verderben.*) — —

285 Ausser dieser lebendigen Deklamation hat Weckherlin eine merk-
würdige zum Theil beneidenswürdige Sprache, die theils provinzial,
theils von ihm selbst gebildet ist. Oft wird sie hart, weil er dem
Drange der Englischen Kürze zu sehr nacheifert; überall aber, und
auch in seinen Fehlern, giebt er Lehren. Wenn ich ein Schwabe
wäre, wollte ich mir die Ausgabe dieses Dichters in seinen besten
Stücken nicht nehmen lassen, und ein Idiotikon seiner Sprache mit
ihm liefern. — Ein großer Theil seiner Gedichte sind Lobgesänge,
meistens auf sehr würdige Personen, z. E. Gustav Adolph,
Bernhard von Sachsen, Ernst von Mansfeld, den Ritter Wot-
ton u. a.; die meisten enthalten trefliche Stellen zum Lohn des
Patriotismus und der Tugend. Kurz, mir wäre es nicht unwohl,

*) So wahr dies alles in Absicht der einförmigen Jamben, zumal wenn sie hölzern gebraucht werden, seyn mag: so paßt es nicht auf andre lebendigere Sylbenmaasse, in denen das Metrum mit dem Geist und Genie des Gedichts, ja selbst mit der Physiognomie jedes Verses und jeder Strophe aufs innigste Eins wird. Keine Sprache Europa's kann sich hierinn der Griechischen so zwanglos nähern als die Deutsche; und natürlich ist dies eine vollkommnere Versification, als wenn die Declamation eines Gedichts der Skansion desselben widerspricht und diese nur für das Auge gemacht scheinet. Auf jenem Wege ist auch die innigste Zusammenschmelzung der Poesie und Musik allein möglich. Klopstock hat diesen Weg der Poesie eröfnet, und andre haben sich eigne Fußsteige gebahnet, so daß wir zur unskandirten Barbarei nicht mehr zurückkehren können, noch dörfen.

wenn ich diesen Dichter von einer guten Hand wieder erweckt sähe; mich dünkt, Ihnen gewiß nicht minder. —

---

9. 286

Mich freuets, daß Ihnen Weckherlin Freude gemacht hat; wenn Sie mich aber zur Fortsetzung meiner Briefe aufmuntern: so dächte ich, wir stünden bei Opitz vor der Hand stille. Freilich giebt es auch in diesem bekanntern Zeitraum mehrere sowohl weniger bekannte, als mißkannte Dichter; sie sind indessen nicht so selten, und man kann sich in Absicht ihrer eher zurecht finden.

Lieber wünschte ich ein andermal das Andenken einiger alten Prosaisten unsrer Sprache zu erneuren, die im Ganzen verkannter und dennoch gewiß nicht unmerkwürdiger sind als die Dichter.

Am besten wäre es, wenn wir eine Geschichte der Deutschen Sprache in Prosa und Dichtkunst, mit den gehörigen Belegen und einer Deduction der Ursachen erhielten, die beide befördert oder zurückgehalten haben. Die wäre mehr und ganz etwas anders, als das Andenken einzelner Dichter und Prosaisten. Also für jetzt zur Gnüge.

287 V.

C ä c i l i a.

289 Vielleicht ist keine Schutzpatronin in der Welt zu ihrem Amt unschuldiger gekommen, als Cäcilia, die Schutzpatronin der heiligen Tonkunst. Sie kam dazu, weil sie auf die Musik nicht achtete, ihre Gedanken davon abwandte, und mit etwas Höherem beschäftigt, sich von ihren Reizen nicht verführen ließ.
290 So schreibt die Legende:[a]) „Eine edle Jungfrau, Cäcilia, hörete Gottes Stimme, und trug das Evangelium Christi verborgen in ihrer Brust. Mit Thränen bat sie den Herren, daß unter seinem Schutz sie eine unbefleckte Jungfrau bliebe. Ein Jüngling,

---

a) Dei vocem audiens Caecilia Virgo clarissima absconditum semper Evangelium Christi gerebat in pectore, Dominum fletibus exorans, ut virginitas eius ipso conservante inviolata permaneret. Haec Valerianum quemdam iuuenem habebat sponsum, qui juuenis in amore Virginis perurgens animum, diem constituit nuptiarum. Caecilia vero subtus ad carnem cilicio induta, desuper auratis vestibus tegebatur. Parentum vero tanta vis et sponsi circa illam erat exaestuans, ut non posset amo-
290 rem cordis sui ostendere et quod solum Christum diligeret indiciis evidentibus aperire. Quid multa? Venit dies, in quo thalamus collocatus est. Et *cantantibus organis,* illa in corde suo soli Domino decantabat, dicens: fiat cor meum et corpus meum immaculatum, ut non confundar; et biduanis ac triduanis ieiuniis orans commendabat Domino, quod timebat. Invitabat angelos precibus, lacrimis interpellabat apostolos, et sancta omnia Christo famulantia exorabat, ut suis eam deprecationibus adiuuarent, suam Domino pudicitiam commendantem. *Acta Caecil.*

Valerian, ward ihr Bräutigam, von brennender Liebe zu ihr entzündet. Schon war der Tag ihrer Hochzeit bestimmt; mit Goldgestickten Kleidern ward Cäcilie bekleidet; aber an ihrem Leibe trug sie ein haarenes Gewand. Eltern und Bräutigam stürmeten auf sie, daß sie die Liebe ihres Herzens, mit der sie Christum allein liebte, nicht zeigen konnte. Der Tag der Hochzeit kam, das Brautbett war gesetzt, die Instrumente tönten; sie aber in ihrem 291
Herzen sang zum Herren allein und sprach: „reinige mein Herz, mein Leib sei unbefleckt, daß ich nicht vor dir erröthe." Sie fastete zwei, drei Tage und empfahl sich Gott in ihrer Furcht. Sie lud die Engel in ihren Gebeten zu sich; mit Thränen flehete sie die Apostel und alle Heiligen des Himmels, die Diener Christi, um ihren Beistand an, dem Herren ihre Tugend zu empfehlen u. f." Sie erhielt diese, bekehrte ihren Bräutigam und dessen Bruder, die beide den Engel sahn, der sie begleitete; sie litt endlich das Märtyrerthum, und ward eine Heilige der Kirche."

So sprach die Legende und vergebens standen jetzt die Worte: *cantantibus organis* illa in corde suo soli Domino decantabat, nicht im Brevier der Kirche. Außer dem Zusammenhange, bei der gewöhnlichen liturgischen Wiederholung, dachte man sich an den Hochzeit-Instrumenten, von denen Cäcilia ihr Gemüth abwandte, jetzt — eine Orgel; man machte sie also gar zur 292
Erfinderin derselben, gab ihr die Werkzeuge dazu in die Hand, und ließ diese ihr inneres Herzensgebet begleiten. So kam sie zur zweiten unverhofften Ehre, eine Erfinderinn der Orgel zu seyn, von der in ihrer Legende gar nicht die Rede seyn konnte.

Endlich ward ihr eine dritte, ihrem Charakter noch fremdere Ehre. Seitdem sie zur Schutzpatronin der Musik (man weiß nicht, wenn? und wo?) erwählet war, und sich an ihrem Heiligentage, den 22. November, die Meister und Zunftgenossen derselben versammleten, ihre Schutzgöttinn musikalisch zu preisen, empfing sie mit der Zeit Opfer, die sie an ihrem Hochzeittage nicht angenommen hätte, und als eine Heilige des Himmels noch minder

annehmen konnte. Man sang und musicirte vor ihr die Geschichte der Thais und des trunkenen Alexanders, wie er aus Kraft der
293 Musik Persepolis in Brand steckte; die Geschichte Orpheus, den die Liebe ins Höllenreich trieb u. s.

So gehts mit den Namen der Menschen, mit ihrem Charakter und ihren Verdiensten. Auf dem Markte des Nachruhms, wenn alle auf ihm versammlet stünden, wie mancher würde über das, was man an ihm pries, und wie mans an ihm preiset, erröthen! —

Weit entfernt indessen, die Heilige Cäcilia von ihrem schönen Sitz der Unsterblichkeit verdrängen zu wollen, und statt ihrer, wie ein Schriftsteller gethan hat,[b]) die heil. Ysoie, St. Vincenz, St. Odo, St. Albric, St. Gall, oder gar den heil. Dunstan zum Patron der Musik vorzuschlagen, preisen wir diesmal den Mönchsirrthum sehr glücklich. Er hat eine schöne christliche Muse geschaffen, die durch Gemählde und Gesänge berühmt worden, und durch beide aufs Herz der Menschen wohlthätig gewirkt hat. Das
294 einzige Gemählde Raphaels von ihr in Bologna macht sie, als eine himmlische Erscheinung, der Unsterblichkeit werth; sie hat in ihm einen eignen Charakter gewonnen, der weder eine Clio, noch eine Maria oder Magdalena darstellt; eine erhabne, standhafte Heilige ist sie, und zugleich die personificirte himmlische Andacht.

Desgleichen hat ihr Festtag Compositionen hervorgebracht, die, wenn sie auch in Wahl der Materie nicht eben alle zum persönlichen Charakter der H. Cäcilia stimmten, dennoch zu den claßischen Meisterwerken der Kunst gehören, z. B. Drydens, Pope, Addisons, Congreve's Oden zum Cäcilientage, und vor allen andern Händels Musik zum erstgenannten Gedichte.

Schön ists überhaupt für jede Kunst, eine solche Schutzgöttinn, und einen Tag des Wetteifers zu ihrem Preise in Ausübung der Kunst selbst zu haben. Man freuet sich dabei ihrer innern Natur, als eines himmlischen Geschenkes, erinnert sich der Wohl-

b) Varietés historiq. et literair. Par. 1752. T. III. p. 242.

thaten, die sie dem Menschengeschlecht brachte, und sieht, eben durch
diesen festlichen Wetteifer neubelebt, ein fernes, unerreichbares Ziel 295
vor sich; man fühlt die Kunst in ihrer unsterblichen, immer neu-
aufblühenden Jugend-Schönheit. Noch edler und anständiger wird
der Cäcilientag dadurch, daß er eine christliche Heilige singet:
denn Andacht, dünkt mich, ist die höchste Summe der Musik, heilige,
himmlische Harmonie, Ergebung und Freude. Auf diesem Wege
hat die Tonkunst ihre schönsten Schätze erbeutet, und ist bis zum
Innersten der Kunst gelangt. Alle lustigen, kleinen Ergötzungen,
die die Musik erschafft, sind unschuldige Spiele oder leichte Vor-
übungen zu dem erhabnen, umfassenden Genuß, den nur die reine
heilige Musik unsrer Seele gewähret.

Nach diesem Gruß an Cäcilia sei es mir erlaubt, einige Worte
über ihre Kunst zu sagen.

*
* *

I. Die tiefste Grundlage der heiligen Musik ist wohl der Lob-
gesang, Hymnus; ich möchte sagen, er sei dem Menschen natür-
lich. Wir finden uns nämlich so ganz umringt von ungeheurer 296
Macht und Uebermacht der Schöpfung, daß wir in ihr nur wie
Tropfen im Ocean zu schwimmen scheinen; und wenn dies Gefühl
über einen Gegenstand oder in einer Situation zur Sprache kommt,
was kann es anders, als ein Ausdruck des Seufzers werden: „un-
geheure Macht, erdrücke mich nicht! hilf mir!“ Die wildesten
Nationen haben auf solche Weise Anläße zu Hymnen gezeigt; gesetzt,
daß sie solche auch nur an ein mächtiges Thier, an einen unge-
heuren Wasserfall oder Fels, an die Nacht, an Sonne, Mond und
Sterne gerichtet hätten. Je mehr indeß der menschliche Verstand
sich sammlet und gleichsam selbst begreift, desto mehr findet er in
dieser ungeheuren Macht auch Regeln der Weisheit, einen Gang
der Ordnung, der ihm dienen kann, und dem er dienen muß, mit-
hin Gesetze der Güte und Milde. Sein Hymnus wird also immer
beredter; er erzählt die wohlthätigen oder wunderbaren Eigenschaften
der großen Schöpfung in Beziehung auf sich selbst und auf ander 297

mit ihm lebende Wesen: er nennt die Eigenschaften seines angebeteten Gegenstandes mit tausend Namen, deren ganzer Inhalt dieser ist: „Du bist groß; sei auch gut! schade mir nicht, hilf mir!“ Wenn endlich der Geist sich zum höchsten Ideal der Schöpfung, zu Gott, erhebt; ein Meer, in dem alle Vollkommenheiten zusammen fliessen; ein Mittelpunkt, aus welchem alle Radien strömen: was kann ein Wort an ihn seyn, wenn es ein Wort seyn soll, als Hymnus? „Von Dir, durch Dich, in Dir bin ich; zu „Dir gehe ich wieder. Du bist alles, Du hast alles, Du gabst mir „alles; gib mir das Edelste, Dir ähnlich zu seyn; hilf mir!“ Alle Völker, die Gott erkannten, haben in Hymnen solcher Art ihr Herz ausgeschüttet und ihre Vernunft gesammlet; auch in der höchsten Poesie ist der Plan solcher Lobgesänge äußerst einfach.

Es giebt nämlich zweierlei, physische und historische
298 Hymnen. Jene wenden sich an Gegenstände der Natur und suchen gleichsam den großen unumschränkten Himmel, unter dem sie ertönen; diese können nur entstehen, wenn die Religion schon Geschichte, menschliche Geschichte worden ist, und lieben einen engern Kreis; aber auch sie gehen noch den einfachen Gang der alten Naturhymnen. Von beiden werden wir ein andermal in Beziehung auf die Griechen reden; jetzt bleiben wir bei dem, was dem christlichen Hymnus Materie und Form gegeben.

Ohne Zweifel war dies vor allem andern das Ebräische Psalmbuch. In ihm sind Lobgesänge der vortreflichsten, reinsten Art vorhanden, Gesänge die noch von keiner Nation übertroffen worden, ja die in jedem ihrer Glieder Jubel und Klang gleichsam mit sich führen. Der Geist der Tonkunst wohnt ihnen so innig ein, daß er sich jeder Sprache mittheilt, in welche sie übersetzt werden; auch in den härtesten Mundarten roher Völker fängt sich
299 mit ihnen heiliger Gesang an zu regen. Und zwar ist es Tempel- und Chorgesang. Dieser Charakter ist ihnen mit dem Parallelismus ihrer kurzen Verse und Glieder unaustilgbar eingepräget: daher auch ins Christenthum mit ihnen sogleich die zwo

Stimmen, (Priester und Volk,) die Antiphonieen kamen. Mußte Musik nicht die Basis eines öffentlichen Gottesdienstes seyn, dessen Religion sich die ganze Schöpfung, ja die Freuden des Himmels selbst als einen Tempel- und Lobgesang, als ein ewiges Hallelujah gedachte? Das Dreimal-Heilig, das Ehre sei Gott in der Höhe, das ewige Hallelujah der Schöpfung bewegte also auch das Schiff der christlichen Kirche; in Hölen und Tempeln ward ihre Gemeine davon ein leises oder lautes Echo.

Damit schliesse ich nicht aus, daß nicht auch Griechische und Lateinische Modulationen den christlichen Kirchengesang bestimmt haben; die alten Hymnen zeigen dies unwidersprechlich. Nothwendig mußte das Christenthum, sobald es aus Judäa ausging, in jedem 300
Lande, in dem es sich festsetzte, den Charakter und die Modulation der Sprache dieses Landes annehmen, also auch von ihrer Dicht- und Tonkunst lernen; und am meisten war dies bei der Griechischen und Römischen Kirche der Fall, da beide dieser Sprachen, insonderheit die Griechische, so Poesie- und Tonreich waren. Indessen war und blieb dies alles nur ein Geräth, das man im Geist der Psalmen und des Jüdischen, hin und wieder auch des ehemaligen heidnischen Gottesdienstes gebrauchte, an dessen Stelle die neue Liturgie trat. Das Volk sollte beschäftigt, ergötzt, erbauet werden; wie konnte dies anders geschehen, als daß man sich seinem Ohr, Auge und Genius bequemte?

II. Nicht aber macht der Hymnus allein den Gottesdienst aus; die menschliche Seele, ein Instrument vieler Tonarten und Saiten, will auch ein sanftes, erbauliches Lied, den Zeugen einer stilleren Freude und leiseren Belehrung; sie will auch in Gefahr und Angst,
in Kummer und Sehnsucht ein „Herr erbarme dich unser“, 301
ein klagendes, ängstliches Miserere. Für alle diese Gemüthszustände und Situationen des Lebens hatten die Psalmen einen reichen Vorrath; und da die Kirche oft in Umstände gerieth, in denen sie solcher Angstgebete nöthig hatte, so ward dieser Vorrath der Psalmen vielfach gebrauchet. Daher also die Bußpsalmen, die girrende Stimme

der Turteltaube in den Hölen und Steinklüften, die langen, klagenden Litaneien mit dem wiederholten Echo des Kyrie Eleison; daher die Seufzer um Errettung, die Gesänge der Hoffnung eines andern Lebens. Auf Glaube und Zuversicht war die christliche Kirche gegründet; Glaube und Zuversicht erheben und beflügeln sich am stärksten mit dem Gesange der Andacht. Ueber den Gräbern der Entschlafenen tönte nicht heidnische Verzweifelung und Furcht fürm Todtenreiche; sondern sanfte Trauer und fröhliche Hoffnung, Hoffnung des Wiedersehens, des ewigen Zusammenlebens mit einander.

302 III. Das heilige Geheimniß endlich, das Geheimniß eines der Kirche beiwohnenden, sie erfüllenden, im Sakrament theilhaft werdenden Gottes, wie konnte es anders, als mit Intonationen einer göttlichen Gegenwart und Begeisterung gefeiert werden? Daher die hohen und tiefen Accente bei Einweihungen, und in den Momenten des Wunders. Selbst das christliche Glaubensbekänntniß, konnte von der Musik nicht ausgeschlossen seyn: denn es ward ein Gelübde des Herzens auf Leben und Tod über heiligen Gebeinen. Die ganze Idee der christlichen Kirche, daß sie eine Einzige, allgemeine, unter einander durch Einen Geist verbundene Gemeine sei, machte an sich schon Gesang, Gebet, Segen, Fürbitte zu einem allgemeinen Opfer, zu einem Weltverbreiteten Hallelujah.

* * *

Nach dem, was hier in größester Kürze angedeutet worden, ist
303 es nicht zu verwundern, daß die ganze Einfaßung der christlichen Liturgie insonderheit in der Griechischen und Römischen Kirche Gesang ward; auch die Syrische und keine andre hat sich davon ausschliessen mögen. Vom frühesten Stral der Morgenröthe beginnet der Gottesdienst mit Versikeln und Intonationen, Antiphonieen und Doxologieen; Psalmen und Hymnen wechseln; die Lesungen und Gebete, die Ermahnungen ans Volk sind gleichsam nur zwischengestreuet. Das Christenthum nämlich begann bei Völkern,

die voll lebendiger Einbildungskraft und von großer Reizbarkeit waren; diese liebten Erweckungen des Herzens, einen Aufschwung der Phantasie durch Ohr und Auge. Und da ihnen, angezeigtermaassen, das Psalmbuch der Juden, sammt der Poesie und Tonkunst ihrer Landessprache, ja der Inhalt und Zweck der Religion nach Beschaffenheit der damaligen Zeiten, und des früheren Gottesdienstes, an welchen sie von Kindheit auf gewöhnt waren, zu Hülfe kam; so ward aus Gesängen und Sprüchen des alten und neuen 304
Testaments, aus dem Gloria und Ave, aus Credo und Kyrie Alles gemacht, was die andächtige Tonkunst daraus machen konnte. Man gehe das Ritual der Griechischen und Römischen Kirche in diesem Gesichtspunkte durch; sie sind große Gebäude, ich möchte sagen, Labyrinthe des musikalisch-poetischen Geistes, in denen Geschichte und Lehren nur ihre kleinen Wohnungen haben. Propheten und Psalmen sind hin und wieder vortreflich gebrauchet, und über das Ganze ist ein Strom der Begeisterung, der lyrischen Fülle und eines so lauten Jubels verbreitet, daß, wenn man es auch nicht wüßte, man es mit grosser Gewalt fühlet: „eine solche Anordnung sei nicht das Werk eines Menschen, sondern die Ausbeute ganzer Nationen und Jahrhunderte in verschiednen Himmelsstrichen und den mannigfaltigsten Situationen.“ Einem Dichter, der für die Kirche mehr als einzelne Lieder dichten will, sind diese Bücher zu studiren eben so unentbehrlich, als dem Tonkünstler, wer er auch seyn mag, die unerreichbaren Muster der ältern Musik der 305
Kirche. Denn, heilige Cäcilia, mit welchen Wunder- und Herzenstönen hast du deine Lieblinge, einen Leo, Durante, Palestina, Marcello, Pergolese, Händel, Bach u. s. begeistert! In und aus ihnen tönte die heilige Musik in vollem, reinen Strome; bis sie sich nachher in tausend anmuthige Bäche zertheilt hat.

* * *

Ziehen wir aus dem, was historisch bemerkt worden, einige Folgen: so ergiebt sich vor allem, daß der christliche Kirchen-

gesang von Anfange bis zu Ende eines Gottesdienstes oder Festes Ein Ganzes seyn müße, das vom ersten bis zum letzten Tone Ein Geist belebet. Aus unsern protestantischen Kirchen ist diese Einheit ziemlich verschwunden, auf welche es doch in der ersten Kirche so fühlbar und groß angelegt war. Wir fangen freilich mit einem Demuthsvollen Kyrie an, und unter-
306 brechen es zuweilen mit einem Gloria. Ein Allein Gott in der Höh sei Ehr! soll das Gemüth erheben; Antiphonieen und Lectionen werden eingestreuet; ein sanftes Lied, ein gesungener Glaube sollen die Seele zum Gehör göttlicher Worte bereiten; der Genuß des Abendmals endlich soll in der feierlichsten Rührung mit Gesang und Segen den Gottesdienst beschliessen; wie weit sind wir aber davon weggekommen, daß dies Alles Ein Ganzes auch im sinnlichgeistigen Eindruck werde! Die Musik der Kirche sollte dies Band seyn: denn sie ist sinnlich und geistig; zwischen ihren Ufern sollte der Strom der Begeisterung und Andacht sanft oder stärker fortströmen. Aber die Orgel allein thuts nicht; Instrumente allein werdens auch nicht bewirken. Die Anordnung des Gottesdienstes selbst im Innern und Aeußern, Sänger, Leser, Prediger, die Gemeine, also ihre Erziehung, der Zweck und die Art, wozu und wie sie beisammen ist, müssen dazu beitragen, daß Klopstocks goldener Traum, die Chöre, erfüllt werde.[c])

307 Und ehe dieser goldene Traum erfüllet wird, wollen wir wenigstens einige Worte von dem reden, was dem musikalischen Dichter und seinem Tonkünstler auch jetzt schon vor der Hand zu liegen scheinet; so bald sie darauf Rücksicht zu nehmen geneigt wären.

1. Die Basis der heiligen Musik ist Chor: denn eine Gemeine soll singen, und wenn zwei oder drei versammelt wären, so machen sie mit der ganzen Christenheit auf Erden Eine Gemeine. Arien also, Duette, Terzette u. dgl. sind nie das Hauptwerk einer Musik der Kirche, gesetzt, daß sie auch in die Kirche gehörten. Nur

---

c) S. Klopstocks Oden, Hamburg bei Bode S. 227.

auf dem Wege des Chors, (im weitesten Verstande genommen,)
gelangt man zu jener Bewegung und Rührung, die diese Musik er=
fodert. Die tiefste Demuth, ja ich möchte sagen, Vernichtung und
Zerschmelzung vor Gott, alle Ermunterungen zu Trost, Hoffnung
und Freude, jene Ausbrüche des Glaubens, der Hoffnung, Frage
und Antwort, Zweifel und Zuversicht, Kummer und Trost, Fluch
und Segen sind in den reichen Sätzen und Gegensätzen der Chor= 308
sprache alten und neuen Testaments zu finden. Einen grossen
Theil der biblischen Bücher schlage man auf, wo man will; und es
fallen Stellen ins Auge, die, wie Stimmen Gottes und der
Gemeine, der Dichter nur aufnehmen und anwenden, der Ton=
künstler nur fühlen und für das Herz der Menschen accentuiren
darf. Hier ist Vorrath auf ewige Zeiten.

2. Der Chor des heiligen Gesanges ist aller Ab=
wechselungen und Veränderungen fähig, die irgend nur
in der reichen und weiten Sphäre seines Inhalts liegen.
Die Sprache der Psalmen und Propheten ist uns auch hier Muster.
Man sehe z. B. den 2. 24. 42. 43. 46. 50. 68. 82. 87. 95.
113—118. 121—129. Psalm; welche Abwechselung des lyrischen
Gesanges vom leisesten Solo bis zum vollesten Chor, in allen
Stuffen und Inversionen, ist in ihnen vorgezeichnet! Und der Ge=
brauch derselben, die Anwendung einer jeden Stimme und Antwort,
wie mannichfaltig darf und kann sie seyn nach Inhalt und Zeiten!
Hier also ist das lyrische Gebäude in höchster Würde und Voll= 309
kommenheit zu erbauen; hier oder nirgend: denn mit Worten und
Tönen wirkt die Kunst hier rein. Es sind Stimmen, die sich
hören lassen, und keine Personen; aber alle Stimmen der Welt,
von der Stimme Gottes an, bis zum Laut und Seufzer jedes
Herzens, jeder reinen menschlichen Empfindung. Die Symmetrie
zweier Stimmen und Chöre bleibt indessen die Hauptabtheilung,
wie bei jedem symmetrischen Gebäude, so auch hier; dies ist der
Einfalt gemäß, die sowohl das Herz als die lyrische Kunst
wünschet.

3. Daß die Chöre von Hymnen und Liedern unter-
brochen oder gleichsam aufgenommen, besänftigt, oder
beflügelt werden, liegt abermals in der Natur der Sache. Wir
sind aber auch hierinn hinter der ältern Kirche zurück geblieben.
Die lateinische hatte nur wenige, kaum neun Haupt-Sylbenmaasse
zu ihren Hymnen; diese sind alle popular und sehr faßlich; und
310 doch sind von ihnen kaum zwei und drei sehr unvollkommen zu uns
hinüber gerettet worden. Das prächtige pange lingua gloriosi, die
sapphischen und anapästischen Metra wagen sich nicht in unsern
Kirchengesang, der größtentheils aus den Meistersängerzeiten seine
Melodieen erhalten. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wollte
man diesen mit weicheren, abwechselnden Sylbenmaassen vermehren;
meistens aber geschah es so ganz ohne Geschmack und Würde, daß
sich die neuen polymetrischen Gesänge zum Glück nicht erhalten
haben; daher die ältern, unter welchen mehrere Vortrefliche sind,
immer noch die vorzüglicheren bleiben. Und doch, wer sollte es dem
Kirchengesange wehren, alle die Abwechselung, allen den Flug zu
nehmen, den der Hymnus oder das Lied fodern? Aber Musik
muß diese Melodieen einführen; sie müssen zuerst in einem größeren
Gebäude der Tonkunst erscheinen, daß die Gemeine sie, unvermerkt
gleichsam und willig, lerne. Was in der Welt bedeutete sonst der
311 einzelne Vers eines Chorals, den wir jetzt unsern Kirchenmusiken
einstreuen? Bei der einzelnen Strophe eines Liedes wird ja die
Seele nie warm; man spüret, wenn die Strophe aufhöret, eine
unangenehme Leere; und es bleibt bei diesen Zertheilungen Alles
ein künstliches Flickwerk. Nicht also die ältere Kirche. Ihre Hymnen
sind kurz; allemal aber von mehreren Strophen, und zu allen blieb
ihr das Dreimalheilig ein Muster. Da es nun überdem ausser allem
und über allen Widerspruch ist, daß unsre Poesie und Sprache gegen die
Sprache unsrer Vorfahren zehnfach ausgebildeter worden; warum wollten
wir fortfahren, nur zwo Saiten zu berühren, da wir ein Instru-
ment von zwanzig, von hundert Saiten in unsrer Hand haben?
Sehen wir nicht, daß ausser der Kirche die Musik erstaunende Fort-

schritte gethan hat, daß durch diese selbst das Ohr des Volks viel-
töniger worden ist, und daß wir folglich nicht mehr wie unsre
alten Vorfahren leiern und singen können, weil wir nicht mehr
wie sie accentuiren, sprechen und leben? Eine Reformation des 312
Kirchengesanges dünkt mich also ein natürliches Erforderniß der
Zeit zu seyn; auf dem angezeigten Wege, unter den breiten
Flügeln der Kirchenmusik kann sie am leichtesten und ange-
messensten erlangt werden. Hier wird sie in allen Theilen har-
monisch gebildet und eingeführet; der Chor der Kirche nimmt sie
willig auf.

4. Die Recitative können in der Kirchenmusik nichts
als die Stelle der Lectionen vertreten; sie müssen also nur
eingestreuet werden, dabei äußerst einfach, kräftig und kurz seyn.
Sind uns die Evangelien nicht bekannt? liest sie der Lector nicht
vor dem Pult? und wir wollten uns damit aushelfen, daß wir
ihre einfachen Worte, an denen die Wahrheit der Erzählung haftet,
mit fremdem, rhetorischen oder poetischen Schmuck verbrämen? Durch
dies beschwerliche Kunststück erreichen wir nur Eins, daß wir mit
vieler Mühe in langen Phrasen unmusikalisch sagen, was an sich
in seiner alten evangelischen Erzählung größten Theils sehr musi- 313
kalisch gesagt war: denn es ist nicht zu bergen, daß der historische
Styl der Bibel, so wie Oßian, ja jede von Kindern und einfachen
Völkern erzählte Geschichte der Musik viel empfängiger ist, als unsre
künstlichsten Recitativ-Perioden. Die ältere Kirche fügte es also
anders. Nur wenige Hauptworte nahmen sie aus den Lectionen
zum Gesange auf, ließ diese in Antiphonien wiederkommend ans
Herz dringen, als Hauptdenkmale der ganzen Geschichte. Dies dünkt
mich sei der wahre zweckmäßige Gebrauch derselben nach Ort und
Zeit: denn warum dörfte der Gemeine eine Geschichte vorgesungen
werden, die sie weiß, ja die sie eben gehört hat? Und welches so-
genannte malende Recitativ könnte eine Geschichte malen? Aber
Worte, Stellen aus der Geschichte ans Herz legen, das kann die
Tonkunst.

5. Hiemit zeigt sich also, daß die Kirchenmusik auf keine
Weise dramatisch seyn könne, und wenn sie dies seyn
314 wolle, sie ganz ihren Zweck verfehle. Auf dem Theater ist
alles auf dramatische Vorstellung, Charakterschilderung, aufs Spiel
der Personen eingerichtet; hier zeigen sich, wie gesagt, keine Per-
sonen, hier wird nichts repräsentiret. Es sind reine, unsichtbare
Stimmen, die unmittelbar mit unserm Geist und Herzen reden.
Wollte man biblische Geschichten dramatisiren; so gehören sie nicht
für die Kirche, sondern mögen zu Hause in sogenannten geist-
lichen Cantaten gesungen oder gespielt werden. Vor der Gemeine
verliert die einzelne Person, sie möge einen Petrus oder Johannes,
eine Maria oder Magdalene vorstellen, nicht nur alles Ansehn mit
ihrer Gebehrde, sondern das Wort ihrer Stimme verliert auch alle
Wirkung. Dies Wort muß ihrem Munde schon entnommen, und
allgemeiner Gesang, ein Wort an alle menschliche Herzen ge-
worden seyn: alsdann wirds eine Stimme der heiligen Tonkunst.
So z. B. der Gesang Simeons, so selbst die Worte Christi, der
315 Propheten und Apostel. Die heilige Stimme spricht vom Himmel
herab; sie ist Gottes Stimme und nicht der Menschen; weh ihr,
wenn sie, um sich sichtbar zu machen, ein theatralisches Gewand
anleget! Diese Unsichtbarkeit, wenn ich sie so nennen darf, er-
streckt sich bis auf die kleinsten Anordnungen und Verhältniße der
geistlichen Tonkunst. Eine Arie, ein Duett oder Terzett, das einzeln
glänzet, jede Sylbe, in welcher der Dichter oder Künstler spricht,
um sich zu zeigen, schadet der Wirkung des Ganzen und wird dem
reinen Gefühl unausstehlich. Dramatische und Kirchenmusik sind von
einander beinahe so unterschieden, wie Ohr und Auge.

Hieraus ergiebt sich aber auch, daß Eine die Andre nicht
schmähen, oder verachten sollte: denn sie sind und bleiben, obwohl
sehr ungleiche, Schwestern. Es war Natur der Sache, daß aus
der Kirchenmusik dramatische Musik entstand, so wie bei den Griechen
aus dem Chor und Dithyramb die Tragödie ward, und diese in
316 natürlichen Stuffen fortgieng. Es war Natur der Sache, daß die

dramatische Musik vieles gewann, wozu sie im Heiligthum nie
kommen konnte, insonderheit, ich möchte fast sagen, sichtbare Be=
stimmtheit. Sie muste an einer vorgestellten Handlung Theil
nehmen, diese vorbereiten, leiten, ausdrücken helfen; tändeln und
lachen, sogar niesen und gähnen mußte sie lernen. Da sie einzelne
Charaktere auszudrücken, individuelle Situationen zu beleben hatte:
so ward sie aufs feinste und lebhafteste charakteristisch. Dies alles
lag ausser den Grenzen der heiligen Tonkunst; sie vergiftete sich
selbst, wenn sie nach solchen verbotenen Früchten greifen wollte.
Dafür aber blieb ihr ihr Baum des Lebens um so sicherer, die
reine, allgemeinmenschliche Rührung; die dramatische Ton=
kunst selbst mußte nach seinen Blättern und Blüthen greifen, wenn
sie aufs Herz des Menschen, nicht blos auf Auge und Ohr wirken
wollte. Wie oft schließen wir unser Auge bei einer schönen Musik
des Theaters, und mögen die Gebehrden des Sängers, die Reize 317
der Sängerin nicht mit ihr verbinden! Wie oft trennen wir einen
Gesang des Herzens von der ganzen Scene, in der er gesungen
ward und nehmen ihn als ein Privat=Eigenthum mit uns! Hat
endlich die wahre Musik sich nicht sogar über alle Instrumente er=
goßen, und mit jeder Situation des menschlichen Lebens gleichsam
familiarisiret, ohne daß sie weder hier noch dort als Drama er=
scheinet? Warum müßte sie denn im Tempel dramatisch werden?

„Also ist doch, wird man sagen, die wahre Musik dem Tempel
jetzt ziemlich entflohen? und wird sie je in denselben zurückkehren?“
Ganz entflohn ist sie daraus nicht; und es ist wahrscheinlich die
Schuld der Tempel mit gewesen, wenn sie daraus hie und da
entfliehen mußte. In andern Tempeln wohnet sie noch, obzwar
unerkannt der theatralischen Welt; und wenn sie sich aus ihnen in
den Meisterwerken der älteren Zeit weit verbreitet hat, so werden
diese Meisterwerke von allen innigen Tonkünstlern noch jetzt aufs 318
höchste geschätzt, in der Stille studirt, auch angewandt, wo sie irgend
angewandt werden mögen. Die heilige Musik ist so wenigausge=
storben, als das wahre Gefühl der Religion und Einfalt aussterben

kann; indessen wartet und hoffet sie freilich auf eine Zeit der Wiedereinsetzung und Offenbarung. Sollte ihr diese auf immer versagt seyn? Ich sehe dazu keine Ursache. Lasset drei dazu geschaffene Menschen aufleben und einander begegnen, einen Beschützer, einen Tonkünstler und einen Dichter; so könnte in einem kleinen Kreise schon viel werden. Der Dichter dörfte selbst nicht vom ersten Range seyn; nur von einer Art, in der er hier der Erste wäre, ein Mann, der, mit einem Gefühl für das, was heilige Musik ist und allein seyn kann, allen Vorrath derselben in den heiligen Büchern kennte, das alte Ritual von den Schlacken, unter denen es begraben liegt, zu reinigen wüßte, sich von allem Hergebrachten des neueren Modegeschmacks entfernt halten könnte, und darnach,
319 unserer Zeit angemessen, eine simple, große Anordnung machte. Ein Tonkünstler, der mit warmen hohem Gefühl für das Göttliche seiner Kunst diesen Tempel erfüllte, diesen Tempel belebte; ein Beschützer endlich, der diesem Allen zur lebendigen Anwendung einen Platz, eine Schule der Kunst gönnte; setzet diese Drei zusammen, und es könnte in der protestantischen Welt geschehen, was in ihr vielleicht noch nicht gethan ist. Ob es zu unsern Zeiten geschehen wird, ist eine andre Frage. Es werden indeß noch manche andre Zeiten kommen, und was nicht heute geschieht, geschiehet morgen. Cäcilia wird wiederkehren vom Himmel, und sich hie und da eines reinen, eines ganz reinen Tempels freuen. So lange wollen wir jeden Funken des heiligen Feuers in der Asche bewahren.

Ich füge ein Lob der Tonkunst bei, das im Musikalischen Kunstmagazin[1] erschienen, übrigens aber zur Composition
320 auf einen Cäcilientag nicht bestimmt ist. Es ist nur eine Schilderung, ein Lob der Tonkunst.

---

1) Musikalisches Kunstmagazin von J. F. Reichardt, 1791, Band 2, Stück V, S. 1—4. Hieraus die folgenden Varianten.

Die Tonkunst.

Eine Rhapsodie.

Die du droben den Reihn der Sterne
Und der Unsterblichen[1] führst,
In ewig-jungem schwebenden Jubeltanz[2]
Nah und näher hinan des Allvollkommenen Thron;
Und tief hienieden[3] im Erdenthal
Unter des Himmels heiligem Blau
In leisen Tönen, im verlohrnen Laut
Der Ahndung, unser Herz
In die Chöre der Himmel erhebst:

Ewige Harmonie!
Kling' ein in meine Saiten.
Heilige Harmonie!
Kling' ein in meine Seele.
Sie fühlet dich, sie will, sie wird dich fühlen![4]
Des Wohllauts ewige Kette zieht[5] 321
Auch meinen Geist. Es wallt mein Herz[6]
Im Strome der Melodie zum hallenden Ocean
Der Allvollkommenheit.

Wach auf in mir, du leiser Himmelston,
Der meine Seele ward.
Aus keiner Engelsharf' entquollest du. Dich hauchte
Der Ewige selbst mir ein.[7]
Und bist mir Ewigkeit,
Bist Gottes-Gefühl in mir, der unendlichen Harmonie
Vorahndende Verkünderin.
Wenn einst mein Geist
Vom Erdenstaube sich hebt empor,

---

1) den Reihn der Götter   Und der Gestirne
2) Wechseltanz   3) Und ach hienieden
4) Ewige Harmonie!
Nur Einen Klang kling' in mein Saitenspiel,
Das jetzt dich singen will:
Nur Einen Klang von Dir kling' ein in meine Seele,
Die ganz dich leben will!
Triumph, Triumph! sie will, sie wird dich leben!
5) Kett' umschlingt
6) Auch mein Herz schwimmt
7) du kamst   Von des Ewigen Munde selbst:

Und seiner Fesseln sanft sich windet los;
Zu Hülfe komm' ihm dann, du heilger Strom
Von Tönen andrer Welt,
Umström' ihn ganz, und trag' ihn sanft hinüber.[1]

Des Himmels Gabe bist du uns,
O Tonkunst! bist ein Tropfe
322 Von jenem hellen melodischen Wohllustmeer,
In dem das Weltall wallt,
Ein Meer von Zahl und Maas und Lieb' und Tanz und Leben! —
Der Tropfe floß hernieder
Dem Wandrer zur Erquickung,
Zur Labung ihm, hin in sein Vaterland,[2]
Ein ziehend Sehnen nach dem vollen Strom. — —
Als Adam, als die erste Mutter einst
Den ersten Todten sahn,[3] ach ihren Sohn,
Und den erschlagnen kalten Leichnam, (nun
Auf ewig kalt, auf ewig todt!)
Mit starrer Hand umfaßten,[4]
Und ihre Seelen untergehn,
Versinken wollten im verstummten Schmerz;
Da wars, da regten Töne sich
Des Mitgefühles einer andern Welt;[5]

---

1) Bist .... der unendlichen Harmonie
Vorahndung. Wenn mein Geist
Sich einst vom Staube des Leibes hebt
Und seine Fesseln sanft sich windet los;
Komm ihm zu Hülfe denn, du ewiger Strom,
Umström' ihn ganz mit Tönen andrer Welt
Und trag' ihn sanft hinüber.

2) Geschenk des Himmels bist du, Tonkunst, uns!
Aus jenem hellen melodischen Wohllustmeer
Von Zahl und Maas und Lieb' und Tanz und Leben,
In denen das Weltall schwimmt
Ein kleiner Tropfe; aber ein Tropfe, der
Dem Wandrer Erquickung wird,
Ein Labetrunk hin in sein Vaterland

3) sah

4) Und den .. Leichnam nun (Auf ewig ... todt) ... umfaßten,

5) Versinken wollten im grundlosen Schmerz
Und Söhn' und Töchter, (des erblaßten Brüder
Und Schwestern, Kinder, Weib) in Einer Noth
Nun stumm da standen, ächzeten und flehten —
Da war es, da erbarmete sich Gott!

Der Ewigkeit verschlossenes
Gewölbe brach; Musik erklang auf Erden.[1]

Des Seraphs Laute in der Hand
Schwebt über ihnen der Gestorbene
In unsichtbarem Glanz. Es sangen leise Töne 323
Den Armen Trost ins Herz. Es träufelte
Mit jedem neugehörten Ton
Der Ruhe Thau in ihr zerlechzetes
Gebein. — Der unsichtbare
Sang mächtiger, zog aus den Himmelssaiten[2]
Den Ton der Unvergänglichkeit,
Des ewgen Wallens hin zu höherm Licht,
Des steten Sehnens nach dem vollern Strom;
Er sang das Lied der Sterne,
Den Wandelgang um ihres Vaters Thron;
Den ewigguten Vater
In aller seiner Liebe.
Und stieg, ein selger Geist,
Stieg auf dem letzten, innigsten der Töne,
Der ewig tief in ihrem Herzen blieb,
Gen Himmel wieder auf.[3]

Wenn in des Lebens Labyrinth,
Im dunkeln Hain der bangen Mitternacht,
Umringt von Thiergeheul' und Höllenstimmen,
Mein Herz erbebt,

---

1) Tonkunst erschien auf Erden.

2) Schwebt' über ihnen der Geopferte,
Das fromme Lamm und sang.
Er sang den Armen Trost ins Herz,
Balsam in ihre Wunden. Thau
Der Ruhe träufelte
Mit jedem ungehörten Ton
In ihr zerlechzt Gebein. Und er sang mächtiger,
Zog aus den Himmelssaiten

3) Den ewigguten Vater
Mit aller seiner Lieb' und seinem Troste goß
Er ihnen in die Seele. Und stieg auf,
Stieg auf dem letzten, innigsten der Töne,
Der ewig ihnen im Herzen blieb,
Zum Himmel auf.

324 Und über sich verzagt,[1]
Und nirgend Ausgang findet;
Des Himmels Tochter, süße Zauberinn,
Nicht mit Syrenen= nicht mit Feenklang
Erscheine mir; ein Lied der Andacht flöße
Mir Ruh ins Herz. = =[2]
Wie wird mir? Hör' ich nicht
Ihr Kommen? Fühl' ich nicht
Ihr sanftes Schweben wie im Mondesstral?
Sie spricht mir zu; ein Engel spricht zu mir,[3]
Ein Himmelswesen, das unmittelbar
Mein Herz berührt, die weinende
Gerührte Laute! und den Klageton
Schnell in Triumph verwandelt.[4]

„Verlassener, was zagest du
In trüber Einsamkeit?[5]
Gott, der den Gang der Sterne kennt,
Kennt auch der Menschen Herz.[6]

Er giebt dem Schiffe seinen Weg,
Den Winden ihre Bahn;[7]
325 Er wird auch Dir, im Wellenmeer
Des Lebens, Weg verleihn.

Was zagest du? Der Erde Noth
Geht[8] wie ein Traum vorbei.
Und was Dir heute Mislaut dünkt,
Ist morgen Harmonie.[9]

---

1) Umringt mit Thiergeheul' und Höllenstimmen
Der bösen Leidenschaft, mein Herz erbebt
Und in sich kehrt und über sich verzagt

2) Mir Ruh ins Herz, unendliche
Hoffnungen in den Geist! = = =

3) spricht mit mir

4) Ein Himmelswesen, das unmittelbar
Auf meinem Herzen, wie auf weinender
Gerührter Laute spielt und ihren Klageton
Unmerklich sanft in freudigen
Triumph verwandelt.

5) In deiner Einsamkeit? 6) auch dein Menschenherz.

7) Dem Vogel seine Bahn, 8) Ist

9) Was jetzt dir dumpfer Mislaut dünkt,
Wird ewge Harmonie!

„Schau gen Himmel[1] und sieh! Am hohen Tempelgewölbe
Funkeln Sterne;[2] da glänzt Gottes unsterbliche Schrift.
Kann dein Auge sie zählen? Dein Ohr die Stimme vernehmen,
Die des Erschaffenden Ohr ewig und ewig vernimmt?
So tönt Alles um Dich. Ein Stral der Sonnen erklingt dir
Sieben Töne des Lichts, golden und heilig im Klang'.
Allenthalben strömet dir zu das große Geheimniß
Deiner Vollendung;[3] du lernst ewig und ewig daran.
Maas, Bewegung und Zahl im Kampf der liebenden Eintracht 326
Spricht in Tönen dir zu: Eines in Allem ist Gott!“[4]

= = = O Harmonie, ich flehe dir,
Du Freundin meines Seyns zum höhern Seyn,
Du Seele meiner Seele. Rufe mir,
Aus jedem Wesen rufe
Den reinen Ton hervor, zu dem es klingt.
O Führerin durchs Leben! Freundschaft ist
Der Seelen Einklang. Lieb' und Güte sind
Der süße Wohlklang, der in Allem tönt,
Der immer reiner, immer höher steigt —
Wohin? wohin? zu welcher Symphonie
Der Symphonieen — —[5]

---

1) Schau zum Himmel 2) Stehn die Sterne, 3) Der Vollendung

4) Maaß und Zahl und alle Bewegung, der liebenden Eintracht
Strömt in Tönen dir zu, Eines in Vielem, Gott!

5) = = Ich knie dir, ich flehe dir
Du Freundin meines Selbst zu höherm Selbst,
Du Seele meiner Seele! Sei mir Braut,
Mir Führerin durchs Leben. Freundschaft ist
Der Seelen Einklang; Liebe, Liebe wird
Der heilige Dreiklang, der in allem tönt,
Der immer reiner, immer höher steigt —
(Wohin? — entweih' o Zunge nicht
Den hohen Namen.) Ruf, o Tonkunst, mir
Aus jedem Antlitz, jeder Menschenseele
Den süßen Ton hervor, der diese Seele seyn soll! = =

327 VI.

Denkmal
Ulrichs von Hutten.[1]

329 Als die Zeitung meldete, im neuen Deutschen Merkur sei Huttens Bild und Leben erschienen, erröthete ich über meine Schuld, wie lange ich diesem edeln deutschen Manne auch ein kleines Denkmal zu setzen Willens gewesen. Er starb als ein Flüchtiger, als ein Vertriebener, und hatte zuletzt nicht, da er sein Haupt hinlegte; nur eine Schreibfeder fand man nach seinem Tode bei ihm und einige Briefe seiner Freunde. — Wie sein Nachlaß war, soll und kann auch nur dies Denkmal werden: ein glatter Stein auf seinem Grabe, oder ein Brief von Freundes Hand über seinen Tod und über sein kurzes, stürmiges Leben.

Wenn ein junger, feuriger Mann schon in Jahren, die andre noch als Pflanzen wegträumen, ein Mann fürs Vaterland ist, der
330 den faulen Weg und die ruhige Lebensart der Mönche (es giebt Mönche in allen Ständen) früh verläßt, eben weil ihm vielleicht sein Genius zulispelt, daß ers nicht lange werde thun können: er strebt, was er kann:[a]) erwählt mit den Guten und fürs Gute

a) Hutten scheint dieses selbst geahndet zu haben; er machte sehr früh seine Grabschrift:

Von der Geburt an ward mir zum Lebensloose das Elend;
  Uebel zu Land' hab' ich, Uebel zu Wasser erlebt.
Will es das Schicksal dann, daß all mein Leben in Jammer
  Ende; so will es mir wohl, daß ich es endige bald.
Unter tausend Gefahren hab' ich die Muse geliebet,
  Habe gethan für sie, was und wieviel ich vermocht.

1) Die erste Gestalt d. Aufsatzes (T. Merk. 1776. III, 3—34) s. in Bd. 15.

freiwillig Ungemach zu leiden, Stand, Güter, Ruhe, Leben, Ehre aufzuopfern, und läßt sich durch jede neue Gefahr nicht abschrecken bis ans Ende seiner kurzen Laufbahn; die Finsterniß ist aber stärker als das Licht, die Sklaverei stärker als die Freiheit: man rottet sich um ihn, schneidet, da er noch keine Grenzen seiner Wirksamkeit kennet, ihm Luft und Athem ab: auch seine Freunde treten scheu zurück: sein edelster, ihm treugebliebner Freund sinkt, und mit ihm Glück und Alles; nun treten die Falschen hinzu, die sich auch 331
Freunde nannten, verläumden, spotten, hönen seine Plage: der Edle fällt, wie man vor bösen Buben fällt, und jene Unedlen behalten Recht: „Was hat er ausgerichtet? Was wollte er? Freilich — Freilich auch fehlte es ihm nicht — aber jung, zu jung —“ Unter solchen Hohnsprechungen liegt nun der Arme bei einem Pfarrer auf einer kleinen Insel im Bodensee, hatte in Deutschland, für das er alles unternahm, zuletzt keinen sichern Tritt mehr, und starb auch dort mit Liebe fürs Vaterland und mit Löwenmuthe gegen die Verkleisterer der Wahrheit — Jünglinge, wallfahrtet zu seinem Grabe, und sein Leben sei euch ein Spiegel mehrerer Zeiten.

* * *

Als Ulrich von Hutten, der junge Fränkische von Adel, in Fulda studirte, wollten ihn, wie billig, Mönche zum Mönchen machen. Tunc hoc ingenium perderes? sagte der verdiente Eitelwolf von Stain zum Abbt und errettete den fähigen Knaben. 332
Zeitlebens hing Huttens Herz an diesem edlen Manne, seinem Erretter. Ihm hatte er nachher die Gunst des Kardinals von Mainz, seine Reise nach Italien, sein erstes blühendes Hofglück zu danken; mit Eitelwolf von Stain sank ihm seine erste Stütze, auf die bald Eine nach der Andern folgte. Eitelwolf wars, der dem Churfürsten von Brandenburg den Rath und den Plan zur neuen Universität Frankfurt an der Oder gab, und nach seinem Sinne sollte sie

ein neues Athen der schönen und freien Weisheit werden; bald aber thats dem biedern Manne leid, da er die neue Universität ärger als eine andre mit Sophisterei und Pfaffenkram überdeckt sah. Er ging mit einer Societät der Wissenschaften in Mainz, dem damals so blühenden Mainz, schwanger und — starb darüber. Gnug, er hatte Hutten in die Welt geholfen, und Hutten hat in seinen kurzen Jahren mehr gethan, als manche Societät in Jahrhunderten thun dorfte oder thun mochte.

333 * * *

Hutten studirte in Kölln, und das war, wie wir auch aus der Geschichte Luthers wißen, damals mit ein Hauptnest der Philosophaster und Theologaster. Der Eckel, den Hutten früh an dieser Brut hatte, gab ihm, noch unbestimmt, wie sein Unmuth ausbrechen würde, den Stof zu den epistolis obscurorum virorum, dem späteren kühnen Werk seines Lebens. In Fulda war Crotus Rubianus, sein nachmaliger Mitarbeiter an diesen Briefen, sein Mitschüler gewesen, ein Freund, der ihm bis ans Ende treu blieb. Und da in Kölln alle die Originale, insonderheit der gravissimus Ortuinus, die das künftige Heldengedicht galt, lebten; so ist dies abermals eine Probe, wie das Meiste, das wir in unserm Leben thun, von Verbindungen und Umständen herrühret, in die uns frühe die Vorsehung setzte. Die Morgenröthe des Lebens, Jugendeindrücke, frühe Freunde, Situationen von Jugendhaß und Jugend-
334 liebe — sie machen meistens den Anklang unsrer Bestimmung. Sie weben das Grundgewebe, in welches spätere Schicksale und eine reifere Vernunft nur den Einschlag geben.

* * *

Hutten ging überdrüßig von Kölln nach Frankfurt, dessen reizende Lage er, vermuthlich für seinen Eitelwolf, in Versen beschrieb. Freundschaft also lockte den ersten Sproß des jungen

Dichters hervor; diese Muse verließ ihn auch nicht in seinem gan-
zen Leben.

Jugendliche Unruhe trieb Hutten hierauf nach Italien, zuerst
als Kriegsmann unter Maximilian, der damals Padua belagerte.[b])
Und hier hing sich die Schlange, (eine Krankheit, die sich gleich selbst 335
erklären wird,) an seinen Fuß, deren Gift er Zeitlebens mit sich
trug, und die zuletzt seinen Häßern auch Anlaß zum Hohn gab. —
Wer die Geschichte der damaligen Zeiten und dieses Uebels ken-
net, als es zuerst in Europa ausbrach, der muß ungerecht seyn,
wenn er nicht dem allgemeinen Zeugniß glaubt, daß man damals
sehr unschuldig dazu kommen konnte, und desto ärger daran war,
weil man noch kein Mittel dagegen wußte. Die Krankheit, an der
Fürsten und Herren damals mit Ehre laborirten, hatte den
Schandfleck noch nicht, den ihr die spätere Zeit mit Recht gegeben.
Jetzt ist das Ungeheuer in seine Grenzen gebannet: damals wars
Pest am Mittage. Hutten schreibt in seinen Briefen mit einer
Offenherzigkeit davon, die am lautesten seine Unschuld zeiget, (an
der damals auch niemand zweifelte, der ihn kannte.) An die Fug-
gers schrieb er ein öffentliches Dank- und Glückwünschungsschrei-
ben über den Lebensbaum, Guaiaci medicinam, der durch sie nach 336
Deutschland kam; und an den Erzbischof, Kardinal und ersten
Kurfürsten Deutschlands, Albert von Mainz, schrieb er, de
morbo Gallico librum, in welchem er ein eben so patriotischer
Verfechter der Gesundheit seiner Landsleute wird, als er sich
nachher ihrer Ehre, Freiheit, Aufklärung und Glückseligkeit patriotisch
annahm.

*
* *

---

b) Die in diesem Feldzuge geschriebenen kleinen Gedichte Huttens sind voll Patriotismus für Deutschland und den Kaiser, voll ächten Kriegermuths gegen die Venetianer, am meisten aber gegen die Franzosen. Manche von diesen sind so charakteristisch, als ob sie zu unserer Zeit gemacht wären, und würden vielen Lesern in einer guten Uebersetzung wohl thun. Die Nationen bleiben sich immer gleich bis ans Ende der Tage.

In Krieg und Krankheit waren seine Arbeiten flüchtige, einzelne Sinngedichte, die sich ohne seinen Willen zerstreuten, gesammlet oder vielmehr verstümmelt herausgegeben wurden, die er also aus Noth selbst heraus gab und sie Maximilian zueignete. Coluit, sagt er —

> coluit per mille pericula Musas
> et *quanti potuit* carminis auctor erat.

Von früh auf sieht man an Hutten einen Mann, der zur Pedanten-Autorschaft nicht gemacht war. Alles lebt in seinen
337 Schriften, nichts steht geschrieben, daß es nur also dastehe. Seine Bücher, alle meistens kleine Stücke, sind Stimmen aus seinem Leben, Laute seines Ritterworts, Handlung. Und darum wirkten sie auch in ihrer Art, wie Luthers Schriften in der Seinigen; er schrieb ein Latein, wie es die Drehbank Ciceronischer Perioden schwerlich allein hervorbringen möchte. Wie Dädals Bildsäulen sieht man seine Worte und Phrasen gehen, kommen, handeln, leben!

*
* *

Er kam nach Deutschland, und ein Landedelmann, sein Vater, der an ihm einen fleißigen, mühsamen Juristen nach der damaligen Juristenzeit in Deutschland suchte, fand nicht, was er wünschte. Der junge Mensch schrieb seinen Nemo: das erste Stück in künftiger Huttenscher Manier, und wenn man deuten wollte, für ihn eine üble Ahndung. Beim ersten Auftritt war er ein Niemand
338 und ist gewissermaaße Zeitlebens ein Niemand geblieben. — Vorher hatte er unter mancherlei Schicksalen ganz Deutschland durchkrochen und durchflogen, „ein Ulysses, wie er sagt, mit einer ganzen Odyssee von Zufällen.“ Wenigstens hatte er dabei den Vortheil, daß er das Deutschland, für welches er nachher mehr als Demosthenes seyn wollte, in allen seinen Provinzen kannte: von Rostock und Greifswalde bis gen Frankfurt und Wien; Sachsen, Böhmen, Braunschweig, die Schweiz. Zu Wittenberg hatte

er sein Gedicht de arte versificatoria, (ein Zeichen des Brodstudiums, worinn er Unterricht geben muste,) hingeworfen; aber auch dieses that er mit einer Wärme, die ganz den künftigen Mann prophezeite. In der Schweiz nahm ihn der verdiente Reformator Vadian auf, und so kam er zum zweitenmal, jetzt ganz ein Jurist zu werden, nach Welschland.

Wir wollen uns nicht in Umstände einlassen, die man im Leben jedes jungen Dichters sich denken, oder allensfalls finden kann, daß z. E. ihm der Geschmack der Bartolisten nicht anstand, 339
daß er sich darüber auf seine Art äußerte, daß ihm die schöne Literatur in Italien wohlbehagte, daß er von allen, die seine Talente kannten, geschätzt wurde, u. s. w. Eben da er in Italien den Rechten oblag, kam ihm ein Umstand ganz andrer Art in den Weg, Ihn als den, der Er war, zu zeigen und zu üben. Der Herzog in Würtenberg hatte seinen Vetter Johann von Hutten mit eigner Hand im Walde umgebracht: und nun ließ Hutten, der eben so sehr Edelmann, und Geschlechtsvertheidiger als Deutscher und Freiheitvertheidiger war, Klagen, Briefe, Deplorationen, endlich fünf Invektiven gegen den Mörder ausgehn, die, als wahre Demosthenesreden von Herz und Seele, die Sprache der Unschuld und Rache sprachen und gegen einen Thäter, der Herzog war, alles zu Hülfe nahmen.[c]) Weiterhin werden wir unsern

---

c) Vor einer Sammlung dieser Schriften sagt er:

> Sei nicht, o Leser, von zu zartem Ohr; 340
> sonst ist die herbe Speise nicht für dich.
> Ein hartes Werk beginnen wir, und hart
> sind unsre Worte: denn auch Er war hart,
> auf den wir treffen und hart seine That.
> Wenn du dies Bändchen liesest, denk': es schreit
> in ihm unschuldig=ungerächtes Blut.

Und am Ende des Buchs sagt er:

> Hassen, o Leser, kannst du mein Buch nicht; nur den Tyrannen
> kannst du hassen und mußt, wer du vom Volke auch seist.

340 Demosthenes im wirklichen Feldzuge gegen seinen Feind sehen, da sein Freund, der gerechte und edle Sickingen des Schwäbischen Bundes Haupt war. Hier bemerken wir nur, daß die Stimme, die sich jetzt für ein ungehörtes Bruderblut erhob, bald zu Kaiser und Reich über allgemeinere Angelegenheiten rufen sollte, und sich an einem so sonderbaren tragischen Familien=Vorfall zum Voraus
341 gleichsam nur üben muste. — In diesem Jahr 1515 starb Hutten auch sein Freund, Erretter und Beförderer, von Stain, und nun ging seine zweite Laufbahn an.

*
* *

Schon sein Gespräch gegen Ulrich: Phalarismus, Dialogus Huttenicus, hatte er mit dem Wort geschloßen, das nachher auch in andrer Absicht sein Wahlspruch werden muste: jacta est alea! ich habs gewagt! Schon diesen Dialog endete er mit den Worten: exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! Und nun drang ihm die Beklemmung, in der damals die Ehre und das Licht Deutschlands, ein verdienter Mann von mehr als Einer Seite, Reuchlin, war, zu Herzen: er machte sich mit seinem Schul= und Busenfreunde Crotus auf, ihm gegen den Ketzermeister Hochstraaten und mehrere Fakultäten privilegirter Verfolger, die rechtlich wüteten, durch ein Mittel zu helfen, das mehr als eine Deduktion wirkte, er
342 schrieb die Epistolas obscurorum virorum. Daß Crotus daran Theil gehabt, ist unläugbar; sie aber deswegen, weil Crotus mitgeholfen, dem Hutten ganz absprechen zu wollen, ist eben so unnoth, als sie gar dem Erasmus zuzuschreiben, der unter allen Sterblichen sie wohl am wenigsten schreiben wollte.

Kurz, diese Schrift Huttens überwand für Reuchlin mit. Sie traf so scharf, schied Mark und Bein, stellte die Pfefferkorne,

---

Hassenswerth ist die That, und hassenswerth, der sie übte;
aber verdienet der, der sie verkündiget, Haß?
Redlich für die Sache.
Hutten.

Ortuini und alle ihres Gelichters so ganz dar, daß es weiter keines Läugnens bedorfte. Unglaubliche Würkung machte diese Schrift, als sie erschien; auch auswärtige Nationen schätzten sie, obgleich für sie die feinste Spitze des Salzes verlohren gieng: denn das Deutsch-latein, die deutschen Mönchsgelahrten Sitten, sind in ihr das Hauptwerk; eine Nationalsatyre voll Geist, Feuer, Witz und äußerst genauer, treffender Detailwahrheit. d)

Endlich endigte Sickingen was Hutten angefangen hatte, und 343
sprach mit diesen Leuten, wie man mit ihnen reden mußte. Sie krochen zu Kreuz, und Reuchlin hatte in seinem Alter Ruhe. —
Der Bruder Ketzermacher, Hochstraten, gegen den auch in Luthers 344
Schriften die Deutsche Wahrheit zu lesen ist, soll einmal Hutten in den Niederlanden begegnet, ihm vor Schrecken und Angst zu Fuße gefallen seyn und seine arme Seele schon allen Heiligen mit dem Stoßseufzer empfohlen haben: „Leben wir, so leben wir dem Herrn ꝛc." „An dir verunreinige ich mein Schwerdt nicht," sagt Hutten, und ließ ihn gehen.

* * *

d) Ob diese Briefe, und mehrere Huttensche Gespräche, die in der Sammlung Pasquillorum l. 2. Eleutherop. 1544. stehen, Pasquille oder 343
Satyren sind? muß nicht aus dem Geist unsrer, sondern der damaligen Zeit entschieden werden. Wie manches, selbst in den Schriften Luthers und Erasmus würde jetzt nicht geschrieben! Daß Hutten aber, wie Bayle vermuthet, wenn er noch dreissig Jahre gelebt hätte, ganz Europa mit Pasquillen würde überschwemmet haben, glaube ich nicht. In allen seinen Schriften zeigt sich oft zwar ein hitziger und brausender, nie aber ein unedler Geist, und daß in Huttens, wie in des freilich vorsichtigern Erasmus Schriften viel Attischen Spottes sei, ist unläugbar. Nur weil Hutten die Sache, die er trieb, so tief zu Herzen nahm, war sein Salz scharf; er wollte nicht etwa nur vergnügen, sondern ändern, beßern, zuletzt auch rächen; und dann hat leider von selbst der Spott ein Ende. Sein vir bonus, seine intercessio pro Capnione, der Heroische Gesang in triumphum Jo. Reuchlin, seine Schriften an den Kaiser, seine Germania, sein Arminius sind voll der wärmsten, edelsten Stellen; und überhaupt gehöret nicht jede Production der Erde in die Zeit und Stunde, in der sie erscheinet?

Als Hutten zum drittenmal aus Italien kam, war sein Ruhm
in der schönsten Blüthe. Da jauchzten ihm alle Freunde der Wis=
senschaften zu und priesen ihn, den siegenden Reuchlinisten.
Erasmus lobte ihn als einen Mann, desgleichen nicht gewesen:[e])
345 seine Freunde, insonderheit der redliche Pirkhaimer, (Nürnbergs
verdienter Patricius, Dürers und aller Guten Freund,) empfahlen
ihn Maximilian, der ihn in Augsburg mit eigner Hand zum Dich=
ter mit einem Kranze krönte, den seines Freundes Pirkhaimers
346 Tochter ihm gewunden hatte. Hier war er mit im Gefolge des
Kurfürsten von Mainz auf dem Reichstage, hatte gute Hoffnungen
zu des Kaisers Hofe, und seine Jugendphantasie träumte lebhaft,
„was er ausrichten, vollenden würde!“ Man lese den langen
Brief, den er an Pirkhaimer schrieb, als dieser ihm die Einsamkeit
auf seinem Fränkischen Ritterschloße anrieth. Burkhard, ein um
Hutten sehr verdienter Mann, hat diesen Brief herausgegeben und
commentirt; er zeigt, daß, ohngeachtet seiner schwächlichen Gesund=
heit, Hutten damals noch Alles lachte. Da schrieb er wie in einem

---

e) Auch Huttens erklärter Feind könnte die ungemeine Lebhaftigkeit,
Stärke und Biegsamkeit seinem Lateinischen Styl nicht absprechen. In Re=
den, selbst den heftigsten Reden, in Gesprächen, Briefen, Gedichten, und
344 zwar in Gedichten mehrerer Gattung ist dieser jedesmal, was er Ihm seyn
sollte. Den Livius stellte er, vermehrt, aus einer gefundenen Handschrift
her; und jede Beute der schönen und nützlichen Litteratur lag ihm am Her=
zen. Sein Streit gegen das Papstthum war auf Geschichte gegründet,
und er gieng hierinn rein zu Werke; auch hatte er Anfangs auf Luther
nicht die mindeste Rücksicht. Er, wie Luther, hatte den Funken, der sie
anglühte, aus Italien selbst geholet. Zu läugnen ist indessen nicht, daß in
dieser Flamme, auch ohne die mindeste Religionsabsicht, bei Hutten mitunter
ein wildes Feuer brannte; und dieses war, auch seine Jahre abgerechnet,
der Rittergeist seiner Zeiten. Er war ein Fränkischer Edelmann, im
Kriege frühe gebildet; er glaubte, wie mit dem Schwerdt, so auch mit der
Feder kämpfen und sich auf gleichgetheiltes Licht, auf einen offenen, freien
Kampfplatz verlassen zu können. Leider aber war dies der Fall nicht. Er
kämpfte mit einer unsichtbaren, weit überwiegenden Macht, und mußte
erliegen.

Feuerstrom die Rede: Ad principes Germaniae, ut bellum Turcis invehant, Exhortatoria, in der, so viel dem Kaiser am Inhalte lag, doch einige zu warme Stellen weg mußten. Damals lebte der Hof und was sich am Hofe Maximilians und Alberts für Deutschland thun ließe, in seiner Seele: jede Blüthe irgend eines schönen Genies, in welcher Nation sie auch aufspriessen mochte, Budäus, Oecolampadius, Pirkhaimer, Faber, Erasmus, Copus, Ruellius, vergnügte 347
ihn so lebhaft, als ob alle diese Männer seine Brüder, Mitarbeiter zu Einem Werke, wären. — Das wahre Kennzeichen umfassend-großer Seelen! An Luther, der damals vor Cajetan zu Augsburg stand, nahm er noch nicht Theil, vermuthlich weil er seine Sache nur als eine theologische Streitigkeit ansah, und ihn noch nicht kannte. Daß indessen schon damals in Hutten die ganze Flamme gelodert, die ihm späterhin Luthern so theuer machte, zeigt die lange Dedikation, womit er des Laurentius Valla Schrift: „über die erlogne Schenkung Konstantins“ dem Papst Leo selbst zu übergeben sich getraute. Ein rechter Jugend-Helden- oder Eulenspiegelstreich in Huttens Leben. Er thats mit so vielem Lobe dieses, und mit so bitterm Tadel des vorigen Papstes, dabei auch mit einem so lauten Geschrei für die Freiheit der Deutschen gegen des Papstes Ansprüche, daß er sich entweder das größte Wunder zutrauen, oder den bittersten Haß des Papsts erwarten mußte. Den er denn auch froh erwartete; nur daß er sich an Albert, am 348
Kaiser, an den Fürsten und Ständen des Reichs desto mehr irrte, und für seine gute, wahre, gerechte, gerecht anerkannte Sache von ihnen viel zu viel hoffte.

Hutten bahnte also Luthern unwissend den Weg, und half ihm nachher, da er ihn kannte, treulich. Nur lief es freilich nicht nach Huttens Sinne.[f]) Der Kaiser starb: Hutten folgte dem Kur- 349

---

f) Luthers Aussprüche von Hutten zeigen von dem grossen Verstande des biedern Mannes, und wie besser Er, als Hutten, die Welt kannte. Huttenus et multi alii fortiter scribunt pro me, et parantur in dies can-

fürst Albert nach Mainz, wo er in Ruhe des Hoflebens einige seiner besten Dialogen verfertigt hat; aber dies Leben war am Ende für ihn nicht. Lieber gieng er mit Sickingen gegen den Herzog Ulrich zu Felde, zog drauf auf sein Schloß Stackelbergk, und vollendete seine Dialogen über Glück, Fieber und Papstthum. Dies letzte Gespräch hieß: „Die Römische Dreifaltigkeit“ und es ist unbegreiflich, wie dasselbe nicht blos in Mainz öffentlich gedruckt werden, sondern auch der Verfasser nachher frei am Mainzischen Hofe und in Gnade des Kurfürsten seyn konnte. Freilich nicht lange: denn bald kam der schärfste Befehl aus Rom, „daß ein so „frecher Sünder, als Hutten, gegen den die Theologisten in Kölln „längst die Bulle wegen der Epistelu obsc. vir. in Händen gehabt, „und der fortführe, von der Römischen Dreieinigkeit selbst in
350 „Mainz zu schreiben, nichts anders, als in Ketten nach Rom „geführt zu werden, verdiene.“ Zu diesem edeln Werke ward nun Alles mit aller Schärfe aufgeboten, und Hutten hatte keinen Beschützer. Albert konnte und dorfte dies nicht seyn: zum Erzherzoge Ferdinand schrie Hutten laut, aber vergebens: noch lauter an Kaiser Karl, an die ganze Deutsche Nation; vergebens. Er hatte Herz gnug an Kaiser Karls Hof nach den Niederlanden selbst zu gehen, aber umsonst: er fand kein Gehör: Dolche, Meuchelmörder, Ketten und Banden erwarteten ihn allenthalben. Und immer blieb Hutten unerschüttert derselbe. Man schaudert, wenn man seine Briefe, Reden und Auffoderungen an Ferdinand,

---

tica, quae Babilonem istam parum delectabunt. — Hutten literas ad me dedit, ingenti spiritu aestuantes in R. Pontificem, scribens se iam et literis et armis in tyrannidem sacerdotalem ruere — — Quid Huttenus petat, vides; nollem vi et caede pro evangelio certari. Melanchthon, nach seiner Gemüthsart fürchtete Hutten. Ut virum magni facere et admirari propter doctrinae eruditionem et praestantiam ingenii, sic ab illius natura vehemente et excelso animo et voluntate ad novas res propensae
349 non nihil timere P. Melanchthonem licuit animadvertere, sagt Camerarius im Leben Melanchthons. Dies alles war in seiner Ordnung.

Karl, Albert, Friedrich von Sachsen, an alle Stände des Reichs lieset. Hier erscheint Deutschlands Demosthenes in seiner Größe. Wahrheit, Freiheit, Stand, Ruhm, Noth, Vaterland, Alle läßt er sprechen, rufen, klagen. Die fünf Klagschriften sind ins Deutsche übersetzt, mit dem Beiwort: „ein großes Ding die Wahr- 351
„heit! stark über Alles!“ Er hätte aber lange rufen können, wenn ihm nicht sein alter ungerufener Freund, Franz von Sickingen, ein Mann, dessen Name Deutschland zu den edelsten Römern stellen kann, wenn der ihm nicht mit gewohnter Hand Schutz und Freistadt gegeben hätte. Hier leider! geht der dritte Theil von Huttens Leben an, und Gottlob, daß dieser nicht lange dauret.

* * *

In seines Freundes Sickingens Schloß, Ebernburg am Main, fand Der also eine Freistadt, der sie nirgend, auch auf seinen eignen Gütern nicht mehr fand. Nach Frankreich ward er geladen, aber er wollte Deutschland nicht verlassen, dessen Sache er jetzt eben am eifrigsten, fröhlichsten, freisten forttrieb. In Ebernburg schrieb er: „die Anzeige, wie sich allweg der Papst gegen den Kaiser gehalten“: er commentirte die Bulle des Papsts gegen Luther mit Noten, schrieb neue Dialogen, Invectiven, Aufmunterungen, 352
Aufweckungen, Briefe, „Beklagung der Freistädte teutscher Nation, „lebendige Abkonterfactur des Pabstthums u. s. w.“ jedes Stück immer stärker, lebendiger, mächtiger, wahrer als das was vorangieng. Jetzt schlug er sich zu Luther, munterte ihn auf, bot sich und seinen Sickingen zu allem an. Schon dieses Sickingen wegen wird dieser Theil von Huttens Leben und Schriften außerordentlich merkwürdig. Allemal wenn er an ihn denkt, wenn er ihn nur in Einem Wort, Einer That anführet, sieht man den ganzen Biedermann vor sich. Ihm und dem großen Haufen des deutschen Volks zu gut schrieb Hutten jetzt deutsch, übersetzte seine besten lateinischen Gespräche für seinen Freund Sickingen, der sich auch Luthers Schriften beim Abendessen und müßigen Stunden vorlesen ließ, und

denn gewöhnlich wahre Ritter-Worte drauf setzte. Höre man eine Zueignung Huttens an ihn, in der beide geschildert werden, wie sie waren:

353 „Dem edlen, hochberühmten, starkmüthigen und Ehrenvesten „Franz von Sickingen, Kais. Majest. Rath, Diener und Haupt„mann, meinem besondern vertrauten und treflichen guten Freund, „entbeut ich Ulrich von Hutten meinen freundlichen Gruß und „willigen Dienst."

„Ohn Ursach ist das Sprüchwort: in Nöthen erkennt man den „Freund, nicht in Gebrauch kommen. Wahrlich darf niemand sagen, „daß er mit einem Freund verwahret sei, er hab ihn denn in „seinen nothdürftigen anliegenden Sachen, dermaßen daß er ihn „inwendig und auswendig kenne, versucht und geprüft. Wiewohl „nun der glückselig zu achten, dem nie vonnöthen ward, einen „Freund dieser Gestalt zu probiren, mögen doch auch sich die der „Gnaden Gottes berühmen, so in ihren Nöthen beständige und „harthaltende Freund' erfunden haben. Unter welchen ich mich denn „nicht wenig Gott und dem Glück zu bedanken hab. Denn als ich „auf das äußerst an Leib, Ehren und Gut von meinen Feinden
354 „genöthigt, so ungestümlich, daß ich kaum Freund' anzurufen Zeit „gehabt, bist Du mir nicht, als oft geschieht, mit tröstlichen Worten, „sondern hülftragender That begegnet, ja mag ich, als das Sprüch„wort ist, sagen, vom Himmel herab zugefallen — Der nicht „geachtet, was ein jeder von meinen Sachen rede, sondern sie an „ihr selbst Gestalt beherzigt. Hast dich nicht durch Schrecken meiner „Widerwärtigen von Verfechtung der Unschuld abziehen lassen, „sondern aus Liebe der Wahrheit und Erbarmnüß meiner Verge„waltigung für und für über mir gehalten. Und da mir aus „Größe der Fahr die Städt verschlossen gewest, alsbald deine Häuser, „die ich aus der und andern Ursachen Herbergen der Ge„rechtigkeit nennen mag, aufgethan, und also die angefochtene „und verjagte Wahrheit in die Schoos deiner Hülf empfangen, und „in den Armen deiner Beschirmung gar kecklich gehalten. Daraus

„denn gefolgt, daß ich in meinem Fürsatz, den auch Du ehrbar und 355
„redlich nennest, nicht wenig gestärkt, alle Gelehrten und Kunst-
„liebenden D. Nation sich in Freuden und Frolocken erhaben, und
„gleich als nach einem trüben Wetter von der Freudenreichen Sonne
„erquickt worden. Dagegen die boshaftigen Kurtisanen und Ro-
„manisten, die mich verlassen gemeint, und derhalben nahet einen
„Triumph von mir geführt hätten, da sie gesehn, daß ich mich an
„eine veste unerschütterte Wand gelehnt hab', ihren Stolz
„und Uebermuth gegen mir etwa niedergelassen, sich fast ingethan
„und kleines Lauts worden. Für solche deine Wohlthat dir gnug-
„samen Dank zu sagen, hab' ich nicht Mangel an Gemüth und
„Willen, sondern am Glück und Vermögen. Wird mir aber je
„eine bessere Zeit erscheinen, und sich Aenderung des Glücks (als
„denn meine freie Hoffnung zu Gott ist) begeben, will ich dir
„allem Vermögen nach u. s. f. auch

Wo etwas meine Schrift vermag 356
Dein Lob muß sterben keinen Tag.

„Denn ohn Schmeicheln und Liebkosen zu reden bist Du, der zu
„dieser Zeit, da jedermann bedäucht, deutscher Adel hätte etwas
„an Strengheit der Gemüther abgenommen, dich dermassen erzeigt
„und bewiesen hat, daß man sehen mag, deutsch Blut sei noch
„nicht versiegen, noch das Adlich Gewächs deutscher Tugend ganz
„ausgewurzelt. Und ist zu wünschen und zu bitten, daß Gott
„unserm Haupt Kaiser Karlen deiner tugendhaftigen unerschrocknen
„Muthsamkeit Erkänntniß ingebe, damit er dich deiner Geschicklichkeit
„nach in hohen treflichen seinen Händeln, das Römisch Reich oder
„auch ganze Christenheit betreffend, so mit Rath und der That brauche.
„Denn alsdann würde Frucht deiner Tugend zu weiterem Nutz
„kommen. Fürwahr einen solchen Muth sollt man nicht ruhen noch
„inwendig Bezirks kleiner Sachen gebraucht werden lassen. Aber 357
„ich hab mir nicht fürgenommen, in dieser Vorred dein Lob zu be-
„schreiben, sondern einmal meinem Herzen, das gesteckt voll guter
„Gedanken und freundlicher Gutwilligkeit ist, Luft zu geben. Schenk

„dir zu diesem neuen Jahr die nachfolgende meiner Büchlein, und „wünsch dir damit nicht, als wie oft unsere Freunde pflegen, eine „fröliche sanfte Ruh, sondern große, ernstliche, tapfere und arbeit„same Geschäft, darinn du vielen Menschen zu gut, dein stolzes „heldisch Gemüth brauchen und üben mögest, u. s. 1521."

So war Freund zu Freund. Seit Hutten bei diesem Freunde war, schrieb er fürs Volk, hie und da auch in Volksreimen. Wenn sie uns Knüttelverse dünken, so waren sies damals nicht: sie waren Verse, die das Volk lesen und behalten sollte; daher besetzte er hie und da auch andre seiner Werke mit solchen Reimen.

Die Wahrheit ist von neu gebohren,
Betrug hat seinen Schein verlohren,
358 Deß sag Gott jeder Lob und Ehr
Und acht nicht förder Lügen mehr.
Ja, sag' ich, Wahrheit war verdrückt,
Ist wieder nun hervorgerückt,
Deß sollt man billig genießen lon,
Die dazu haben Arbeit gethon.
Die faulen Pfaffen lobens nit — —
Ach fromme Deutschen haltet Rath,
Da's nun so weit gegangen hat,
Daß nicht geh wieder hinter sich.
Mit Treue hab's gefördert ich,
Und begehr deß anders keinen Genieß.
Denn — wo mir g'schäh deßhalb Verdrieß; —
Daß man mit Hülf mich nicht verläst,
So will ich auch geloben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer lahn,
Das soll mir bieten ab kein Mann.
Auch schafft, zu stillen mich, kein Wehr,
Kein Bann, kein' Acht, wie fest und sehr
Man mich damit zu schrecken meint.
359 Wiewohl mein' fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hatt g'fangen an,
Gott woll sie trösten! Es muß gahn,
Und sollt es brechen auch fürm End,
Wills Gott, so mags nicht werden gwendt.

Drum will ich brauchen Füß und Händ'.
Ich habs gewagt!

Ich weiß, fängt er in der Beklagung der Freistäte Deutscher Nation an:

Ich weiß, ich werd noch Lands verjagt,
Um daß ich solchs nicht schweigen kann,
Und nehm des Dings allein mich an.
Doch ist es wahr; und ist nicht recht,
Daß man woll machen krumm zu schlecht. —

Die traurige Weißagung ward bald erfüllet. Das Jahr darauf fiengen Sickingens Sachen übel zu gehn an, und 1523 im Mai starb der edle Held auf folgende unwürdige Weise:

Sickingen hatte einen Zug zu thun gegen den Herzog von 360
Lothringen, Erzbischof von Trier, Kurfürst von der Pfalz, Landgraf von Hessen. Ein Ritter gegen die Fürsten des ganzen Rheins. Er war alt, mit Gicht behaftet, konnte nicht mehr aufs Pferd, mußte in einem Seßel getragen werden, und da rotteten sich gegen den alten Löwen ein Haufe andrer Thiere. Höre man ihn selbst, wie er redet:

„Mein lieben Brüder und Nachbarn, warum kommt ihr wider „mich zu fechten und streiten? Nun bin ich doch mit euch dran. „Ich begehr euch zu erlösen von dem schweren entchristlichen Joch „und Gesetz der Pfafheit, und zu evangelischen lichten Gesetzen „und Christlicher Freiheit zu bringen. So wollt ihr das nicht „leiden, thut, als der den fallenden Siechtag hat, will nicht, daß man „ihm helf, daß er nicht verderbe. Denket, daß ihr wider Christum und „sein Evangelium streitet und nicht wider mich. Um des Evangeliums 361
„willen will ich den Tod nicht fliehen. Gotts Will geschehe. Amen."

Dem Adel, den obige Fürsten gegen ihn erregt hatten, schrieb er: „O vesten, edlen, lieben Mitbrüder, wollt Gott, ihr hätt „euch baß bedacht! Warum zieht ihr wider Euch, Eure Kinder und „Kindskinder? Warum zerreißet ihr Eure Freiheit und wollt Knecht' und Gefangene der Beschornen seyn? Denkt ihr nicht, wenn Franz

„überwunden wird mit seinem Anhang, wie man darnach Euch
„wird ein Zaum und Biß in das Maul legen und Euch führen,
„wo N. hinwollen? Ihr wollet denen helfen, die den deutschen
„Adel verderbt haben mit Lügen, eure väterliche Güter an sich ge-
„zogen, als sind die beschoren Knaben, die Stift und Klöster. Ihr
„und die Euren mangelt: sie leben im Saus, verthun das Eure
„mit Huren, Hoffart, Vollerei, Büberei; wollt ihr Euer Leben
„für die setzen? Ja sie wollen unsre Seelen auch verderben, so
362 „sie uns das Evangelium Christi und Wort Gottes nicht lassen
„predigen, auch selber nicht predigen, und ertränken unsre Seelen
„mit ihren eignen Träumen, Fündlein, Gesetzen und Lehren, gleißen-
„den Worten. Wollt Gott, daß ihr der Sach noch nachgedächtet, so
„werden ihr Francisco N. beistehn. Gotts Will gescheh, Amen.
„All Sieg von Gott." So dachte Franz: dafür stritt er. Da
ward er in seinem Alter von vier Fürsten und einem großen Rott
Adels in seinem Schloß Landstein zuletzt umringt, von einer Kugel,
die sie ins Schloß schossen, auf der Mauer getroffen, lebte noch
24 Stunden, hörte die Fürsten und Herren alle sehr freundlich zu
ihm sprechen, und starb. Als Luther von seinem Tode hörte,
wollte ers zuerst nicht glauben. Da die Nachricht sich bestätigte,
ward er tiefsinnig und brach aus: „Der Herr ist gerecht, aber
„wunderbar. Er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwert
363 „helfen." Wie alle Guten den Tod dieses Mannes betraurt haben,
bedarf keines Worts. Er war und fiel wie Brutus. Und nicht
um ein Phantom politischer Freiheit fiel er, sondern um Wahrheit,
Licht, Recht, Billigkeit, den Gebrauch und Genuß der edelsten
Güter des Menschengeschlechtes.

Die meisten Aufklärer des südlichen Deutschlands, aus dem wie bekannt ist, in den Hülfswissenschaften das meiste Licht ausgieng, hat er geschützt, ernährt, beherberget, verfochten: Aquila, Patricius, Bucer, Schwebel, Reuchlin, Oecolampadius. Luthern selbst lud er mehr als einmal zu sich ein; sein Freund Hutten hat ihn nur drei Monathe überlebet.

Mit gebrochnem Herzen gieng dieser der Schweiz zu, Rettung
zu suchen; fand aber unterwegs zum Unglück noch einen ehemaligen
Freund, der ihm völlig das Herz brach. Erasmus war eben auch
zu Basel; der scheuete und verläugnete nun nicht blos den armen,
vertriebnen, oder wie er sich ausdrückte, schäbichten Edelmann, den 364
er vormals zum Himmel erhoben hatte;[g]) sondern wollte auf der

g) Quod Hutteni colloquium *deprecabar*, non invidiae metus tantum in caussa fuit; erat aliud quiddam, quod tamen in *spongia* non attigi. Ille *egens et omnibus rebus destitutus* quaerebat *nidum aliquem, ubi moraretur*. Erat mihi *gloriosus ille miles cum sua scabie in aedes recipiendus*. So schrieb Erasmus an Melanchthon; und zu eben der Zeit an einen andern: Fuit Huttenus paucorum dierum hospes: interim nec ille me adiit, nec ego illum. Et tamen si me convenisset, non repulissem hominem a colloquio. Den Brief, den Erasmus an Hutten den Tag vor Ostern 1523. schrieb, kann man bei Wagenseil (Hutten. opp. Lips. 1783. S. 328) den Brief, den er an den Zürcher-Rath unterm 10. Aug. 1523. also wenige Tage vor Huttens Tode schrieb, kann man in Schubarts Ulrich von Hutten S. 146. lesen. Im letzten warnt er den Rath, und zwar eines Büchleins wegen, das Hutten gegen ihn schreibe (und Erasmus noch nicht gesehen hatte,) vor dem verbannten, äußerst dürftigen, Todkranken Manne als dem gefährlichsten Ruhestörer. Er will es ihm zwar nicht „verbunnen, daß die Gütigkeit des Zürcherraths ihn dort liesse wohnen“, räth
den Herren aber sehr an, „seinen Muthwillen ein wenig zu zähmen, 365
damit würden sie nicht sowohl ihm, als andern Künsten, die dadurch befleckt sind, einen grossen Dienst und Nutzen beweisen.“ Hutten bat sich Erasmus Schreiben noch unterm 15. Aug. zur Verantwortung aus; und den 29. Aug. starb er. Ein Zürcher Gelehrter sollte Erasmus Briefe an Zwingli bekannt machen, in denen um diese Zeit gewiß auch von Hutten manches vorkommen wird. Tantae animis coelestibus irae! —

Rückst du dem Unglückseligen noch sein trauriges Schicksal
Vor, als wäre das Glück, wäre der Zufall ein Gott?
Ward Aeneas nicht auch und Ulysses lange verfolget?
Und war Jener und Er nicht ein rechtschaffener Mann?
Der du das Unglück nur als Schuld betrachtest, o fürchte,
Daß auch Deiner sich einst Niemand im Leiden erbarmt.

Hutten.

365 andern Seite gegen Huttens Freunde auch nicht sein Feind heißen, schob
es auf Huttens Krankheit, daß er ihn nicht gesprochen, u. s. w.
Da trat Hutten auf und expostulirte öffentlich mit ihm, daß das
366 Alles Lug und Trug sei; er sei täglich ausgegangen, habe auf
dem Markt mit Jedem Stundenlang gesprochen, Erasmus habe ihm
die Thür geschloßen, u. f. Als Erasmus hörte, daß die Expostu-
lation unter der Preße sei: kam er zurück, streichelte Hutten, wun-
derte sich, sprach von alter Freundschaft, rückte ihm sein nacktes
Elend auf, hatte gar Herz gnug, einem Verlaßenen und Vertrie-
benen zu drohen; aber Hutten kehrte sich dran nicht. Die Ex-
postulation erschien, und nun kam Erasmus, mit einem höflichem
Schwamm (Spongia) den Flecken abzuwischen. So leicht ließ sich
dies aber nicht thun; Luther, Melanchthon ꝛc. haßten den Schwamm
und sagten, er habe nicht blos Hutten, sondern das ganze Luther-
thum mit Koth besprützen wollen: denn nun sollte es das Luther-
thum gewesen seyn, das dem Erasmus und den Musen ihren
Freund geraubet. Was das Aergste ist, haben Einige gar ge-
367 glaubt, Hutten sei an diesem Schwamm, (den er vielleicht nicht
einmal mehr gesehen,) erstickt; Er, der an viel härterer Speise
nicht zu ersticken pflegte, ja dem, wenn er länger gelebt hätte,
dieser Schwamm wohl zu statten gekommen wäre.

Ein Höherer entriß ihn dem Bann und der Acht, offenen Feinden und falschen Freunden; er starb End' Augusts 1523 im 36 Jahr seines Alters. Ufnort heißt die kleine Insel im Zürchersee, wo er im Gebiet des Zürcher-Raths Schutz und bei einem armen Pfarrer Pflege, Aerzung fand, und Ruhestätte. Schiffe hinüber, reisender Jüngling, und suche sein Grab und sage: „Hier „liegt der Sprecher für die Deutsche Nation, Freiheit und Wahr-

Melanchthon dachte hiebei billiger und gerechter. Als der Poet Nachtigall (Luscinius) den todten Hutten mit Versen verfolgte, sagte er auf ihn die Verse:

Der du, o Grausamer, noch unglückliche Leichen zerreißest,
Nenne dich Nachtigall nicht, nenne dich Geier hinfort.

„heit, der für sie mehr als Sprecher seyn wollte.“ Eine Grenzinsel hat ihm ein unbekanntes Grab gegeben.

*
* *

Das unbekannte Grab wäre nun zwar ein so grosses Uebel nicht; vielmehr ist dieses in der Ordnung. Auf marmorne Denkmale müssen die Guten und Edeln keiner Nation rechnen. Mußte 368
im siebenjährigen Kriege nicht ein Ausländer kommen, und in der Stadt, wo Leibniz liegt, nach Leibniz Grabe fragen? Und Niemand wußts, als ein alter Küster, der es ihm, wie der Todtengräber eines Bettlers Grab, mit glattem Steine zeigte. Dem verbanneten Hutten ist die Todesstäte selbst, die Insel auf dem Zürchersee, sein Ehrendenkmal.

In anderm Sinn aber möchte ich Luthers Wort wiederholen: „Wir Deutsche sind Deutsche!“ nämlich: Auch Huttens Schriften sind verstoben: in drei Jahrhunderten hat niemand sie noch gesammlet. Viele haben Hand angelegt, sie herauszugeben; immer aber kam ein böser Zufall dazwischen. Und da die meisten nur einzelne Bogen und kleine Stücke sind, viele auf Sickingens Schloß gedruckt, von Feinden zerrissen, (sein Bild hatten die Karthäuser zu Schlettstadt zu einem Gebrauch angewandt, dafür sie 369
1000 Goldgülden, A**geld, an Sickingen erlegen musten; so ists gerade, als ob sie ganz aus der Welt wären. Und so sind unsres Landsmannes, Mitreformators, Freiheitredners, des Demosthenes unsrer Nation Schriften grossentheils im Staube geblieben.

Und was fehlte Huttens Schriften, daß man sie nicht aufleben ließe und erhielte? Als Beiträge zur Reformation hat man ja die schlechtesten Lumpen gesammlet, von Wiedertäufern, Kritikastern, und Helfershelfern; hier ist ein Reformator selbst, der in seinem Fache eher als Luther begann, und ihm nachher so treu half, so manches für ihn ausrichtete, so viel für ihn litt! Will man einen schönen Lateiner? Wer schreibt schöner,

kräftiger, und blühender Latein, als Hutten? Erasmus und Melanchthon haben ihn deßhalb beneidet, die Italiener geschätzet, alle freie und heitere Musenfreunde geliebet. Soll also dieser edle Lateiner, eine Blüthe des wiederkehrenden Geschmacks so gut als untergegangen seyn und ferner im Staube modern? — Will man endlich einen Mann von Genie, von Ge-
370 fühl, von edlem starkem Triebe, einen Mann von Laune, Satyre, Salz? man beklagt, daß gegen Ausländer Deutschland deren nicht gnug habe — und man wollte Hutten vergessen? Vermuthlich soll wieder ein Franzose, ein Italiener kommen, und uns seine Schriften, wie die Schriften unsres Leibnitz sammlen?

Tritt auf, Mann und Jüngling, der werth ist, Huttens Gebeine zu wecken! Mehr als ein Verleger würde die Hand bieten, alle guten Jünglinge sich einige Groschen zum Kauf oder zur Pränumeration ersparen, und in 2, 3 Bändchen bekämen wir unsern Hutten. Wäre dies Blatt so glücklich in die Hände dessen zu kommen, der bereits eine gute Sammlung gemacht hätte und sich mit andern über das vereinigen wollte, was ihm an Huttens Schriften etwa noch fehlet; wie würde ich mich freuen, daß ich zu diesem Werke geholfen!

*
* *

Hutten schrieb an Luthern einmal: „Dein Werk, heiliger Mann, „ist aus Gott, und wird bleiben: meins ist menschlich und wird „untergehn." Die Worte erschüttern, eben weil sie so wahr sind.
371 Huttens und Sickingens Werk gieng unter. Es war damals ein Zeitpunkt, daß Deutschland andre Gestalt gewinnen konnte: mehrere Gute strebten; es sollte nicht seyn: die Vorsehung hatte es anders beschlossen: sie giengen im Schiffbruch unter: sie erloschen wie Sterne in dunkler Nacht. Aber bei wem, als Undankbaren, sollte ihr Andenken erlöschen? Liegt in ihrem Untergange sammt Dem, Was sie und Wie sie es wollten, nicht eben die größte Lehre?

Huttens Schatte, sei mir gegrüßt! Du Asche des Dichters,
Dem eine Insel im See endlich die Ruhe gewährt,
Sei mir gegrüßet, o Freund. Das hast du dir mühend errungen,
Ruh' im Grabe. Wohlan! gieb sie dem Todten, o Grab.
Nimm die Veilchen, die hier ich dir streue, nimm auch die Thränen,
Tapfrer Ritter! Der Tod, Er nur gewährte dir Glück.
Glücklich im Tode bist du; du siehst die größeren Uebel
Deines Landes nicht mehr, (dem du, ein Rächer, erschienst;) 372
Seit ein höheres Vaterland, der Himmel, dich aufnahm.
Doch auch auf Erden erwächst, Jahre nach Jahren, dein Ruhm.
Enkel werden dich einst, dich, glückliche Asche, verehren;
Und so leb' ewig wohl, ewig, o Redlicher, wohl.

Petr. Lotich.

Nachschrift.

Der Wunsch, den ich in diesem Andenken Huttens vor siebzehn Jahren geäußert hatte, seine Schriften gesammlet und sein Andenken lebend erhalten zu sehen, schien im Jahr 1783 eine glückliche Erfüllung zu erreichen. Der erste Band von Huttens Werken (Vlrici ab Hutten opp. T. I. ed. Christ. Jac. Wagenseil, Lips. 1783) erschien; und da er sehr merkwürdige, abwechselnde, schön geschriebene Briefe dieses Mannes enthielt: so war kaum zu zweifeln, daß nicht auch seine sinnreichen Gespräche, seine Poesieen, endlich auch die Stücke seiner erhabnen, fortreißenden Beredsamkeit folgen würden. Aber, als ob der Unstern, der Hutten 373
im Leben begleitete, ihn auch im Grabe nicht verließe, erschien folgende Anzeige des Herausgebers.

An das deutsche Publikum.

Ich habe in der Michaelismesse 1783 den ersten Theil der Schriften Ulrichs von Hutten herausgegeben, in der festen Ueberzeugung, daß dies Unternehmen dem Publiko nicht anders als angenehm seyn könne. Mit wie mannigfaltigen Schwierigkeiten ich zu kämpfen hatte, bis ich Huttens Schriften zusammen brachte, die

man über 100 Jahre vergebens suchte, wie lang ich umsonst nach einem Verleger strebte, wie äußerst sauer mich die undankbare Mühe des Abschreibens ankam, — davon will ich nichts reden. Aber es ist Zeit, zu sagen, daß ich für Deutschlands Ehre drey Jahre vergebens gearbeitet, ohne Dank und Lohn gearbeitet habe, (denn die 2 Thlr. Buchhändler-Bezahlung, die ich beym ersten Theil erhielt, verdienen doch wohl nicht Belohnung zu heißen?) — Man lese das „Denkmal Ulrichs von Hutten" und man hat alles, was ich sagen kann, um die Erhaltung seiner Werke zu empfehlen, das er zur National-Angelegenheit machte. Ich hofte, man werde mit Wärme die Früchte seines treflichen Geistes aufnehmen, werde mirs danken, daß ich sie gesammlet habe; — aber
374 wie sehr hab ich mich betrogen! — So kalt, so nachläßig hat man den fadesten Roman nicht empfangen, als den edeln, deutschen Hutten. Ich sollte denken, wer nur seine Briefe gelesen hätte, müßte begierig seyn, auch die übrigen Schriften zu besitzen, die vielleicht in ganz Deutschland niemand vollständig hat. Unsre Aristarchen fandens nicht der Mühe werth, meine Ausgabe anzuzeigen; denn von etlichen kritischen Journalen, die ich lese, stund in der einzigen Meuselschen Historischen Litteratur eine kurze Recension. Die Ursache dieses Stillschweigens bin ich nicht fähig zu errathen.

Da der Verleger zur Fortsetzung nicht Lust bezeugt, so bleibt mir kein anderer Weg übrig, als mit dem Publikum selbst über diese Angelegenheit zu sprechen. — Huttens Schriften liegen zur Erscheinung beynahe ganz fertig, und sollen auch erscheinen, woferne entweder ein biederer Buchhändler sich zum Verlag der drey rückständigen Theile meldet, oder man mich auf andere Art, ohne Buchhändler Honorarium, zu unterstützen Willens ist. Im Gegentheil will ich mein Manuscript — nicht verbrennen, sondern für eine dankbarere Nachwelt aufbewahren, zum Zeichen, wie warm meine Zeitgenossen für die treflichsten Männer des Vaterlandes sorgen. Vielleicht, wenn ich lange gestorben bin, findet's einer, und aerntdet,

wo ich gesät habe, läßt sich die Arbeit bezahlen, die ich umsonst vollendete, für die ich oft auf jugendliche Freuden und manches andere Verzicht that.

Hutten starb Lebens unsicher, vertrieben, in Armuth fürs 375
Vaterland, schrieb für Deutschlands Freyheit, Religion und Aufklärung mit Demosthenischem Geiste, litt und starb für sie. Die edelsten seiner Zeitgenossen, Luther, Melanchthon, Peutinger, Pirkheimer und andre liebten ihn und schätzten seine Schriften: aber dritthalb hundert Jahre nach seinem Tode muß der Herausgeber derselben beinahe vor dem Publikum betteln, daß es den Mann nicht einer unverdienten Vergessenheit überlaßen soll. Es ist wahr, wie es in dem oben angefürten Denkmal heißt: „Vermuthlich soll wieder ein Franzose oder ein Italiener kommen, „und uns Huttens Werke, wie die Schriften unsers unsterblichen „Leibnitz sammeln!“ dann werden sie, wills Gott, schon gekauft werden.

Es ist dies eine Anfrage, an die Weisen und Guten der Nation! Halten sie's der Mühe nicht werth, meinen Wunsch, Huttens Werke ganz herauszugeben, zu begünstigen; — nun, so mag es unterbleiben, und der Himmel vergeb' es mir, daß ich nicht, indeß ich meine Zeit damit zubrachte, etwas gethan habe, wofür man mir lieber etliche Gulden bezahlt und mich vielleicht mit grossem Beyfall gerühmt hätte. Sollt ich aber auf irgend eine Art zur Fortsetzung unterstützt werden; so ersuch ich den Biedermann, der sich für mich und meinen Hutten intereßiren will, sich
schriftlich deßhalb an mich zu wenden. Sein Vorschlag könnte leicht 376
in einem Journal stehen, das ich nicht zu sehen bekäme. Sollte sich bis zu Ende des jetzigen Jahrs niemand finden, so will ich es sodann in den Zeitungen anzeigen.

Wagenseil
Gelehrter zu Kaufbeuern.

Was ist hiernach zu sagen? Wird eine zweite Aufmunterung bewirken, was die erste nicht bewirkt hat? Vielleicht; und der für Hutten gutgesinnte Herausgeber würde sich sodann gewiß bestreben, auch durch die dem Werk nöthigen Erläuterungen ihm allen den Eingang und Nutzen zu verschaffen, ohne welche dergleichen Schriften doch nur alte Reliquien bleiben. Vielleicht bekommen wir wenigstens die schönsten Arbeiten Huttens, seine Gespräche; und so hätten wir mit diesen und den Briefen schon viel. Bis endlich, vielleicht unversehens, ein Hutten selbst sich seines tapfern biedern Vorfahren annimmt, und die Kleinigkeit daran wendet, die Werke desselben dem Staube der Vergessenheit zu entreissen. *γενεσθω*!

Anhang.

Nachwort zu Joh. Val. Andreä's Gesprächen.

(Vgl. S. 160. Aus der Handschrift.)

Vielleicht gehet es mehreren Lesern wie mir, daß sie bei[1] manchen der vorstehenden, feinen und Würzreichen Gespräche traurig worden sind. Warum gab uns der Himmel das traurige Geschenk, die Uebel unsrer Zeit so lebhaft und herzlich zu fühlen, wie unser Autor, wenn man zugleich, wie ihn die Erfahrung lehrte, an aller Verbeßerung derselben beinah verzweifeln, ja bei jedem neuen Anschein einer solchen Verbeßerung immer nur das Ärgere fürchten muß? In mehreren Gesprächen drückt er sich darüber wund und niedergeschlagen aus; das feine Salz, das in seiner Hand ist, dient ihm nur dazu, seine eigne Wunde neu aufzureiben.

Das Leben des biedern, Verdienstvollen Johann Valentin Andreä,*) dessen diese Gespräche sind, giebt uns darüber für seine Person Auskunft. Sein lebhafter Geist, dem von Jugend auf fast keine Wißenschaft zu weit, kein den Menschen nützliches Studium zu entfernt war, verband sich mit einem sehr thätigen, Rastlosen Willen, überall Gutes, nur Gutes, auf die reinste Weise, allgemein wie er konnte, zu wirken; und er mußte nothwendig dabei Anstoß über Anstoß finden. Man lese seine früheſten Gedankenspiele, z. B. Christian Rosenkreuz Chymische Hochzeit, ferner seine fama fraternitatis und allgemeine Reformation der Welt: so wird man wahrnehmen, mit welchen grossen Ideen er umging! Fast über alle Felder des menschlichen Wißens und Handelns war sein fruchtbarer Geist ausgebreitet; er sah allenthalben Fehler und Mängel, träumte allenthalben von Wegräumung derselben zum Genuß einer freien Wahrheit, einer

*) Eine sehr gute Lebensbeschreibung von ihm findet man im Wirtenbergischen Repertorium, St. 2. S. 274 u. f.

1) „bei" fehlt.

glücklichen Ordnung. Daß ers nicht an Bildern und Träumen hierüber bewenden ließ, zeigt sein ganzes, in jeder Beziehung wirksames, unermüdlich thätiges Leben. Allenthalben wo er stand, ist er ein Engel seines Vaterlandes gewesen; und daß ers nicht in größerm Grad seyn konnte, das eben schmerzte, das verwundete seine edel-liebreiche Seele bis zum traurigsten Unmuth. In der Fruchtbringenden Gesellschaft ließ er sich, weil jeder einen Namen haben mußte, den Namen des Mürben geben; mürbe gnug war er auch geworden, wie alle seine spätern Schriften zeigen. Jedermann kennet den Zustand seines Jahrhunderts, seines Vaterlandes und seiner Religion in den damaligen Zeiten — doch es ist gnug, auf dies alles gedeutet zu haben. Einen tieffühlenden Menschen können nur gleichtief Fühlende verstehen und begreifen. Den Fetten und Feisten ist überall und zu allen Zeiten gar wohl.

Also ziehen wir ab, was persönliche Ermattung, was Zeit- und Localhinderniß, überhaupt, was individuelle menschliche Schwachheit ist, und fragen allgemein: ist eine Verbeßerung der Welt möglich? Ist sie zu hoffen? und wodurch? Unser mürbe Verfaßer hat dies nichts weniger als geleugnet; er wirkte selbst darauf bis an sein Lebensende, und verzweifelte nur daran im Kreise seiner Ansicht, zu seinen Lebzeiten.

Man lese z. B. was er dem Volke Gutes zutrauet, wenn es gut geführt würde, was er von Waldensern und Wiedertäufern in ihrem ersten Eifer, was endlich er von den Helden aller Zeiten sagt, wie starke Rüstzeuge Gottes sie seyn zur Verbeßerung, oder gleichsam zu Anfrischung der menschlichen Gesellschaft. Es kränkt ihn eben so sehr, daß er die wirksamsten Triebfedern unwirksam, daß er selbst den Namen der Verbeßerung zur Maske der Heuchelei und Gewaltthätigkeit mißbraucht siehet. Er hofft, er wünschet; und meint sogar, daß eben diese Hoffnungen und Wünsche, sammt einer Reihe andrer unmerklicher, gelinder Bestrebungen nothwendig dazu gehören, eine Beßerung der Dinge nicht nur vorzubereiten, sondern allmälich selbst herbeizuführen.

Und hierinn bin ich ganz seines Glaubens. Alles hat seine Zeit und Stunde. Wer diesen voreilt, übereilet sich selbst und stört die Natur in ihrer neuen Schöpfung; wie wenn ein Kind den eingesponnenen Wurm zu früh aus seinem Grabe erwecken will, ehe diesen die Frühlingssonne ruft. Es schadet ihm damit und kann ihn gar tödten. So liegen und gedeihen wir im Schooße der Mutter Zeit: nur mit Monaten wird die Frucht reif; alsdenn aber dränget sie sich ans Licht, die Mutter selbst kann sie nicht zurückhalten. Ein gleiches ists mit jeder Ausgeburt der Zeiten.

Je längere Jahrhunderte zu ihrer Bildung gehörten; je mehr Vorarbeiten, und dem Scheine nach ganz oder halb verfehlte Bemühungen vorhergehen mußten; je mehr edle Kämpfer ermatteten, ehe sie zur Palme gereichten: laßet uns nicht

zweifeln, desto gewißer und schöner ist der Sieg, desto höher wehet die Palme. Die Eiche wächst langsam; sie soll aber auch Jahrhunderte dauern. Die Verbeßerung menschlicher Dinge ist das größeste Werk im Raume der Zeiten; es muß also auch den ganzen Zeitraum umfaßen, alle Hände und Jahrhunderte müßen zu ihm wirken. Wenige haben dies lieblicher und stärker angedeutet, als unser Autor; er sahe es nur im Schatten, aber er sah's, und verfehlte nicht darauf zu wirken. Alle Guten und Edlen gesellen sich zu ihm; mögen sie untergehen, das Werk der Zeiten bleibet und gehet fort. Nur aus vielen Tropfen wird das Meer; nur aus vielen leisen Seufzern zuletzt die helle Posaune. Nicht der, der zuletzt dem Werke den Namen giebt, hat es gethan; (und was liegt am Namen?) alle thaten es, die dazu vor- und mitwirkten. Dies alles sagt unser Autor aus Herz und Seele.

In der Philosophie ist bekannt, daß alle unsere Empfindungen fliessende Größen sind, die aus dem Unmerklichen kommen, und sich ins Unmerkliche verlieren. Dergleichen sind alle Begebenheiten für uns; dergleichen ist die ganze Reihe der Weltzustände.

Eben so ist bekannt, daß jede Bewegung für uns einen Punkt des Größesten hat, zu welchem sie aufstrebt und von welchem sie schnell hinabsinket. Auf ihm kann sie weder verharren, noch verweilen.

Im Reiche der Wahrheit und des Guten muntern uns diese Naturgesetze unendlich auf, sobald wir annehmen, daß das Wesen der Dinge auf Güte und Wahrheit gegründet sei. Wachse die fürchterlichste Macht zu einer unübersehbaren Höhe; um so schneller wird sie ihr Maximum finden und hinabsinken, wenn sie nicht auf Wahrheit und Güte ruhe. Steige die Ueppigkeit zum feinsten Kitzel des Leichtsinns; um so eher stumpft sich sein Stachel ab, und er gehet vorüber. Verachtet dagegen jede unmerkliche Bestrebung zu einem grossen Zweck, wie einen versiegten Tropfen, wie eine verrauschte Welle; der Tropfe ist nicht versiegt, die Welle ist nicht verrauschet; sie wird als ein Strom strömen, und als ein Meer brausen.

Rein laßet unsre Bemühungen seyn, um so leichter empfangen[1] sie, um so mächtiger wirken sie fort im Geiste der Zeiten. Noch unser letzter Hauch sei ein Athem zum Guten, zum Beßeren, zum Besten.

* * *

Aber wie kommt dies Beßere und Beste? Unser Autor hat es leise und laut gesagt: allein durch beßere Menschen, durch eine beßere Einrichtung der Dinge in Wißenschaften, in der Religion und im Staate. Ueber die Wißenschaften habe ich jetzt und hier wenig oder nichts von seinen

1) empfängt

Gesprächen gegeben; Theils hat sich die Form Jener in fast zweihundert Jahren zu sehr verändert, Theils mußte ich befürchten, daß man ihn, den vielwißenden, vielerfahrnen Mann gar für einen Liebhaber der Unwißenheit oder für einen Schwärmer erklärte. Anderswo wollen wir diesem Mangel auch abhelfen. — Bei der Religion stoße man sich nicht an das Wort Christ, Christus, Christenthum, das Andreä so oft nennet; er meint nichts weniger, als jene Larve darunter, die man zu seiner Zeit trug, und zu allen Zeiten träget. Er hat hierüber Winke gegeben, die ins Mark treffen, und in die Seele schneiden. Beym Staate kommt es ihm auf die Form des Staats nicht an, sondern auf die Verwaltung desselben, auf Grundsätze und Sitten, die darinn herrschen, auf Anwendung und rechte Vertheilung der Gaben des Schöpfers. In allen dreien Feldern, Wißenschaft, Religion und Staatseinrichtung hat er auf Irrthümer, Vorurtheile, Misbräuche, Wunden gezeigt, daß ich nicht zu viel thäte, wenn ich ihn hierinn den Deutschen Baco nennete. Ja er ist viel inniger und herzlicher als Baco; nur er berührt leise, seine Einkleidungen ermatten, er traf auf das Jahrhundert eines verderbten Geschmacks, von dem auch er sich nicht rein erhalten konnte. Hätte der Herzvolle Mann zu des Erasmus, zu Luthers Zeiten gelebet! —

Staat, Wißenschaften und die Religion (man denke sich bei der letzten alle Larve des Christenthums hinweg) kurz, Bildung, Erziehung und Anwendung der Menschen in allen Ständen, in allen Altern, zu jedem denkbaren Zwecke des Guten, Edeln und Schönen; sie sind die Mittel zu der Verbeßerung, die wir wünschen und sind zugleich das Werk selbst. Im Bestreben hiezu liegt der Preis des Bestrebens; wir suchen weiter zu kommen, und eben dadurch kommen wir weiter. Ein völlig-glücklicher Staat ist ein Utopien, das wißen wir wohl; deßhalb aber laßen wir nicht ab von der Reise. Eine reine und allgemeine Vernunft-Religion giebts nicht; auch das ist uns wohlbekandt; deßhalb aber streben wir darnach, eine solche aufs möglichste wirksam zu machen und auszubreiten. Die Wißenschaften sind eine unergründliche Tiefe, ein unabsehbares Feld; wer wollte das läugnen? Eben deßwegen aber desto rüstiger in die Tiefe! desto munterer ins Feld! Unglaublich viel hat man geleistet; unglaublich mehr wird man leisten. Ist bisher Manches mißbraucht, Andres falsch angewandt; um so eifriger laßet uns den Schaden einholen und Alles nach und nach beßer anwenden. Die Vernunft der Menschen ist noch jung; Wissenschaften noch jung, und hinter allen steht leider die jüngste und schwerste Wißenschaft, die Staatseinrichtung. Zu ihr gehört aber auch Alles, was wir praktisch leisten sollen und zu leisten vermögen. In diesem Verstande sind Helden der Menschlichkeit und des Vaterlandes die größesten der Helden, weil auf der Wurzel ihrer Gedanken und Einrichtungen alles ruhet.

Endlich sollten wir nicht sowohl fragen: wie weit wir kommen? sondern nur, wie weit wir wegkommen? von welchem Unrath wir uns nicht auf Flügeln ins Empyreum, sondern mit Ai-Schritten entfernen. Eben diesen Gesichtspunkt hält Andreä auf eine fürchterliche Weise vest, nicht aber abzuschrecken, sondern aufzumuntern. Wir müßen vorwärts: denn die Vorurtheile, die Laster, die Unterdrückungen, der Unsinn, die Unbilligkeiten sind da; wir sehen sie, und fühlen ihre Lasten. Also aufwärts die Herzen, damit wir nicht gar zu Koth werden, wie weit oder wie niedrig auch der Flug gerathe.

Bibelerklärungen.[1]

A. Wie ich immer beim Namen Apokalypse einen heiligen Schauer empfunden habe, so war eine Zeit, da ich jeden verehrte, der sich zum Erklärer derselben aufwarf; jetzt ists anders.

B. So ist dies andere minder religios.

A. Wie kann ich; da so viel Wahrsagungen und Muthmaßungen, so viel sichere Vorausverkündigungen, alle als Aussprüche des heiligen Geistes vorgetragen, uns dem ohngeachtet über den Erfolg der Geschichte um nichts gewißer gemacht haben.

B. Freilich haben diejenigen, die aufs besondere, auf Personen ihre Weißagungen anwandten, zu viel gewagt; im allgemeinen aber über die Veränderungen, Muthmaßungen dünkt mich noch immer sehr sicher.

A. Wo bleibt aber denn der Prophetische Geist, von dem jene Erklärer getrieben seyn wollten? Ueber die Zukunft, oft nicht ungescheut, muthmaßen, kann jeder Kluge.

B. Allerdings sehe ich nicht, was die guten Leute antrieb, sich die gefährliche Gabe der Prophezeiung anzumaßen.

A. Ich sehe es auch nicht, es sei denn, daß die nämliche Formel, nach der sie die Geheimniße der Propheten aus ihrem Aristoteles erklären, ihnen auch Muth gemacht hätte, Prognostica der Zeiten zu stellen.

B. Welche Formel?

A. Die, da sie aus allem, was auch der Prophet gewollt habe, entweder Pfeile zur Disputation schmieden, oder bürgerliche Sitten bilden, oder ein rhetorisches Kunstwerk zeigen, oder endlich alles übrige, was sich nicht genau auf ihren Christus paßt, aufsparen zur Schule des Himmels.

---

1) Christliches Magazin, herausg. v. Joh. Konrad Pfenninger. Zürich 1780. III, 2, 102—118 „Gespräche aus dem Latein eines berühmten, frommen und verdienstvollen Theologen des vorigen Jahrhunderts.“ S. 115 fg.

B. Wie? ist das nicht Aufrichtigkeit gnug, zu erklären, so viel man weiß, das übrige aber Gott zu überlassen?

A. Noch größere Aufrichtigkeit, gerade zu bekennen, daß man göttliche Geheimniße nicht fasse, und sich bei dem geoffenbahrten beruhige.

B. Was nutzen aber die Propheten ohne Auslegung?

A. Und was nutzen sie jetzt oft mit mancher solcher Auslegung? Die den Sinn des Propheten vielleicht von fern nicht berührt. Lieber lasset uns Gott bitten, daß, was er der Welt dunkel lassen will, er nur seinen Kindern eröfne.

B. Glaubst du denn, daß jene Ausleger ohne Gebet zu ihrer Auslegung schritten?

A. Das glaube ich nicht, indessen bleibts zweifelhaft, was sie darauf erlangt haben, da sie unter sich selbst so uneins sind.

B. Gnug, wenn sie nur der Schrift gemäß auslegen.

A. Wie viel aber läßt sich nicht der Schrift gemäß sagen, was deshalb die Dunkelheit des Propheten nicht aufklärt.

B. Erbauet es, so ist es nie vergebens.

A. Das ist gewiß. Es sind aber auch nicht Prophezeiungen allein, wo sie ihre mächtige rhetorische Auslegungskunst anwenden; sie läßt sich auch bei solchen nicht einmal recht gebrauchen, da es bei ihnen mehr auf Gewißheit und Deutung der Weissagung, als auf Wortzierde und Ueberredungsgründe ankommt.

B. Gnug, sie thaten das ihrige, mögen andere mehr thun.

A. Eins bleibt indeßen immer unausgemacht, ob sie glaubten, den Sinn des des Propheten erklärt zu haben, oder nur Merkmale, Muthmaßungen, endlich gar nur Sprach- und Stylübungen geben wollten?

B. Vielleicht alles dies zusammen, und noch dazu Accomodationen auf ihre Controversen oben drüben.

A. Es sei. Ich lerne von Ihnen wenigstens die Wunderkunst, alles Biblische philosophisch und alles Philosophische biblisch erklären, als ob beide Sachen nur eine wären.

Der Glaube.[1]

Ein Ächtgläubiger, ein Rechtgläubiger und ein Lutheraner kamen zusammen und jedweder rühmte seinen Glauben.

Der Grieche pries seine Theologie, daß sie die subtilste, der Römer die seine, daß sie die weitherrschendste, der Deutsche die seine, daß sie die gründlichste sei. Der erste meinte, daß bei ihm Gott auf das scharfsinnigste, der zweite, daß bei ihm Gott auf das kostbarste, der dritte, daß bei ihm Gott auf das anhaltendste geehrt werde. Einer führte Gründe und

---

1) Aus der Handschrift. Bereits veröffentlicht von Bernhard Suphan in „Zwei Kaiserreden“, Festschrift zu Eduard Simsons 50jährigem Doctor-Jubiläum. Berlin 1879.

Adel, der andre Macht und Alter, der dritte Geduld und Freimüthigkeit für sich an. Sie stritten lange, und es wollte sich kein Schiedsrichter finden.

Man fragte Akademien. Da aber der Erste seine Wißenschaft, der zweite Werke, der dritte Glauben vorschützte, ward des Streites noch mehr, und nichts entschieden.

Indeß schwatzte der Erste, der zweite stolzierte, der dritte arbeitete fort;

Bis ein einfältiger Christ auftrat, die Zweifel anhörte und sprach: „Sollte wohl jemanden ein Zweifel obwalten, was beßer sei, ob griechische Schlüpfrigkeit, oder römischer Stolz, oder Deutsche Treu und Glauben?"

Zerstreute Blätter

von

J. G. Herder.

Sechste Sammlung.

Gotha, 1797.
bei Carl Wilhelm Ettinger.

I Den Anfang dieser Sammlung machen Gedichte einer Römerinn, die sich durch Gaben des Geistes, durch Tugenden des Herzens, durch Anmuth und Schönheit gleich auszeichnete. Ihr Vater war der berühmte Maler, Ritter Maratti, ihr Gemahl
II der berühmte Dichter, Redner und Rechtsgelehrte Zappi; den Namen Faustina Maratti-Zappi nennt jeder, der an sie denkt, mit unverkennbarer Hochachtung.

Um unsre schwache Menschheit hoch zu ehren,
Stiegst du, Vortrefliche, zur Erde nieder,
Und in bescheidner Weibeskleidung zeigest
Demüthig du, mehr als der Held im Panzer,
Ein großes Herz.

O könnt' ich deinen Namen
In weitem Königsraum auf eine Säule,
Auf einen Arco setzen, wo die Zeit ihn
Mehr schonen würde, als den Marmor selber.

III Jetzt muß ich Deine Tugend, Deine Schönheit,
Du Reichumkränzte, zwar in schlechten Reimen
Nur nennen; aber meine Reime werden
Durch deinen Namen eben mit-unsterblich.

So spricht unter andern Dichtern Lorenzini*) von ihr; nicht leicht hat jemand berühmte Arkadier besungen, der nicht auch der Aglauro Cidonia Andenken erneuret hätte. Ihren frühen Abschied aus der Arkadia beklagte Veronica Taglia-
IV zucchi in einem Hirtengedicht, das auch in's Deutsche übersetzt

*) Poesie di Francesco Lorenzini, Custode generale d' Arcadia. Venez. 1746. p. 40.

ist, also:*) „Wenn wird Arkadien eine andre Aglauro wieder finden? Eine so gute Frau sollte nicht gestorben seyn. Es giebt in der Welt so viele Müßiggänger, welche lange leben, und nicht allein Müßiggänger, sondern Unverschämte, die sich durch Betrug und Verläumdung über die Guten erheben, wie das Unkraut über den Weizen. Diese, das Gift der menschlichen Gesellschaft, lässet der Himmel hier, und die Zöglinge wahrer Vortreflichkeit müssen hinweg. Wie im schwülen Sommer der Hagel
das Feld zerschlägt, zur Zeit der besten Hoffnung: so rafft der V
Tod den Weisen hinweg, der eben beschäftigt war, unsern Verstand zu erweitern, unser Herz zu beleben." U. s. — Sie läßt auf ihrem Grabe einen Palmbaum sprossen, „der unverwelkbare Zweige, und auf seiner Rinde die zarten Verse der Aglauro trage."

Was mich zu den wenigen Gedichten, die ich von dieser Faustina kenne, angenehm hinzog, war die Wahrheit ihrer reinen, hohen Empfindung. Jedes Sonnett, fühlt man, ist aus Umständen des Lebens hervorgegangen, die ihr diese Sprache jetzt zur Natursprache machten. Leid und Freude wechseln in
ihren Gedichten; so daß diese, ohne es zu wollen, eine kleine VI
Lebensbeschreibung, ein fortgehendes Herzensgemählde bilden. Ich wünschte indessen von ihr mehr zu wissen, als mir diese Gedichte und Crescimbeni**) sagen.

* * *

Die ferneren Aufsätze dieser Sammlung mögen von und für sich selbst reden. Einige von ihnen sind Fortleitungen der Gedanken eines Todten, mit dem ich noch oft zu sprechen gedenke. Mir scheinet es eine Menschenpflicht, hingeworfene Gedanken aufzunehmen, fortzusetzen, zu prüfen. Die Fragen eines

*) Schäfergedichte, aus dem Englischen, Französischen und Italiänischen übersetzt. Berl. und Leipzig. 1759.

**) Istor. della volgar Poesia T. IV. p. 266.

VII Gestorbenen müssen nicht mit ihm gestorben seyn; dazu ist Schrift und Buchdruckerei, dazu sind **wir** da.

* * *

Den Schluß dieser Sammlung: **Ueber die Legende** und die der Abhandlung folgende **Legenden selbst** muß ich gegen grobe Misverständniße und vielleicht noch gröbere Anfälle zum Voraus verwahren. Kein Mann von ehrbarer Stirn wird dieser Abhandlung und denen auf sie folgenden Erzählungen verläumdend zutrauen, daß sie den **Legendengeschmack**, die **Legendenascetik** oder gar schlechte **Legendenbücher** wieder empor-
VIII zubringen im Sinn haben. Sehr gut und heilsam ists, daß der Gebrauch solcher Bücher selbst von geistlichen Obrigkeiten eingeschränkt und von guten Köpfen hie und da wenigstens unschädlich gemacht ist: denn von einem großen Theil derselben kann man nicht Uebles gnug sagen. Sie verkehren den Sinn und sind Zeugen von verkehrtem Sinne. Zu unsrer Zeit darf dies nicht mehr demonstrirt werden.

Kein Mann von einiger Gelehrsamkeit wird aber auch abläugnen mögen, daß nicht in diesem Staube reine Goldkörner zu finden seyn, und daß die Vorstellungsart dieser Legenden alle Aufmerksamkeit verdiene. Mit der Einrichtung des Christenthums
IX und der Cultur Europa's hängt sie genau zusammen; ja wäre sie gar nur eine Geschichte der Verirrungen des menschlichen Herzens und Geistes, so wäre sie auch als solche höchst merkwürdig.

Gewiß aber ist sie dies nicht allein. In den christlichen und dunkeln Jahrhunderten treten Geistesgestalten mit Zügen so edler Einfalt, so reiner Würde und Schönheit auf, daß ihnen eben deßwegen fremder Schmuck entbehrlich ist, weil sie buhlend nicht reizen mögen. In der Einsamkeit, in bangen Zeiten der Furcht und Noth, überhaupt aber in jedem engen menschlichen Kreise
X sprechen sie mit sanfter Gewalt dem menschlichen Herzen zu, und

gebieten Einkehr in sich selbst, Glauben, Liebe, Geduld, strengen Gehorsam.

Muß man diese Gestalten im Dunkel lassen? Darf man verblichene Tugenden und Grundsätze nicht vorführen, blos weil sie nicht die Vulgivagen unsrer Zeit sind? Eben das, dünkt mich, müsse man aus vorigen Zeiten herführen, woran es der gegenwärtigen entschieden und zu ihrem eignen Nachtheil fehlet.

Natürlich aber müssen diese Gestalten erscheinen, wie sie unsrer Zeit anschaubar sind, wie sie unser Geist und unser Herz zu sehen begehret. Gespottet hat man über sie gnug, und zwar XI
öfters mit schalem Spott, mit sehr unwissender Verläumdung; darf man sie nicht auch einmal nützlich gebrauchen? Der Spott, zu dem manche von ihnen selbst Gelegenheit gaben, ist erschöpft; das Feld des Nutzbaren in ihnen steht fast noch unberühret da. Nach den Sprüchen der Altväter ist die schwerste Tugend und die höchste Geistesgabe, δοκιμαζειν, prüfende Unterscheidung.

Was soll also auch die jammernde Furcht: „man möchte sich durch Lesungen dieser Art den Geschmack verderben?“ Wessen Geschmack dadurch verderbt werden kann, der hatte weder einen XII
vesten noch allgemeinen Geschmack; er stand vielleicht in einem Winkel des Erdbodens tändelnd. Ist nicht aber die ganze Erde des Herrn ein Wohnplatz der Menschheit? Wenn Aganippe, Arethuse, Dirce und der Cephissus angenehm rauschen; warum sollte nicht dort auch der Jordan, der Kur, der Ganges labende Wellen treiben? warum nicht auch ein Bach in der thebaischen Wüste?

Muß das Schöne blos Nutzlos seyn? kann es nicht auch stärkend, erquickend werden?

XIII ## Rosen.

Eine Legende.

In einer tödtend=schweren Hungersnoth
Versagte Rosa von Viterbo sich
Den kleinsten Ueberfluß, und bracht' ihn still
Den Armen. Einst traf unversehen sie
Der karge Vater auf dem Wege: „Kind!
Was hast du da?“

„Es sind nur Rosen, Vater.“
„So zeige sie.“ Voll Schrecken that das Kind
XIV Die Schürze auf; und sieh', es waren Rosen.
Kaum aber hatt' der Karge sich gewandt;
War, was ihm Rose schien, erquickend Brodt.

Ihr kargen Väter, die ihr auch nur Rosen
Verleihn, und Rosen, Rosen sehen wollt
In harter Hungersnoth; seht was ihr wünschet!
Dem Armen werde jede Rose Brodt.

Inhalt.

I.

Gedichte und Reime.

Erstes Buch. Denkmahle aus dem ehelichen Leben der Dichterinn Faustina Maratti-Zappi: Band 27, 319—328.

Zweites Buch. (Vom Verfasser.): Band 29, 123—149.

95 II.

Das Land der Seelen.

Ein Fragment.[1]

97 Es ist wohl keine Gegend, wohin unsere Untersuchung, Phan-
tasie und Neugier einen [2] kühneren Flug wagt, als das Land jen-
seit des Grabes. Um den Staub des Begrabenen ist alles so still:
kein Laut, keine Stimme kommt jenseit her, auch wenn es das
Herz dessen, der seine Geliebten dahinsandte, so sehnlich wünschet.
Die Psyche, die sich dem Leichnam des Verstorbenen entwindet, der
98 junge Phönix, der aus der Asche hervorgeht, sind unserm sterblichen
Auge unsichtbar. Die Vernunft, die nur aus Erfahrungen und
nach der Analogie schließt, weiß an Data und Aehnlichkeiten dieses
Lebens (etwa die einzige Entwickelung der Raupe zum Schmetter-
ling) so wenig sichere Schlüsse über den künftigen Zustand der
Erdebewohner zu heften, daß sie sich begnügen muß,[3] aus allgemeinen
Grundsätzen, die hie und da wirklich zu viel beweisen, oder noch

---

1) a: Handschrift. Erster Druck (M.): Der Teutsche Merkur. April 1782. 3—12.

a M.: Hades und Elysium
oder
Meinungen und Dichtungen verschiedner Völker
vom Zustande der Menschen nach
diesem Leben.

2) „einen" fehlt in a M.

3) M.: der Erdbewohner zu heften, und muß sich daher begnügen,

kräftiger, aus der ganzen Gestalt unsrer Natur, aus der mo-
ralischen, hier ziemlich unbefriedigten oder unvollendeten Anlage
des Menschen fortzuschließen. Zuletzt also, wenn sie keinen andern
Wegweiser annehmen will, läßt sie Ahnungen[1] und Wünsche für
Hoffnungen gelten, die dem Gemüth des Verlangenden und dem
moralischen Zweck dieses Lebens gnug[2] sind, selten aber die Phan-
tasie, die sich ihr Gemählde mit allen Farben ausmahlen möchte,
befriedigt. Es ist daher kein Volk der Erde, das sich nicht nach
seinen Wünschen und Lieblingsbegriffen dies Gemählde ausgemahlt 99
hätte; und da die Dichter dem geheimen Verlangen menschlicher
Herzen gerne schmeicheln, so haben dichterische Völker auch den
ganzen Schatz ihrer hier unerreichten Wünsche[3] ins weite freie Land
jenseit des Grabes verlegt, und nach Herzens Lust und Liebe da-
selbst entwickelt. Wir wollen einige dieser Meinungen und Dichtungen
verschiedner Völker durchgehen, und am Ende daraus einige Schlüsse
ziehen.[4]

Ich lasse das Volk ganz dahin gestellt, dem eine Offenbahrung
d. i. ausserordentliche Fakta der Vorsehung, nebst Entwicklung der-
selben von ihren Gottbegeisterten Weisen, seine Begriffe[5] und Hoff-
nungen lenkte; die Untersuchung des Ganges dieser Lehre bei den
Ebräern[6] wird eines andern Orts seyn. Hier bleiben wir bei
Völkern,[7] die im Nebel ihrer Sinne, unter den Wolken des engen
Horizonts, der sie einschloß,[8] umhergiengen, und fragen,[9] was sie 100
dachten? wie weit sies brachten?

* * *

1) a M.: läßt sie immer Ahndungen 2) a M.: vielleicht gnug

3) a M.: Begierden

4) In a folgt: Jenes dürfte ein schöner Ueberblick verschiedner Gemälde der Ideen, Wünsche und Phantasien des menschlichen Herzens werden; diese werden uns vielleicht gerade auf das Nothdürftige führen, darinn alle Nationen der Erde Eins sind.

5) a M.: Weisen, Begriffe 6) a M.: bei ihm

7) a M.: Wir bleiben bei Völkern

8) a M.: Horizonts ihrer Augen 9) a M.: und sehn

I. Einige Morgenländische Völker.[1]

Die Morgenländer, die ihre Todten begruben, scheinen der Idee des Grabes treugeblieben zu seyn. Das Grab war ihnen Wohnung der Todten, das bleibende Haus ihrer Ruhe; und sie bildeten dies Gemählde um so mehr aus, da sie die Ungewißheit und Flüchtigkeit dieses Lebens, das Unzuverläßige der Wohnungen, die wir jetzt bewohnen, ihrer Sprache und Denkart nach, stark schilderten und innig fühlten.[2] Einer von den Königen Korasans sah, in Sadi's Dichtung,[3] den langverstorbnen Sultan Mahmud im Traum. Sein ganzer Körper war Asche; nur seine Augen blickten unversehrt[4] hell im Sarge umher. Er fragte die Weisen
101 um des Traums Deutung und Einer von ihnen sagte: „Er blickt auf dich aus seinem Grabe und spricht dir zu:

Einst hab' ich diesen Pallast auch[5] bewohnt,
Auf deinem goldnen Thron hab' ich wie Du[6] gethront.
Wie viele vor mir schon, die dort[7] geglänzet haben,
Sind auch wie ich, zu Staube Staub, begraben.
Wir sind vergessen; nur[8] Nuschirvan lebt,
Deß Namen keine Zeit begräbt.[9]

---

1) Die Ueberschriften nur in B.

2) a: fühlten; [König Feridun ließ auf sein Sommerhaus schreiben:

Die Welt, o Mensch, ist ungetreu.
Was sie dir zeiget, geht vorbei:
Sie ist ein lustig Sommerhaus,
hier geht man ein; dort geht man aus.
Hältst du dein Herz nur unbefleckt,
sei Bettler oder König, du must weg.]

3) „in Sadi's Dichtung" fehlt in a M.

4) M.: nur seine Augen waren unversehrt und blickten

5) a M.: Auch ich hab' . . einst

6) a M.: auch ich auf deinem goldnen Thron

7) a M.: vor und nach, die da

8) a M.: vergeßen und

9) a M.: niemand je begräbt:

Folg' ihm, und tritt[1] in seine Spur;
Was man der Menschheit that durch edle große Gaben,
Das bleibt im Tode nur —[2]

*
* *

Da die Araber die Gräber als Wohnungen ihrer Freunde und Vorfahren betrachteten, ehrten sie solche[3] sehr, wässerten, kühlten und bepflanzten sie mit Bäumen. Ihr Glaube war,[4] daß sich auch 102
die Asche der Todten an dieser Kühlung labe; daher in ihren Gedichten es ein oft wiederkommender Wunsch ist,[5] daß Morgenwolken sie mit reichlichem Regen bethauen mögen:

Kommt, besuchet den Maan, und sprecht zu seinem Grabe:
Morgenwolken thauen auf dich, mit[6] Regen auf Regen!
Höre, du Grab des Maan, du Erste Grube der Erde,
Des Freigebigen Bett, der Meer und Länder beglückte,[7]
Höre, du Grab des Maan, die Milde schließest du in dich
Todt — denn lebte[8] sie, du schlößest, Grube, sie nicht ein,
Die weitherzige Brust, die keinem Freunde sich zuschloß.[9]
Doch sie lebet, sie lebt im Ruhm dankbarer Genossen, 103
Wie der wässernde Strom reichblühende Auen zurückläßt.

Wie sie hier das Grab ansprechen, reden sie oft den Todten selbst an, und glauben,[10] seine dumpfe murmelnde Stimme, die sie das **Echo der Gräber** nannten, zu hören. Diese Stimme der Gräber war eine gemeine Meinung, und die Dichter haben sich ihrer vielfach bedienet. So spricht z. E. der Geliebte zu seiner Geliebten:

---

1) a M.: folg' ihm, tritt auch
2) a M.: **Gebrauch der Zeit, Verstand, großmüthge Gaben** die sind unsterblich nur —
3) a M.: ehrten sie sie
4) a M: Sie glaubten,
5) a M.: und in ihren Gedichten ists ein .. Wunsch
6) a M.: auf dich sanft, 7) a M.: erfüllte! 8) a M.: lebete
8) „Die weitherzige — zuschloß" nur in B.
10) a M.: glaubten

Wenn im Grabe wir liegen, und nun sich unsere Stimmen
Dumpf begegnen, wie sich Schatte mit Schatte bespricht,
Laila, bin ich auch Staub; mein Staub wird wallen und hüpfend
Echo werden dem Laut, der deine Stimme mir bringt.

104 In einer andern Elegie auf den Tod eines Freundes, spricht dieser seinen verlassenen Gehülfen aus seinem Grabe Muth zu.[1]

Elegie auf Said.

Euch beneid' ich anjetzt, des Staubes stille Bewohner,
Glückliche Todten! es wohnt Said nun unter euch auch!
Mir entrissen, und jetzt! da[2] unter Mengen der Feinde
Said allein mir half, Said statt Aller mir war.[3]
Wehrlos steh ich, wie dem die Spitze des Schwerdtes geraubt ist,
Und ein gieriger Dolch[4] rächend die Seite durchstößt. — —
Wir besuchten den Sterbenden; ach! mit Speise des Schmerzes,
Mit durchsäuertem Gram sättigte sterbend er uns.[5]
105 Stumm verließen wir ihn; die Saat des heißen Verlangens
Streut' er in unsere Brust: wässert, o Thränen,[6] die Saat!
Lasset sein Erb' uns theilen — ein reiches Erbe[7] des Freundes!
Seinen herrlichen Ruhm, Freunde, den ließ er uns nach,
Aus der Stille der Gruft spricht Er, ein mächtiger Redner!
Jetzt, im Staube verstummt, spricht er am lautesten uns.[8]

Ein andres, späteres Grabgedicht, das sich auf die Idee bezieht: „der Mensch gehe in seinen Ursprung zurück, in den Schoos „der Mutter, aus dem er kam" ist das Lob einer stillen, verschwiegnen Tugend, und gewiß[9] auch eine Perle des Lobes:

---

1) a M.: spricht er ... im Grabe noch Muth zu. Sie ist werth, daß wir sie ganz hören:

2) M.: Mir ist er entrissen, da
3) M.: Said mein Einziger war.
4) M.: dem blutgieriger Dolch
5) M.: sättigt' der Sterbende uns.
6) M.: Seiner, in unsrer Brust: wäßert ihr Thränen
7) M.: Als sein Erbe wir theilten — o reiches Erbe
8) M.: Spricht uns zu aus der Stille der Gruft — o mächtiger Redner, der im Staube verstummt jetzo am lautesten spricht.

9) a M.: Noch ein schönes Grabgedicht will ich hersetzen, das .... kam." Es ist das Lob .... und wahrlich

Die zurückgenommene Perle.

Hin bist du, Naami! du edle Perle. Der Himmel
Schuf zum Schmucke der Welt Dich aus dem reinesten Thau:[1]
Aber sie kannte dich nicht in deinem Glanze;[2] der Himmel 106
Legt mit Neide[3] dich jetzt sanft in die Muschel zurück.

* * *

Es ist bekannt, daß Muhammed[4] die Auferstehung der Todten, das Gericht, Belohnung und Strafe jenseit des Grabes in seinem Koran sehr eingeschärft, und als einen Hauptartikel zu glauben verordnet hat. Züge davon fand er in der Tradition seines Volks, die ganze Einfassung nahm er von Juden und Christen; nur daß er sie nach den Lieblingsbegriffen seiner Nation und etwa nach den Affekten seines eignen Herzens modificirte. Wenn ein Leichnam ins Grab gelegt wird, spricht seine Sekte, wird er von einem Engel aufgehoben,[5] und von zween andern über sein Leben gefragt. Besteht er wohl, so lassen sie ihn bis zur Zeit der Erweckung in
Friede ruhn, und ein kühler Wind aus dem Paradiese kommt 107
täglich seine Asche zu kühlen. Bestehet er übel, so leidet er die Schmerzen des Grabes. Mit eisernem Stabe werden ihm die Glieder zerschlagen, und seine Sünden, in Gestalt der Würme, nagen seinen Leichnam. Nach einer andern Tradition bleibt die Seele des Menschen eine Zeitlang[6] am Grabe schweben, mit der Freiheit hinzugehen, wohin es ihr gefällt. (Ohne Zweifel war dies die alte Meinung, die Muhammed vorfand und aufnahm.[7] Jene grausere

1) a M.: schuf aus reinestem Thau, dich o du Zierde der Welt.

2) a M.: Und sie kannte dich nicht; du glänztest stille:

3) a M.: zieht beneidend

4) a: Mahommed, sonst überall: Mahomed; ebenso M.

5) a M.: aufgenommen

6) a M.: Mit eisernem Stabe zerschlagen sie ihm die Glieder und .... nagen seine Asche. (Diese Ideen sind völlig von den Juden entlehnt [a: Jüdisch], deren Rabbinische Dichtung sie nur noch grausender ausgebildet.) Die Seele des Menschen bleibt entweder eine Zeit

7) a M.: und ehrte

Vorstellung war Rabbinisch.[1] — Er soll die Seelen der Vorfahren fleißig bei den Gräbern gegrüßt haben, denn der alte Gebrauch, die Gräber der Anverwandten zu besuchen, ließ sich nicht gern stören.) Oder sie giengen in eine Art mittlern Zustandes und kosteten, wenn sie gut gewesen, zuerst als schöne grüne Vögel von den Früchten des Paradieses; dahingegen die Seelen der Bösen in eine Grube geworfen wurden. Nur wenige Heilige und Gerechte steigen[2]
108 sogleich ins Paradies, wo Muhammed sie, auf seiner berühmten Nachtreise in den Himmel, zur Rechten und Linken der Seele Adams sahe.

Nach der Auferstehung und dem Gericht hatten die Araber, wie andre Völker, die Brücke al Sirat zu durchgehen, auf der man ins Paradies gelangte.[3] Sie ist fein wie ein Haar und schärfer als die Schneide des Schwerdts; unter ihr und auf beiden Seiten ist Abgrund.[4] Die Frommen gehen leicht wie die Luft hinüber: die Bösen stürzen hinunter; und wer sich z. E. eines unversöhnten Feindes, eines nicht erstatteten Unrechts[5] bewußt ist, muß an der Brücke warten, bis sein Feind kommt, und sich mit ihm versöhnen, oder Mittel[6] der Erstattung suchen, eh er hinüber könnte. Die geglaubte Dichtung scheint bei den Morgenländern nicht ohne moralischen Nutzen gewesen zu seyn, da sie, so wie auch die Dichtung von der
109 großen Waage[7] des Weltgerichts, vorzüglich auf Friedfertigkeit, Billigkeit, Wiedererstattung drang — die nothwendigsten Tugenden zum geselligen Leben der Menschen.[8] Als Muhammed sterben wollte, ließ er Alle[9] zusammen rufen und fragte: ob jemand sich

1) „Jene — Rabbinisch." nur in B. 2) a M.: stiegen

3) a M.: Nach der Auferstehung und dem Gericht (die wir hier nicht beschreiben,) hatten sie, so wie abermals viel andere Völker, die Brücke al Sirat, auf der man .. gehen muste.

4) a M.: Höllenabgrund. 5) a M.: Unrechts u. s.

6) a M.: muß ... warten und sich erst versöhnen, erst Mittel

7) a M.: so wie auch die große Waage

8) a M.: Tugenden und gleichsam die Basis von der Moralität der Menschheit.

9) a M.: Alles

über ihn zu beschweren habe? Es fand sich Einer, und ihm geschah Erstattung.[1] —

Das Muhammedanische Paradies endlich ist so bekannt, daß es unnütz wäre, seine Schilderung zu wiederholen. Ein Tropfen[2] Wassers aus dem Paradiese erweckt die Todten; das Eintauchen in den Fluß des Lebens nimmt alle Flecken weg und wäscht weißer als Perlen. Der Baum der Glückseligkeit schattet über einem[3] daurenden Freudenmahl, und giebt Jedem Früchte nach der Lust seines Herzens. Die Mädchen des Paradieses mit großen schwarzen Augen, erschienen bekanntermaaßen oft der Einbildung der Streiter für Muhammed[4] in den ersten Zeiten des Eifers der neuen Religion.[5] Sie winkten ihnen hinüber, trockneten ihre Wunden und 110
kühlten ihre Stirn — kurz, sie waren mit[6] an dem Heldenmuth Ursach, der in jenen Zeiten[7] so viel Länder erobert hat: weil jeder der für den Einen Gott und für seinen Propheten[8] Muhammed stritt, gerad ins Paradies zu gehen gewiß war. — Die Dichter nutzten diese Phantasie auf andere Weise, und kleideten ihre Freude und Liebe in Bilder des Paradieses. Fast kein Liebesgedicht der Morgenländer, insonderheit der Perser, giebt es,[9] wo die Geliebte nicht bald eine Quelle des Lebens, bald eine Rose und Cypresse im heiligen Garten wird, voll ewigblühender Reize, voll unverwelklicher Schönheit.[10] Die Moralisten endlich zogen daraus trefliche Sprüche, z. B.[11] „das Gebet führe auf den Weg zum Paradiese: Fasten

---

1) M. (ähnlich a): Erstattung. — Wie verschieden hievon ist die Denkart mancher Religiosen und Philosophen, die sich für viel frömmer und aufgeklärter halten. —

2) a: Ein Tropfe 3) a M.: schattet zu einem

4) a M.: für Mohamed und den Koran

5) „der neuen Religion“ nur in B.

6) a M.: waren eines Theils mit

7) a M.: in den ersten Zeiten des Mahomedismus

8) „für seinen Propheten“ nur in B. 9) a M.: giebts

10) a M.: Garten voll .... Schönheit wird; wie wir zur andern Zeit davon Proben geben können. 11) a M.: Die Moralisten endlich sagten:

„und Mäßigkeit öffne die Pforte, die Gutthätigkeit führe hinein." — Offenbar ists, daß das Clima der Morgenländer, ihr Hang zur Ruhe und sinnlichen[1] Liebe, ihr Gefallen an Schatten, Quellen
111 und schönen Gegenden, vielleicht auch ihre Opiumträume dazu beigetragen, mehrere dergleichen aus der Tradition benachbarter Völker empfangene Ideen vom Paradiese so zu bilden und zu gebrauchen.[2]

* * *

II. Celten.

Von den Arabern gehen wir, des Contrasts wegen, zu den — Celten. Jene setzten das Reich der Verstorbenen in den frühesten Zeiten unter die Erde; diese in die Wolken, und haben es, z. B. in Oßians Gedichten,[3] schön ausgebildet.[4] Proben mögen auch hier reden, und uns das Todtenreich der Galen[5] in den luftigen Wolken des Himmels selbst zeigen.[6] Oßians Sterbelied, womit er sich

---

1) „sinnlichen" nur in B.

2) a M.: beigetragen, die durch die Tradition .. empfangene Ideen des Paradieses .... zu verschönern.

3) a M.: und haben es, wenn, (wie es fast nicht anders seyn kann,) Oßians Gedichte ächt sind,

4) a: ausgebildet. Ein scharfsinniger Kunstrichter beschuldigt den Oßian, daß er insonderheit in Gegensatz Homers, einförmig, ohne Abstechung der verschiednen Charaktere und hellen Umriß sey; mich dünkt aber, er vergleicht [und beschuldigt] unrecht. Allerdings steht bei Homer alles klärer im Lichte, so wie Oßians Clima und Charakter sämmtliche Figuren, lebend und abgeschieden, in eine Art Wolkennebel hüllet; wer wird aber bei Rembrand das Kolorit eines Veronese oder die Haltung eines Sonnenmalers erwarten? Nichts scheint einförmiger, als wie ein abscheidender Geist in die Wolken geht oder sich wenn er erscheint, als ein säuselndes Lüftchen meldet; genau gesehen ist indeß jedes Todtenlied eines abscheidenden Helden oder Mädchens, jeder Besuch eines Freundes oder einer Freundin aus den Wolken, verschieden.

5) a M.: Celten 6) a M.: enthüllen.

zu seinen Vätern hinüber singet, fange an. Er hat die Thaten seiner Jugend gesungen, und fährt fort:

So waren meine Thaten, Sohn Alpins, 112
Als stark war meiner Jugend Arm.
So waren Toscars Thaten,
Des Krieggebohrnen Konloch=Sohns.

Aber Toscar ist auf seiner fliegenden Wolke,
Und ich in Lutha jetzt[1] allein.
Meine Stimme gleicht dem letzten Hauche des Windes,
Wenn er den Wald verläßt.

Doch Oßian bleibt nicht lange mehr allein,
Er sieht die Wolke schon,[2] zu empfangen seinen Geist.
Er sieht den Nebel, der sein Kleid wird seyn,
Wenn er auf Hügeln[3] erscheint.

Die Söhne der kleinen Menschen*) schauen dann hinauf,[4]
Bewundernd die Gestalt der Führer alter Tage:
Sie kriechen in ihre Hölen hinein
Und schaun zum Himmel, erschreckt.

Dann werden meine Schritte[5] in Wolken seyn, 113
Und Dunkelheit wird rollen um mich her.

Sohn Alpins, leite, leite
Den alten Barden zu seinem Hain.[6]
Die Wind' erheben sich,
Die dunkle Woge des Sees ertönt;
Beugt dort nicht ein Baum vom Mora sich nieder[7]
Und seine Aeste sind entlaubt?
Er beugt sich, Sohn Alpins, im rauschenden Windeshauch;
Meine Harfe hängt am dürren Ast,[8]
Und traurig ist der Klang aus ihren Saiten.[9] —

---

*) Das künftige schwache Geschlecht der Nachkommen.

1) a M.: und ich bin in Lutha 2) „schon“ nur in B.
3) a M.: auf seinen Hügeln 4) a M.: Die Söhne . . . werden mich schaun,
5) a M.: Denn meine Schritte werden 6) a M.: Sohn — Barden zu — Hain.
7) a M.: dort sich nicht . . . . Mora nieder 8) a M.: an einem dürren Ast,
9) M.: und ihrer Saiten Klang ist traurig. —

Harfe, rühret dich der Wind?[1]
Oder ist's vorübergehend ein Geist? —[2]
Es ist Malvinens Hand!*)
Bringe die Harfe mir, du Sohn[3] Alpins!
Ein anderer Gesang soll steigen auf,
114 Mein Geist soll scheiden in dem Gesang',
Meine Väter sollen ihn hören in ihrer luftigen Hall'.[4]
Ihr dämmernd Antlitz wird[5] sich niederneigen,
Von ihren Wolken werden sie[6] freudig schaun,
Und ihre Hand empfangen ihren Sohn.

Der Sterbegesang fängt an:[7]

Die alte Eiche neigt sich über den Strom:
Mit allem ihrem Moose seufzet sie.
Das welke Farrenkraut rauscht näher mir
Und mischt sich, wie es webt, mit Oßians Haar.

Rühre die Harf' und erhebe Gesang!
Seid nah, mit allen euren Schwingen, ihr Winde!
Traget hinweg den traurigen Schall,
Zu Fingals luftiger Halle.

Zu Fingals Halle traget ihn empor,
Daß der noch höre die Stimme seines Sohns,
Die Stimme deß, der einst den Mächtigen pries.

115 Der Nordhauch öffnet deine Thor', o König,
Auf Wolken seh' ich sitzen[8] dich,
Dämmrig glänzend
In deinem Waffenschmuck.

Zwar ist deine Gestalt des Tapfern Schrecke nicht mehr;[9]
Er gleicht der Wasserwolke,

---

*) Der verstorbenen Gattinn seines Sohns. [Nur in B.]

1) M.: Rührt dich der Wind, o Harfe? 2) M.: Oder ist es ein vorübergehender Geist?
3) a M.: Bring mir die Harfe, Sohn 4) a M.: Meine — hören in — Hall!
5) a M.: Ihr dämmrigt Antlitz soll 6) „werden sie" nur in B.
7) a M.: Hier fängt der Sterbegesang an:
8) M.: sitzend
9) a M.: ist nicht .. der Schrecke des Tapfern mehr

Wenn wir die Sterne hinter ihr schaun
Mit ihren weinenden Augen — —

Dein Schild ist gleich dem bejahrten Mond,
Dein Schwert ein Dunst mit Feuer halbdurchglüht:
Dämmrig-schwach[1] ist jetzt[2] der Führer,
Der vorschritt einst im Glanz.

Aber auf Winden der Wüste ist dein Tritt
Und Stürme[3] dunkeln in deiner Hand.
Du nimmst die Sonn' in deinem Zorn
Und birgst sie in die Wolken.[4]
Die Söhne der kleinen Männer sind erschreckt 116
Und tausend Regengüsse steigen nieder. —

Und trittst du wieder[5] in deiner Mild' hervor;
So spielt das Morgenlüftchen vor dir her;
Die Sonne lacht in ihren blauen Feldern;
Der graue Strom schleicht fort in seinem Thal;
Die Büsche schütteln ihre grünen Häupter:
Die Rehe springen der Wüste zu. — —

Welch Murmeln[6] auf der Haide dort?
Die stürmigen Winde haben sich gelegt — —
— — Ich höre Fingals Stimme!
Lang' war sie ferne meinem Ohr.

„Komm, Oßian, komm![7] spricht Er,
Fingal hat empfangen seinen Ruhm.
Wir schwanden weg gleich flüchtigen Flammen,
Doch Ruhmvoll[8] schieden wir.

Sind unsrer Schlachten Gefilde dunkel gleich und schweigend; 117
Vier graue Steine sind[9] unser Ruhm.
Die Stimme Oßians sang;
Die Harfe klang in Selma.
Komm, Oßian, komm, spricht Er,
Mit deinen Vätern fleuch' in Wolken auch Du!" —

---

1) a: dämmrig und schwach 2) a M.: nun
3) B: Sterne (verbessert aus a M.: und die Stürme, Ossian: and the storms).
4) a M.: in deine Wolken 5) a M.: du denn 6) a M.: Welch Murmeln ist
7) a M.: komm hinweg, 8) M.: doch voll Ruhm
9) a M.: in den vier grauen Steinen ist

Und kommen will ich, du König der Männer:
Das Leben Oßians sinkt.
Ich schwind' hinweg[1] auf Kona.
In Selma sieht man meinen Schritt nicht mehr.

An Mora's Steine schlafen werd' ich nun,
Die Winde, rauschend in mein graues Haar,
Erwecken mich nicht mehr.[2]

Geh hin auf deinen Schwingen, o Wind,
Du störest nicht[3] des Barden Ruh'.
Die Nacht ist lang — doch schwer sind seine Augen;
Geh hin, du rauschender Hauch.

118 Aber warum so traurig, Fingals Sohn?
Warum wölkt deine Seele sich ein?[4]
Die Führer anderer Zeiten schieden auch;[5]
Sie gingen hinweg mit ihrem Ruhm.
Die Söhne künftiger Jahre werden scheiden;
Ein ander Geschlecht kommt auf.

Das Volk ist gleich den Wogen des Meers,
Dem Laube des waldigen Morvens gleich,
Es[6] schwindet im rauschenden Windeshauch,
Und andere Blätter erheben ihr grünes Haupt.

War deine Schönheit daurend, Ryno?
Bestand des Streitgebohrnen Oscars Kraft?*)
Fingal selber ging[7] hinweg;
Der Väter Halle[8] vergaß auch seinen Tritt.
Und solltest du rückbleiben, alter Barde,
Und Helden sanken hin?

119 Aber es bleibt mein Ruhm!
Er wächst wie die Eich' auf Morven;
Sie hebt ihr breites Haupt dem Sturm,
Und jauchzt im Laufe des Windes.

---

*) Seine verstorbenen Söhne. [Nur in B.]

1) a M.: Ich fange an zu schwinden 2) M.: sie werden mich nicht erwecken mehr.
3) a M.: Du kannst nicht stören 4) a M.: wölkt sich deine Seele ein?
5) a M.: sind geschieden; 6) M.: das
7) a: selbst ging; M.: selbst ging ja 8) M.: die Halle der Väter

So war[1] das Abscheiden Oßians, des Sohnes und Sängers der Helden; anders[2] scheidet Malvina, die Gattin seines in der Schlacht[3] gebliebenen Sohns. Der Sänger hebt an, indem er sich im schönen Thal Lutha gleichsam seine Grabstäte aussucht, und von Malvinens Tode noch nichts weiß.

Wend', o wende dich, blauer Strom,
Um Lutha's enge Ebene winde dich.[4]
Daß die grünen Wälder von Bergen sich über sie hinneigen.
Und nur die Sonn' am Mittag sie beglänzt.[5]

Die Distel auf[6] ihrem Fels,
Schüttelt[7] dem Wind' ihr Haar;
Die Blume hängt ihr schweres Haupt,
Webend[8] dem Lüftchen zu.

Als spräche sie dem Lüftchen:[9] „was weckst du mich?
Von Tropfen des Himmels bin ich schwer.
Nah ist meines Welkens Zeit,[10]
Nahe der Hauch, zu entblättern mich.

Morgen wird der Wanderer kommen,
Er, der in meiner Schöne mich sah,
Sein Auge durchsucht das Feld;
Mich findet es nicht mehr.“[11]

So werden sie suchen auch einst die Stimme von Kona,
Die[12] verhallt ist im Gefild'.
Der Jäger kommt[13] am Morgen früh;
Die Stimme meiner Harfe schweigt.[14]
„Wo ist der Sohn des Streitgebohrnen Fingals?“ spricht er,[15]
Und seine Wange thränt.

---

1) a M.: Das war 2) a M.: wie anders 3) a M.: im Felde
4) a M.: Ebn' umher.
5) a M.: Laß die grünen .... über sie neigen,
und die Sonn' am Mittag glänzen her.
6) M.: steht auf 7) a M.: sie schüttelt 8) a M.: webend zuweilen
9) a M.: zum Lüftchen: 10) a M.: Meines Welkens Zeit ist nah,
11) a M.: seine Augen werden durchsuchen das Feld und mich nicht finden mehr.“
12) a M.: wenn sie 13) a M.: wird kommen
14) a M.: meiner Harfe Stimme wird nicht mehr gehört.
15) „spricht er“ nur in B.

121 Dann[1] komm' o Du Malvina,
Mit allem deinem[2] Wohllaut komm!
Leg' Oßian in die Ebene Lutha's[3] hin,
Sein Grab laß steigen[4] im lieblichen Gefild'.

Malvina! wo bist, wo bist du[5] mit deinem Gesang?
Mit deiner Tritte sanftem Laut?
Sohn Alpins, bist du nah?
Wo ist die Tochter Toscars? —

„Ich ging vorbei, Sohn Fingals, bei Torlutha's moosiger Wand;
Der Rauch der Halle war nicht mehr.
Schweigen war im Haine des Hügels,
Die Stimme der Jagden schwieg.[6]

Ich sah die Töchter des Bogens und fragte[7] nach Malvina,
Doch sie antworteten nicht.
122 Sie wandten ihr Antlitz weg,
Ein dünner Nebel bedeckte ihre Schöne.
Sie waren wie Sterne zu Nacht auf einem Regenhügel,
Wenn jeder schwach durch seine Wolke blickt."

Sanft*) sei deine Ruhe,[8] lieblicher Strahl!
Bald bist du untergegangen auf unsern Hügeln.
Die Schritte deines Scheidens waren schön,
Wie der Mond auf blauen zitternden Wogen sinkt.

Aber uns hast du gelassen in Dunkelheit,
Erste der Mädchen in Lutha.
Wir sitzen auf dem Felsen; es kommt kein Laut,
Kein Licht ist dort als das Feur des Meteors.
Bald bist du untergegangen, o Malvina,
Tochter des edlen Toscar.

Doch du gehst auf, wie der Strahl des Osts,
In Mitte der Geister deiner Freunde auf,
123 Dort, wo sie[9] sitzen in ihren stürmigen[10] Hallen,
In den Kammern des Donnerlauts. — —

---

*) Hier redet Oßian wieder.

1) a M.: Denn 2) a M.: mit alle deinem 3) a M: Ebne von Lutha
4) a M.: laß steigen sein Grab 5) a M.: Malvina! wo bist du
6) a M.: Die Stimme der Jagd, sie war vorbei. 7) a M.: Bogens, ich fragte
8) a M.: Ruh, o 9) a M.: wo sie da 10) a M.: stürmgen

— — Eine Wolke hängt auf Kona dort:[1]
Ihre blauen krausen Seiten stehen hoch:
Die Winde mit ihren Schwingen sind unter ihr:
In ihr ist Fingals Wohnung.
Da sitzt der Held im Dunkel,[2]
Den luftgen Speer in seiner Hand:
Sein Schild, mit Wolken halb bedeckt,
Ist gleich dem dunkeln Mond,
Wenn Eine Hälfte noch in Wogen schwebt
Und die andre kränklich blickt aufs Feld.

Seine Freund' auf Wolken, rings um den König her,
Sie hören Ullins Gesang:
Halb unsichtbar die Harfe, rührt er sie,
Und erhebt die schwache Stimme.
Die kleinern Helden mit tausend Meteoren
Erleuchten die luftige Hall.

Malvina steigt in ihrer Mitt' hinauf, 124
Die Wange hold beschämt.
Sie sieht die unbekannten Antlitz' ihrer Väter
Und kehrt hinweg den nassen Blick.[3]
„Bist du so bald gekommen? ist Fingals Wort,
Tochter des edlen Toscar.
Trauer wohnt nun in den Hallen von Lutha,
Traurig ist mein bejahrter Sohn.“

Ich höre das Lüftchen von Kona,
Das sonst mit deiner schweren Locke spielte.
Es kommt zur Halle; doch du bist nicht da,
Es rauschet traurig unter den Waffen deiner Väter.
Geh hin, o Lüftchen, mit deiner rauschenden Schwinge,
Und seufze auf Malvinens Grab.
Es hebt sich unter jenem Felsen dort
An Lutha's blauem Strom.
Die Mädchen sind hinweg an ihren Ort,
Und du allein, o Lüftchen, traurest da.

Aber wer kommt dort aus dem dunkeln West, 125
Gestützt auf eine Wolke?

---

1) a M.: auf Kona herab 2) a M.: in Dunkelheit
3) a M.: hinweg ihr nasses Aug.

Ein Lächeln ist auf seinem grauen Antlitz,
Seine Nebellocken fliegen im Wind' empor.[1]
Er beugt sich vor, auf seinem luftgen Speer —
Dein Vater ists,[2] Malvina.
Warum, spricht er, erscheinest du so bald
Auf unsern Wolken, Lutha's lieblich Licht?[3]
Doch du warst traurig, meine Tochter,
Denn deine Freunde waren hinweg.
Die Söhne der kleinen Männer waren in der Halle,
Von Helden war niemand, als Oßian. — u. f.

Doch gnug![4] sogern ich auch noch[5] vom Todtenlied Oscars und der Komala noch eine Probe gäbe. Man siehet, die einsamen Bewohner der neblichten stürmigen Berge und Thale des alten Galenlandes[6] wußten ihren Vorfahren kein andres Elysium zu geben, als den Wolkenhimmel, der sie umgab.[7] Da sie ihre Väter
126 liebten, und gleichsam ohne sie nicht seyn konnten, so mußten diese, auch abgeschieden, um sie oder über ihnen seyn. Da sie kein andres Vergnügen, als Kampf, Liebe und die Wehmuth des Gesanges kannten, so mußten ihre Väter auch[8] auf den Wolken, wo sie mit[9] ihren luftigen Waffen[10] selbst nicht mehr streiten konnten, sich wenigstens an den Thaten ihrer Söhne erfreun, diesen hie und da, insonderheit vorm Unglück und dem Tode, in Träumen erscheinen, und sich auch in ihrem Nebel an des abgeschiednen Ullins luftiger Harfe noch die Stunden kürzen. — Zwar wird in den Werken der Kaledonischen Barden auch an eine Insel des Friedens Flathinnis gedacht, wo die Sonne schläft, und die tapfersten Helden nahe und mit ihr in Spielen sich ergötzen,[11] indeß die schlechtern Menschen an die Enden derselben verbannt seyn. In

1) M.: im Winde! 2) a M.: es ist dein Vater,
3) a M.: lieblich Licht von Lutha?
4) a M.: Wir wollen es gnug seyn laßen: 5) „noch" nur in B.
6) a M.: des alten Schottlands 7) a M.: umwehte
8) „auch" nur in B.
9) a: da sie mit; M.: die mit 10) a: Wolken
11) a: schliefe .... ergetzten; M.: schlafe .... ergötzten

Oßians Gedichten aber[1] erinnere ich mich keiner Spur dieses Ely-
siums seiner abgeschiednen Väter, ob es gleich natürlich scheint, zu
denken, daß wo der schöne Jüngling des Himmels, die Sonne, 127
seine Ruhestäte und sein Land hat, ers auch mit den Edlen und
Guten theile.[2] — Uns, in unsrer christlich-Deutschen Denkart,[3]
ist vielleicht nichts fremder, als die luftige Halle Fingals; setzet
man sich aber in die Einsamkeit weniger, von der Natur abge-
schlossener, sich einander treuer und rüstiger Stämme, so kann man
sich den Glauben dieser Dichtung leicht erklären. In der Einsam-
keit wird die Seele gleichsam horchender: ein Gemüth voll zarter
Leidenschaft, das nur wenig Ideen hat, und an diesen desto fester
hanget, kann also bald dahin kommen, die Gestalt seines Geliebten
im Schatten, im Nebel, in der Wolke zu sehn, und seine Stimme
im vorbeigehenden Lüftchen zu hören. Da nun die Naturscenen
des Landes, das diese Geschlechter bewohnten, so abwechselnd, son-
derbar und kühn sind, daß die kälteste Einbildungskraft neuerer
pure pute gelehrter[4] Reisenden selbst, durch sie hie und da erwärmt
wurde: so konnten[5] Sitten und Neigungen, wie die sind, die Oßian 128
im Leben seiner Freunde schildert, auch nach ihrem Tode dem Ueber-
bleibenden leicht ein so einfaches, ihn[6] nah angrenzendes Reich der
Geister gewähren. Der Leib lag unter vier[7] grauen Steinen: der
Lebensruhm des Hingegangnen schwebte auf der Harfe der Weh-
muth, und wohnte tief im Herzen der Nachgelassenen.[8] Der

1) „aber“ nur in B.

2) a: Väter: so schwach und traurig er übrigens den Zustand der-selben auf Nebel und Wolken schildert. — — M.: Väter, ob es gleich mehreren Nationen bekannt gewesen, und es natürlich ist, zu denken, daß wo der schöne Jüngling des Himmels seine Ruhstadt ... habe, ers auch mit den Seelen der Edlen .. theile. —

3) „in ... Denkart“ nur in B. 4) a M.: gelehrten

5) a M.: so musten 6) a M.: auch im Tode ein so einfaches, sie

7) a M.: lag in seinen vier

8) a M.: der Ruhm des Lebens schwebte auf der Harfe der Weh-muth, und im Herzen der nachgelaßenen, innig Betrübten.

Seele blieb nichts, als, da man sie selbst als Hauch dachte, die Region des Hauchs der Winde, wo sie im Andenken an ihre verlebte Thaten den Thaten ihrer nachgelassenen, allmälich auch emporsteigenden Nachkommenschaft zusah.[1] Hier liegen sie, sagt der alte Annir,

Hier ruhn im Dunkel die Kinder meiner Jugend,
Der Stein ist Ruro's Gruft:
Der Baum schallt über Argons Grabe.
Hört ihr meine Stimme,[2] meine Söhne,
In eurem engen Hause?
Oder sprechet ihr in diesem rauschenden Laube,
Wenn der Wind der Wüste sich erhebt?

129 Ein aufsteigender Nebel scheint gleichsam ein aufsteigender Helden- und Riesengeist, und die mancherlei Gestalten der schwarzen, goldgeränderten, vom Winde hie und dahin getriebnen Wolke konnten dem Auge der Phantasie bald den Anblick verschaffen, den sie zu finden geneigt war. — Wir kommen zum eigentlichen Lande[3] der Seelen.[4] — —

* *
*

III. Land der Seelen.

Den meisten Völkern, die wir Wilde nennen, ist das Reich der Seelen ihr Elysium jenseit des Grabes. Eine schöngezierte Kabane, fröhlicher Tanz auf einer immer grünenden Aue, und eine angenehme Fortsetzung der Geschäfte, an die sie im Leben gewöhnt waren, ist daselbst ihr Vergnügen; ein Vergnügen, das sie mit den Freuden dieser Erde in keine Vergleichung stellen. Lafiteau
130 erzählt ein Mährchen von einem jungen Amerikaner, der, über den Tod seiner einzigen geliebten Schwester untröstlich, den Entschluß faßte, sie im Lande der Geister selbst aufzusuchen. Ein Zauberer

1) a M.: die Region .. der Winde, Andenken an ihre verlebte Thaten und Freude an ihrer nachgelaßenen ... Nachkommenschaft.

2) a M.: Stimm' o

3) M.: Reich 4) „Ein aufsteigender — Seelen" fehlt in a.

wies ihm den Weg dahin, und gab ihm ein Behältniß, worin er
die Seele der Verstorbenen einschließen könnte. Nach unsäglicher
Gefahr und Mühe langte er an.[1] Der König der Seelen nahm
ihn in Schutz gegen die Proserpina dieses Reichs, der die weibliche
Seele eigentlich zugehörte. Er bekam sie im Tanz zu sehen, wollte
sie umarmen, und sie verschwand vor ihm, wie dem Aeneas seine
Kreusa; noch weniger wollte sie zurück ins Land der Lebendigen.
Endlich gewann er Mittel, sie in sein Behältniß einzuschließen.
Freudig wanderte er zurück. Die angenehme Stunde kam, da er
durch Hülfe des Zauberers die erbeutete Seele mit ihrem Körper
vereinigen wollte: vor Ungeduld[2] der Liebe öffnete er seinen Schatz
zu früh, und die wieder befreiete Seele entfloh auf ewig. Sei
dies Mährchen Traum, oder Betrug des Zauberers, oder wahr- 131
scheinlich beides: so zeigts die Meinung dieser Völker von ihrem
Reich der Seelen. Der junge Held wird ein zweiter Orpheus, der
seine geliebte Eurydice sucht, findet, gewinnt, und auf immer verlieret.

Da dies Reich der Seelen beinah allgemein auf der Erde von
den heidnischen Völkern geglaubt ward; so fällt mir aus einem
Winkel Europens eine Geschichte[3] bei, die wenigstens ihrer Selten-
heit wegen hier einen Platz verdient. Es ist bekannt, daß die alten
heidnischen Völker an der Ostsee, Preußen, Letten, Kuren, Esthen
u. s., wie andre Völker, ein Reich der Seelen glaubten; daher sie
den Körper des Verstorbnen wohl ankleideten,[4] ihm die zur Reise
nöthigen oder sonst seine besten Geräthe mitgaben, und nach dem
Todtenmal, das sie der Seele des Verstorbenen zugerichtet hatten,
sie mit eignen Ceremonien[5] in ihren neuen Aufenthalt wiesen. In 132

---

1) a: langte er [ein zweiter Orpheus oder Herkules] an.

2) a: für Ungeduld

3) a: aus einem ganz andern Theil der Welt, mitten aus Europa, vom Jahr 1763. eine Geschichte M.: Europens vom Jahr 1763. eine Geschichte

4) a M.: daß die .... Esthen u. s. auch ein Reich .. glaubten, den Körper des Verstorbnen daher wohl ankleideten,

5) a: Cerimonien

einigen Strichen dieser Länder haben[1] sich Meinungen, Sagen, abergläubische Gebräuche dieser alten Zeit noch unter dem Landvolk[2] erhalten, die desto geheimer und heiliger fortgeerbt werden, eben weil man sie nicht äußern darf, und weil sie so innig[3] an der Sprache und Liebe ihrer Vorfahren haften. Im Jahr 1763. also hatte ein vierzehnjähriges Bauermädchen in Liefland einen Traum, der sie in das Land der Seelen zu ihren abgeschiednen Vorfahren versetzte: es war ihr daselbst so wohl, sie genoß ein so neues Vergnügen, daß sie sehnlich wünschte, immer da zu bleiben. Eine der verstorbnen Seelen gab ihr den Rath, sich, vom Umgange der Menschen weg,[4] in einen Wald zu begeben, da ohne Speise und Trank, an einen Baum gelehnt, zu warten; so werde sie, ohne Tod, zu ihrem Wunsche gelangen, mit den abgeschiednen Seelen sprechen, umgehen, und sich vergnügen können bis an den
133 jüngsten Tag. — Das erwachte Mädchen, ganz dieses Traumes voll, setzte ihn in der Einsamkeit, weil sie das Vieh hütete, fort, bis man sie, nach lebhaften Aeußerungen darüber,[5] einschloß, da sie dann[6] natürlich — bei der ersten Gelegenheit entwischte. Nach drei Wochen fand man sie in der Tiefe eines Waldes, mit niedergelassenen Händen und tiefgesenktem Haupt unter einem Baum stehend und an ihn gelehnt. Ihre Augen waren verschlossen, ihr Gesicht todtenfarb, aber munter. Man brachte[7] sie zurück, und zwang sie (sie thats sehr ungern und nur aus Furcht grausamer Strafe) zur Speise. Sie nahm zwar[8] gern ihre vorige Stellung an, fing aber, aus Furcht oder in Hofnung wieder zu entwischen, mit der Zeit an zu sprechen, bis sie, bei der ersten Gelegenheit, weiterhin[9] in

1) a M.: dieser Länder, insonderheit die unter dem Joch der Knechtschaft seufzen, haben
2) a: unter dem einfältigen [,armen] Landvolk
3) a M.: weil sie zum Theil   4) „weg“ nur in B.
5) a M.: davon   6) a M.: denn
7) a M.: Man überschlich sie, brachte   8) „zwar“ nur in B.
9) a: wieder und weiterhin

eine andre Gegend des Waldes entkam; wo man sie endlich, zwei Meilen vom Hause ihrer Mutter, in eben der Stellung fand, matt, ausgetrocknet. Als[1] man sie angrif, verschied sie in den Armen ihres Bruders, und ging[2] also wirklich ins Reich der Seelen 134
über. —

Beides, der lebhafte Traum sowohl als die Wirkungen desselben lassen sich ohne dämonische Dazwischenkunft erklären.[3] Je mehr ein Glaube dieser Art, (die einzige überbliebne Nationalglückseligkeit eines unterdrückten Volks,) der an Sprache, Sitten und Sagen der Väter haftet, verboten wird, desto wärmer wird er[4] im Stillen fortgepflanzt. Die Ideen der Jugend heften sich daran; die Einsamkeit, zumal unter freiem Himmel, in Auen und Hainen, brütet sie aus;[5] und in den Jahren, wo die Natur erwacht, wo sie bei gehemmtem[6] oder aufwallendem Blut sich im Himmel oder auf der Erde Gegenstände sucht, an welche[7] sie ihre düsteren oder blumichten Empfindungen hefte, sind Träume der Art, wachend und schlafend, bis zur Täuschung[8] lebhaft. Es wären hievon sonder-

---

1) a M.: ausgetrocknet, und als 2) a M.: Bruders. Sie ging

3) a M.: Seelen über. — Zwei Geistliche jenes Landes geriethen über die Geschichte in Streit. Der eine behauptete: der Teufel, der den armen Letten wachend nicht gnug nachstellen könne, schliche ihnen in Träumen also bei, und warf die Frage auf: ob Gott mit solchen Seelen nicht ein leidlicheres Auskommen in jener Welt haben möchte? Der andre widersprach ihm über dies Auskommen heftig, bis die Obrigkeit [a: den Streit untersagte.] ihr Mißfallen über den Streit bezeugte, und er damit geendigt war. Unsres geringen Orts, da wir das Auskommen Gottes mit Wahnsinnigen oder Einfältigen in jener Welt nicht zu berechnen willens sind, halten [a: halten wir] dafür, daß sich die Lebhaftigkeit des Traums ohne teufliche Dazwischenkunft erklären lasse.

4) a M.: Je mehr eine Meinung der Art, ... die an Sprache .... haftet, verboten wird und unter dem Joch liegt: desto wärmer wird sie

5) a: brütet sie an;

6) a M.: wo die weibliche Natur erwacht, und insonderheit bei gehemmtem

7) a M.: woran 8) a: bis zum Wahnsinn

135 bare Beispiele des Enthusiasmus anzuführen; wir begnügen uns aber,[1] von dieser gedrückten, einsamen Kreatur einen Schluß auf Zeiten zu machen, wo die Ideen vom Seelenreich mit allem Ansehen der Vaterwürde und mit jeder Wärme des Enthusiasmus in Gesängen und Thaten[2] eingeprägt wurden. — Allerdings konnten sie da die lebhaften Bilder gewähren, die wir bei Oßian von der Versammlung der Väter, bei den Arabern vom Paradiese, und bei den nördlichen Deutschen von der Walhalla finden.

Ohne Zweifel ist dies geglaubte Reich der Seelen mit eine Ursache, warum die Wilden auch außer dem Kriege mit solcher Gleichmuth dem Tode entgegen gehen. Wenn der todte Körper angekleidet ist, und mit bemahltem Gesicht, die Waffen neben ihm, in seiner Hütte sitzet, wird von den Lebenden, die im Kreise umhersitzen, sein Lob gepriesen, und von jedem das Bekenntniß[3] des
136 Seelenreichs erneuert; wovon ich aus einer interessanten[4] Reisebeschreibung*) theils eine Rede an einen verstorbnen Krieger, theils die Geschichte und Klage einer Mutter über ihr verstorbnes Kind hersetzen will. Die Natur des herzlichen Affekts voll Einfalt und Würde ist mehr werth, als die Kunst mancher Fictionen und erzwungenen[5] Leichengedichte. —

Anrede an einen verstorbenen Krieger.

„Du sitzest noch unter uns, Bruder, dein Körper hat noch seine gewöhnliche Gestalt und ist dem unsrigen noch ähnlich, ohne sichtbare Abnahme, nur daß ihm das Vermögen zu handeln fehlet. Aber wohin ist der Athem geflohen, der noch vor etlichen Stunden

*) Neue Sammlung von Reisebeschreib. Th. 1. Carvers Reisen, Hamburg 1780.

1) a M.: uns hier aber 2) a M.: in Gesängen, Erziehung und Thaten

3) a M.: von jedem also auch das Bekenntniß

4) a M.: aus einer neuern interessanten

5) a: erhabnen; M.: lügenden

Rauch zum großen Geiste empor blies? Warum schweigen jetzt
diese Lippen, von denen wir erst kürzlich[1] so nachdrückliche und ge- 137
fällige Reden hörten? Warum sind diese Füße ohne Bewegung,
die noch vor einigen Tagen schneller waren, als das Reh auf jenen
Gebürgen? Warum hängen diese Arme ohnmächtig, die die höchsten
Bäume hinaufklettern, und den härtesten Bogen spannen konnten?
Ach! jeder Theil des Gebäudes, welches wir mit Bewunderung
und Erstaunen ansahen, ist jetzt wieder eben so unbeseelt, als es
vor dreihundert Wintern war. Wir wollen jedoch dich nicht be-
trauren, als wenn du für uns auf immer verlohren wärest, oder
als wenn dein Name nie wieder gehört werden sollte; deine Seele
lebt noch in dem großen Lande der Geister, bei den Seelen deiner
Landsleute, die vor dir dahin gegangen sind. Wir sind zwar
zurück geblieben, um deinen Ruhm zu erhalten, aber auch wir 138
werden dir eines Tages folgen. Beseelt von der Achtung, die wir
bei deinen Lebzeiten für dich hatten, kommen wir jetzt, um dir den
letzten Liebesdienst zu erzeigen. Damit dein Körper nicht auf der
Ebene liegen bleibe, und den Thieren auf dem Felde oder den
Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn sorgfältig
zu den Körpern deiner Vorgänger legen, in der Hofnung, daß
dein Geist mit ihren Geistern speisen, und bereit seyn werde, den
unsrigen zu empfangen, wenn auch wir in dem großen Lande der
Seelen ankommen.“

In ähnlichen kurzen Reden erhebt jeder Anführer das Lob
seines abgeschiednen Freundes.

„Als ich mich bei den Nadowessiern aufhielt, fährt der
Reisende fort, so verlohren die Bewohner eines benachbarten 139
Zeltes ihren vierjährigen Sohn. Sie wurden über diesen Verlust
so gerührt, daß der Vater durch seinen Kummer und den
Verlust von Blut sich den Tod zuzog. So bald die Frau, die
vorhin schon untröstlich war, ihren Mann sterben sah, so hörte

1) Bei Carver: kurzens

sie auf einmal auf zu weinen, und ward völlig heiter und gelassen.

„Mir kam die schleunige Veränderung so sonderbar vor, daß ich nicht umhin konnte, sie darum zu befragen. Sie sagte mir, der Gedanke, daß ihr Kind seiner großen Jugend wegen im Lande der Geister sich seinen Unterhalt nicht würde verschaffen können, hätte ihren Mann und sie sehr beunruhigt: aber da ihr Mann eben dahin gegangen wäre, der sein Kind zärtlich liebte, und die
140 Jagd sehr gut verstünde, so hätte sie aufgehört zu trauren; denn jetzt wäre sie überzeugt, ihr Kind sei glücklich, und sie wünsche jetzt nichts mehr, als bei ihnen zu seyn.

Sie ging nachher jeden Abend an den Baum, auf welchem ihr Mann und Sohn lagen, und schnitt eine Locke von ihrem Haar ab, welches sie auf die Erde streute, und betrauerte in einem schwermüthigen Liede ihr Schicksal. Ihre Lieblingsmaterie war, die Thaten herzurechnen, die ihr Sohn verrichtet haben würde, wenn er länger gelebt hätte: und so lange sie sich mit diesen Gedanken beschäftigte, schien ihr ganzer Schmerz aufzuhören.

Klage einer Mutter um ihren Sohn.

„Wärest du bei uns geblieben, mein lieber Sohn, wie sehr
141 würde der Bogen deine Hand geziert haben, und wie tödtlich würden deine Pfeile den Feinden unsers Stammes geworden seyn. Du würdest oft ihr Blut getrunken und ihr Fleisch gegessen haben,*) und zahlreiche Sklaven wären die Belohnung deiner Arbeit geworden. Mit starkem Arme würdest du den verwundeten Büffel niedergerissen, oder den wüthenden Bär bekämpft haben. Du hättest das fliegende Elendsthier eingeholt, und auf dem Gipfel der Gebürge dem schnellsten Rehe Trotz geboten. Was für Thaten würdest du nicht verrichtet haben, wenn du das Alter der Kraft erreicht

*) Es ist dies der Ausdruck des Kriegs auch bei Nationen, die die Worte im eigentlichen Verstande gar nicht vollstrecken. Sie haben ihn beibehalten aus alten Zeiten.

hättest, und von deinem Vater in allen indischen Vollkommenheiten wärest unterrichtet worden."

In ähnlichen Ausdrücken beklagte diese ungebildete Indierinn 142
den Verlust ihres Sohnes, und oft brachte sie den größten Theil der Nacht bei diesem rührenden Geschäfte zu.*)

*) Diese Abhandlung sollte über mehrere Völker fortgesetzt werden, daher ihr erster Titel Hades und Elysium hieß. Auch die Walhalla unsrer Vorfahren gehört zum Lande der Seelen; nicht minder ihr Hela u. s. — Da aber über diese Gegenstände viel geschrieben ist, und wahrscheinlich noch geschrieben werden wird, so überspringen wir sie, und eilen zum östlichen Theil der Erde, wo man ausgezeichnet ganz etwas anders, als ein Elysium oder eine Walhalla oder ein Land der Seelen glaubte. Der Wink eines sehr scharfsinnigen Mannes führt uns dahin; jene Abhandlung mag indeß Fragment bleiben.

143 III.

Palingenesie.

Vom Wiederkommen menschlicher Seelen.

Mit einigen erläuternden Belegen.

145 1.

„Warum könnte jeder einzelne Mensch nicht mehr als Einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen seyn?

2.

„Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?

146 3.

„Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche blos zeitliche Belohnungen und Strafen den Menschen bringen können?

4.

„Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen?

5.

„Warum sollte ich nicht so oft wieder kommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf Einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet?

6.

„Darum nicht? — Oder weil ich es vergesse, daß ich schon dagewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse! Die Erinnerung 147
meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf itzt vergessen muß, habe ich das auf ewig vergessen?

7.

„Oder weil so zu viel Zeit für mich verlohren gehen würde? — Verlohren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"

8.

So Leßing.*) Und ich setze sogleich, um den Ton nicht zu überstimmen, eine Stelle hinzu, die er in einer strengeren Gemüthsfassung schrieb:**)

„Daß man die Menschen von der Begierde ihr Schicksal in jenem 148
Leben zu wissen, eben so abhalten sollte, als man ihnen abräth, zu forschen, was ihr Schicksal in diesem Leben sei.

9.

„So viel, meint er, fängt man ziemlich an zu erkennen, daß dem Menschen mit der Wissenschaft des Zukünftigen wenig gedient sei; und die Vernunft hat glücklich genug gegen die thörichte Begierde der Menschen, ihr Schicksal in diesem Leben zu wissen,[1] geeifert. Wenn wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von 149

---

*) Leßings Erziehung des Menschengeschlechts. Berl. 1780. §. 94. [Schriften X, 329 L.]

**) Leßings Leben und Nachlaß Th. 2. S. 243. [XI, 611.] In Einem seiner Briefe sagt er, daß er die kleine Schrift über die Erziehung 148
des Menschengeschlechts nicht apodiktisch, sondern gymnastisch geschrieben habe; worauf auch das Motto derselben aus Augustin deutet: Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt. Zu Untersuchung dieses Wahren und Falschen, oder des Gewissen und Ungewissen Anlaß zu geben, war also des Verfassers eigentliche Absicht.

1) Lessing: vorauszuwissen

unserm Schicksal in jenem Leben zu wissen, eben so verdächtig zu machen?[1]

10.

„Die Verwirrungen, die jene Begierde angerichtet hat, und welchen (wie ich an Oedipus zeigen kann) durch schickliche Erdichtungen des Unvermeidlichen die Alten vorbeugen mußten, sind groß; aber noch weit größer sind die, welche aus der andern entspringen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht eben so ruhig abwarten, als einen künftigen Tag?“ —

11.

Mit einem Philosophen, der über jede Hypothese von nähern Umständen unsres künftigen Zustandes so ruhig urtheilt, darf man
150 auch über seine Hypothese vom öftern Wiederkommen der Menschen in dieses Leben ruhig sprechen oder, wie man jetzt sagen will, vernunften.

12.

Alt ist die Hypothese gewiß, nicht etwa nur als Speculation, sondern viel früher noch als Wahn sinnlicher Menschen.

13.

Alle Völker nämlich bildeten sich ihren künftigen Zustand nach ihrem jetzigen; wie konnten sie auch anders? Eine Nomadenfamilie, die in diesem Leben enge zusammenhing, sich fest an die Namen, Geschlechtsregister und Traditionen ihrer Väter anschloß, auf das Ansehen derselben ihr eigen Glück und ihre Erwartungen bauete, mit ihnen endlich gemeinschaftlich in Eine Gruft ging, dachte sich den Zustand nach dem Tode als eine Versammlung der Väter. So ward ein Schattenreich unter dem Grabe oder ein Paradies
151 jenseit des Grabes, wie der Scheol und Garten Eden der Hebräer, mit veränderten Umständen auch der Hades und das Elysium der Griechen beweisen.

---

1) L.: eben so verdächtig, eben so lächerlich zu machen?

14.

Einsame Völkerstämme, wie Oßians Galen, die zwischen Nebelreichen Gebürgen im Andenken des kriegerischen Ruhms ihrer Väter und selbst in fortdauerndem Kriegsgetümmel lebten, setzten ihre Heldenväter in die Wolken, damit sie auch nach dem Tode noch die Tapferkeit ihrer Söhne ansehen, und ihren eignen unvergessenen Ruhm in Gesängen hören möchten.

15.

Kriegerische Völker, die aus fernen Ländern gekommen waren oder in ferne Länder streiften, hatten eine Walhalla ihres alten Vaterlandes, in welche sich unter ihrem ersten Anführer die im Streit fallenden Krieger fortdaurend versammlen und alle Ergötzungen finden, die sie hier im Leben geliebt hatten. Ihre 152
Uebungen und Kämpfe setzen sie dort beseliget fort.

16.

So alle andre Nationen, die in einer engen gesellschaftlichen Verbindung leben. Der Schatte dieser Verbindung, wie es auch der Name sagt, folgt Jeder so treu ins Schattenreich nach, daß man hinter dem Grabe die sicherste Charte von den Neigungen und Phantasien, auch wohl vom Grade der Cultur und dem eigensten Charakter der Nation aufnehmen könnte. Jede legte ihr Ideal der Glückseligkeit, das sie auf Erden nicht oder nur Theilweise fand, in ein Elysium hin; jede, die zu moralischen Begriffen gelangt war, belohnte und strafte jenseit des Grabes nach Ereignissen und in der Lebensweise, die ihr diesseit des Grabes eigen gewesen war. Der Schatte nahm seine Empfindungen und Beschäftigungen mit, und trieb sie dort weiter.

17. 153

Wie aber die Völker, die sich so enge verbunden nicht fühlten? die wenigstens keinen Drang hatten, ihren Gesellschaftskreis, ihre Sippschaft, ihren Ruhm, ihre Verrichtungen in jene Welt hinüberzunehmen? Möge man es Fühllosigkeit oder erworbene

Gleichgültigkeit nennen, und die Ursachen davon im Klima oder in der natürlichen Organisation oder endlich in frühen Begebenheiten und in der Lebensweise der Nation finden; gnug, die Seelenwanderung war das Nächste, worauf diese leichter organisirten Völker kommen konnten.

18.

Sie sahen lebendige Wesen um sich, die ihnen so bedeutend schienen, wohl auch so lieb waren, wie die Menschen; Lebendige, deren Jedes in seiner Organisation einen Charakter ausdrückte, wie der Mensch in der seinigen; die völlig denselben
154 Lebensgang der Entstehung, des Wachsthums durch Nahrung und Beschäftigungen, der Fortpflanzung und eines allmälichen Ablebens zu durchwandeln haben, als sie selbst; ja die sie vielleicht in ihrem freien Element der Luft, des Wassers, der Wälder für glücklicher hielten, als sie sich bei mühsamer Arbeit, in ihrer oft Kummervollen Höhle halten mochten. — Wie nahe lag ihnen also der Wahn: „im Tode wirst du jener leichte Vogel, jene schwimmende Ente, oder wenn du es zu werden stark genug bist, jener vortrefliche, gefürchtete Bär. Dies war nicht Speculation, sondern sinnlicher Wahn, den ihnen der Umgang mit Thieren, eine zwischen ihnen und sich bemerkte Aehnlichkeit, überhaupt aber das Mitgefühl mit denselben Kunstlos eingab.

19.

Bei allen Völkern, welche die Seelenwanderung glaubten, bemerkt man ausgezeichnet dies Mitgefühl mit Thieren, ja
155 sogar eine Hochachtung gegen einige derselben weit über den Menschen hinaus. Wie hoch steht die Kuh, der Elephant in der Denkart eines Hindus! dies oder jenes Jagdthier in der Vorstellungsweise eines Jagdvolkes! Von ihrem Reh nimmt Sakontala fast einen zärtlicheren Abschied als von ihren Gespielen.*)

*) S. hierüber und über mehrere Data dieser Abhandlung die ihr beigefügten Belege.

20.

Was diesen Lieblingswahn sehr vermehren mußte, war die Fabel- und Mährchenweisheit dieser Völker. In der Fabel sprechen am angenehmsten Thiere; ihre Charaktere, ihre verschiedene Haushaltungen und Lebensweisen legen sich in ihr Glaubwürdig zu Tage; man spricht mit ihnen, man lernt von ihnen. Die alte Fabelweisheit der Hindus ist bekannt; in dem Hitopades des Wischnu-Sarma*) liegt ein reiches Feld vor Augen. Auch 156
den andern roheren Völkern fehlte es an Mährchen nicht, die von dieser Sympathie mit dem gesammten Thierreich ausgingen, und zur Seelenwandrung unmittelbar führten.

21.

Die Kunst der Zauberer (Schamanen) vollendete Alles. Wenn sie die entflogene Seele nicht zurückbringen konnten, (und auch hierüber gab es Mährchen,) so wußten sie sie doch aufzusuchen und in jenem Thier, in diesem Vogel zu befragen. Der allgemeine Glaube dieser Naturvölker, daß der schnelle Gedanke wandern und erscheinen könne, daß in Träumen und angestrengten Ekstasen die Seele wirklich aus dem Körper gehe und Alles das verrichte, was der Begeisterte sich vorstellt, dieser Glaube machte die Seelenwanderung beinahe selbst zur geglaubten Erfahrung.

22. 157

Und doch war sie nur ein Wahn, obgleich sehr natürlich gegeben.

Der Satz also,**) „daß, da die Seelenwanderung gewiß das „älteste aller philosophischen Systeme sei, schon dies ein gutes „Vorurtheil dafür wirken müße: denn die erste und älteste Mei„nung in spekulativen Dingen sei immer die wahrscheinlichste, weil „der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel,“ dieser Satz

---

*) Herausgegeben von Wilkins. Bath 1787.

**) Leßings Leben und Nachlaß Th. 2. S. 77. [XI, 460.]

dürfte nach dem, was gezeigt ist, Einschränkung leiden. Eh die Lehre von der Seelenwanderung Spekulation oder System ward, war sie Volksglaube, eine Meinung sinnlicher Menschen, auf ihrer Stufe der Cultur ihnen eben so natürlich als andern leidenschaftlicheren Völkern ihre Versammlung der Väter, ihr Land der Seelen, ihr Hades, Elysium, Orkus.

158 23.

Als die Brahmenkaste der Hindus diese Lehre ausbildete, und mit tausend Göttermährchen verknüpfte, bildete sie an ihr nichts, als, wenn ich so sagen darf, die Organisation ihres Volkes, seinen Wahn und Glauben, seine Ansicht der Welt aus. Leidenschaftlos und doch äußerst zart im Gefühl, von gährendem Wein, von Thierspeisen und aller Völlerei gesondert, an Waschen und Reinigung gewohnt, in einem milden Klima fast unter freiem Himmel hausend, fühlen sich die Menschen vom Druck der Luft minder beschweret, und nicht im Kampf, sondern in einem sanften Zusammenfluß der Elemente. Die Lebensseele ist ihnen also ein subtiles Element, das alle Dinge durchdringet, und in dieser und jener leicht zusammengesetzten, leicht trennbaren Form, nur auf eine Zeit, nach ihrer jetzigen Lage, nach ihren jetzigen Werkzeugen wirket. Diese sind ihr bildsame Gefäße, in welche
159 sie ausgegossen ist; ohne Mühe kann sie in ein anderes Gefäß gegossen werden, und dieses beseelen. Ein Strom leichter Verwandlungen ist ihre Welt; ihre erhaltende Gottheit selbst hat sich oft verwandelt. Es sei nur Täuschung, meinen sie, daß die Dinge so hart und schroff abgetrennt seyn, wie wir sie uns denken; ihre Philosophie sowohl als ihre Moral gehet darauf hinaus, diese schroffe Abtheilungen zu mildern, den Wahn des Verschiedenseyns zu verbannen, und einen Zustand sich eigen zu machen, da uns alles gleich ist, indem uns nichts afficiret. Eine Organisation dieser Art macht die Seelenwanderung zu einem angenehmen Traum. Das beseelende Oel des Lebens fließt hin

und her; die Seele kömmt und gehet. Wie der Leib in seine Elemente aufgelöset wird, so gehet auch sie in ihr Element und mittelst des ewigen Stroms in andre Formen über.

24.

Man begreift leicht, was für Annehmlichkeiten dieser Traum in einem Klima mit sich führe, das einem sanften Volk seine 160
ruhige Passivität sehr begünstigt. Er ist ihm ein Opium, das gleichgültig macht; selbst die strengsten Büßer können bei ihren Ertödtungen der Sinne, bei ihrer Concentration aufs innerste Gemüth, als den leidenschaftlosen Mittelpunkt des Daseyns ein Vergnügen empfinden oder empfunden haben, das uns, die wir mitten im Krampf physischer und moralischer Weltblähungen leben, ganz unbekannt ist.

25.

Aber was soll dies Opium uns? Die Verfassung des Geisterreichs, die Gestaltungen des Menschengeschlechts erkläret diese Meinung auch analogisch nicht. Denn wenn die Elemente, die unsern Körper ausmachen, den Gesetzen ihres Systems gehorchen: so ist eben die Frage, was dann das ordnende Gesetz des Geisterreichs sei? Nach welchen Regeln wechseln die Dinge 161
ihre Form? Nach welchem Gesetz fließen die Seelen auf und nieder?

26.

Soll dies ein moralisches Gesetz seyn, so ist der Glaube der Seelenwanderung eher beunruhigend, als erklärend. Warum büßet dieser Unglückliche, ohne daß er weiß, warum er büße? Der Leidenschaftlosen Seele der Welt ist an seiner Büßung, an Rache und Gnugthuung nicht gelegen.

27.

Und wie hart büßet er! moralisch betrachtet. Er, der nicht mehr Mensch ist, soll für das büßen, was er als Mensch that, in

einem Zustande, der ihm alle Fähigkeit abschneidet, moralisch, d. i. bessernd und versöhnend zu handeln.

28.

Und wie leicht büßet er doch! ohne Moralität betrachtet.
162 Der ehemalige Tiger im Menschengeschlecht ist jetzt ein wirklicher Tiger, ohne Pflicht und Gewissen, die ihn einst zuweilen doch quälten. Jetzt schießt er los und zerfleischt mit Durst, Hunger und Appetit, aus innerem, nun erst ganz gestillten Triebe. Das wünschte, das wollte ja der menschliche Tiger! Statt gestraft zu seyn, ist er belohnet; er ist was er seyn wollte und einst in der Menschengestalt sehr unvollkommen war.

29.

Hinweg also mit der Seelenwanderung, als einer Büßungshypothese!*) Nur für Kinder, für sinnliche Menschen, und auch für diese ist sie verderblich, da sie, bei einigem Guten, das Uebelste bewirkt, was an Menschen bewirkt werden kann, nämlich sie unter
163 Thiercerimonien und Aberglauben, unter dem Joch eitler Furcht, in einem fortwährenden Kreisgange weniger Ideen gefangen zu halten und auf Jahrhunderte zu lähmen. Das munterste Roß, das sein Leben hindurch mit verdeckten Augen den Mühlengang durchkreisen muß, verliert zuletzt wo nicht ganz seine Besinnung, so gewiß seine edlere Art.

30.

Pythagoras, der bei Errichtung seiner philosophischen Gesellschaft die Seelenwanderung, (wir wissen nicht, mit welchen Modificationen) als einen alten Aegyptischen Glauben mit aufnahm, hatte dabei seine Ursache. Die Griechischen Fabeln vom Hades und Elysium ketteten die Menschen an die abgestorbnen

---

*) Es bedarf keines Beweises, daß Leßing sie in diesem Brahmen- und Pfaffensinn nicht anpreisen wollte. Gewiß hätte er sie feiner ausgesponnen und rationalisiret.

Sagen ihrer Urväter aus den sogenannten Heldenzeiten vest an;
seinem Plan waren diese entgegen. Wenn er einen Bund der
Edlen und Guten zur Menschenaufklärung und Men-
schenglückseligkeit stiften wollte, so mußte man aus diesem engen 164
Ideenkreise alter Familien-Sagen heraus. Der Mensch mußte sich
als Mensch betrachten; unter sich das Thier, über sich die Gott-
heit. Durch diese Hypothese ward er von der Furcht des Hades
entbunden; er hörte auf, ein Knecht alter Vorurtheile zu seyn,
und sollte gegen seine Nebenmenschen das werden, was Menschen
gegen Thiere sind, ein Gott; sonst ginge er nach seinem Tode
wieder zu den Thieren. Wie mehreres Andre gab Pythagoras
diese Lehre als Glauben weiter: ein philosophisches System ist,
meines Wissens, diese Lehre in Griechenland nie worden.

31.

Wie könnte sie es auch werden, da ihr alle Basis fehlet?
Niemand weiß, wer er einst war? und ob er schon war? Er
solls nach diesem Glauben auch nicht wissen dörfen. Niemand
weiß, wohin er gehe? und was aus ihm werde? Die Hypothese 165
bekennet also selbst, daß sie Wissenschaft zu seyn nicht begehre.

32.

„Man duldet aber, wo keine Wissenschaft statt findet, so
manche Hypothese.“ — Man duldet sie, weil sie erläutert, weil sie
zu etwas Gewißerem führet. Was erläuterte, wozu führte diese?

33.

Erläuterte sie etwa das Unglück der Elenden, der Gebrech-
lichen, der Unterdrückten? Nichts weniger. Vielmehr erbittert sie
gegen das Schicksal, das also rächet und strafet. Sünden der
Eltern an Kindern, Vergehungen eines vorigen Lebens, die uns die
Anwendung und den Genuß des gegenwärtigen rauben! Dazu
unbewußt rauben, ohne daß ein vernünftiger bessernder Zweck
erreicht werde! — Ueberhaupt ist der Begrif einer rächenden Gott-

166 heit, die da rächt ohne zu bessern, ein Unbegrif, ein häßlicher und verächtlicher Gedanke.

34.

Und sehen wir nicht, daß eben Personen, welche die Vorsehung vernachläßigt, ja gar verwahrloset zu haben scheint, oft am glücklichsten gedeihen? Andre, die sie reich ausstattete, mißrathen?

35.

Eine Hypothese also, die uns das Leben zum blinden Kinderspiel oder zur Fallbrücke macht, die uns veranlaßt, wider die Vorsehung entweder als unbillig Verworfene schmerzhaft zu murren, oder sie wie verzogne Lieblinge bübisch zu äffen und zu mißbrauchen; eine Hypothese, die uns zum Neide, zum Stolz, zu Trübsinn, Trägheit und Mißtrauen verführt, und uns den klaren Anblick der Dinge, wie sie sind und werden, hinwegnimmt — eine solche Dichtung ist kein glücklicher Traum.

167

36.

Warum wollet ihr, daß der Tiger, die Hyäne, der Abscheulichkeiten wegen, die sie (sogenannte Menschen) an Menschen begehen, erst in einem künftigen Leben leiden und ihre Verruchtheit, der keine Hölle weit und tief gnug ist, durch eine Rache büßen sollen, die keinem von ihren Beleidigten und Unterdrückten das mindeste hilft? Euch thut er das Unrecht; bindet Ihr den Tiger und macht ihn zum Menschen. So rächet Ihr euch aufs edelste, und bewirkt selbst eine glückliche Metempsychose. Wie? ihr wolltet euch ruhig die Leber fressen lassen, damit euren Geier in seinem künftigen Zustande das Schicksal röste und brate? Schämt euch einer niedrigen Trägheit, die sich mit kindischem Wahn tröstet. Palingenesirt euch selbst an euren leidenden und Leidbringenden Theilen; so darf euch das Schicksal nicht palingenesiren.

168

37.

„Allerdings geht die Vorsehung einen unmerklichen Gang, und „dieser Unmerklichkeit wegen wollen wir an ihrem Fortschritt nicht

„verzweifeln; nicht verzweifeln an ihr, selbst wenn ihre Schritte
„uns scheinen sollten zurückzugehen. Die kürzeste Linie ist nicht
„immer die gerade. Aber wenn sie, die Vorsehung, auf ihrem
„ewigen Wege so viel mitzunehmen, so viel Seitenschritte zu thun
„hat, wenn das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner
„Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere schnellere Räder
„in Bewegung gesetzt wird, deren Jedes sein Einzelnes dahin lie-
„fert;“ *) so lasset uns nicht vergessen, daß diese kleineren, schnelle-
ren Räder kein Andrer, als *Wir* sind. Auf uns hat die Vor-
sehung gerechnet. Das größeste Gute wie das größeste Uebel geschah
den Menschen *durch Menschen*. *Sie* machten es, daß die Vor- 169
sehung so viel Seiten- und Rückschritte thun mußte; *sie* förderten
oder hemmten den Gang des großen Rades. In *diesem* Leben
ist also den Menschen Palingenesie, Metempsychose unentbehrlich;
oder sie ist überhaupt mißlich.

38.

Denn was förderte den Fortgang des Ganzen im Menschen-
geschlecht? und was hielt ihn zurück? Einzelne große und gute
Menschen förderten ihn, die *eine neue Geburt der Gedanken
und Bestrebungen* ans Licht brachten. Sie erschienen wie
Genien und zwangen andre weiter. — Was hemmete hierauf den
Fortgang, und machte daß jede neue Bildung immer nur Ruckweise
geschah? Die *Trägheit andrer Menschen*. Man hinderte, wie
man konnte, und lähmte den Gang der Vorsehung; oder man hing
sich jenen aufweckenden, neubeseelenden Genien als Ballast an,
krüppelte ihnen nach und brachte ihr Bestes so tief hinunter, daß 170
mit Umsturz des Alten ein neu Gebäude wiederum *von Grund-
aus* errichtet werden mußte. Lasset uns die Fehler der Menschen
nicht zum Gange der Vorsehung machen und auf *gewaltsame*,
auf wiederkommend-*zerstörende* Perioden nicht als auf *wesent-*

---

*) Leßings Erziehung des Menschengeschlechts §. 91. 92. [Schriften X, 328 L.]

liche Bedingungen unsres Fortstrebens rechnen. Kometen schießen zur Sonne in langen Hyperbeln und wieder hinweg; Welten, die ihren ruhigen Gang haben, gehen nicht Ruckweise sondern in der bestimmtesten Bahn um die ewige Sonne der aufhellenden, erwärmenden Wahrheit.

39.

Jetzt also oder vielleicht niemals! —

Coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt;
Strenua nos exercet inertia; navibus atque
171 Quadrigis petimus bene vivere: quod petis hic est!
Est Ulubris, animus si te non deficit aequus.*)

40.

Aber so sind wir Menschen. Wir dichten uns Hoffnungen der Wiederkehr; wir theilen unser Geschlecht nach Stufen der Cul-
172 tur, nach Zeiten, Regionen; und versäumen oft dabei zu bemerken, daß der Beruf des Menschen, seine Lebenslection, je und allenthalben dieselbe, und zwar eine leicht zu fassende Lection sei, wenn nur die Menschen selbst sich solche nicht leidenschaftlich verwirrten, gewaltsam erschwerten, thöricht verlängten. Alle Zeitalter haben diese Lebenslection gewußt, alle Nationen konnten sie wissen; wir selbst könnten sie von Jugend auf gewußt, und würden sodann unser Leben, seinem schönsten Theil nach, nicht verlohren haben.

---

*) Nach Wielands Uebersetzung:
Wofern Vernunft und Klugheit, nicht ein Ort
Die Sorgen von uns nimmt; so ändern jene,
Die über Meer der Langeweil' entlaufen,
Die Luft, nicht ihren Sinn! —
Wie sauer lassen wir uns werden Nichts
Zu thun! Man jagt mit Vieren und zu Schiffe
Dem Glücklichleben nach; was du erjagen willst,
Ist hier, ist selbst zu Ulubrä, wenn nur
Dein eigen Herz dich nicht im Stiche läßt.
Horaz Briefe B. 1. Br. 11.

41.

Gewiß und wahrlich. Um, was zur Glückseligkeit des
Menschengeschlechts im Einzelnen und Ganzen gehört,
zu kennen, dörfen wir nicht mehrmal auf unsrer Erde gewesen
seyn; und haben wirs einmal zu lernen versäumt, dörften wirs
wahrscheinlich mehrmal versäumen. Die Glückseligkeit des Ganzen
besteht nur in der Glückseligkeit aller Glieder, der Fortgang der
Aufklärung im Ganzen wird nur durch Zunahme aufgeklärter Ein- 173
zelnen befördert. Was die Vorsehung dabei für einen Gang
nehme, überlassen wir Ihr; wir sind Einmal da, und sollen ihr
helfen. Bedarf sie unser öfter, so wird es ihr an Gelegenheit dazu
nicht fehlen; nur wir können auf diese nicht rechnen.

42.

So sind wir Menschen! Selbst Grundsätze und Hand-
lungsweisen theilen wir nach Zeitaltern ab, wie nach Classen die
Schüler; und zum Ueberblick der Geschichte sind Abtheilungen der
Art, wie Farben auf der Landcharte zum Ueberblick der Länder,
allerdings bequem. Im Innern aber läßt sich das Menschengeschlecht
nicht also abtheilen. Jederzeit hat eine Classe Menschen aus
Furcht und Hoffnung, der Strafe und Belohnung wegen, gehan-
delt; in den meisten Fällen des Lebens, wo nur die Klugheit
gebietet, handeln wir noch also; und wehe dem Schwachen, der sich 174
jeden Augenblick mit dem obersten Grundsatz der Moral verwir-
ren und martern will, wenn es blos auf Wirkung und Folge
ankommt, mithin Klugheit allein entscheidet.

43.

Zu allen Zeiten aber hat es auch gute Menschen gegeben,
die viel Gutes um des Guten selbst willen thaten. Es giebt
solche auf allen Stufen der Cultur, unter allen Nationen; unter
denen, die wir Wilde nennen, vielleicht mehr als unter Völkern,
die blos zu feineren Vergnügungen der Sinne, der Einbildungskraft,

der äußern Ehre und des Vernünftlens aufgeklärt sind. Jeder von jenen Guten und Edeln hatte seinen Lohn in sich; sein Gutes ging auf andre über.

44.

Wünschen wir also in ein Zeitalter wiederzukommen, wo man *blos* weise und nicht auch klug seyn darf: so hoffen wir wahr-
175 scheinlich auf eine utopische Zeit: denn immer wird dem Menschen ein Gewicht nöthig bleiben, das ihn an der Erde hält, damit er nicht in die Lüfte fliege. So lange wir Sinne, Phantasie, Gefühl für Ehre und Schande, Triebe der Sympathie u. s. behalten, wird auch ihr Anbau nöthig seyn. Auch unter dem Auge der Vernunft und dem Gesetz der Güte werden uns die Winde des Lebens, *Furcht und Hoffnung*, nimmer verlassen, wenn sie gleich nicht als Stürme unser Schiff treiben. In allen Zeitaltern war das Menschengeschlecht ein Baum, der Blätter, Blüthen und Früchte zugleich trug; zu jeder Zeit gab es, dem Charakter nach, große und gute Menschen.

45.

Und auf *Charakter*, dünkt mich, komme es bei unsrer Existenz am meisten an, nicht auf vermehrte Kenntnisse und Wissenschaften. Diese sind feiner geschliffene Werkzeuge, mit denen viel
176 Gutes, aber auch viel Unnützes und Schädliches geschehen kann; es kommt auf die Hand an, die sie führet. Ob ich z. B. eine moralische Wahrheit symbolisch oder in einer allgemeinen Formel erkenne, ist zum Lebensgebrauch gleich viel; gnug wenn ich sie lebendig erkenne und befolge.

46.

Wir bilden uns ein, daß unsre Vorfahren, wenn sie wieder kämen, unsre Zeiten *bewundern* würden. *Verwundern* würden sie sich allerdings; unsre Zeiten vielleicht auch bewundern. Den Fortgang des menschlichen Geistes nämlich in einzelnen und allgemeinen Wissenschaften, das Wachsthum der Erfahrung durch zusammenhangende Zeitalter, durch auf einander angewandte Künste,

den erweiterten Wirkungskreis der menschlichen Vernunft, die ungleichgrössere Anzahl aufgeklärter Köpfe nach dem, was wir Aufklärung nennen; dies alles würden sie mit Verwunderung anstaunen, und vielleicht lange nicht begreifen.

47. 177

Ob sie aber, was den Charakter der Menschheit, ihre innere Kraft, Würde und Glückseligkeit betrifft, auch einen so ungeheuren Zuwachs finden würden, ließe sich bezweifeln. Wenigstens würden sich in der angenommenen höheren Gleichung unsrer Zeiten diese Vortreflichen wahrscheinlich nicht häufiger finden, als sie, nach dem, was von andern Zeiten erfordert werden kann, je und immer gewesen.

48.

Offenbar sind wir, auch mit unsern Erfindungen und Operationen, Werkzeuge in einer höheren Hand, die augenscheinlich unser gesammtes Geschlecht umfasset, und (wie wir ihr zutrauen können) sein Bestes zum Zweck hat; ob aber dabei jedes ihrer Werkzeuge dieses Beßere und Beste zum Zweck habe? ist eine andre Frage, die von der Erfahrung laut verneint wird. Mit unserer
aus dem Fortgange der Cultur erwachsnen größeren Macht haben 178
wir, sofern es auf uns ankam, unendlich viel Böses gegen das Menschengeschlecht verübet, das Wir noch allenthalben auf der Erde entweder zu büßen oder zu vergüten haben. Es muß also eine große Palingenesie der Gesinnungen unsres Geschlechts vorgehen, daß unser Reich der Macht und Klugheit auch ein Reich der Vernunft, Billigkeit und Güte werde. Die Alten vom edelsten Charakter würden sich dieses einseitigen Fortganges schwerlich erfreuen, und vielleicht mit bewundernder Verachtung sagen: weh euch, ihr starken Schwächlinge, ihr seid mächtige, aber abscheuliche Dämonen!“

49.

Unläugbar ists indeß, das Menschengeschlecht, durch Raum und Zeit und Noth und an einander geknüpfte Erfahrungen ver-

bunden, drängt und treibt sich weiter. Das innere Zeughaus der
179 Naturkräfte kennen wir nicht; wissen also auch nicht, woher die Vorsehung die Geister nimmt, die sie zu Fortleitung und Entwicklung dieses allgemeinen Knotens menschlicher Dinge bestimmt hat. Nimmt sie solche aus ältern Zeiten, so sende sie uns keine Cäsars, Attila's, Tigelline, sondern große und gute Menschen.

50.

Und auch Er komme uns bald zurück, der die Erziehung des Menschengeschlechts als einen schönen Traum vortrug, Er, den wir sehr vermissen, und an dessen Statt wir dem Hades hundert luftige Schatten gern zusenden möchten.

51.

Zwar auf viel neue Kenntnisse, deren sich seitdem unser Vaterland zu rühmen hätte, können wir ihn nicht einladen, und die, deren es sich rühmt, dörften ihm nicht sonderlich neu scheinen. Aber lehren sollte Er uns —

180 52.

Nicht wie es in jener Welt stehe; diese Kenntniß muß und mag jeder sich selbst erwerben; sondern — Aber mich dünkt, ich höre seine Stimme: „zu Euch komme ich nicht wieder. Stellt Eure Bibliotheken, wie ihr wollt; schreibt Komödien, Dramaturgieen, Briefe — ich komme nicht wieder.“

53.

Und würde er nicht zu mir sprechen, was nach Franklin jener Amerikaner zum Mißionar sagte: „Unhöflicher! ich erzählte dir ein Mährchen, und du nennst es Unwahrheit?“ — Nicht Unwahrheit, Lieber, sondern nur Mährchen, wie du es selbst gegeben. Auch mir wäre es lieb, wenn sich dein Traum aufs beste realisirte, und ich viele Solons und Pythagoras, Platons und Antonine, Sarpi und Fenelons um mich erblickte; die menschlichen Bären, Lüchse und Füchse dagegen, ihrer charakteristischen Gestalt

wiedergegeben, jeden in seinem natürlichen *Elysium* wüßte. — 181
Ueber ein Mährchen läßt sich überhaupt viel sagen, obwohl *für* und
wider nichts erweisen. Es kann gut und schlecht angewandt
werden; mags jeder glauben, wer will. Glauben und Aberglauben
tadelt man nicht in guter Gesellschaft. — Doch er rede selbst!

54.

„Der Verfasser hat sich in dieser Schrift*) auf einen Hügel
gestellt, von welchem er etwas mehr als den vorgeschriebenen Weg
seines heutigen Tages zu übersehen glaubt. Aber er verlangt nicht,
daß die Aussicht, die ihn entzückt, auch jedes andere Auge ent-
zücken müße. — Und so, dächte ich, könnte man ihn ja wohl stehen
und staunen lassen, wo er stehet und staunet!

55.

„Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein sanftes Abend-
roth seinem Blicke weder ganz verhüllt, noch ganz entdeckt, nun 182
gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen gewesen! —

„Ich meine diesen. — Warum wollen wir in allen positiven
Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach
welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein
entwickeln können, und noch ferner entwickeln soll; als über eine
derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unsern Hohn,
diesen unsern Unwillen verdiente in der besten Welt nichts: und
nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand
bei Allem im Spiel; nur bei unsern Irrthümern nicht?"

56.

„Sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der
Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer
immer bessern Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl
Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig 183
haben wird; da er *das Gute thun wird, weil es das Gute ist.*

---

*) Die Erziehung des Menschengeschlechts. Vorrede. [Schriften X, 308 L.]

„Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft: aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht diese Zukunft beschleuniget; und wünscht, daß sie durch ihn beschleuniget werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseyns reifen. Denn was hat Er davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bei seinen Lebzeiten das Bessere wird? Kommt er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — Sonderbar, daß diese Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will.“ *)

57.

Werde sie also unter Schwärmern Mode; nur unter guten
184 Schwärmern. Baue die Vorsehung durch wiederkommende oder durch neu ankommende Seelen ihr großes Gebäude, wenn beiderlei Arbeiter nur rüstig und gut arbeiten. Im Geist und Charakter erkennen sich doch alle Gute aus allen Zeiten: Güte und Wahrheit ist nur Eine; diese bleibt und kommt immer wieder.

185

Erläuternde Belege der Denkart, die zum Glauben einer Metempsychose geneigt macht.

I. Mitgefühl mit der ganzen belebten Schöpfung.

Als Sakontala**) den heiligen Wald verlassen soll, in welchem sie ihre Kindheit, und erste Jugend durchlebt hatte, ist dieses die Abschiedsscene:

---

*) Erzieh. des Menschengeschlechts. §. 85. 90. [X, 327. 328.]

**) Sakontala, oder der entscheidende Ring, ein indisches Schauspiel von Kalidas, übersetzt von Georg Forster. Mainz und Leipzig 1791.

Kanna 186

(Pflegvater der Sakontala, ein Bramin.)

Hört, ihr Bäume dieses heiligen Hains! ihr Bäume, in denen die Waldgöttinnen wohnen, hört und verkündets, daß Sakontala zum Pallast ihres Ehgemahls geht; sie, die auch dürstend nicht trank, bis ihr gewäßert waret; sie, die aus Liebe zu euch, nicht Eines eurer frischen Blättchen brach, sogern sie ihr Haar damit geschmückt hätte, deren größte Freude die Jahrszeit war, wenn ihr mit Blumen prangt.

Chor der unsichtbaren Waldnymphen.

Heil begleite sie auf ihrem Wege! Mögen beglückende Lüfte, ihr zum Genuß, den wohlriechenden Staub köstlicher Blüthen umherstreun! Teiche klaren Wassers, grün von Lotosblättern, sie erquicken, wo sie wandelt, und belaubte Zweige sie vor dem sengenden Sonnenstrahl decken!

Eine Gespielinn. 187

War das die Stimme des Kokila,*) der unsrer Sakontala eine glückliche Reise wünscht? Oder sangen die Nymphen, die Befreundeten der frommen Bewohner dieses Hains dem harmonischen Vogel nach, und machten seinen Gruß zum ihrigen?

Die Pflegmutter.

Tochter, die Waldgöttinnen, die ihre verwandten Einsiedler lieben, haben dir Glück gewünscht; ihnen gebührt dein ehrfurchtsvoller Dank. (Sakontala geht umher, und neigt sich gegen die Bäume.) [1]

Sakontala

(bei Seite, zu Einer ihrer Gespielen.) [2]

Entzückt mich gleich der Gedanke, meinen Gatten bald wieder zu sehn, so wollen mich doch alle Kräfte verlassen, meine Priyam-

---

*) Der Nachtigall.

1) Bei Forster: Nymphen. 2) Bei F.: (bei Seite zur Priyamwada.)

188 wada, da ich jetzt von diesem Hain, dem Zufluchtsort meiner Jugend, scheiden soll.

Priyamwada.

Du klagst nicht allein. — Sieh, der Hain selbst trauert, nun die Stunde des Abschieds herannaht. Die Gazelle frißt nicht länger vom gesammelten Kußagrase; die Pfauhenne tanzt nicht mehr auf der Wiese; die Pflanzen im Walde lassen ihre bleichen Blätter zur Erde sinken; ihre Kraft und ihre Schöne sind dahin.

Sakontala.

Ehrwürdiger Vater, erlaube mir diese Madhawistaude anzusprechen, deren rothe Blumen den Hain in Glut setzen.

Kanna.

Mein Kind, ich kenne deine Liebe für dieses Gewächs.

189 Sakontala

(umfaßt die Pflanze.)

O strahlendste der schlängelnden Pflanzen, empfange meine Umarmung. Erwiedre sie mit deinen biegsamen Zweigen. Von diesem Tage an, groß wie die Entfernung ist, die mich von dir trennt, bin ich dein immerdar. — Geliebter Vater, sieh diese Pflanze wie mein andres Ich an.

Kanna.

Meine Theuerste, deine Liebenswürdigkeit hat dir einen Gatten erworben, der dir gleich ist. Jetzt da meine Sorge um dich ein Ende hat, will ich deine Lieblingspflanze mit dem Bräutigam Amra*) vermählen, der in ihrer Nähe Wohlgerüche verbreitet. — Ziehe weiter mein Kind.

190 Sakontala.

Mein Vater, du siehst die Antilope, die dort wegen der Bürde, mit der sie trächtig ist, sich langsam fortbewegt. Wenn sie

*) Ein blühender Baum.

dieser Bürde los seyn wird, sende mir eine gütige Botschaft mit der Nachricht ihres Wohlseyns. Vergiß es nicht.

Kanna.

Liebe, ich vergeß es nicht.

Sakontala.

Was ists, das den Saum meines Kleides ergreift, und mich zurückhält?

Kanna.

Es ist das junge Reh, dein angenommener Pflegling, auf dessen Lippen, wenn die scharfen Spitzen des Kußagrases sie verwundet hatten, du so oft mit eigner Hand das heilende Sesamöl legtest, den du so oft mit einer Handvoll Syamakörner füttertest. Er will die Fußtapfen seiner Beschützerinn nicht verlassen.

Sakontala. 191

Was weinest du, zärtliches Geschöpf, für mich, die unsern gemeinschaftlichen Wohnort verlassen muß? Wie ich dein pflegte, da du deine Mutter bald nach deiner Geburt verlohrst, so wird mein Pflegevater, wenn wir scheiden, dich hüten mit sorgsamer Wartung. Kehre zurück, armes Geschöpf, zurück — wir müssen scheiden.

* * *

Und nicht den Indiern, ihnen nicht auf der Bühne allein ist dieses Mitgefühl mit Thieren und Pflanzen eigen; selbst rohe Völker, die in und mit der Natur leben, können ihm nicht entsagen. Der Mongole[1] lebt und spricht mit seinem Pferde; mehrere tatarische Völker bitten die Thiere um Verzeihung, die sie auf der Jagd oder sonst tödten. Georgi*) führt ein Finnisches Jagdlied 192
an den Bären an, das Lob und Ehrfurcht ausdrückt; und die Kamtschadalen, (Stälmenen, gewiß kein feingesittetes Volk,) haben eben diese Achtung oder Furcht vor Thieren, als wären sie, ihnen gleich, verständige Wesen. Alle, glauben sie, gehen gleich ihnen in die Unterwelt über, und suchen sich ihrer daher auch für diese

*) Beschreibung der Nationen des Rußischen Reichs — Finnen.

1) A: Mogole

Unterwelt zu versichern.*) Von der Ente Aanguisch, einem singenden Seevogel, der sich in großen Schaaren auf ihren Gewäßern versammlet und die Accorde c, e, g und c, f, a in Chören anstimmt, haben sie die Musik erlernt; nach seinem Ton machen sie Aanguischlieder. So z. B. klagt der Liebende über seine gestorbene Braut, die er jetzt in einen solchen Singevogel verwandelt glaubt:

Auf den blanken See bist du gefallen,
Bist nunmehr zur Aanguisch=Ente worden;
193 O daß ich gesehn dich hätte fallen!
Auf den Wellen hätt' ich dich ergriffen,
Schnell ergriffen, und dich nicht verfehlet.
Denn wo fänd' ich Deinesgleichen Eine?
Hätt' ich Habichtsflügel; in die Wolken
Folgt' ich dir, und holte dich hernieder! —

Mit ihr ist mein Leben mir verlohren;
Voll von Traurigkeit, mit Schmerz beschweret,
Zieh' ich in den Wald. Ich will den Bäumen
Ihre Rinde nehmen, mir zur Speise;
Dann, erwachend mit dem frühsten Morgen
Eil' ich an den See. Ich will die Ente
Aanguisch jagen; rings umher die Augen
Will ich forschend drehn, ob meine Liebe
Sich mir zeig', ob ich sie wiederfinde? —

Einbildungen dieser Art sind nicht Philosophie, sondern ein sinnlicher Wahn sinnlicher Menschen. Die Thiere, wie alles Lebendige, stehen von ihnen nicht so weit ab, wie wir uns über sie erhoben dünken.

194 2. Wenn sich aus solchen Eindrücken ein gewisses Symbol vom Ganzen der Schöpfung bildet, schließet es die Metempsychose beinahe schon in sich. Jedes Lebendige nämlich ist seinem Charakter nach ein bedeutender Buchstabe der Schöpfung; die Buchstaben werden versetzt, und es entspringen neue Wörter, neue Gestalten.

---

*) Stellers Beschreib. von Kamtschatka. Frankf. und Leipzig 1774. [Vgl. Band 25,610.[3]]

Mir sind zwei Indische Gemählde durch ein Geschenk zugekommen, die um so merkwürdiger scheinen, da mir weder aus dem Borgianischen Museum, noch aus Büchern etwas Aehnliches bekannt ist. Das Eine stellt einen bedächtig schreitenden Elephanten, das Andre ein Roß im schnellesten Lauf vor; beide ganze Gestalten aber sind aus Thieren zusammengesetzt, alle mit lebendigen Farben, äußerst genau und charakteristisch, in den verschiedensten Stellungen und zwar jedes dahin geordnet, wo es als Theil des Ganzen eine lebendige Eigenschaft desselben ausdrückt. Der vorsichtig-auf- 195
gehobne Fuß des Elephanten ist ein zusammengekrümmter Affe in der vorsichtigsten Stellung; der vortretende so, wie die nachtretenden Füße werden von Thieren geformt, die Weiche, Stärke, Klugheit bezeichnen. So beim Elephant und dem Roß, bis auf den Rüßel, den Schweif, den Zaum, durch alle Bestandtheile des Geschöpfs, daß zur Bezeichnung Eines Gliedes oft die verschiedensten Thiergestalten mitwirkend sich zusammenfügen. Was nun auch die Bedeutung dieser Figuren im Ganzen seyn möge, (seis ruhige Weisheit im Gegensatz der schnellesten Macht, oder zwei Ideen, die die Mythologie des Volks näher angiebt,) welche sonderbare Denkart, auf diese Weise symbolisch zu componiren, und jeden kleinsten Theil des Symbols mit überdachter Genauigkeit charakteristisch auszuführen! — Einem Volk, das so zu imaginiren geneigt ist, dem sind zwischen Geschöpf und Geschöpf, so eigen jedes in seiner Art seyn mag, keine Mauern und Bollwerke gebaut; 196
leicht schlüpft die Seele Eines Lebendigen in das andre über. Wechselnd verrichten sie ihre Functionen; wechselnd ruhen sie, oder tragen die Last der Schöpfung.

3. Diese symbolische Gestalt der Schöpfung, gleichsam eine immerwährend fortgespielte Fabel, hat für sinnliche Menschen viel Anschauung, und in dieser einen reichen allegorischen Sinn. Jeder Gestalt nämlich bleibt, so lange sie spielt, ihr unzerstörbarer Charakter; die Rollen aber wechseln, so bald die Schaale zerbrochen wird, leicht. Bei der größten Wirklichkeit also ist unsre

Welt Maja, eine Welt der Täuschung. Die Lebensseele, die in die Organisation eines Thiers floß, kann in der großen Ordnung der Dinge auch einen Menschen organisiren; und wenn es die Ordnung der Dinge fodert, umgekehrt. Sie verändert blos ihren Aufenthalt, spielt allenthalben ihre Rolle, hat ihre Funktionen; nur in
197 der feinern Organisation des Menschen übt sie feinere Kräfte, Vernunft, Ueberlegung, Gedächtniß, und aus ihrer Zusammenwirkung die edelste Kraft Gewissen.*) — Alles ist, (wie einst Brahma erschien,) ein ewig bebrütetes Ei. Gedanken und Bewegung theileten jenes; Gedanken und Bewegung wirken fort nach einem vestgestellten Richtmaaß. Bewußtseyn und fünf Sinne sind dieses Richtmaas, der Gränzkreis aller Wandlungen, aller Gestalten.**)

Einem sinnlichen Auge nämlich kann die große Analogie der Dinge, eine unübersehbar-reiche Natur, die sich immer doch in wenige und dieselbe Sinne, Organe und einen ähn-
198 lichen Gliederbau, (blos nach Elementen verändert,) einschließt, nicht verborgen bleiben. Es war also die bequemste Philosophie, zu denken, daß der Lebensgeist, der sich in der Weltmaschiene, zwar charakterisch-reich, aber auch eben so beschränkt an Sinnen und Organen gegossen hat, wieder in sich zurückkehre, und neue Sinnen und Organe bilde. „Gott, welcher die Erde in voller Blüthe, reich an befruchtenden Saamen sah, rief den Verstand hervor, den er mit mannichfaltigen Organen und Gestalten begabte, um daraus eine Verschiedenheit der Thiere auf Erden zu bilden. Die Thiere begabte er mit fünf Sinnen; dem Menschen gab er die Ueberlegung, und erhob ihn über die Thiere des Feldes. Männlich und weiblich wurden die Geschöpfe geschaffen, damit sie ihr Geschlecht fortpflanzen möchten. Der Verstand aber, ein Theil der großen

*) S. die Philosophie des Goutams in Dow's Abhandlungen zur Geschichte von Hindostan. Leipzig 1773.

**) S. die Gesetze des Menu, Sohns des Brahma. K. 1.

Seele des Ganzen, ward allen Geschöpfen eingeflößt, um sie auf
eine ihnen bestimmte Art zu beleben. Nach dem Tode belebt er
andre Körper, oder kehret wie ein Tropfe in das unbegränzte Meer 199
zurück, dem er entfloß.“ *)

4. Es war also auch nur **Philosophie des sinnlichen
Auges**, zu glauben, daß wie die Theile des Körpers in ihre Ele-
mente zurückgehen, auch die belebende Seele in den großen Hauch,
die Seele der Welt, zurückkehre. Bei den Thieren hinderte nichts,
dies zu glauben; sie hatten, wie in der Fabel, jedes in seiner Or-
ganisation, ihre Rollen gespielet und ausgespielet. Aber beim
Menschen? Der Mensch, mit Ueberlegung und Gewissen begabt,
Er auf eine so hohe Stufe gestellt, und doch auf dieser hohen Stufe
oft so niedrig geartet, ein Plagegeist, ein böser Dämon der
Schöpfung — hier fing das Räthsel an, das uns jene sinnliche
Philosophie nicht hat auflösen mögen.

„**Brimha** sprach: die Seelen der Menschen sind von den
Seelen andrer Thiere verschieden: denn sie sind mit Vernunft und 200
einem Bewußtseyn des Rechts und Unrechts begabet. Hängt ein
Mensch dieser Vernunft und diesem Bewußtseyn des Rechts und
Unrechts an, so wird seine vom Körper getrennete Seele im gött-
lichen Wesen verschlungen, nie mehr das Fleisch beleben. Aber die
Seelen derer, die Böses thun, werden im Tode von den Elementen
nicht befreiet; vielmehr, mit einem feinern Körper von Feuer, Luft,
Aether bekleidet, werden sie in der Hölle gestraft werden, und wenn
daselbst die Zeit ihres Grams vorüber ist, so beleben sie andre
Körper, bis sie zu ihrem Stande der Reinigung gelangen, und ge-
reinigt endlich auch in Gott verschlungen werden.“ **) — Offenbar
sollte in **dieser** Anwendung der Glaube der Metempsychose die
Menschen schrecken, daß sie ihren erhabenen mächtigen Stand nicht
mißbrauchten; eine schöne Absicht, aber in dieser Einkleidung nur 201
an sinnlichen, folgsamen, zartfühlenden Menschen erreichbar. Der

---

*) **Dow** Abhandl. S. 27. 28. **) **Dow**. S. 28. 29.

Freche wird es darauf ankommen lassen, und der Frechste die Veränderung der Veränderung wegen wünschen.

5. Nicht also eigentlich der Glaube der Seelenwanderung hat jene erhabne Moral gebohren, die in den Lehren der Braminen alle Hochachtung verdienet;*) sondern vielmehr der wahre und große Grundsatz, Eins in Allem, Alles zu Einem. Alle sind wir von Einem Welt- und Lebensgeist auf kurze Zeit beseelt, alle sollen
202 wir diese kurze Zeit, jeder nach seinen Kräften, mit Ueberlegung und Gewissen aufs würdigste gebrauchen. Nur Vernunft soll uns leiten; nicht Wahn und Abscheu. Wie es Krankheiten gegeben hat, da Menschen sich bei Leibesleben in Thiere verwandelt zu seyn wähnten, so könnte es in unsrer Zeit ausgelassener Begierden und sinnlicher Schwäche leicht einen fröhlichen Wahnsinn geben, der die Wolfswuth (Lykanthropie), oder andre Verwandlungen bei Leibesleben trotzig spielte. Wahn regiere die Menschen nicht, sondern Wahrheit.

---

*) Der Bhagat-Gita oder Gespräche zwischen Krischna und Arjun sind davon voll (by Charles Wilkins Lond. 1785. groß 4.) und verdient mit verständigen Anmerkungen eine Uebersetzung.

IV. 203

Vom
Wissen und Nichtwissen
der Zukunft.

---

1. 205

Der Gedanke, daß man die Menschen von der Begierde, ihr Schicksal in jenem Leben zu wissen, eben so abhalten solle, als man ihnen abräth zu forschen, was ihr Schicksal in diesem Leben sei, hat in der Zusammenstellung beider Sätze etwas so Treffendes, daß es wohl der Mühe werth ist, zu untersuchen, wie weit diese Aehnlichkeit reiche. Und so wollen wir den Urheber desselben aushören.*)

2. 206

„So viel, sagt er, fängt man ziemlich an zu erkennen, daß dem Menschen mit der Wissenschaft des Zukünftigen wenig gedient sey; und die Vernunft hat glücklich genug gegen die thörichte Begierde der Menschen, ihr Schicksal in diesem Leben vorauszuwissen, geeifert. Wenn wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unserm Schicksal in jenem Leben zu wissen, eben so verdächtig zu machen?[1]

„Die Verwirrungen, die jene Begierde angerichtet hat, und welchen, (wie ich am Oedipus zeigen kann) durch schickliche Er-

---

*) Leßings Leben und Nachlaß. Th. 2. S. 243. [XI, 611.]

1) Lessing: eben so verdächtig, eben so lächerlich zu machen?

dichtungen des Unvermeidlichen die Alten vorbeugen mußten, sind groß; aber noch weit größer sind die, welche aus den andern entspringen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht eben so ruhig abwarten, als einen künftigen Tag?

207 „Dieser Grund gegen die Astrologie ist ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunst gebe, das Zukünftige zu wissen, so sollten wir diese Kunst lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gebe, die uns von jenem Leben ganz ungezweifelt unterrichtete, so sollten wir dieser Religion lieber kein Gehör geben.“ — —

3.

— Die Religionen wollen wir zuerst bei Seite setzen. Mir ist keine bekannt, die es sich zum Zweck nähme, uns die *Wissenschaft* des zukünftigen Zustandes, zumal seiner äußern Beschaffenheit nach, *demonstrativ* zu geben; als Religion will und giebt sie nur *Hoffnung, Zuversicht, Glauben.* Eher hat es eine gewisse *Philosophie* gegeben, die sich anmaaßte, aus der Natur unsrer Seele sogar Verrichtungen ihres künftigen Daseyns zu de-
208 *monstriren.* — Doch wir wollen uns durchaus keine Seitenblicke erlauben.

4.

Also zuerst: warum ists nicht gut, sein künftiges Schicksal in diesem Leben vorauszuwissen? Wenn es *der Rathschluß, die Fügung, das Werk der höchsten Weisheit und Güte selbst* ist, warum nicht? Diese zu wissen, so bald und ganz als möglich, sollte man glauben, kann nie schaden.

5.

Und müßte vielmehr viel helfen. Mit diesem Schluß der Vorsehung hätten wir ja die *Reisekarte unsres Lebens* vor uns, und sähen, wohin eine unsichtbare Macht das Schiff steure? wohin es, jetzt und dann, und im Ganzen, die Winde führen? — Oder

hätte die himmlische Weisheit nur mit unsrer Thorheit ein Spiel? Fände sie es nothwendig, uns als Kinder durchs ganze Leben hin- 209
durch mit dem Leben selbst zu täuschen? und lockte uns alle, wie Lehrlinge der Loge, mit Geheimnissen, die gar nicht dasind? Der Lehrling legte vielleicht sogleich seine Schürze nieder, wenn er im ersten Grad wüßte, was er im letzten erfahren wird, nämlich, daß nichts zu erfahren sei. — Lasset uns vom grossen Sinn und Geiste der Welt nicht so verächtlich denken. Eine fortwährende, ewige Täuschung oder geflißentliche Verblendung ist sehr verächtlich und Sinnlos.

6.

Also müssen wir unser künftiges Schicksal nicht wissen sollen, weil wirs nicht wissen können; weil dasselbe in seinem ganzen Umfange zu übersehen, unsern Kräften durchaus unangemessen ist und solche weit übersteiget. Mich dünkt, darin liegt offenbar die Ursache.

7.

Was gehörte nämlich dazu, sein künftiges Schicksal also zu
wissen, daß diese Wissenschaft ihren Namen verdiente, mithin uns 210
als solche nützlich seyn könnte? Ungeheuer viel. Ich müßte mein ganzes Daseyn als den Grund meines Schicksals bis auf seine tiefsten Urgründe, alle meine Vorfahren hinauf kennen, um mir das Räthsel zu erklären: warum und wie Ich mit solchen Kräften und Schwachheiten, Anlagen und Lücken, Trieben und Fehlern dabin? Ich müßte das ganze Universum von Umständen wissen, die auf jene gewirkt haben, die auf mich wirken und wie ein Briareus mit Millionen Armen, Fingern, Füßen und Fäden mein Schicksal bestimmen, lenken und leiten werden. Habe ich zu dieser Wissenschaft Kräfte? habe ich zu Erlangung derselben in meinem kurzen Leben Zeit? Ist dies überhaupt dazu eingerichtet? — Auf keine Weise. Nicht die Wissenschaft des Zukünftigen und die Spekulation über dasselbe ist die Lection meines Lebens, sondern der Gebrauch des Gegenwärtigen. Dazu habe ich Mittel und Kräfte. —

211 8.

Also weiß ich mein zukünftiges Schicksal nicht, weil ich es durchaus nicht wissen kann, weil mir, es in seinen Gründen und in seinem Umfange zu kennen, Organe, Mittel, Kräfte fehlen. Hätte ich die, warum sollte ich, bis in die tiefste Ewigkeit hinein, das Meisterwerk der ewigen Weisheit und Güte, ohne allen meinen Schaden, ja gewiß zu meinem höchsten Vortheil nicht wissen dörfen?

9.

Nur nenne man das keine Wissenschaft, wenn ich Resultate ohne Gründe, Folgen ohne Ursache, den Ausgang ohne Veranlassungen höre. Meistens mit einem solchen quid pro quo haben sich die Mährchen beschäftigt, die uns abschrecken sollten, von der Zukunft ja nichts erfahren zu wollen. Mährchen für Kinder! — Freilich, wenn mir ein Orakelspruch sagt, daß ich in der Steppe
212 der Tatarn[1] sterben werde, ohne mich zu unterrichten, wie ich die Tatarische Steppe vermeiden könne, so hat es mir nicht viel gesagt; es hat mich verwirret, statt mich zu belehren. Es war aber auch nicht Wissenschaft der Zukunft, die mir das Orakel hiemit gab, sondern ein abgebrochenes End-Resultat, ein Räthsel. Wer mir das Product einer langen mathematischen Berechnung ohne Gründe und Glieder derselben vorlegt, hat mir damit noch keine Wissenschaft des Satzes selbst gegeben.

10.

Nicht Das hat die Astrologie verächtlich und lächerlich gemacht, daß sie sich mit der Wissenschaft der Zukunft beschäftigte; sondern daß sie sich mit ihr Grundlos beschäftigte, daß sie Wissenschaft derselben in Combinationen suchte, wo sie nicht zu finden war. Ein Gleiches ists mit der Chiromantie, Metoposcopie, mit Auspicien und Auguralkünsten. Man suchte Vorbedeutungen, wo keine seyn
213 konnten, und hinterging die Gemüther durch eine falsche Wissenschaft, die man für eine wahre hielt oder ausgab.

1) A: Tatern

11.

Müßte aber, weil diese falsch war, jede Voraussicht in die Zukunft unwahr, verwegen, schädlich und deßhalb verbannenswürdig seyn? Gewiß nicht. Die Zukunft ist eine Tochter der Gegenwart, wie diese der Vorzeit. Zwei Sätze liegen vor uns, um den dritten zu folgern. Wer jene beide recht verstehet, recht anschaut, und sodann aus ihnen richtig folgert, hat keinen übeln Gebrauch von seiner Vernunft gemacht, die eben ja die Fähigkeit ist, den Zusammenhang der Dinge einzusehen, und wie Eins im Andern steckt, Eins durchs andre wird, zu schließen oder zu errathen.*)

---

*) Die Deutsche Sprache mit allen ihren Schwestern hat ein sehr schickliches Wort, unsern Sinn für die Zukunft zu bezeichnen: Ahnen.
Anda hieß im Gothischen ein Geist, ein wehender Hauch: (S. Ihre, 214
Wachter, Scherz Glossarien) und es möge nun seyn, daß der Geist der Zukunft auf uns, oder unser Geist auf die Zukunft hinauswirke, in beiden Fällen ist der Ausdruck angemessen und treffend. Wahrscheinlich sagte man zuerst als ein Impersonal mir ahnets! gleichsam eine halbleidende Wirkung zu bezeichnen, wie man sagt: mich verdrießt es, mich schaudert u. s. Aus diesem Ausdruck: meinem Geist, meinem Herzen ahnet Gutes oder Böses entstand die spätere active Formel: mein Geist ahnet die Zukunft. Beide Ausdrücke zeigen etwas Großes, Schweres, Dunkles an, das vor uns liegt, und wir mit einem hellen Blick nicht zu durchdringen, zu umfassen vermögen. Um so mächtiger aber wirkt auf uns diese verworrene, viel-umfassende Erkenntniß. — Dem Ahnen
steht ein Wort von ganz anderm Sinn zur Seite Ahnden, d. i. zürnend 215
verweisen, rächen und strafen. Es ist nicht zu läugnen, daß das letzte das erste beinahe verdrängt hat, und daß manche es fast für Ziererei halten, statt Ahndung, Ahnung zu gebrauchen; indessen ist dieses (Ahnung, Ahnen) in den meisten Dialekten Uraltersher und in der gemeinen Sprache das wahre. Warum sollte man nicht also, bei so verschiednem Sinn, auch die Worte bestimmt unterscheiden? wie man es gegen ein verwirrendes quid pro quo in mehreren Fällen gethan hat. Auch das für und vor war bei den Alten nicht unterschieden; man hat sich aber, weil es die Logik der Sprache fordert, über ihren Unterschied einverstanden; warum sollte man

214 12.

Und was ist Wissenschaft des Schicksals, sofern dies in unserm Gesichtskreise liegt, als Einsicht in die Consequenz der
215 Dinge, d. i. was, der Sache selbst und älteren Erfahrungen nach, jede Begebenheit mit sich bringe und hinter sich führe. Die Vernunft kann sich an nichts Wichtigerm nützlicher üben als an diesem
216 Verbinden und Trennen der Begebenheiten mit ihren Wirkungen und Folgen. Eine Fertigkeit hierin macht den praktischen Verstand, ein tieferer durchdringender Blick macht jene höhere Klugheit ausgezeichneter Menschen, die, vom gemeinen Haufen oft verkannt und verspottet, desto ernster sich durch die That selbst in der unabwendbaren Folgezeit rächet. Thiere erwarten den folgenden, wie den heutigen Tag Sinnlos; der leidenschaftliche Pöbel hängt schwer am jetzigen Augenblick und stößt in seinem Wahn den morgenden Tag mit Gewalt zurück, blos weil er den eisernen Fuß desselben auf seinem Nacken noch nicht fühlet. Der Weise erwartet zwar ruhig den kommenden Tag, nicht aber ohne gewonnene Vorsicht, wie dieser Tag etwa seyn möchte.

13.

Hierin besteht die ganze Haushaltung unsres Lebens.
217 Wie Tages- und Jahreszeiten ketten sich unsre Lebenszeiten; ja sie erwachsen aus einander, bauen auf einander; jede findet ihren Grund in der andern. Daher so viele Lehren der Alten von dieser Voraussicht in die Zukunft, als einer Erzieherinn und Fortleiterinn durchs Menschenleben, jedoch mit der weisen Beschränkung, nie zu viel, nie zu früh, nie etwas wissen zu wollen, was für uns nicht gehöret.

14.

Und hiemit treffen wir auf das Pünktchen der Waage. Thöricht ists, sich um das zu bekümmern, was wir nicht wissen

---

es nicht auch bei den Wörtern Ahnen (die Zukunft dunkel vorausempfinden) und Ahnden (rächend strafen) thun dörfen?

können; träge und verdrossen wäre es, sich um das nicht bekümmern zu wollen, was uns von der Zukunft zu wissen noth ist, was sich von ihr mit der Gegenwart aus der Vergangenheit uns gleichsam aufdringet, was wir uns selbst nur mühsam verhehlen. Unser innerer Sinn, sagten die Griechen, spricht mit den Göttern, und ist Weissager der Zukunft. Recht und 218
bescheiden auch von künftigen Dingen zu urtheilen, hielten sie für die schönste Gabe der Himmlischen, die sterblichen Menschen zu Theil werden könne, und stellten beide Abweichungen, den zu kühnen Vorblick sowohl, als den zu trägen Gang der Menschen auf ihrem Wege, in das gehörige Licht.*)

15.

Sehr belehrend hierüber ist das Theater der Griechen, eine Schule der Weisheit über die Wissenschaft und Dunkelheit des Schicksals. Mächtig ist die Schickung und unentweichlich; eine heilige Nothwendigkeit, der man gehorchen muß, die auch dem obersten Gott gebietet. Ganz unschuldig aber leidet unter ihr niemand. Wo auf Jemanden eine Schuld ruhet, da wütet Er gegen das 219
Schicksal und, indem er ihm entgehn will, reißt verblendet er es zu sich hernieder. Sowohl der zu weit sehen will, als der sich verhärtet, das was vor ihm liegt, nicht sehen zu wollen, ist sein und der Götter Feind. Sie warnen, ehe sie strafen. Jeder trägt in sich geschrieben seine Bestimmung. So sprach, dies zeigte das griechische Theater.

16.

Und so ist es. Wir tragen die Nemesis in uns. Jeder weiß, was er aus seinem vorigen Leben für Schuld und Vernachläßigung auf sich geladen, was er zu büßen, zu vergüten, einzu-

---

*) *Θεος εστι τοις χρηστοις αει*
Ο νους αρ' ως εοικε τοις σοφωτατοις.
— Τους θεους εχων τις αν
Φιλους αριστην μαντικην εχοι δομοις. U. a.

holen, zu tilgen, oft nur mit seinem Untergange zu tilgen habe.
Die Last der Zukunft liegt unabwendbar auf ihm. — — Ein
Grieche z. B. würde es für eine vom Schicksal selbst gesandte Ver-
blendung gehalten haben, wenn ein Zeitalter die Fehler, die Laster,
220 die Gräuel nicht sieht und sehen will, die auf einer Verfassung,
auf einem Geschlecht, auf einem Zustande von Sitten und Charak-
teren, als eine der Zukunft zu verrechnende Schuldenlast
drückend liegen. Der Schuldherr kommt, er kommt gewiß, ein
unerbittlicher Foderer und strenger Vergelter. — — Auch, glaube
ich, müße eine Zeit erscheinen, da diese Gesetze des politisch-
moralischen Rechts und Unrechts dem Menschenverstande so licht
und klar vorliegen, als die Gesetze des physischen Drucks und Gegen-
drucks oder der natürlichen Schwere. Es muß eine Zeit kommen,
da es eine Wissenschaft der Zukunft wie der Vergangenheit
giebt, da Kraft dieser Wissenschaft die edelsten Menschen so gut für
die Nachwelt als für sich rechnen: denn Eins wird durch das andre
gestraft und belohnet. Aus der Astrologie und Chiromantie wird
sich diese Wissenschaft der Zukunft nicht herschreiben; sie hat schon
ihren Namen, Physiokratie im reinsten höchsten Verstande,
221 Ethomantie der Menschheit, die große Nemesis der Zeiten,
die in den Busen blickt und das Rad wendet.*) — —

17.

Die Anwendung dieser Sätze auf unser Schicksal nach dem Tode ist leicht und treffend. Auch hier giebt es einen Theil der Zukunft, um welchen Niemand sich bekümmern darf und soll, weil er durchaus seine Fassungskraft übersteigt und außer seinem Gesichtskreise lieget; ich meine die physische Welt, die unsern Zustand nach dem Tode ausmacht oder bereitet. Es giebt aber auch eine

*) Physiokratie heißt Kenntniß der Gesetze der Natur und ihrer Haushaltung: Ethomantie heißt Voraussehen der Zukunft aus Sitten und Handlungen: Nemesis, die Göttinn, die allen Uebermuth bemerkt und ihn ahndet.

andere Wissenschaft der Zukunft, der Niemand entfliehen darf und soll; es ist die Gerechtigkeit, die ernste und dankbare Wiedervergeltung, die uns am Ende der Laufbahn erwartet, und die, 222
(wir wollen oder nicht,) uns fortbegleitet.

18.

Wer im mindsten auf die Veranstaltungen gemerkt hat, mit denen die Natur in diesem Leben ein werdendes Geschöpf ins Leben fördert, und es darin empfängt, würde sich für den ärgsten Thoren halten, wenn er auf die Veranstaltungen der Natur zum Empfang in ein anderes Leben nur rathen wollte. Hätte ein Mensch die Naturgesetze der Erzeugung, Geburt und Fortpflanzung der Wesen von der Pflanze an bis zum Menschen hinauf nicht vor sich und sollte sie a priori errathen; welches Gesetz würde er errathen? Würde ihm der von der Natur genommene Gang nicht vielmehr unglaublich scheinen? Und doch ist in der physischen Natur dies der merkbarste aller Triebe, auf den alles angelegt ist, dem
alles dienet; denn eben Er ists, der das Kreisrad der Schöpfung 223
im Gange erhält und die Welt vor dem Tode bewahret. Ins Reich der inneren Kräfte, ins eigentliche Dispensatorium des Lebens zu dringen ist keinem Sterblichen gelungen; es wird ihm auch nie gelingen, da die Schranken unsrer Organe uns deutlich vorstehn. — Wie thöricht-verlohren wäre also jeder Gedanke, der die Geburt der Seelen in eine andre Welt auch nur Traumweise beschreiben wollte! Die scharfsinnigsten Köpfe, die sich hiemit abgaben, auf wie kindische Einbildungen sind sie gerathen! Der uns ungefragt hiehergebracht und für das Werden in diese Welt einen so unerwarteten Plan ersonnen hat, wird uns auch in eine andre Welt hinüber zu fördern wissen, wenn er unser bedarf. Was wissen wir? Das uns empfangende Medium kann bereit seyn, sobald sich unser Auge schließt, und die Kräfte der Natur sind sich allenthalben allgnugsam. — Wir dörfen für sie nicht messen und zählen.

224 19.

Aber, wie wir hinübergehen? die Nemesis in unserm Herzen, die mit uns geht, sie stellet die Frage. Denn wenn Bewußtseyn nicht mit uns ginge, so lohnte es der Frage gar nicht; wir hätten sodann das Schicksal des zersplitterten Steins, der verweheten Asche. Wenn also vom zukünftigen Leben geredet werden soll, müssen wirs als Fortleitung und Resultat, als die umgekehrte Blattseite dieses Lebens betrachten; und so kann es wohl nicht gleichgültig seyn, was wir hier in unser Buch schrieben? welchen Lebensschwangern Keim der Zukunft wir mit uns nehmen? In einem Augenblick zu einer entgegengesetzten Natur verändert zu werden, kann niemand erwarten.

20.

Also nehmen wir, wenn sich der Faden fortspinnet, uns wie
225 wir sind hinüber, und der Einschlag der Zukunft geschieht in und
nach dem Gewebe, das wir mit uns brachten.

21.

Mithin Schuldlos und heiter von dannen zu gehn, keinen Ankläger und Rächer im Busen mit sich zu tragen, müßte jedes Vernünftigen Wunsch und Bestreben seyn, gesetzt sogar, daß er sich mit seinem Bestreben täuschte. Er ist nicht getäuscht; er hat den höchsten Wunsch erreicht, der in seiner Laufbahn zu erreichen war; er steht mit heiterm Blick und Zurückblick als Sieger ruhig am Ziele.

22.

Glaube eines zukünftigen Lebens ist also der Menschheit nothwendig, ja ich möchte sagen, natürlich. Nothwendig, damit sie nicht unter sich sinke, und in Verzweiflung oder in Gräueln, die selbst die ärgste Verzweiflung sind, ärger als ein Thier
werde. Wir haben in unsrer Zeit den schauderhaften Anblick erlebt,
226 da Menschen im Taumel wütender Leidenschaften zu dem brutalen

Evangelium die Zuflucht nahmen, daß, aus dem Nichts gekommen, sie jetzt, mit Blut und Schande bedeckt, ins Nichts zurückeilten. Nach allen Ungerechtigkeiten und Quaalen, die sie ihren Mitbürgern zugefügt hatten, ließen sie ihnen nichts als einen schändlichen Leichnam. — Bei diesen Auftritten hat, dünkt mich, selbst der Ungläubige einsehen gelernt, wie nothwendig dem Menschengeschlecht Glaube an eine fortgehende Zukunft sei, selbst sogar den Fall gesetzt, daß diese nicht vorhanden wäre.

23.

Und daß sie nicht vorhanden sei, ist dem Menschen nicht nur unerweislich, sondern fast undenkbar. Es ist ihm natürlich, sich fortzudenken in seinen Wirkungen und Kräften. Die Vorstellung, daß alles an ihm, wie sein Körper, von Würmern zernagt oder ins Wüste versplittert werde, ist ein Ungedanke, der uns die ganze 227
Schöpfung zu einem unzusammenhangenden Traum macht, indem er ihr die schönste Haltung, die auf Gesetzen der Geisterwelt, in fortdenkenden, gütig wirkenden Wesen beruht, raubet. Dies lebendige Fortwirken ist dem Menschen ein so natürlicher Glaube, daß auch die rohesten Völker an ihm, als an einem Naturglauben, hingen, und ihn sich, jedes auf seine Weise, zu seiner Selbstbefriedigung ausbildeten und ausschmückten. Ein freches System der Vernichtung im Tode ist nur für Wüstlinge, Räuber und Mörder, die aufs eigentlichste in den Tag hinein leben, eine erwünschte Predigt.

24.

Ich weiß wohl, daß das Bekümmern um die Ewigkeit hie und da viel Schaden gebracht hat; warum aber ward es schädlich? Weil es außer der Regel geschah, die uns Vernunft und die Sache selbst vorzeichnen. Die Gerechtigkeit, die große Conse- 228
quenz der Dinge auch im letzten Augenblick ist diese Regel; wer sie wegdrängt oder ihr Richtmaas menschlicher Handlungen krümmet, kann und wird die beste Sache am frechsten mißbrauchen.

25.

Wenn man Einerseits in bildlichen Träumereien jenseit des Grabes sich verlohr und darüber den Gebrauch dieses Lebens vergaß, durch welchen man sich doch allein den Gebrauch einer Folgezukunft verschaffen konnte: so zerbrach man offenbar der großen Consequenz Richtmaas. Man setzte den Kegel auf den Kopf und wollte ernten, statt daß man säen sollte, um einst zu ernten. Nicht Wissenschaft war dies, sondern hohle Träumerei und ein thörichtes Vorausnehmen der Zukunft. —

26.

Wenn anderseits der Glaube eines zukünftigen Lebens sogar schändlich gemißbraucht ward, indem man die unerbittliche Gerech-
229 tigkeit zu bestechen suchte, dem Verbrecher am Rande seines Lebens Schenkungen abdrang oder andre elende Versöhnungsmittel anpries, den Unglücklichen hingegen unter der unverschuldeten Last dieses Lebens erliegen ließ, mit dem Trost: „dort leidest du nicht mehr! dulde nur noch etwas unter der Hyäne Zähnen! es ist bald vorüber! Aber die Hyäne geht dir auch dort vor. Sie hat geschenket!" — so erschrickt jeder Rechtschaffene vor solcher schändlichen Anwendung. — Was überhaupt bliebe heilig, wenn Vernunft und Moral einmal verletzt sind, und man ihre Regel selbst im letzten entscheidenden Augenblick zu verkehren sich nicht erblödet?

27.

Gegen die Religion selbst laßt uns dieser schändlichen Mis-
230 bräuche wegen keinen Groll hegen; sie verdammet solche als Misbräuche, und stellet die Gerechtigkeit selbst ans Grab hin als Glauben.

28.

Glaube muß die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode allein bleiben; demonstrirte Wissenschaft kann sie nie werden. Glaube ist ihr Maas, mit welchem sie auch am froheſten, am

unschädlichsten wirket. Hat es nicht Thoren gegeben, die, weil sie über den hoffenden Glauben hinausschritten und eine philosophisch-demonstrirte Gewißheit dieser Lehre zu haben vorgaben, die Bürde dieses Lebens selbst abwarfen, und sich damit dem Genuß dessen, was sie sich hier erst standhaft erwerben sollten, selbst entnahmen? Glaube ists, was für das Volk gehöret; und im ruhigen
sowohl als wirksamen Genuß des Lebens, ja im letzten Augenblick 231
sollen wir alle Volk seyn, und uns nicht mit Grübeleien plagen. Haben wir zu überlegen nicht Zeit gnug gehabt? Wollten wir, junge Catonen, das Büchlein in der Hand, erst in der letzten Stunde anfangen zu überlegen? Lebe jeder, wie er soll; im Tode überlasse er sich zutrauend der Vorsehung, die ihn hieher gebracht und so manche Anstalt auf ihn vorbereitet hatte; sie wird diese auch dort getroffen haben und ihn sicheren Schrittes leiten. Dem mit Schwären überdeckten Verbrecher aber reiche man keine falsche Pflaster; wo möglich, gehe er vor den Augen der ganzen Welt als ein Verbrecher hinüber. Sein innerstes Bewußtseyn in diesem Augenblick zum Kuppler zu machen, ist Hochverrath gegen die Menschheit.

29. 232

Ohne Religion kann die Menschheit nicht seyn. Schon das Unendliche, das uns vor- und rückwärts umgiebt, das wir mit Gedanken so wenig als mit unsern Händen umfassen können, und in welchem wir doch allenthalben Gesetze und eine Organisation wahrnehmen, die uns in das süßeste Erstaunen setzt, — schon dies Unendliche, Weise, Gütige gebeut uns Religion, d. i. Verehrung, Scheu, Dank und Zutrauen zu dem großen Unnennbaren, der diese Organisationen bildete, diese Gesetze fest stellte. Die Regel des Rechts in unsrer Brust schließet uns noch vester an ihn; denn sie ist seine, sie ist des moralischen Weltalls Regel. Der Gedanke endlich, daß wir ganz, wie wir sind, ihm ange-
hören, ewig angehören, und daß was er uns jetzt seyn ließ, 233

wahrscheinlich nur ein Unterpfand dessen sei, was wir fortgehend unter seiner Führung seyn können und seyn werden, dieser zutrauende Glaube macht uns von seiner Huld gleichsam unabtrennlich. *Lieber also glauben, als wissen!* Da wir sehen, daß und warum wir eine Unendlichkeit, die vor uns liegt, nicht *übersehen* können; so wollen wir rechtschaffen-strebend, mit Liebe zutrauend fortgehen und *glauben*.

30.

Der christlichen Religion endlich, wie ihr Stifter sie lehrte,
sollte hiebei gar kein Vorwurf gemacht werden; sie beschäftigt sich
am wenigsten mit Träumereien und Bekümmernissen über den
Zustand nach dem Tode. Vielmehr stellt sie uns *hier auf Erden*
234 einen großen Bau vor Augen, an welchem alle Zeitalter hindurch
gearbeitet werden soll, bis *Der wiederkommt, der den Lohn
austheilet*. Wer an diesem moralischen Bau der Menschheit
thätigen Antheil nimmt, hat etwas anders zu thun, als über die
Ewigkeit träumen.

V. 235

Ueber

Wissen, Ahnen, Wünschen, Hoffen und Glauben.

Noch einige Worte über Wissen, Ahnen, Wünschen, Hof- 237
fen und Glauben der Zukunft.

1. Wissenschaft der Zukunft schließt einen klar übersehenen Zusammenhang von Ursachen und Folgen, von Wirkungen und Erfolgen in sich; sie ist also, auch in einem von Menschen übersehbaren Kreise nur wenigen gegeben. Diese wenigen genießen sie, pralen selten damit; sind aber durch sie auch im Unfall froh
und handeln sehr behutsam, sehr sicher. Eine solche Wissenschaft 238
sollte man hervorzutreten nicht abschrecken, sondern auf alle Weise aufmuntern. Sollen über allgemeine Begebenheiten der Natur allein die Raben schreien? warum soll nicht auch der weissagende Schwan des Apolls seine Stimme erheben und ein Lied singen von dem, was seyn wird, weil das Jetzige so ist und das Vorige so war. Entweder ist alle unser Studium der Geschichte, Statistik und Philosophie nichts; oder es giebt eine solche Wissenschaft der nächsten und einer fernern Zukunft, so weit sie uns angeht. Mag der große Haufe sie verachten, mögen leidenschaftliche Menschen über sie wegspringen, Genien über sie hinfliegen; für denkende, ruhige Seelen ist sie wenigstens ein Witterungskalender, eine Philosophie der wandelbaren Naturer-

scheinungen, der Meteore. Aus ältern, mittleren und neueren Zeiten ließe sich eine schöne Anzahl Prophezeiungen dieser Art
239 sammlen, die den Geist wecken und sein Urtheil über die Gegenwart schärfen. Wir wollen nicht mit dem Dichter wünschen:

> — Ueber das Schicksal
> Ihrer Zukunft sei durchaus der Menschen Gemüth blind,
> Daß den Fürchtenden doch noch Hoffnung bleibe —*)

denn die Hoffnung, die aus Gründen erwächst, ist allein eine sichere Hoffnung. Daß aber die Bodenlose Erwartung so wie die ungegründete Furcht aus den Gemüthern der Menschen verscheucht werde, gereicht zu ihrem größesten Vortheil. So lange sie den Zusammenhang der Dinge

> leges et foedera rerum

kennen lernen zu wollen nicht geneigt sind, schaltet durch ihre eigne
240 Schuld das Schicksal mit ihnen, wie mit Thieren. — Nur Gründe muß eine solche Wissenschaft vorlegen, keine Orakelsprüche und Räthsel; damit jeder die Gründe untersuche und die daher gezogenen Schlüsse prüfe.

2. Ahnung der Zukunft ist ein dunkles Gefühl; und je dunkler es ist, oft um so mächtiger, so stärker. Zuweilen ists eine Krankheit: alsdann wird der Arzt so wenig als der Philosoph, Freund und Beichtvater dies Symptom eines kranken Gemüths verachten; vielmehr wird jeder in seiner Art den lehrreichen Wink solcher Ahnung, als eines Selbstbekenntnisses, zur Heilung des Kranken gebrauchen. Sie werden darin wie in einem Traumbuch wenn nicht die Zukunft so die verhüllete Gegenwart und Vergangenheit des Leidenden lesen. — Sonst aber ists eines Jeden Pflicht, Ahnungen, die ihm aufstoßen oder die ihn stille begleiten, anzuhalten, zu befragen und wo möglich in helle Gedanken zu
241 verwandeln. Oefter als man denkt ist dieses möglich, indem meistens

---

*) Sic coeca futuri
Mens hominum fati; liceat sperare timenti.
Lucan. II. 14. 15.

nur unsre Schläfrigkeit daran schuld ist, daß wir träumend ahnen, statt wachend vorauszusehn, ja an dem dunkeln Vorempfinden sogar ein Vergnügen finden. Thiere leitet der Trieb; und auch den Menschen leitet er da, wo er nur Thier seyn darf. Wo er als Mensch handeln soll, wird sich die warnende oder aufmunternde Ahnung ihm in eine hellere Stimme verwandeln, sobald er sein eignes Gemüth zu fragen weiß. Statt coeca futuri könnten wir sagen: hominum mens plena futuri; es schlafen in uns weissagende Kräfte und Geister.

3. Wünsche, sagt man, fliegen in die Luft, oft gar in den Mond; wenn sie indeß reife Früchte unsrer Erfahrungen sind, warum sollten sie nicht auch auf unsrer Erde zuweilen ein ihnen gedeihliches gutes Land finden? Ein bescheidenes Gemüth wünscht wenig; seiner eignen Ruhe wegen beschneidet es der fernhin flatternden Phantasie die Flügel, und mag nicht gern außer sich selbst wohnen. Die Wünsche aber, die es in dieser ruhigen 242
Einsamkeit erwärmend ausbrütet, werden um so gewissere, erfreulichere Boten der Zukunft. Alle wissen wir: „Eine Schwalbe führet den Sommer nicht herbei;" aber es kommen mehrere Schwalben, die Nachtigall kommt — o kein Wunsch, keine Schaar von Wünschen verständiger, edler Gemüther war je ganz verlohren! Sie laden die Zukunft ein, sie zwingen sie sanft herbei, sie wallen ihr frölich entgegen. Es giebt gewisse edlere Seelen, die nur wünschen sollten; der Dämon der Zukunft steht unsichtbar da, ihre Wünsche in sein Buch einzuzeichnen und zu seiner Zeit zu gewähren. Was schadets, daß sie selbst sodann ihres erfüllten Wunsches nicht mitgenießen? sie genossen ihn wünschend; ihre schöne Seele ist im Buch des Genius mit eingezeichnet.

4. Hoffnungen sind meistens reich ausstaffirte Bräute der Zukunft; die Braut selbst aber legt gern ihren entbehrlichen Schmuck ab und ist im leichteren Hausgewande munter geschäftig. Es ist 243
unläugbar, daß wir mittelst süßer Hoffnungen das Leben hindurch gelockt und gewissermaasse getäuscht werden: denn selten giebt die

Wirklichkeit Das ganz und rein und lange, was die Mahlerinn Hoffnung sich vorspiegelte. Der Kreis unsrer Ideen fodert dies, und die Natur konnte nicht anders. Hoffend umfassen wir das ganze Bild der Zukunft; Tage, Monathe, Jahre trennen es, lösen es rasch oder leise von einander; da entflieht der Zauber. Hoffend bereiteten wir die Speise nur für uns selbst, ganz nach unserm Gaum; es giebt aber auch andre, die mitessen und mitbereiten, nach ihrem Gaume. Hoffend genossen wir auf Einmal Jahre, Zeiten, Ewigkeiten, ein ganzes Daseyn; die Zukunft führt uns durch diese Scenen langsam hindurch, und kann auf einmal nicht alles geben, damit sie noch etwas zu geben habe. Selbst, glaube ich, das ewige
244 Leben wird nur Stufenweise genossen werden, nicht so auf einmal, wie es sich z. B. zu seiner Anfeurung und Erhebung der sterbende Märtyrer dachte. Ihm war diese umfassende Vorstellung nothwendig und gut; man kann sie auch keinen Trug nennen, wenn sie sich, zwar nicht auf Einmal, aber doch allmälich realisiret. So mit allen Hoffnungen. Sie geben den vollen Akkord an, damit er sich nachher breche und in unerwartet sanfte Gänge der Melodie auflöse. Ich bin also nicht der Meinung jener Philosophen, die die Hoffnung aus der Welt verbannt wissen wollten; der Einrichtung unserer Natur nach ist sie uns eine unentbehrliche Leiterinn durchs Leben, und gewiß giebts Menschen, die sagen können, daß sie nie ganz vergebens gehoffet haben: dies müßte eigentlich nur der Thor sagen. Nur lasse man sichs gefallen, daß uns die Rechnung nicht immer in ganzen Stücken und auf einmal, sondern abschläglich und auch in Münze bezahlt werde. Die Zinsen der Verzögerung kommen dabei gewiß in Anschlag.

245 5. Glaube endlich ist weder Wissen, noch Ahnen, weder ein bloßes Hoffen noch Wünschen; er ist eine stille Zuversicht des Unsichtbaren nach dem Maasstabe des Sichtbaren; nach der Analogie des Gegenwärtigen und Vergangenen ein Ergreifen der Zukunft. — Glaube ist ein Resultat unserer Erfahrungen, sie alle gleichsam und den ganzen Lauf der Dinge in Eine Formel

gebracht und dem Gemüth einverleibet. So bauen wir auf die Natur, trauen ihr nicht zu, daß sie uns betrüge und handeln in diesem Glauben. So trauen wir unsern Sinnen und der belebten Natur, sofern sie innere Kräfte äußert; so den Zügen des Gesichts, der Rede des Menschen. Niemanden ist dabei untersagt, in einzelnen Fällen zu untersuchen, zu prüfen, zu zweifeln; den ganzen Glauben an die Zuverläßigkeit der in allen ihren Wirkungen wahren, in der ganzen Folge ihrer Wirkungen conse-
quenten Natur hebt dieser Zweifel nicht auf, vielmehr bevestigt 246
er ihn und sichert jene Wahrheit, auf die wir ganz Truglos gern fortbauen möchten. Niemand also sollte das Wort glauben blind verschwärzen und verläumden, da Glaube die Basis aller unsrer Urtheile, unsres Erkennens, Handelns und Genießens ist; im Namen der Welt sollte man sich freuen, daß es einen sichern vesten Glauben an die Natur und an die Consequenz der Dinge gebe. Auch das geistige Leben eines Menschen gewähret eine solche stille Gewißheit, in der man, selbst über das Grab hinaus, ruhig hinsiehet, und die ewigen Kräfte nicht in diesen engen Zeitraum, die ewige Waage des Rechts und Unrechts nicht von der engen Sphäre unsrer Sichtbarkeit umschlossen glaubet.

---

247 VI.

Ueber die Legende.

249 Der Name Legende hat seit der Reformation seine Würde
so sehr verlohren, daß man ihn in einem frostigen Wortspiel (Lü-
gende) der Lüge für gleichlautend hält, und nur ein einfältiges,
von Kindern und Weibern geglaubtes Mährchen mit ihm bezeichnet.
Einst war dies nicht also. Legende hieß das Buch, das die
Summe dessen umfaßte, was nicht nur durchs ganze Jahr hin dem
Volk öffentlich vorgelesen, sondern auch zu seiner häuslichen Er-
250 bauung fast einzig in die Hand gegeben ward.*) Und da dies in-
sonderheit Leben der Heiligen waren, auch allem, was man da-
mals schrieb, der Ton der Andacht und des Wunderbaren anhing,
so ist der Name Legende vorzüglich der wunderbar-frommen
Erzählung, d. i. Lebensbeschreibungen und Geschichten, die durch
das, was Andacht vermöge, zur Nachfolge reizen sollten, geblieben.
Nebst den Ritterbüchern, fassen sie also, nach dem Geist damaliger
Zeit, die Blüthe und Blume menschlicher Ausbildung in
sich; die Ritterbücher für den Mann von Geburt, die Legenden für
den andächtigen tugendhaften Menschen, welches Standes er auch
seyn mochte.

---

*) *Legenda*, *legendarius*, liber acta Sanctorum per anni totius
circulum digesta continens, sic dictus, quia certis diebus *legenda* in ec-
250 clesia et in sacris synaxibus designabantur a moderatore Chori; unde a
Graecis *συναξαρια* appellantur. *Du Fresne* Gloss.

25*

Aber der Geist der Zeit schwebt vorüber. Die Ritterbücher
sanken, und die Legenden sanken ihnen nach. Was einst Legende,
d. i. nothwendig zu lesen hieß, ward in andern Zeiten kaum les- 251
bar gefunden; es ward verspottet und verachtet.

Dreierlei warf man den Legenden vor, und keins mit Unrecht.
Sie fehlen, sagte man, gegen die historische Wahrheit, gegen
echte Moral, den Zweck der Menschheit, endlich gegen die
Regeln einer guten Einkleidung und Schreibart.

I.

Wahrheit der Legenden.

Daß sie gegen die historische Wahrheit oft und viel an-
stoßen, ja daß sie überhaupt als Dokumente der Geschichte mit
großer Vorsicht zu gebrauchen seyn, werden sie selbst nicht abläugnen
wollen: denn die wenigsten sind dazu geschrieben. Als Erbau-
ungsschriften, als Tugend- und Andachtbilder sind sie da, zu 252
Erweckung ähnlicher Tugend, ähnlicher Andacht. Was hierzu den
meisten Eindruck machen konnte und wie es ihn machen konnte;
das ward geschrieben. Vielen Legenden bricht man, wenn ich so
sagen darf, den Rücken, wenn man sie zu historischen Dokumenten
ängstlich gestaltet.

Denn woher waren diese Legenden genommen? Aus dem
Munde der Erzählenden, meistens andächtiger Jünger und Jün-
gerinnen; oder aus einzelnen Aufsätzen, selten des Verstorbenen
selbst, meistens seiner Freunde. Alle diese sprachen und schrieben
nach Einer Regel, zu Einem Zweck ihres nächsten Kreises, und des
Geistes ihrer Zeit. Zur Erbauung sprachen und schrieben sie; nicht
als vor Gericht gestellte Zeugen. Ueberhaupt ist über die Glaub-
würdigkeit der Geschichte, und dessen, was man in verschiednen
Zeiten, unter verschiednen Völkern Glaubwürdig nannte, beinahe
noch nichts Haltbares geschrieben; und die Legende der mitt- 253
leren Zeiten, so unentbehrlich sie der Geschichte ist, hat außer

einigen Französischen Kritikern, wenig Bearbeiter gefunden. Wie
billig, bewarben sich die Protestanten nach der Reformation wenig
anders, als Streitweise um sie; die Erzkatholischen Länder blieben
im Glauben an die Legende, als an eine geschriebene Tradition;
und die wenigen Untersucher wußten und kannten ihre Schranken.
Eine vollständige Kritik der Chroniken und Legenden
mittlerer Zeit, unpartheilich und ehrsam, geschrieben für jeden
und für keinen Cultus, auf den Knieen der Wahrheit geschrieben
und von ihr selbst dictirt, gehört noch unter die guten Wünsche.

Und doch wäre sie, was das Wunderbare anlangt, so schwer
zu schreiben eben nicht; das Wunderbare der mittleren Zeit hat
seine sehr enge Topik. Aus der biblischen Geschichte und aus
254 National-Traditionen, aus Einbildungen der Völker entsprossen,
unter denen und für die es gedacht ward, führet es seine Quelle
wie seine Bedeutung gleichsam mit sich. Da es auf das Volk
wirken sollte, so kann es leicht verstanden werden; und da der
Klerus weder zur Kunst, noch überhaupt sehr Kunstreich diese
wunderbaren Erzählungen formte, so ist auch ihre Form nichts
weniger als incommensurabel. Wer die Bibel gelesen und die
Volksdenkart der Zeit und Gegend, für die erzählt wurde, sich be-
kannt gemacht hat, versteht die Bedeutung des Wunderbaren so
einfach, als Der sie verstand, von dem die Legende redet.

Diesem Frommen z. B. liessen sich Stimmen vom Himmel
hören. Wer hörte diese Stimmen nicht in seinem Herzen? wenn
sie gleich das Ohr nicht vernahm; sobald ihr Inhalt nur himm-
lisch, d. i. aufmunternd und erquickend ist. Einem andern sangen
unsichtbare Chöre; diesem erschien sein Schutzgeist und sprach mit
255 ihm, warnend, belehrend, tröstend. Jenem Rechtschaffenen glänzte
sein Antlitz vor Gericht, im Gebet, gegen Verläumder und Böse-
wichter, bei einer frohen Wohlthat, bei einer großmüthig-stillen
Verzeihung, im Tode, nach dem Tode. Wem sind nicht ähnliche
Eindrücke aus dem Leben, aus der Erzählung eng-umfangener
Menschen bekannt? Dem Einsamen z. B. schweben Töne, bleibende

Töne im Ohr; sie kommen in Stunden der Niedergeschlagenheit, den Geist erhebend, als Freunde wieder. Siehe da die himmlischen Stimmen und Chöre. Aus Beispielen ist bekannt, daß eine starke Einbildungskraft das Bild seiner selbst gleichsam aus sich heraus zu werfen, und sich sichtbar zu machen vermöge; daher die Erzählungen von Menschen, die sich selbst zu sehen glaubten, daher die Gespräche mit sich selbst, als mit einem guten oder bösen Genius, und bei zarten Gemüthern am liebsten das Gespräch mit einem edlern Ich, einem leitenden, liebenden Schutzgeist.
Auf der Stirn fröhlicher guter Kinder, auf dem Antlitz der unbe- 256
fangenen, heitern Unschuld, der reinen Liebe, der verzeihenden Großmuth — wer sah und liebte nicht jene ruhige Stille, in der uns ein Engel gegenwärtig zu werden scheinet? — Endlich in den Schmerzen der Krankheit, der Leiden, der Verfolgung, im Tode, nach dem Tode; hier gönnet der frommen Legende ganz ihren Lauf: hier ist das Herz sich selbst eine reiche Legende. Wenn eine Tochter am Sterbebett ihrer Mutter das Antlitz siehet, das sie bald nicht mehr sehen wird, und ihre letzten Worte höret; wenn der Blick des Redlichen, des zu Tode Gequälten sich noch Einmal dankbar-froh gen Himmel, segnend-froh zu denen wendet, denen er hienieden nichts als Gutes gethan hat; und wenige Augenblicke nachher, von der ernsten Hand des Todes berührt, sein Gesicht die wahre Gestalt seiner Seele im vestesten Bilde zeiget, da lasset doch ja dem stillen Gemüth einer traurenden Kindesliebe seine
Kraft, die Züge des Sterbenden, des Gestorbenen zu einem Engel 257
zu erhöhen, und ihn in solcher Gestalt seinem Innersten einzuprägen. Lasset der Sage ihren Gang, daß ihn Stimmen gerufen, getröstet, bewillkommt haben; daß ein ambrosischer Duft, ein himmlischer Glanz den zum Himmel Eilenden umschwebte. — Hier läßt sich die Phantasie der Empfindung weder etwas vorschreiben noch ausreden.

Ein Gleiches ists mit dem Wunderbaren, das die Legende jetzt und hie und da auf die ganze Natur verbreitet. Jedermann weiß, daß ihre Zeiten für die wahre und rechte Natur-

wissenschaft nicht die blühendsten waren; die Gesetze der Astronomie,
die Verhältnisse der Körper gegen einander waren noch nicht in
das Licht gesetzt, in welchem sie dem aufgeklärten Theil unsrer
Europäischen Nationen jetzt erscheinen. Was Wunder also, daß
man in der Dämmerung damaliger Zeiten alle Erscheinungen der
258 Natur zu sich so sprechen ließ, wie das Gemüth, wie der Zustand
des Herzens es verlangte? Dem Einsamen, dem Geängsteten, dem
Peinlichen, wiederum dem Begeisterten, dem Entzückten spricht Alles.
Der Zweifelnde sucht allenthalben Belehrung; der Verlassene merket
auf jeden ihm entgegenkommenden Wink. Lasset also jenem Ver-
irrten einen Stern erscheinen, der ihn leite; diesem Durstenden
entspringe eine Quelle, jenem matten Wandrer entsprieße ein Palm-
baum in der Wüste. Hier falle auf des Frommen Gebet ein längst
erwünschter Regen und erquicke die lechzende Au; dort komme ein
Hagelwetter, ein Donner zu rechter Zeit, und schalle in Ohr und
Seele. Jetzt laute die Glocke von selbst und wecke auf; hier er-
scheine ein Thier und schrecke und warne. Oder ein Vogel bringe
himmlische Botschaft; ein Adler, ein Storch, eine Schwalbe, eine
Taube gebe der wartenden Menge Muth, der zweifelnden Menge
Bestimmung. Im ganzen Alterthum sind Augurien und Prä-
259 sagien eine geglaubte Sprache der Gottheit gewesen; jedes Volk
hatte sie in seiner Weise und pflanzte sie in Sagen fort. Die
Dichter nutzten sie; und auch der Geschichte konnten sie nicht fremde
bleiben. Wer begehrte nun, daß sie einer zur Erbauung geschrie-
benen Legende fremd bleiben sollten? Andacht d. i. ein Aufmerken
aufs Göttliche ringsumher schrieb ja diese Legenden: Andacht sollte
sie lesen; Andacht sollten sie einflößen und wirken.

Ueberdem wird dies Wunderbare in den mittleren Zeiten so leicht, ich möchte sagen, so natürlich eingeführet, daß man es eben so leicht in die gewöhnliche Sprache übersetzen kann, eben weil es damals gewöhnliche Sprache und Vorstellungsart war. Manches ist sogar in Sprüchwörter übergegangen, deren Sinn ohne wunderbare Deutung jeder Einfältige anzuwenden weiß. Wenn z. B. vor

diesen fleißigen und rüstigen Männern, die eine wüste Gegend an=
baueten, Wölfe und Schlangen flohen; sie scheuchten Drachen aus 260
ihren Höhlen hinweg; von ihrem Segen ward die verschlemmte
Quelle gesund, der Pfuhl trocken, die Wildniß zu einem Garten
und Fruchtlande; die Luft heiterte sich; das Klima ward milde —
wem müßte diese Sprache noch erklärt werden? Sie sagt nichts
als was wirklich geschah durch den Fleiß emsiger Hände. — Wenn
nun solchen neuen gefürchteten Ankömmlingen entgegen aus Seen
und Wäldern die Dämonen schrieen, die Geister heulten und
schreckten, die Teufel wimmerten und klagten; wer, wenn er einen
Begriff von den grausen Gegenden, von den wilden Einwohnern
dieser Gegenden hat, verstünde nicht diese Sprache? Den Bären
besänftigten sie, indem sie ihm Brot reichten, (ein seltnes Nahrungs=
mittel mancher Gegend,) und befahlen ihm Holz zu tragen; wem
müßte erklärt werden, wer diese Bären gewesen? Möchte der
Scepter unsrer Staatskunst, das Geschütz unsrer Helden zur Urbar=
machung der Welt, zur Brotaustheilung und zu Erweckung des
Fleißes der Bären allenthalben so wirksam und glücklich seyn, als 261
es damals das heilige Kreuz und das segnende Wort waren.

Sehr unverständig hat man daher über manche Legende dieser
Art gespottet, so daß der heilige Esel, den man verlachte, dem
Spottenden selbst den Hohn zurückgeben möchte.

Auch der Legende liegt also Wahrheit zum Grunde; nur ist
sie Legendenmäßig eingekleidet und erzählet. Auch ihr Inhalt ist
nicht immer so unwichtig, als man glaubet: denn sind wir diesem
Inhalt nicht einen großen Theil der Aufklärung und Verschönerung
Europa's durch Kenntnisse und Fleiß schuldig? Die Thaten, wo=
von sie erzählen, stumpften das Schwerdt ab und bezähmten wilde
Barbaren. Die meisten Institute unsrer Wissenschaften und Künste
nähren sich von den Brosamen dessen, was einst die Männer der
Legende mühsam erwarben, andächtig stifteten, heilig bewahrten und 262
der Nachkommenschaft fromm vermachten. Ohne die frommen Männer
und Weiber der Legende bettelten jetzt vielleicht alle Musen in

Europa; oder vielmehr an Musen in Europa wäre ohne sie gar nicht zu gedenken. —

Die Geschichte der mittleren Zeit kann des Studiums der Le-
genden so wenig als der Chroniken entbehren: denn beide fließen
überhaupt in einander. Jene gehen allen Diplomen voran und
lange ihnen zur Seite. Die mythologische Sprache und Einkleidung
der Legenden muß also eben so wohl studirt werden, als die
Sprache und Zeichen der Diplome. Sie sind in den mittleren
Zeiten das, was in der griechischen und römischen Urzeit die alten
Heldensagen waren, aus denen einst alle Dichtkunst und Ge-
schichte hervorging. Die geheime, innere Denkart der christlich ge-
wordnen Völker, ihren Wahn, Aberglauben, Schwachheiten, kurz
263 den *dunkeln Grund ihrer Seele* lernt man aus mancher Le-
gende mehr kennen, als in diesen Zeiten aus ihrer sämmtlichen
Staatsgeschichte. Nur es gehört ein Ausleger dazu, der auch das
Wunderbare zum schlichten Menschensinn hinabführe.

II.

Zweck der Legende.

„Schade, wird man sagen, daß die meisten derselben eine so
verkehrte Tendenz haben! Wohin zielen alle diese Wunder?
um welche Achse drehen sich alle Bemühungen der Legende? Den
Müßiggang zu ehren, Einsiedelei, Aberglauben, überspannete An-
dacht, falsche Tugenden, eine fromme Dummheit, eine den Geist
ermordende Frömmigkeit, Heuchelei und Abgötterei zu empfehlen:
das ist ihre *echtchristliche* Absicht. Wem dienen diese Engel?
264 Diese Raben, wem bringen sie Speise? Einem Einsiedler. Ihm
entspringt die Quelle, ihm trägt der entblätterte Baum Früchte. —
Was thut er in seiner Einsamkeit? Psalmen singen, schweigen,
seine Seele zur höchsten Unthätigkeit gewöhnen, sich unnütz peinigen
und foltern. Erwecken sie nicht Mitleiden und innern Abscheu, jene
Büßungen, mit denen betrogene Unglückliche sich selbst martern?

jene unnatürlichen Kämpfe, die ihre Seele verwirren, ihre edelsten
Kräfte lähmen, und mit denen sie sich mehr als Ein Fegfeuer,
mehr als eine Hölle selbst schaffen und geben! Hat sich nicht oft
euer Busen verengt und euer Haar emporgesträubet, wenn ihr diese
unsinnigen Büßungen, diese sinnlosen Entäußerungen der Gedanken,
Sinne und Triebe im Leben eines Menschen Jahrehin verfolgtet?
Und wenn ihr die mütterlich-rufende, warnende, wiederkehrende
Natur hart und schnöde zurückgewiesen saht, flossen euch nicht
Thränen? — Vor Göttern und Menschen giebt es keinen Thränen-
wertheren Anblick, als eine unschuldig-zerrüttete Seele, ein durch 265
andächtige Grausamkeiten niedergebeugter, zerquetschter, zerschlagener
Geist, ein Herz, das für und wider nichts sich selbst verwundet.
Und diesem bösen Ideal einer verführenden Sittenlehre, die zu
leerer Andacht, zu einem niedrigen Aberglauben, zu einer nutzlosen
Anstrengung, endlich zu jener völligen Aushöhlung der Seele
leitet, die mit äußersten Schmerzen ihren Kern aus sich gebohrt
hat und wie eine hohle Nuß sich dem Herren weihet — diesem
bösen Ideal wolltet ihr eine Zeile des Lobes widmen? Kreuz,
Messe, Pönitenz, Sacramente, Tempel, Altäre, heilige Gebräuche
und Kleider, Cellen, Särge, Gräber sollten die Sphäre seyn, um
welche sich alle Sphären und Elemente der Menschheit bewegen?"

Wäre dem Allen so: so könnte man nicht anders antworten,
als: „spottet nicht, sondern bessert!" — Der Arzt läßt sich die
Gebrechen seines Kranken erzählen, nicht damit er sie witzig zur 266
Schau trage, sondern damit er ihm Leichterung schaffe und ihm
helfe. Wäre alles, wovon gesprochen ist, ein schwerer dunkler
Traum langer Jahrhunderte, ein ungeheurer Wahnsinn der Zeiten
gewesen; zeiget ihn als solchen. Hebt die Erzählungen verführter,
mißleiteter Seelen sorgsam aus, und bemerkt, wie sie mißleitet
wurden, wie sie sich selbst verführten. Zeigt dies mit aller zarten
Theilnahme, mit jedem Hülfreichen Erbarmen, herabsteigend in die
Tiefen der menschlichen Natur, in ihre betrüglichen Tiefen. Wie
lehrreich werdet ihr schreiben! Eine kleine Legende wird mehr

Psychologie, mehr Warnung, Rath und Trost enthalten, als vielleicht ein ganzes System kalter pharisäischer Sittenlehre. Sie wird wieder werden, was ihr Name sagt, ein durchaus zu Lesendes, eine Legende.

Nur gehört vor allem hiezu Theilnahme, Versetzung ins
267 Zeitalter und Leben derer, von denen man redet. Nach unsrer lichten Zeit können wir nicht alles beurtheilen; nicht jede andre Zeit warf alles Heilige als einen Unrath von sich. Das Kreuz hat einst den Völkern Ruhe gebracht; es stillete Aufruhr, Fehden, Zwietracht und gebot den Gottesfrieden. Tempel waren Zufluchtsorte der Unbewehrten gegen Raub und Unterdrückung; der Altar war eine Stäte des öffentlichen Bekenntnisses, des Gebets, der Gemeinschaft Gottes mit den Menschen. Das Grab war ihnen eine Ruhekammer, wo himmlische Geister das erstorbene Samenkorn zur Aufblüthe eines künftigen ewigen Frühlinges bewahrten. Ueber heilige Gebräuche und Worte endlich läßt sich auch nicht anders, als aus dem Geiste der Zeit reden, für welche sie gehören.

Und waren nach eben diesem Geist der Zeit körperliche Uebungen zur Enthaltsamkeit, Strenge, zu festgehaltenem Andenken, zum Ver-
268 mögen über Sinne und Neigungen verwerflich? Waren rohe sinnliche Naturen anders zu besänftigen, zu fesseln, zu zähmen, als durch ein gegenseitiges Extrem, durch eine andre, geistige Welt noch stärkerer Leidenschaften und Begierden? Woher kommts, daß in unserm Zeitalter wir so wenig können, so wenig ernstlich wollen und vermögen, als weil wir von Jugend auf zerstreut und verzärtelt leben, indem uns zu anhaltenden schweren Uebungen Anlaß, Regel, Ordnung, Sitte, tägliche Gewohnheit und strenges Gebot fehlen. Gewiß vermögen wir nicht, was die Männer der Legende vermochten, sonst brächten wir Wirkungen hervor, wie jene, aus deren Pflanzungen wir, über sie spottend, von ihren Früchten zehren.

Und dann! gäbe es in diesen Zeitaltern durchaus keine Muster einer Tugend, die wirklich diesen Namen verdienet? Keine Seelen-

größe, die, über sich selbst gebietend, Gefahren nicht suchte, aber 269
tapfer überwand, und das Leben selbst nicht achtete zu Erlangung
des Kampfpreises. Herausfodern und angreifen ist freilich leichter
als erwarten, bestehn, ausdauern. Kein Siegsgepränge munterte
diese Helden auf, keine irdische Belohnung. In der Verachtung
fanden sie Ruhm, in der Verfolgung Gewinn, in der Mühe Lohn,
in der Schwachheit Stärke. Oft, sehr oft zeigten sie mehr als
Spartaner- und Römersinn; tausende von ihnen ließen sich, ihrer
guten Sache wegen, Prunk- und Namenlos gleichsam lebendig ver-
scharren und begraben. Nicht nur Bequemlichkeit, ihr liebster Ei-
genwille ward abgelegt zum Besten ihres Ganzen.

Sehet in den Gemählden großer Künstler, eines Raphaels
und Dominichino, Correggio, Guido und Guercin's jene
Gestalten der Heiligen an, und sagt: ob ihr von dieser Art gei-
stiger Anmuth und Seelengröße, von dieser transscendenten
Erhabenheit und Hingebung, von dieser reinen Abgezogenheit und 270
Ehrfurcht-gebietenden Würde, von dieser jungfräulichen Andacht,
diesem Mutter- und Kindessinn, ich möchte sagen, von diesem
Engelsgefühl, sogar in den Werken der Alten etwas anders,
als vielleicht nur hie und da eine in der Sinnlichkeit verhüllete
Knospe findet? Hier ist sie hervorgegangen, die geistige Knospe;
sie hat sich aufgethan in vielen Gestalten und Formen. — Um
also auch nur die Werke der neueren Kunst in ihrem schönsten
Zeitalter zu verstehen, kann und darf uns die Legende nicht fremde
bleiben.

Ein ganz eignes Gefühl ist es, dies süße Gefühl der Andacht.
Es heftet so unabwendbar an und fesselt so ganz, läßt so vieles
unmerklich hinschwinden und scheint uns mit wenigen Gedanken so
viel, mit Einem Gedanken Alles zu geben! Dadurch macht es so
unveränderlich, so heiter und stark in Sanftmuth. Der Löwe wird
Lamm und das Lamm ein Löwe. — Spottet nicht der rauhen 271
und beschwerlichen Wege, auf denen die fromme Einfalt, die sich
damals mit wenigen aber starken Gedanken begnügte, in dies Heilig-

thum unzerstörlicher Gemüthsruhe und Seelenstärke gelangte. Gnug, sie gelangte dahin, und wohl ist ihr. Suche jeder es auf seinem Wege. Jene gehet ihren stillen Gang allein.

III.

Vortrag der Legenden.

„Wenn aber die guten Legenden nur nicht so erzböse erzählt oder gar besungen wären!“ So erzähle, so singe man sie besser. Ein Ton ist nicht für alle und ihr Ton nicht für unsre Zeiten. Aber erbärmliche Pedanterei ists, unter dem Vorwande des einzigen classischen Styls die Schreibart der Römer, die unter Cäsar
272 und August allerdings die beste war, in diesen Zeiten, zumal in Büchern der Andacht und Klostercellen, zu suchen. Der Kirchenstyl der mittleren Jahrhunderte ist eine so eigne Sprache, als die romanische, die neben ihr galt, nur seyn kann. Die Welt ihrer Gegenstände ist eine andre als die Welt der Römer; so auch der Geist und Sinn, mit dem man diese Gegenstände behandelte und ansah. Auch die lateinische Sprache der mittleren Zeiten hat ihre Perioden und in diesen ihre sehr verschiednen Schriftsteller, gute, mittelmäßige, schlechte. Vollends der Geist ihrer Dichtkunst war vom römischen ganz verschieden; und doch hats Liebhaber des Studium dieser Zeiten gegeben, die auch ihnen ihre Grazie und Schönheit zustanden. Eine gewisse Innigkeit und Schmucklose Einfalt, eine populare Herzlichkeit und Rührung wird niemand, der die besten Producte dieser Jahrhunderte kennet, ihnen absprechen[1] können. Dem sei aber wie man wolle; damals schrieb man die Legenden für seine Zeit, uns erzähle man, wenn man will, die Denkwürdigsten für unsre Zeiten.

Wozu dies Alles? Etwa das Studium der Legende unbedingt anzuempfehlen, sie unbedingt zu rühmen? wahrlich nicht.

---

1) A: ihnen nicht absprechen

Blos der Gesichtskreis sollte bezeichnet werden, in welchen die Legende gehört, mithin auch der Gesichtspunkt, aus welchem man sie anzusehen habe.

Bei den Griechen gabs viele Legenden. In ältern Zeiten hießen sie Sagen; nachher wurden sie aufgeschrieben, in Gesänge gebracht und eine Mythologie daraus geformet. Jeder berühmte Tempel, jedes Götzenbild, jede Stadt, jeder Heldenstamm hatte seine Legende. Oder sind in den Homerischen Hymnen die Erzählungen von der Latona und dem Apoll, von Hermes, der Aphrodite, der Demeter etwas anders?

Sogar der Schäferwelt der Griechen hatte ihre Legenden. Vom guten Daphnis, vom schönen Adonis erzählte man sich die alten Sagen und wiederholte und feierte sie in Liedern und 274
Gebräuchen. Womit konnten sich Schäfer leichter und angenehmer unterhalten, als mit alten Traditionen, mit Wunder- und Zaubermährchen?

Wäre die Legende der mittleren Zeiten so genutzt, als es die Griechische war; wäre jeder Wohlthäter des Menschengeschlechts auch aus diesen dunkeln Jahrhunderten in dem Tone gepriesen, der für ihn gehörte; hätte jede Stadt, jede Kirche, jede gute Stiftung ihrem Heiligen diese Muse erweckt, wie manches Gute wäre dadurch befördert worden! Bei einigen ists geschehen; es giebt einfachgroße und rührende Hymnen, die aber — unsre Zeit nicht kennet oder nicht lieset. Vielleicht wird man auch nachstehende Erzählungen, die ich dem lehrenden Idyll näher zu bringen suchte, nicht lesen mögen. Und so seyn sie denn, wie die, von denen sie erzählen, begraben! Vielleicht gehen sie in einer andern Zeit fruchtreich hervor. Quiescant in pace.

VII.

Legenden.

[Band 28, 172—229.]

Gott.

Αν γνῷς τί ἐστι Θεὸς, ἡδίων ἔσῃ.

Einige Gespräche

von

J. G. Herder.

Gotha,
bei Karl Wilhelm Ettinger,
1787.[1]

1) Einige Gespräche
über Spinoza's System;
nebst
Shaftesburi's Naturhymnus
von
J. G. Herder.
Zweite, verkürzte und vermehrte Ausgabe.
1800.

III # Vorrede.

Zehn oder zwölf Jahre sinds, seit ich eine kleine Schrift mit mir umhertrug, die den Namen: Spinoza, Shaftesburi,
IV Leibnitz führen sollte. Sie war fertig in meinen Gedanken und ich ging mehrmals an die Ausführung derselben; allemal aber ward ich unterbrochen und mußte ihr eine andre Stunde wünschen.

Neue Zeitumstände führten mich unvermerkt zu folgenden Gesprächen. Man würde ihren Zweck sehr verkennen, wenn man sie blos für eine Ehrenrettung des Spinoza hielte; Spinoza hat
V diese Ehrenrettung nicht nöthig und er sollte, meinem Zweck gemäß, jetzt blos die Handhabe eines Opfergefäßes werden, aus welchem ich einige Tropfen dem Altar meiner Jugend darbringen wollte. Warum ich von ihm ausging, lag Theils in der Reihe meiner Gedanken, Theils in Veranlassungen, die meine Zeit mir selbst darbot.

Niemand indeß nehme meine Schrift so auf, als ob ich irgend einer gangbaren Philosophie vor- oder zwischentreten, sie
VI verdrängen, Partheien herausfodern oder zwischen Partheien ein unberuffener Schiedsrichter werden wollte. Es sind Gespräche einiger Personen, die ihre Meinungen mit eben dem Recht äußern, mit welchem jeder andre seine Lehrsätze darstellt. Gespräche sind keine Entscheidungen, noch minder wollen sie Zank erregen: denn über Gott werde ich nie streiten.

Sehnlicher wünschte ich, daß was hier im Gespräch blos angedeutet werden konnte, eine unserer Philosophie angemessenere

Form erlebte. Nur Einen ruhigen, heitern Sommer wünschte VII
ich mir für meine Adrastea oder von den Gesetzen der
Natur, sofern sie auf Weisheit, Macht und Güte als auf einer
innern Nothwendigkeit ruhen. Da ich aber bestimmt bin, in
meinem Leben selbst der Nothwendigkeit, nicht der Willkühr zu
folgen: so wird die ewige Wahrheit, wenn ihr mein Werk an-
genehm ist, mir auch Muße dazu verleihen. Zufrieden wäre ich,
wenn diese kleine Vorarbeit einige unbefangene Liebhaber der VIII
Philosophie ergötzte, Kennern gefiele und hie und da einem
Irrenden den Weg zeigte. Weimar den 23. April 1787.

Herder.

III

Vorrede
zur zweiten Ausgabe.

Schon vor mehreren Jahren hätte diese Ausgabe erscheinen
können, mit der ich aber aus verschiednen Ursachen säumte.
Seit 1787 nämlich, (in welchem Jahr diese Gespräche ge-
IV druckt waren,) hatte sich im philosophischen Horizont Deutschlands
Manches geändert. Der Name Spinoza, den man vorher ge-
wöhnlich mit Schauder und Abscheu nannte, war seitdem bei
Einigen so hoch gestiegen, daß sie ihn nicht anders als zur Ver-
unglimpfung Leibnitzens und andrer treflicher Geister zu nennen
wußten. Ja, man hatte sein System so gemißbraucht, daß, ver-
gessend alle Schranken menschlicher Erkenntniß, die Er so richtig
anerkannte, man den Kegel auf den Kopf stellte, und aus einem
eingebildeten engen Ich das gesammte Weltall, seinem ganzen
V Inhalt nach, auszuspinnen sich erkühnte. Diesen Objectlosen
Traum nannte man den transscendentalen Spinozismus
und höhnte den alten Spinoza, daß Er so weit nicht gelangt
war. Anderseits fuhr man fort zu behaupten: „Spinoza habe
Gott zertheilt, ihm das Denken geraubt; sein Gott sei nur
ein Collectioname." Und fuhr dennoch fort, auch zu be-
haupten: „Unter diesem Collectionamen liege bei Spinoza Alles
in Ketten blinder Nothwendigkeit gefangen. Spinoza's Gott
VI sei ein despotischer wilder Polyphem, dem Er das Auge gerau-
bet." — In so anmaassend-absprechenden Zeiten durften An-
spruchlose Gespräche über Spinoza's System keinen erfreulichen
Anblick des offnen Sonnenlichts erwarten.

Da indessen ihr Zweck nicht gewesen war, Spinoza's System
in jedem gebrauchten Ausdruck zu retten oder es gar zu apo-
theosiren; wohl aber, es verständlich zu machen, und durch Weg-
hebung einiger Wortwände zu zeigen, wohin Spinoza wollte: so
durfte und darf ich dieser, einem Achtungswürdigen Denker er-
wiesenen Pflicht der Menschheit, mich nicht schämen. Archyta's VII
Schatte bei Horaz schien mir zuzurufen:

— — „Schiffer, versäume du nicht dem unbegrabnen
Haupt und meinen Gebeinen ein wenig
Fliegenden Staubes zu schenken. —
Eilest du gleich; du darfst nicht lange verweilen; ein' Handvoll
Erde dreimal auf mich! dann segle weiter."

Warum sollte ich ihm diese Liebe nicht erzeigen? Jahrhunderte
hindurch ist das Reich der Wahrheit Ein zusammenhangendes VIII
ungetheiltes Reich; wer Misverständnisse voriger Zeiten hebt oder
mindert, läutert damit den Verstand zukünftiger Zeiten.

In einer andern Sprache und Denkart gebildet, war Spi-
noza gewissermaaße ein Fremdling des Idioms, in welchem er
schrieb; fodern es also nicht Vernunft und Billigkeit, daß man
seinem Ausdruck zurechthelfe, nicht aber zuerst an den
Steinen kaue, d. i. sich ausschließend an die härtesten Worte
halte? Einen Schriftsteller aus sich selbst zu erklären, ist die IX
honestas jedem honesto schuldig.

Ueberhaupt gehört zu Beurtheilung und Erfassung eines
Systems, in welchem auf Freiheit und Freude des Ge-
müths, auf wahrhafte Erkenntniß und thätige Seligkeit
Alles ankommt, ein Vorurtheilsfreier liberaler Sinn: denn
wie erzwänge sich wahres Erkenntniß, froher Sinn, thätige Liebe?
„Seligkeit, sagt Spinoza, ist nicht Lohn der Tugend,
sondern die Tugend selbst. Nicht weil wir die Leiden- X
schaften bezwingen, sind wir selig; sondern weil wir
es sind, bezwingen wir jene." Ein Gleiches ists auch mit
dem Erkennen der Wahrheit. Weil wir sie erkennen, bezwingen

wir Vorurtheile; dagegen was in ihr dem Uebelwissenden ein ehern Joch dünkt, wird dem wahrhaften Erkennenden das thätige, das königliche Gesetz der Freiheit. „In Ihm leben, weben und sind wir,“ sagte der Apostel; „wir sind Seines Geschlechts,“ hatte ein Dichter vor ihm gesagt, den der Apostel
XI mit Beifall anführet. Mit derselben Freiheit, mit der Paulus Worte eines Dichters, die der Inbegriff dieses Systems sind, anführt, durfte ich dies System erläutern.

Den Platz der versprochenen Adrastea möge vor der Hand Shaftesburi's Naturhymnus ersetzen. Eine weitere Ausbildung durfte ich ihm nicht geben, als die ihm in den beliebten Gesprächen der Moralists der Zusammenhang erlaubte. Was der lyrischen Vollkommenheit abgeht, erstatte der Inhalt.

XII Nicht Vollkommenes nur, nicht Wahres, Schönes und Gutes;
Wahrheit und Güt' ist Er, und die Vollkommenheit selbst.
Feinde schafft sie zu Freunden, zum Lichte schafft sie das Dunkel,
Wen Gott liebet, der liebt, selig von Allem geliebt.

Inhalt.[1] XVII

1) Der Inhalt bezieht sich auf die zweite Ausgabe, deren Seitenzahlen dem nachfolgenden Abdruck der ersten Ausgabe in Klammern beigefügt sind.

heit, Güte und Schönheit in der Existenz und Fortdauer
eines Dinges gewähre! S. 110—112. Wahrheit und Schönheit des
Begriffs von innerer Nothwendigkeit. S. 113. Ob Spinoza Gott
zu einem Gedankenlosen Wesen dichte? S. 114—116. Vielmehr legt er
ihm die Vollkommenheit eines unendlichen Denkens als Attribut seiner
höchsten Wirklichkeit und Grundmacht bei. S. 117—120. Ob Spinoza's
unendlich-denkendes Wesen ein gesammleter Name einzelner Denkkräfte
sei? S. 121—123. Das absolute Denken ist nach ihm auch das abso-
lute Wollen, mithin die höchste Macht nothwendig auch die
weiseste Macht, eine nach innern Gesetzen geordnete unend-
liche Güte. S. 124—126. Woher er gegen die sogenannten End-
Absichten hart rede? S. 127. Proben solcher Anthropopathieen und
Willkührlichkeiten. S. 128—134. Leibnitzens moralische Nothwendig-
keit. S. 135—136. Wie weit sie reiche? S. 137—139. Wiefern die
Welt zufällig sei. S. 140—143. Auflösung des Begriffs der conven-
XX tionellen in die wesentliche Nothwendigkeit. S. 144—147. Wunsch
zu Forschung ihrer Gesetze. S. 148. Physiko-Theologieen. S. 149.
Leßing ein Spinozist? S. 150—152.

Viertes Gespräch. Leßings Aeußerungen über Spinoza. S. 153—156.
Von Gott als einer persönlichen Ursache der Welt. S. 157. Was
der Ausdruck Person, Persönlichkeit bedeute? S. 158. 159. Locke's
und Leibnitz Erklärungen der Ausdrücke Person, Verstand u. s.
S. 160—164. Leßings Scherz, daß kein freier Will sei. S. 165.
166. Ob die Kraft des Denkens in einer höheren Kraft gegründet sei?
S. 167. 168. In einem höhern, d. i. im höchsten reellen Begriff
gewiß; und wer ist dieser? S. 169. Ob dieser außer allem Begriff
liege? S. 170. 171. Leibnitz und Spinoza. S. 172. 173. Leibnitzens
große Art zu denken. S. 174. Ob er seine Philosophie den herrschenden
Lehrmeinungen aller Partheien anzupassen gesucht habe? S. 175. 176.
Ende und Resultat dieser Leßingschen Aeußerungen. S. 177. 178. Vom
persönlichen Supra- und Extra-Gott. S. 179. Ob Spinoza die Gott-
heit dem Fatum unterworfen? S. 180—182. Wodurch sich sein System
XXI so viele Misverständnisse zugezogen? S. 182—185. Spinoza's Anrede
an die Misversteher. S. 186. 187. Schätzbares in Jacobi's Buch
über die Lehre des Spinoza. S. 187—190. Kleist's Hymnus. S. 190
—193. Der Begriff einer selbstständigen Wahrheit ist die Demonstration
von Gottes Daseyn selbst. S. 193—195. Wo diese selbstständige Wahr-
heit zu finden? S. 196—202. Von der Demonstration auf das Ver-
hältniß zwischen Ursache und Wirkung gebauet. S. 203. 204. Ob die

Erstes Gespräch. 1 (1)

Philolaus.

Sehen Sie, mein Freund,[1] die erquickende Stunde, die nach dem schrecklichen Ungewitter[2] folget. Schwefelwolken thürmten sich auf, die uns den Anblick der Sonne benahmen[3] und alles Irrdische in schweren Othem setzten; sie sind zertrümmert und alles haucht wieder leicht und fröhlich. So stelle ich mir den Zustand der Weisheit[4] vor, da Spinoza und seinesgleichen der Welt den Anblick Gottes mit ihren schweren Dünsten rauben wollten: sie[5] thürmten sich auch zum Himmel empor und umzogen das Firma- 2 (2)
ment; aber eine gesundere Philosophie hat sie wie die Riesen hinuntergestürzt und der nachdenkende Geist erblickt die stralende Sonne wieder.

Theophron. Haben Sie den Spinoza gelesen, lieber Freund?

Philolaus. Gelesen habe ich ihn nicht; wer wollte auch jedes dunkle Buch eines Unsinnigen lesen? Aber das habe ich aus dem Munde vieler, die ihn gelesen haben, daß er ein Atheist und Pantheist, ein Lehrer der blinden Nothwendigkeit, ein Feind der Offenbarung, ein Spötter der Religion, mithin ein Verwüster der Staaten und aller bürgerlichen Gesellschaft, kurz ein Feind des menschlichen Geschlechts gewesen und als ein solcher gestorben sei. Er verdient also den Haß und Abscheu aller Menschenfreunde und wahren Philosophen.

---

1) Sehen Sie, Theophron, 2) Gewitter 3) nahmen
4) der Wissenschaft 5) diese

Theophron. Die Gewitterwolke indessen verdiente ihn nicht,
(3) 3 mit der Sie ihn eben verglichen haben: denn auch sie gehört zur Naturordnung und ist heilbringend und nützlich. Aber, ohne Gleichniß zu reden, haben Sie, mein Freund, auch nichts Näheres und Bestimmtes über Spinoza gelesen, woran wir uns im Gespräch halten könnten?

Philolaus. Vieles, z. B. den Artikel über ihn in Bayle.

Theophron. An Bayle haben Sie diesmal nicht eben den besten Gewährsmann. Er, dem alle[1] Systeme gleichgültig waren, weil er im Grunde selbst[2] kein System hatte, blieb in Absicht des Spinoza nicht gleichgültig. Er nahm eifrige[3] Parthei gegen denselben, wozu ihn ohne Zweifel Umstände der Zeit und des Orts veranlaßten. Vielleicht lebte er dem Verstorbnen zu nahe: die Lehre, ja selbst der Name des Spinoza war damals ein Schimpfwort, wie sie[4] es großentheils noch jetzt sind: alles Ungereimte
(4) 4 und Gottlose nannte und nennet man zum Theil noch Spinozistisch. Nun war es des feinen Dialektikers Bayle Sache wohl nicht, ein System als System zu ergründen, und mit dem tiefsten Gefühl der Wahrheit ganz zu beherzigen. Er durchflog alle Systeme,[5] nahm scharfsinnig ihre Verschiedenheiten auf, sofern sie ihm zu seinen Zweifeln dienten: jetzt war ihm diese Meinung wichtig, jetzt eine andre; von dem aber, was innere philosophische Ueberzeugung heißt, hatte sein leichtes Gehirn schwerlich[6] einen Begriff, wie solches sein Wörterbuch beinahe unwidersprechlich zeiget.

Philolaus. Sehr wahr und ich[7] habe mich oft gewundert, wie ein so scharfsinniger Geist[8] in seinen Meinungen so unstät, so unzusammenhangend seyn konnte. Jetzt ist ihm diese,[9] jetzt jene

1) dem sonst alle 2) weil er selbst 3) eifrig
4) beide 5) alle Lehrgebäude
6) hatte er bei seiner leichten Denkart schwerlich
7) Philolaus. Sein Wörterbuch und seine übrigen Schriften. Auch ich
8) Mann 9) ihm dieser wichtige Gedanke,

Ungereimtheit gleich wichtig: eine falsch citirte Jahrzahl des Moreri
und die Frage: ob ein Gott sei? wieviel derselben seyn? woher (5)
das Böse in der Welt entspringe? u. dgl. beschäftigen ihn mit
gleichem Interesse.

Theophron. Sagen Sie lieber, mit gleich wenigem In- 5
teresse; aber mit desto mehr Gewandtheit des scharfsinnigsten Gedan-
kenspieles. Eben dies macht Bayle's seltenen Vorzug. Nennen
Sie mir einen andern Schriftsteller, dessen Seele im leichtesten Spiel
so Viel[1] und Vielerlei mit gleicher Anmuth, gleicher Aufmerksamkeit
umfaßt oder berührt hätte? Er war der philosophisch-historische
Voltaire seiner Zeit, dessen Liebhaberei sich vom erhabensten Gegen-
stande bis zur kleinsten Kleinigkeit eines historischen Umstandes,
einer Anekdote, eines Büchertitels oder gar einer Zote erstreckte.
Für einen Geist dieser Art[2] war nun Spinoza's System gar[3] nicht.
Dieser eingeschlossene, schwere Denker hatte von allem was Mei-
nung war, einen sehr verächtlichen Begriff[4] und ging mit mathe- (6)
matischer Genauigkeit der reinen, trocknen Wahrheit[5] nach, wo er
solche zu finden vermeinte.[6] Alles übrige vergaß er,[7] und von
Bayle's Gelehrsamkeit, von seinem Witz und Scharfsinn hatte er 6
vielleicht nicht Eins gegen Tausend. Zwei Köpfe solcher Art wer-
den einander schwerlich Gerechtigkeit widerfahren lassen und doch
bin ich überzeugt, hätte es Spinoza gegen den Verfasser des Wör-
terbuchs eher gethan, als der muntre, vielgeschäftige Bayle es

1) mit gleichem Interesse. Ich glaubte aber, das gehöre zum Wör-terbuchschreiber.

Theophron. Dahin wollen wir Bayle nicht setzen, ob er gleich ein Wörterbuch schrieb; auch in diesem zeigt sich allenthalben der Selbstdenker mit einer leichten Gewandtheit des scharfsinnigsten Gedankenspieles. Nennen Sie mir einen andern Schriftsteller, der so Viel

2) solcher Art 3) eben

4) einen vielleicht zu wegwerfenden Begriff

5) der reinen Wahrheit 6) glaubte

7) Für sie vergaß er alles andre,

gegen Spinoza thun mochte. Diesem warf man schon in seinem
Leben vor, daß er Spinoza's System nicht recht gefaßt habe und
er hat sich gegen diesen Vorwurf in einem eignen Briefe ver=
theidigt.[a])

Philolaus. Uebel also für Spinoza: denn für den grössesten
(7) Haufen hat eben doch Bayle den Begrif vestgesetzt, den man von
ihm heget. Wie wenige lesen Spinoza's dunkle Schriften, und alle
Welt lieset den tausendfach=nützlichen,[1] abwechselnden, angenehmen
Bayle.

Theophron. Gerade so ists, mein Freund.[2] Für das leichte
7 Heer von Lesern hat Bayle den Begrif von Spinoza fixirt; für[3]
den schweren Phalanx haben es meistens streitende Philosophen
und Theologen gethan und da ist ihm noch übler begegnet. Es
ging ihm nach dem Evangelio: seine nächsten Hausgenossen wur=
den zuerst[4] seine ärgsten Feinde, die Cartesianer. Sie wollten und
mußten ihre Philosophie, von der er ausgegangen war und mit
deren Worten er sprach, von der seinigen absondern, damit nicht
auch sie in den Verdacht des Spinozismus kämen; natürlich hat
sich diese philosophische Behutsamkeit von des Cartesius Schule auf
(8) jede nachfolgende verbreitet. Sodann gingen die Theologen fast
aller Confessionen noch bitterer gegen ihn los;[5] denn er hatte nicht
nur über das Judenthum und die Bücher des alten Testaments
sehr freie Meinungen geäußert,[6] sondern welches ihnen viel ärger
dünken mußte, er hatte zuerst vorzüglich gegen sie die Feder ergrif=
fen. Ihrer Streitsucht, ihren Zänkereien schrieb er einen großen
8 Theil vom Verfall des Christenthums, von der Unwirksamkeit der

a) Oeuvr. de Bayle T. IV. p. 169. 170.

1) „nützlichen," fehlt.

2) So ists, mein Freund, und doch auch nicht ganz also.

3) fixirt; leider aber für 4) „zuerst" fehlt.

5) Noch bitterer gingen d. Th. f. a. C. gegen ihn los;

6) seine Meinung sehr frei, ihnen sehr anstößig geäußert,

schönsten Lehrsätze desselben zu und ob er dies gleich ohne alle Bitterkeit[1] that: so können Sie sich doch leicht die Aufnahme seines Buchs vorstellen.

Philolaus. Die ist mir ganz[2] vor Augen. Hitzigen Partheien darf nur ein Friedensstifter ohne Vollmacht zwischentreten und er hat beide gegen sich.[3]

Theophron. Spinoza hatte keine andre Vollmacht,[3] als die er glaubte aus der Hand der Billigkeit und Wahrheit empfangen (9)
zu haben; freilich aber[4] bediente er sich derselben nicht eben auf Weltkluge Weise. Er machte seine religiöse Politik in einem Werk bekannt, dessen Theologie Juden und Christen aufbringen mußte; ja seine politischen Grundsätze waren so hart und Schnurgerade,[5] daß sie der damaligen Zeit gewiß nicht eingehen konnten. Dem Staat räumte er das völlige Recht über die Anordnung des äußern 9
Gottesdienstes ein:[6] der Vernunft behielt er die uneingeschränkte Freiheit des Gebrauchs ihrer Kräfte vor; beides dünkte den Meisten so übertrieben, als ob er Feuer und Wasser mischen wollte. Seine Theorie also mußte nothwendig scheitern: denn in Manchem ist sie uns auch noch jetzt zu hart und gleichsam zu Hobbesisch, ob (10)
wir gleich in der Toleranz und Staatskunst weit fortgerückt sind.[7] Locke, Bayle, Shaftesburi u. a. gingen leiser.

---

1) ohne Bitterkeit 2) „ganz" fehlt.

3) gegen sich. Welche Vollmacht aber hatte der Jude Spinoza? Theophron. Keine andre Vollmacht,

4) nur freilich

5) mußte;* seine politischen Grundsätze waren so strack, so Schnurgerade

*) Tractatus Theologico-Politicus, continens dissertationes aliquot, quibus ostenditur, libertatem philosophandi non tantum salva pietate et reipublicae pace posse concedi, sed eamdem nisi cum pace reipublicae ipsaque pietate tolli non posse. Hamburg. (Amstelod.) 1670.

6) das völlige Recht ein, den äußern Gottesdienst anzuordnen;

7) scheitern, wie sie dann in Manchem auch uns noch jetzt zu hart, zu Hobbesisch dünkt, ob wir gleich in Grundsätzen der Duldung weit vorgerückt sind.

Philolaus. Und doch haben auch sie gnug ausstehen müssen, eh[1] ihre billigsten Sätze allgemein anerkannt wurden. In so gefährlichen Materien hat[2] freilich ein disputirender Dialektiker, wie Bayle oder ein einkleidender Dichter, wie Voltaire viel Vortheil vor dem ernsten Philosophen, der seine Sätze strack hinstellt. Jene bleiben immer sicherer, weil sie sagen können: „ich habe nur disputirt, nur eingekleidet"; und doch wirken sie in diesem angenehmen, immer veränderten Gewande nur desto allgemeiner.[3] Bayle machte gewiß auf sein Zeitalter mehr Wirkung, als Spinoza und Leibnitz; Voltaire mehr als Rousseau und hundert noch strengere[4] Philosophen.

(11) Theophron. Wie mans nimmt, Philolaus; es giebt eine äußere und innere Wirkung. Jene breitet sich weit umher; diese wurzelt[5] um so vester. Ich wollte, daß ein philosophisch-kritischer Mann, kein Jüngling, zu unsrer Zeit den theologisch-politischen Versuch des Spinoza mit Anmerkungen herausgäbe.[6] Es wäre ein nützlicher Versuch, zu sehen, was die Zeit in ihm bekräftigt oder widerlegt habe. In der Kritik über die Schriften des alten Testaments haben seitdem manche manches als eine neue Entdeckung, dazu weit[7] unvollkommener gesagt, das in Spinoza bereits gründlicher stand. Im Punkt der Toleranz hat die Natur unsrer Staa-

1) Und doch mußten auch sie dulden, eh'

2) In Materien solcher Art hat

3) Jene dürfen und können immer sagen: „ich habe nur disputirt, Wahres und Falsches einander entgegengestellt, und beides eingekleidet; man wähle!" In diesem angenommenen, immer veränderten Gewande gehen sie nicht nur sicherer, sondern wirken auch desto allgemeiner.

4) als Rousseau oder als andere noch strengere

5) es giebt eine zwiefache Wirkung. Eine breitet sich weit umher; eine andre wurzelt

6) herausgäbe.*

*) Er ist seitdem übersetzt erschienen, (Gera 1787.) aber ohne die Anmerkungen, die hier gewünscht werden. Seine Ethik ist mit Anmerkungen begleitet. Anmerk. der zweiten Ausgabe.

7) „weit" fehlt.

ten beinah keinen andern Weg nehmen mögen, als den ihr Spinoza
damals zu allgemeinem Haß vorzeichnete. Freilich ist in diesem 11 (12)
Werk, wie in allen seinen andern Schriften alles hart gesagt und
vieles übertrieben. Für die Poesie der Propheten z. B. hatte er[1] nur
einen metaphysischen Sinn und[2] in der ganzen Composition seines
Werks ist er ein einsamer Denker, dem die Grazie des Weltumganges
und des einschmeichelnden Vortrages ganz unbekannt ist.[3]

Philolaus. Mich wunderts, Theophron, daß Sie es nur darauf setzen: denn ein Mensch[4] ohne gesunde Grundsätze, ein Atheist, ein Pantheist u. s. über welche Materie könnte der schreiben, daß es[5] bei Vernünftigen Eingang fände? Er soll sogar den Pantheismus und Atheismus haben demonstriren wollen; was geht über den Unsinn?

Theophron. Also den Atheismus und Pantheismus? Aber
wie sind[6] beide in Einem und demselben System möglich? Der (13)
Pantheist hat doch immer einen Gott, ob er sich gleich in der 12
Natur Gottes irret; der Atheist hingegen, der Gott schlechterdings
läugnet, kann weder ein Pantheist, noch ein Polytheist[7] seyn, wenn
man nicht mit den Namen spielet. Ueberdem, m. Fr., wie kann
man den Atheismus d. i. eine Negation erweisen?

Philolaus. Warum nicht? wenn man einen innern Widerspruch in der Natur Gottes[8] entdeckte oder zu entdecken glaubte.

---

1) hart gesagt; für Werke der Einbildungskraft, Poesie z. B., hatte Spinoza

2) „und" fehlt.

3) dem d. G. d. Weltumganges, des einschmeichelnden Vortrages unbekannt war und, wie mich dünkt, wohl auch unbekannt seyn durfte.

4) Nur darauf setzen Sie es, Theophron? Ein Mensch

5) er

6) Den Atheismus und Pantheismus demonstriren? und beide zugleich? Wie sind

7) weder Pantheist, noch Polytheist

8) Widerspruch im Begriff von Gott

Theophron. Einen innern Widerspruch in einem einfachen,[1]
im höchsten Begriff, dessen die Menschheit fähig ist? ich bekenne,
daß ich davon nichts begreife.

Philolaus. Deßhalb war er auch ein Unsinniger, der de-
monstriren wollte, was nicht zu demonstriren war: denn unsre
neue Philosophie sagt laut: „weder daß ein Gott sei, noch daß er
(14) nicht sei, ist zu demonstriren. Das erste muß man glauben.“[2]

13 Theophron. So sollte ich wenigstens denken, daß man etwa
Eins von beiden glauben müsse; daß es uns also freistehe, Athei-
sten, Deisten oder Theisten zu seyn,[3] nachdem wir Glauben haben.
Doch lassen Sie uns diesen Punkt noch nicht berühren:[4] Spinoza
sei Atheist, Pantheist oder ein Ungeheuer[5] von beiden gewesen: so
schmerzen mich die Beinamen, die Sie einem Unbekannten geben.
In der Philosophie sind wir aus den Zeiten der Ehrentitel hinaus,
mit denen Spinoza noch von Kortholb, Brucker und andern
genannt ward. Der Erste glaubte witzig zu seyn, wenn er den
Benedictus in einen Maledictus und das Wort Spinoza[6] in einen
stachlichten Dornbusch verkehrte. Bei andern ist der Name „frech,
gottlos, unsinnig, unverschämt, gotteslästerlich, pestilentialisch, ab-
(15) scheulich“ das gewöhnliche Beiwort, mit dem[7] sie ihn aus dem
Reich der Geister citiren. Ein Erwählter hat sogar das Zeichen
14 der ewigen Verwerfung auf seinem Gesicht gefunden und andre[8]
haben ihn auf seinem Todesbette um Erbarmung winseln hören.

---

1) im einfachsten

2) Das erste muß man als Postulat annehmen und — glauben.“

3) So, würde ein andrer sagen, müßte es wenigstens freistehn „Eins von beiden zu glauben und als Postulat anzunehmen, d. i. Atheist, Deist oder Theist zu seyn,

4) Doch lassen Sie diesen Punkt unberührt:

5) oder eine Zwittergestalt 6) und den Namen Spinoza

7) Bei andern sind die Beiworte „frech .... abscheulich“ gewöhnliche Formeln, mit denen

8) gefunden: andre

Ich bin kein Spinozist, und werde nie einer werden; die Art aber, mit der man über diesen verlebten stillen Weisen die Urtheile des vorigen Jahrhunderts, des jämmerlichsten Streitjahrhunderts noch zu unsrer Zeit wiederholen will, ich gestehe es, mein Freund Philolaus, ist mir unerträglich. Hier haben Sie ein Büchelchen von acht Bogen,[a]) in denen noch dazu das Meiste ein Gemisch von Anmerkungen ist, die Sie ganz überschlagen dürfen; es ist nichts als das Leben Spinoza's, sehr trocken, aber mit historischer Genauigkeit erzählt: denn man sieht, daß der Verfasser um jeden Umstand besorgt gewesen. Es ist ein unpartheiischer Mann, der's (16) geschrieben hat und kein Spinozist,[1] sondern ein Evangelischer Pastor, der „vor Gott bezeugt, daß er in Spinoza's theologisch-politischem Tractat nichts Gründliches gefunden, noch etwas, das in dem Glaubensbekänntniß, womit er den Evangelischen Wahrheiten zugethan ist, ihn im geringsten auf der Welt zu beunruhigen, fähig gewesen, weil anstatt der gründlichen Beweise man nichts als vorausbedungene Sätze, und was man in den Schulen petitiones principii nennt, darinnen finde." Einem so vorsichtigen Führer können Sie sich also[2] sicher anvertrauen, wenn Sie den Mann näher kennen wollen.[3] Meine Geschäfte ruffen mich jetzt weg und bald[4] sehen wir uns wieder. Wenn Sie hineinblicken wollen: so lege ich Ihnen auch des Atheisten Werke selbst hin; leider sind es nur (17) zwei kleine Bände.

Philolaus. Ich begreife den Theophron nicht. Für einen Demonstrator solcher Art sich zu verwenden! und was soll mir

---

a) Leben des Spinoza von Joh. Colerus. Frkf. 1733.

1) Ein unpartheiischer Mann hat es geschrieben; kein Spinozist,

2) „also" fehlt.

3) wollen.* —

*) In Heydenreichs „Natur und Gott" (B. 1. Leipz. 1789.) ist der erste Theil des Aufsatzes la vie et l'esprit de Mr. Benoit de Spinoza übersetzt. Obgleich enthusiastisch geschrieben, stimmt dies elogium Eines seiner Freunde und Bekannten dennoch mit Colers Lebensbeschreibung zusammen und ist merkwürdig. Anmerkung der zweiten Ausgabe.

4) rufen mich weg; bald

hierüber sein Leben von einem Evangelischen Pastor, also geschrieben, und also gedruckt sagen?

16 * * *

Ein sonderbarer Mann, dieser Spinoza. [1]Woher er seine Gedanken auch habe und welches dieselben[2] seyn mögen; es ist etwas Beständiges in seinem ganzen Leben. Er legt sich auf die Jüdische
(18) Theologie und verläßt sie, um die Naturlehre gründlich zu erlernen: die Werke des Des-Cartes kommen ihm in die Hände und da er sie mit sonderbarer Begierde gelesen hat und nachher bekennet, daß was er an philosophischer Erkenntniß besitze, er aus ihnen geschöpft habe: so wendet er sich still vom Judenthum weg, weil er sich überzeugt glaubt, daß er den Lehrsätzen desselben nicht weiter folgen könne. Man bietet ihm ein Jahrgeld von tausend Gulden an, damit er nur fernerhin die Synagoge besuchen wolle;[3] er schlägt es aus und ziehet sich ohne Geräusch in die Stille. Man thut ihn in den Bann: er antwortet dagegen und[4] lernt in der Stille eine Handthierung, sich selbst zu nähren. Welch ein andres
17 Betragen, als in ähnlichen Umständen des unglücklichen Acosta,[a])
(19) der nicht zur Ruhe kommen konnte, bis er sich selbst erschoß.[5] Ich wollte, daß man seine Antwort auf den Bann aus den Händen der Portugiesischen Synagoge in Amsterdam erhalten könnte; sie würde uns die Ursachen seines Entschlusses, wie mich dünkt, sanftmüthig und stille sagen:[6] denn es herrscht ein sanftmüthiger, stiller

---

a) S. Uriel. Acostae exemplar humanae vitae hinter Limborchs amica collatio cum Judaeo. Basil. 1740.

1) Wie auch sein System seyn möge; es ist etwas Wahrheitsuchendes, Standhaftes und Selbstbeständiges in seinem Charakter und Leben.

2) A: dieselbe 3) möge; 4) er antwortet; und

5) des unglücklichen, brausenden Acosta .... bis ihm der Tod Ruhe schaffte!

6) Ich wollte, daß man Spinoza's Antwort auf den Bann der Portugiesischen Synagoge in Amsterdam (wenn sie nicht sogleich zerrissen und abgethan ist,) erhalten könnte; sie würde .... wie mich dünkt, eben so stark und bündig, als sanft und stille sagen:

Geist in dieses Mannes Leben. Jetzt verfertigt er optische Gläser
und lernt von selbst[1] zeichnen. Der Verfasser[2] hat eine Sammlung
seiner Zeichnungen in Händen gehabt, darunter auch viele[3] Per-
sonen gewesen, die bei ihm nur einen Besuch abstatteten, die er
also wahrscheinlich aus dem Gedächtniß gezeichnet. Unter diesen
Zeichnungen ist auch Masaniello gewesen in seiner bekannten Fischer-
kleidung und der Wirth. des Spinoza versichert,[4] daß dies Bild 18
ihm selbst sehr[5] ähnlich gesehen habe. Ein sonderbarer Einfall, sich
als Masaniello zu zeichnen: ich wünschte, daß das Bild bekannt
würde.[6] — Nun schleift er[7] Gläser, seine Freunde verkaufen sie (20)
und er lebt sparsam; in zwei bis drei Tagen siehet er oft niemand.
Viele bieten ihm ihren Beutel und ihre Hülfe an; alles aber schlägt
er bescheiden aus, lebet von geringen Speisen und schließt seine
Rechnungen alle Viertheiljahre, nur damit er nicht mehr aufwende
als er aufzuwenden habe. Er ist, wie er seinen Hausleuten sagt,
eine Schlange, die mit dem Schwanz im Munde einen Cirkel
macht, anzuzeigen, daß ihm von seinen Jahrs-Einkünften nichts
übrig bleibe. Ich habe das Symbol unter seinem Bilde gesehen
und es thöricht auf seinen Pantheismus[8] gedeutet. — Welch ein
wahrerer Philosoph in diesem allen als selbst Rousseau![9] Er will
nicht mehr sammlen, als was nöthig sei, um mit Wohlstand
begraben zu werden; er will aber auch niemanden zur Last fallen und 19
nur durch sich selbst leben. Sein Betragen ist still und friedlich:
er ist Herr über seine Leidenschaften und man siehet ihn nie[10] weder
sehr traurig noch sehr frölich. Gesprächig tröstet er die Leidenden (21)

---

1) von ihm selbst 2) Der Lebensbeschreiber 3) „viele" fehlt.

4) Unter diesen Uebungen war auch Masaniello in seiner bekannten Fischerkleidung, von dem der Wirth des Spinoza versicherte,

5) „sehr" fehlt.

6) zu zeichnen; oder vielleicht ein Wirthseinfall. — („ich — würde" fehlt.)

7) Spinoza 8) auf sein System

9) in diesem allen als manche dieses Namens!

10) friedlich: Herr über seine Leidenschaften, zeiget er sich nie

seines Hauses und ermahnet sie, ihre Unglücksfälle als ein von Gott ihnen zugeschicktes Loos geduldig zu ertragen: er redet den Kindern zu, daß sie den Gottesdienst fleißig besuchen möchten und unterrichtet sie, wie sie gehorsam ihren Eltern[1] seyn sollten, fragt seine Hausgenossen, welchen Nutzen sie aus der angehörten Predigt geschöpft und hält hoch von dem erbaulichen, guten Geistlichen, der hier genannt wird.[a]) „Eure Religion ist gut, spricht der stille Weise, ihr habt nicht nöthig, eine andere zu suchen, noch daran zu zweifeln, daß ihr dabei die Seligkeit erlangen werdet; sofern
20 ihr nur der Gottseligkeit euch ergebet und zugleich ein friedliches und ruhiges Leben führet.“ Sein aufrichtigster Freund bietet ihm ein Geschenk von zweitausend Gulden an, um mit einiger mehreren Bequemlichkeit zu leben; er verbittet es freundlich. Jener will ihn
(22) zu seinem Erben einsetzen; er nimmt die Wohlthat nicht an und setzt das Jahrgeld, das dieser ihm in seinen letzten Lebensjahren freundschaftlich[2] aufdringt, fast noch um die Hälfte herunter. So lebt er und stirbt in seinem fünf und vierzigsten Jahr eben so sanft und[3] ruhig als er gelebt hatte. Wenige Stunden vorher hatte er mit seinen Hausleuten noch ein langes Gespräch über die gehörte Predigt und ehe sie nachmittags die Kirche verlassen, erblaßt er in Gegenwart seines Arztes. Sein ganzer Nachlaß beträgt nach dem Verkauf 390 Gulden und 14 Stüber, um welche Summe sich noch seine Anverwandten zankten. Es ist ein sanfter Schimmer der Menschenfreundschaft, der durch sein Leben strahlet:[4] denn man
21 siehet, wie seine Freunde ihn lieben, wie alle, die ihn kennen, ihn schätzen und wie er sich dessen nie überhebt, keinen aber[5] störrig abweiset. Als ihm der Kurfürst von der Pfalz eine Lehrstelle auf

---

a) Ein Vorgänger eben des Colerus, der sein Leben geschrieben.

1) ihren Eltern gehorsam

2) „freundschaftlich“ fehlt. 3) „sanft und“ fehlt.

4) Ein sanfter Schimmer strahlet durch sein Leben:

5) „aber“ fehlt.

seiner Universität antragen ließ, mit der Freiheit nach seinen Grund-
sätzen fortzuschließen, wie er es seinem Vorhaben am dienlichsten
finden würde, antwortete er vorsichtig und bescheiden:[1] „er wisse (23)
nicht, in welche Schranken die Freiheit, seine Meinungen zu er-
klären, eingeschlossen seyn solle, damit es nicht schiene, daß er die
Landesreligion stören wolle“ und nahm den Ruf nicht an.

Von seinen Schriften und Meinungen weiß ich noch nicht,[2]
was ich zu halten habe; selbst aber die hier angeführten, irrigen
und wahrscheinlich-ärgsten Stellen[3] tragen bei aller Paradoxie das
Siegel der Ueberzeugung Dessen an sich, der diese Meinungen
hatte.[4] Er will sie keinem aufdringen, er will keine Sekte stiften
und das nicht[5] aus Menschenfurcht, sondern aus Scheu, die 22
Meinungen andrer Menschen auch nach seinem Tode zu stören.
Während seines Lebens hat er nichts herausgegeben, als einen
kleinen Tractat, mit welchem er Ruhe zu stiften gedachte; als diese
Bemühung fehlschlug, wohnt er mit seiner Philosophie allein und
verbrennt wenige Tage vor seinem Tode noch eine angefangene
Uebersetzung des alten Testaments: damit sie auch nach seinem (24)
Tode keinen Unfrieden stiften[6] möchte. Ich wollte, daß er sie nicht
verbrannt hätte: denn hatte sie keinen Werth in sich, so hätte sie
die Zeit doch vertilget.

* *
*

Ich will seine Schriften selbst ansehn.[7] Sie sind nach seinem
Tode erschienen und er hatte sie, wie der Augenschein zeigt, für
sich selbst geschrieben: denn es sind meistens Fragmente.[8]

---

1) „und bescheiden“ fehlt.

2) Von seinen Meinungen weiß ich freilich noch nicht

3) die hier als irrig angeführten, wahrscheinlich seine ärgsten Stellen

4) hegte 5) und zwar nicht 6) verursachen

7) Wohlan also zu seinen Schriften!

8) Sie sind ... erschienen; er hatte .... geschrieben. Und es sind meistens Fragmente.*

*) B. d. S. opera posthuma (Hagae Com.) 1677.

23 „Von der Besserung des Verstandes und von dem „Wege, auf welchem man am besten zur wahren „Känntniß der Dinge gelanget.[a])

„Belehrt von der Erfahrung, daß alles was uns im gemeinen
(25) Leben so[1] häufig begegnet, ein leerer Tand sei, weil ich sah, daß alles, wovor ich mich fürchtete,[2] in sich selbst weder Böses noch Gutes habe, als sofern das Gemüth dadurch bewegt ward,[3] entschloß ich mich endlich zu forschen, ob es etwas gebe, das wahrhaft-gut sei und sich mittheile, so daß mit Verwerfung alles andern, die Seele von ihm allein Einwirkung erhalte?[4] ja ob es etwas gebe, das, wenn ichs fände und hätte, mir einen unverrückten, höchsten und ewigen Freude-Genuß gewähren
24 könnte?[5] Ich sage „daß ich mich endlich entschlossen“: denn dem ersten Anblick nach schien es unrathsam zu seyn, um eine mir damals ungewisse Sache eine gewisse verlieren zu wollen; ich sah nämlich die Vortheile, die aus Ehre und Reichthum entspringen und die ich nicht weiter suchen müßte, sobald ich mich ernstlich nach meinem neuen Zweck wenden wollte. Läge also
(26) das höchste Glück in ihnen: so sahe ich wohl, daß ich desselben entbehren müßte; fände es sich aber in ihnen nicht und ich jagte ihnen doch nach: so müßte ich seiner auch entbehren. Ich überlegte also bei mir selbst, ob es nicht möglich sei, zu meinem neuen Zweck oder wenigstens zur Gewißheit zu kommen, daß es einen solchen gebe, wenn ich auch meine gewöhnliche Lebensweise nicht veränderte; welches ich oft vergebens versucht habe.[6] Denn was uns gemeiniglich im Leben begegnet[7] und von den Menschen

---

a) Tractatus de intellectus emendatione in opp. posth. Spinozae p. 356.

1) „so“ fehlt. 2) alles, was ich fürchtete 3) wird

4) von ihm allein afficirt würde? 5) könne

6) dies versuchte ich oft, aber vergebens.

7) vorkommt

(nach ihren Handlungen zu urtheilen) für das höchste Gut an-
gesehen wird, läßt sich auf drei Stücke bringen: auf Reichthümer, 25
Ehre und Lust. Durch alle drei aber wird das Gemüth so zer-
streuet, daß es an kein anderes Gut irgend gedenken kann.
Denn was die Wohllust betrifft, so täuscht sie das Gemüth eine
Zeitlang, als ob es in einem Gut ruhe, und hindert es damit
an kein anderes[1] zu denken; bald aber folget auf ihren Genuß
die tiefste Traurigkeit, die den Geist, wenn nicht fesselt, so doch (27)
störet und stumpf macht. Auch wenn wir Ehre und Reichthum
verfolgen, zerstreuet sich die Seele, insonderheit wenn wir sie[2]
um ihr selbst willen begehren, weil sie uns alsdann ein höchstes
Gut dünken. Die Ehre aber zerstreuet[3] das Gemüth noch mehr
als der Reichthum, weil sie fortwährend als ein wahres Gut
und als der letzte Zweck geschätzt wird, nach welchem man alles
einrichten müsse. Ferner findet bei Ehre und Reichthümern auch[4]
nicht, wie bei der Wohllust, die Reue statt: sondern je mehr 26
man von beiden besitzt, desto mehr freuet man sich und wird
mehr und mehr angeregt, beide[5] zu vermehren. Schlägt aber
bei irgend einem Zufalle die Hoffnung fehl: so bringen beide
die größeste Traurigkeit. Endlich ist auch die Ehre deßwegen ein
großes Hinderniß, weil um sie zu erlangen, man sein Leben
nothwendig nach der Denkart andrer Menschen einrichten muß, (28)
daß man nämlich fliehe was sie fliehen und suche was sie suchen.

„Da ich also sahe, daß dies alles mir Hinderniß sei, mich
auf mein neues Werk zu legen, ja mit demselben in solchem
Widerspruch stehe, daß ich von Einem oder dem Andern noth-
wendig ablassen müsse: so ward ich gezwungen zu forschen, welches
von beiden mir nützlicher wäre? Denn ich kam, wie gesagt, in
den Fall, ein gewisses Gut für ein ungewisses aufgeben zu
wollen. Als ich aber diese Ueberlegung etwas fortgesetzt hatte, 27

---

1) an irgend ein anderes Gut 2) jene
3) Und zwar zerstreuet die Ehre 4) zwar 5) sie

so fand ich, zuerst, daß wenn ich meine alte Lebensweise gegen
die neue vertauschte, ich immer doch nur ein seiner Natur nach
ungewisses Gut gegen ein andres Ungewisse[1] aufgebe, das seiner
Natur nach nicht ungewiß seyn könnte, weil ich[2] ein festes Gut
suchte; sondern das nur sofern zweifelhaft bliebe, ob ichs er-
(29) reichte?[3] Durch fortgesetztes Nachdenken kam ich aber[4] gar so
weit, einzusehn, daß wenn ich meine Ueberlegung nur zum Ent-
schluß brächte,[5] ich gewisse Uebel gegen ein gewisses Gut ver-
tauschte. Ich sah nämlich, daß ich in der größesten Gefahr
schwebte und in der Noth wäre, ein auch ungewisses Rettungs-
mittel mit allen Kräften zu suchen: wie der Kranke, der, wenn
er kein Mittel braucht, den gewissen Tod vor sich siehet, auch
ein ungewisses Mittel mit allen Kräften suchen muß, da seine
ganze Hoffnung darauf beruhet. Alle die Dinge aber, denen der
28 große Haufe nachstrebt, gewähren nicht nur kein Mittel zu unsrer
Erhaltung,[6] sondern sie verhindern dasselbe auch und sind oft
die Ursache des Untergangs derer, die sie besitzen, immer aber
die Ursache des Untergangs derer, die von ihnen besessen werden.

„Es giebt viele Beispiele von Menschen, die ihres Reich-
(30) thums wegen sich bis auf den Tod verfolgen ließen, auch Bei-
spiele von Menschen, die um Güter zu erlangen, sich so vielen
Gefahren aussetzten, daß sie endlich ihre Thorheit mit dem Leben
büßten. Nicht wenigere giebt es, die um Ehre zu erlangen oder
zu erhalten, aufs elendeste litten. Unzählige Beispiele endlich
sind von solchen vorhanden, die durch übermäßige Wohllust ihren
Tod beschleunigt haben. Alle diese Uebel scheinen mir daher zu
kommen, daß das ganze Glück oder Unglück in der Beschaffen-
heit des Gegenstandes liegt, dem wir mit Liebe zugethan

---

1) ungewisses 2) ich eben 3) erreiche
4) „aber" fehlt
5) wenn ich alles recht und ganz überlegte,
6) zur Erhaltung unsres Seyns

sind. Denn um etwas was man nicht liebt, entstehet kein 29
Streit: man grämet sich nicht darüber, wenn es verschwindet:
man fühlt keinen Neid, wenn es ein anderer besitzt, keine Furcht,
keinen Haß, kurz keine Gemüthsbewegung; welches alles zutrifft,
wenn man so vergängliche Dinge liebt, wie alle die sind, von
denen wir bisher geredet haben. Liebe aber zu einem ewigen (31)
und unendlichen Gegenstande kann nur Freude der Seele gewäh-
ren, eine Freude, die von keiner Traurigkeit weiß; wahrlich ein
sehr wünschenswürdiger Zweck, nach welchem man mit allen
Kräften streben müßte! Ohn' Ursach aber bediente ich mich nicht
des Ausdrucks: „wenn ich mich nur ernstlich entschließen
könnte“: denn ob ich gleich dies alles in meiner Seele so klar
einsah, so konnte ich deßwegen doch allen Geiz, alle Lust- und
Ehrsucht nicht ablegen.

„Das Eine sah ich, daß solange mein Gemüth mit diesen
Gedanken beschäftigt war, so lange verabscheuete es jene Nei- 30
gungen und dachte ernstlich an eine andre Lebensweise; welches
mir denn zum großen Trost gereichte. Denn ich sah, mein Uebel
sei wenigstens doch noch nicht so groß, daß kein Mittel dagegen
wäre. Und obgleich Anfangs diese hellen Zwischenräume selten
waren und nur kurze Zeit daureten: so kamen sie doch, nachdem (32)
ich das wahre Gute mehr und mehr erkennen lernte, nicht nur
öfter, sondern dauerten auch länger; zumal da ich einsah, daß
der Erwerb des Geldes oder die Lust- und Ehrbegierde nur so
lang' Hindernisse blieben, so lange man sie nicht als Mittel,
sondern als Zwecke suchte. Sucht man sie als Mittel, so haben
sie Maas, und hindern nicht, sondern fördern vielmehr zu dem
Zweck zu gelangen, deshalb man sie suchet.

„Hier will ich nur kurz sagen, was ich durchs wahre Gute
verstehe und zugleich, was das höchste Gut sei? Dies recht zu
fassen merke man, daß Gut und Böse nur Beziehungsweise 31
gesagt werden, so daß Eine und dieselbe Sache gut und übel
heißen kann in verschiedener Rücksicht: so auch vollkommen

und unvollkommen. Denn seiner Natur nach kann nichts
(33) vollkommen oder unvollkommen genannt werden, vornämlich weil
wir wissen, daß alles was geschieht, nach einer ewigen Ordnung
und nach gewissen Naturgesetzen geschehe. Da aber der schwache
Mensch diese Ordnung mit seinen Gedanken nicht erreicht und
sich dabei doch eine menschliche Natur denkt, die viel vester als
die Seinige sei, ja kein Hinderniß siehet, warum er eine solche
Natur nicht erlangen könnte: so wird er angereizt, Mittel zu
suchen, die ihn zu dieser Vollkommenheit führen. Alles, was
ein Mittel seyn kann, dahin zu gelangen, heißt ihm ein wahres
Gut; das höchste Gut aber ist, dahin zu gelangen, daß er mit
32 andern Individuen, wo möglich, einer solchen Natur genieße.
Was dies für eine Natur sei, werden wir an seinem Ort sehen:
sie sei nämlich Erkenntniß der Vereinigung, die das
Gemüth[1] mit der ganzen Natur hat. Dies ist also der
(34) Zweck, nach welchem ich strebe, eine solche Natur zu erlangen
und daß viele sie mit mir erlangen mögen; d. i. zu meiner
Glückseligkeit gehöret es auch, Fleiß anzuwenden, daß viele andre
das einsehen, was ich einsehe, daß ihr Verstand und ihre Begierde
völlig mit der meinigen übereinstimme. Und damit dies werde,
so ist nöthig, daß sie von der Natur so viel verstehen, als nöthig
ist, eine solche Natur zu erlangen; ferner, eine Gesellschaft zu
stiften, in welcher eine große Anzahl auf die leichteste Art mit
Sicherheit dahin gelangen möge. Weiter muß man auf die
Moral-Philosophie und auf die Lehre von der Erziehung der
33 Kinder Fleiß anwenden und weil die Gesundheit kein kleines
Mittel ist, diesen Zweck zu erreichen, muß die ganze Medicin in
Ordnung gebracht werden. Weil auch durch die Kunst viel
Schweres leicht gemacht, viele Zeit erspart und viele Bequem-
(35) lichkeit fürs Leben erworben wird: so ist auch die Mechanik auf
keine Weise zu verachten. Vor allen Dingen aber ist eine Art

1) die mein Innerstes (mens)

auszusinnen, wie der Verstand geheilt und (wiefern es von Anfange an seyn kann,)[1] gereinigt werde, damit er die Sache ohne Irrthum und aufs beste einsehen lerne. Jedermann siehet hieraus, daß ich alle Dinge auf Einen Zweck, auf Ein Ziel richten wolle, nämlich daß man zur ebengenannten höchsten Vollkommenheit des Menschen gelange; was also in den Wissenschaften nichts zu unserm Zweck beiträgt, muß als unnütz verworfen, kurz alle unsre Gedanken und Handlungen zu diesem Zweck gerichtet werden. Weil aber, wenn wir den Verstand auf den rechten Weg
zu lenken suchen, wir auch leben müssen: so müssen wir auch 34
einige Lebensregeln als gut annehmen. Diese nämlich:

1. Nach der Denkart des gemeinen Mannes zu reden und
alles zu bewirken, was uns kein Hinderniß in den Weg (36)
legt, unser Ziel zu erreichen. Denn von ihm können wir großen Vortheil erwarten, wenn wir, so weit es seyn kann, uns seiner Denkart bequemen. Er wird auch auf diese Weise der Wahrheit selbst ein geneigtes Ohr schenken.

2. Des Vergnügens nur sofern zu genießen, als es zur Gesundheit gehöret.

3. Geld und jedes andre nur soweit zu suchen, als es zum Leben, zur Gesundheit und zur Sitte des Landes gehöret, in wiefern diese unserm Zweck nicht widerstrebet."

* * *

Träume ich oder habe ich gelesen? Ich glaubte einen frechen
Atheisten zu finden und ich finde[2] beinah einen metaphysisch-mora- 35
lischen Schwärmer. Welch ein Ideal der menschlichen Natur,[3] der
Wissenschaft, der Naturkenntniß ist in seiner Seele! und er geht
zu ihm mit so überdachtem, mühsam-schweren[4] Schritt und Styl, (37)
als manche zur Umänderung ihres Lebens nicht ins Kloster wandern.

---

1) (wiefern es Anfangsweise geschehen kann,) 2) und finde
3) Ideal des menschlichen Bestrebens 4) mühsam-schwerem

Offenbar ist der Aufsatz aus den jüngern[1] Jahren des Mannes, da er vom Judenthum Abschied nahm und seine philosophische Lebensart wählte:[2] er hat diese fortgesetzt bis ans Ende seines Lebens; was mag er in ihr erreicht haben? — Aber siehe da kommt Theophron.

Theophron. Noch so fleißig?[3] Philolaus, Sie haben die Witterung nicht ganz wahr gelobet; die abgeregneten Spinozistischen[4] Gewitterwolken haben uns eine Kälte verursacht, die man nach Ihrem Gleichniß nicht vermuthen sollte.

(38) 36 Philolaus. Lassen Sie mein Gleichniß und geben mir diesen Band mit; ich sehe, ich habe mich an Spinoza geirret. Was, meinen Sie, soll ich zuerst lesen?

Theophron. Zuerst und fast einzig seine Ethik.[5] Das übrige ist Fragment und der theologisch-politische Traktat war nur eine frühere Zeitschrift. Nehmen Sie aber ja einige Regeln[6] mit auf die Reise.

1. Ehe Sie den Spinoza lesen, müssen Sie nothwendig den Descartes, wenn auch nur als Wörterbuch lesen. Sie sehen in diesem den Ursprung der Worte und Gedanken, also auch der sonderbaren, harten Ausdrücke des Spinoza.[7] Nehmen Sie hiezu

---

1) „jüngern“ fehlt.

2) wählte.*

*) Die Vorrede der Herausgeber sagt dies, und bittet um Verzeihung, „wenn in dem Aufsatz manches dunkel und roh erscheine; der Aufsatz sei nicht vollendet.“ A. d. H.

3) So fleißig?

4) „Spinozistischen“ fehlt.

5) Theophron. Seine Ethik.

6) war eine frühere Probe-Zeitschrift. Gefällts Ihnen, so nehmen Sie einige Regeln

7) Ehe Sie .. lesen, muß Ihnen Des-Cartes ..... bekannt seyn. In ihm sehen Sie den Ursprung der Worte und Formeln, also auch mancher sonderbaren harten Formeln des Spinoza.

Des=Cartes Hauptschriften oder irgend einen[1] seiner Schüler,[a])
unter welchen Ihnen[2] insonderheit Clauberg die Sätze des (39)
Cartesianismus sehr[3] klar und ordentlich vorträgt; Sie werden
solche hier in Einem Bande beisammen finden. Sodann gehen Sie 37
an des Des=Cartes principia philosophiae von Spinoza selbst, die
er für einen seiner Lehrlinge aufgesetzt hat;[b]) Sie treffen in ihnen
den Uebergang zu seinem eignen System an. Einen Baum muß
man von seinem Ursprunge an, nicht nur in seinen Theilen, son=
dern auch in den Veranlassungen seines Entstehens und Wachs= (40)
thums kennen lernen;[4] gesetzt, daß es auch ein Giftbaum wäre.
Denn läsen Sie diesen Philosophen des vorigen Jahrhunderts nach
der Sprache unsrer Philosophie: so müßte er Ihnen freilich ein
Ungeheuer[5] dünken.

2. Geben Sie sorgfältig auf seine geometrische Methode Acht und lassen sich von ihr nicht nur nicht berücken, sondern bemerken auch, wo diese ihn berückte. Er hatte sie von Des=Cartes; nur Er wagte den kühneren Versuch,[6] sie auch der Form nach auf alle,

---

a) Des-Cartes opp. Philosoph. Amstelod. 1685. Regii Philos. natural. Amst. 1654. Raaei clav. philos. nat. Lugd. 1654. Claubergs Phys. Metaphys. etc.*

*) Hiernach folgt:

„In Cartesio displicet, sagt Leibnitz, audacia et fastus nimius coniunctus cum styli obscuritate, confusione, maledicentia. Longe magis mihi probatur Claubergius, discipulus eius, planus, perspicuus, brevis, methodicus." Leibnit. Otium Hannoveran. ed. Fellerus, p. 181.

b) Amstel. 1663.**

**) Hiernach folgt:

Quem ego cuidam iuveni, quem meas opiniones aperte docere nolebam, antehac dictaveram," sagt Spinoza in seinem neunten Briefe. S. 423.

1) oder einen 2) „Ihnen" fehlt. 3) „sehr" fehlt.

4) muß man nicht etwa nur in seinem Gipfel und Zweigen, sondern in Stamm und Aesten, ja wo möglich den Veranlassungen seines Entstehens und Wachsthums nach, in Wurzel, Boden und Klima kennen lernen;

5) freilich, wie er vielen noch jetzt erscheint, ein Ungeheuer

6) Des=Cartes verleitete ihn zu ihr; und Er wagte den kühnen Versuch,

38 selbst die verflochtensten moralischen Materien anzuwenden und eben[1] dieser Versuch hätte seine geometrischen Nachfolger in der Metaphysik warnen mögen.

3. Bleiben Sie nie bei ihm[2] stehen; sondern ruffen bei jedem seiner paradoxen Sätze die neuere Philosophie zu Hülfe: so daß Sie sich fragen, wie diese solche[3] oder eine ähnliche Behauptung
(41) weggeräumt oder leichter, besser, unanstößiger, glücklicher ausgedruckt habe. Sogleich wird Ihnen dann ins Auge fallen, warum Ihr Autor solche noch nicht so glücklich[4] habe ausdrucken können; mithin werden Sie den Ursprung seines Irrthums und den Fortgang[5] der Wahrheit selbst gewahr werden. Nehmen Sie in dieser Absicht seine wenigen Briefe zu seiner Moral hinzu:[a]) sie sind in manchen Stücken sehr aufklärend[6] und an dem Rande meines Exemplars werden Sie von einer alten Hand geschriebene Nachweisungen auf die Ethik und in der Ethik auf sie finden. Dien-
39 ten diese Briefe zu keinem andern Zweck: so zeigten sie, wie ganz es dem Spinoza mit seiner Philosophie ein Ernst gewesen, wie sehr er sich von ihr überzeugt hatte und wie glücklich er sich in derselben fühlte. Wenn Sie dies Geschäft geendet haben und Ihnen
(42) daran liegt,[7] wollen wir über Ihre Zweifel oder über seine Irrthümer ein Weiteres reden. Ich hoffe, die Mühe soll Sie nicht gereuen: denn ein Demonstrator des Atheismus, für welchen Sie und andre diesen Autor halten, ist doch wohl der Mühe einer Zergliederung werth.[8]

---

a) Opp. posth. p. 395. seq.

1) anzuwenden. Eben 2) bei Spinoza

3) sondern rufen .... die ältere und neuere Philosophie zu Hülfe, wie diese etwa solche

4) warum dieser Autor sie nicht also, vielleicht nicht so glücklich

5) den Ursprung seines Wort-Irrthums und den Fort- oder Rückgang

6) Nehmen Sie ... seine wenigen Briefe als Erläuterungen zu Hülfe; sie klären in Manchem viel auf,

7) daran etwas liegt, 8) „Ich hoffe — werth.“ fehlt.

Philolaus. Ich will Ihrem Rath folgen, ob er gleich viel fodert.

Theophron. Eben fällt mir noch eine Ode in die Hand, die ich Ihnen mittheilen wollte. Sie ist auf Gott und auch von einem Atheisten.[1]

Philolaus. Von Spinoza?

Theophron. Nein: denn der war kein Dichter; aber von einem Atheisten, der des Atheismus wegen sogar verbrannt ward.[2]

Philolaus. Und eine Ode auf Gott machte? Ich will sie lesen.

Deo.[3] (43)

Dei supremo percita flamine
mentem voluntas exstimulat meam;
hinc per negatum tentat alta
 Daedaliis iter ire ceris;

Audetque coeli non memorabile
metare Numen principio carens
et fine, diffinire Musae
 exiguae breviore gyro.

Origo rerum et terminus omnium, (44)
origo, fons et principium sui

---

1) Eben fällt mir eine Ode in die Hand: an Gott; von einem Atheisten.

2) Theophron. Der war kein Dichter; von einem Atheisten, der des Atheismus wegen verbrannt ward.

3) *Deo.**

*) Da diese Ode seitdem in Kosegartens Poesien, (B. 1. S. 35.) wohlklingend übersetzt ist: so stehe sie hier, diese Uebersetzung:

Gott.

Durchweht von Dessen Odem, der ewig lebt,
Von dessen Gluth gezündet, der nie erlischt,
 Entbrennt die Seele, schwingt den Fittig,
 Steiget in nimmererflogne Höhen.

Und strebet mühsam aufwärts zum Throne deß,
Den keine Zunge nannte, kein Hymnus sang,
 Den keine Schranke grenzt noch enget,
 Nicht des Beginns, noch des Endens Schranke.

Er ist der Wesen Urgrund, und ist ihr Ziel, (44)
Sein eigner ewger Urgrund, sein eignes Ziel,

suique finis terminusque
principio sine terminoque.

Ubique Totus, tempore in omnibus
omni quiescens ipse Deus locis,
41 partes in omnes distributus
integer usque, manens ubique.

(45) Nec comprehensum ullis regionibus
ullisve clausum limitibus loca
tenent, sed omnis liber omne
diditus*) in spatium vagatur.

Illius alta est velle potentia,
opus voluntas invariabilis;
et magnus absque est quantitate
atque bonus sine qualitate.

(46) Quod dicit, uno tempore perficit;
mirere, fiat vox vel opus prius?
cum dixit, en cum voce cuncta
universa simul creata.[1]

---

*) Divisus a didere pro dividere.
1) sunt universa.

Beginnt, begrenzt, beschränkt sich selber,
Gränzenlos zwar, und Beginn- und Endlos.

Ganz, ungetheilt, untheilbar, und unverrückt,
Erfüllt sein Wesen jeglichen Atomus
Des ungemessnen Raums und jeden
Stiebenden Tropfen des Zeiten-Stromes.

(45) Ihn decken hohe Tempel-Gewölbe nicht.
Ihn fassen nicht die Himmel, die Erden nicht.
Frei, unumhüllet, ungefesselt
Waltet und herrscht er im großen Alle.

Sein Will ist That. Wer steuert dem Mächtigen?
Wer hemmt den Unrückrufbaren? Groß ist er
Und gut; nicht mit der Meßkunst Größen,
Nicht mit der Güte der Sittenlehren.

(46) Straks, flugs, im Hui geschiehet, was Er gebeut.
Das Weltall schlief des eisernen Nichtseyns Schlaf.
Er rief: Erwache! Schnellerwachend
Rafft' es sich auf, und erstaunt' und kniete.

Cuncta intuetur, perspicit omnia
atque in sua unus, solus est omnia,
quae sunt, fuerunt et futura
praevidet ipse perennitate.

Atque ipse plenus cuncta replet sui 42 (47)
et semper idem sustinet omnia
et fert movetque amplectiturque
atque supercilio gubernat.

Te Te oro, tandem respice me bonus,
Tibique nodo iunge adamantino:
id namque solum unumque et omne
reddere quod potis est beatos.

Quicunque iunxit Te sibi et altius (48)
Uni adhaerescit, continet omnia
Teque omnibus circumfluentem
divitiis nihilique egentem.

Tu, cum necesse est, nullibi deficis
ultroque praebes omnibus omnia
ipsumque Te qui sis futurus;
omnibus omnia subministras.

Sein alldurchdringend Auge durchschaut das All,
Und hegt und trägt, bewahret und wärmet es.
Allmächtig herrscht sein Wink, allmächtig
Waltet des Schrecklichen hohe Braue.

Dich fleh' ich, Guter! fächel'[1] auf mich herab! (47)
Mit Demantketten binde mich fest an Dich!
Bei Dir, bei Dir ist volle Gnüge,
Einzig bei Dir, und bei keinem andern!

Wohl dem, der Dich ergreifet, an Dich sich hängt,
An Dich sich innig schmieget, Dich fest umflicht!
Dich habend, Vater, hat er alles,
Alles, was sättigt, und was beseligt.

Du, Du entzeuchst Dich keinem, der Dein bedarf. (48)
Freiwillig schenkst Du jeglichem jegliches.
Dich selbst, der war, und ist und seyn wird,
Ewiger, schenkst Du dem frommen Fleher!

1) Kosegarten: lächel'

(49) Laboriosis Tu vigor inclitus,
Tu portus alto navifragantibus,
Tu fons perennis perstrepentes
  qui latices salientis ardent.

43 Tu summa nostris pectoribus quies,
tranquillitasque et pax placidissima,
Tu mensus*) es rerum modusque,
  Tu species et amata forma.

(50) Tu meta, pondus, Tu numerus, decor
Tuque ordo, Tu par atque honor atque amor
cunctis, salusque et vita et aucta
  nectare et ambrosia voluptas.

Tu verus altae fons sapientiae,
Tu vera lux, Tu lex venerabilis,
Tu certa spes, Tuque aeviterna
  et ratio et via veritasque;

(51) Decus iubarque et lumen amabile
et lumen almum atque inviolabile;
Tu summa summarum, quid ultra?
  Maximus, optimus, unus, idem.

---

*) Mensor s. mensura.

Du bist dem Müherliegenden Nerv' und Mark,
Und bist dem Klippenscheiternden Bucht und Port,
  Und bist der Durstgeborstnen Lippe
    Lechzender Wanderer Quellenkühle.

(49) Du bist der Arbeitseligen süße Ruh,
Bist unsern Busen Frieden und Freudigkeit,
  Bist jeder Schönheit Urgebilde,
    Jeglicher Treflichkeit ewge Urform,

Bist Zahl und Maaß, und Zirkel und Harmonie,
Und Pracht und Ordnung, Hoheit und Majestät,
  Bist unsre Wonne, unsre Wollust,
    Unser Ambrosia, unser Nektar.

(50) O Du, der Wahrheit Richtscheid, des Rechtes Norm,
Des Guten Bleischnur, heiliges Urgesetz,
  Du, unsre Hoffnung, unsre Weisheit,
    Leuchtende Fackel des irren Geistes,

Glanz, Lichtstrahl, Würde, Hoheit, wie sing' ich Dich!
Licht, Liebe, Leben, Labsal, wie feir' ich Dich!
  Der Summen Summe! All des Allen!
    Einziger, Ewiger, Größter, Bester!

Zweites Gespräch. 44 (52)

Philolaus.

Ich komme mit meinem Spinoza; aber beinah ungewisser, als ich vorher war. Daß er kein Atheist sei, erscheint auf allen Blättern; die Idee von Gott ist ihm die erste und letzte, ja ich möchte sagen, die einzige aller Ideen, indem er an sie Welt- und Naturkenntniß,[1] das Bewußtseyn sein selbst und aller Dinge um ihn her, seine Ethik und Politik knüpfet. Ohne den Begriff Gottes vermag seine Seele nichts, auch nicht sich selbst zu denken und es ist ihm beinah unbegreiflich,[2] wie Menschen Gott gleichsam nur zu einer Folge andrer Wahrheiten und[3] sogar sinnlicher Bemerkungen machen können,[4] da alle Wahrheit wie alles Daseyn nur aus der ewigen Wahrheit,[5] aus dem unendlichen, ewigen Daseyn Gottes folget.[a]) Dieser Begriff ist ihm[6] so gegenwärtig, so unmittelbar 45 (53)

---

a) v. Ethic. p. 49. schol. et epist. 21. 39. 40. 49. etc.*

*) Hiernach folgt:

„Jedermann muß ja einräumen, daß nichts ohne Gott weder seyn noch gedacht werden könne: denn alle gestehen, daß Gott aller Dinge, sowohl ihrem Wesen als ihrem Daseyn nach, einzige Ursache sei. Inzwischen sagen doch auch die meisten, zum Wesen eines Dinges gehöre Das, ohne welches das Ding weder seyn, noch gedacht werden kann. Sie müssen also glauben, entweder, daß die Natur Gottes zum Wesen der erschaffenen Dinge gehöre, oder daß die erschaffenen Dinge ohne Gott seyn und gedacht werden können, oder — welches wohl das gewisseste ist, sie wissen nicht, was sie meinen. (54)
Die Ursache hievon, halte ich, lag in der fehlerhaften Ordnung ihres Philosophirens. Die göttliche Natur, die sie vor allem andern betrachten sollten, weil sie sowohl ihrer Natur als unsrer Erkenntniß nach das Erste ist, setzten sie zuletzt; die Objecte der Sinne, (wie sie es nennen,) stellten sie allem voran. Wenn sie diese betrachteten, dachten sie an nichts weniger als die Gottheit; wenn sie nachher zu dieser übergingen, konnten sie an nichts weniger als an ihre vorige Figmente denken, denen sie die Känntniß natürlicher Dinge übergebauet hatten, und die ihnen zum Verstande der göttlichen Natur nichts helfen konnten." U. s.

1) ja die Einzige aller Ideen, an die er Welt- und Naturkenntniß

2) Ohne den Begriff Gottes ist seine Seele nichts, vermag nichts, auch nicht sich selbst zu denken; es ist ihm fremd und beinah unbegreiflich,

3) „und" fehlt 4) haben machen können,

5) nur aus einer in sich bestehenden ewigen Wahrheit, 6) Spinoza

und innig geworden, daß ich ihn gewiß eher für einen Schwär-
mer[1] fürs Daseyn Gottes, als für einen Zweifler oder Läugner
desselben hielte. In die Erkenntniß[2] und Liebe Gottes setzt er
alle Vollkommenheit, Tugend und Glückseligkeit der Menschen; und
(54) daß dieses nicht etwa eine angenommene Maske, sondern sein tiefstes
Gefühl sei,[3] zeigen seine Briefe, ja ich möchte sagen, jeder Theil[4]
seines philosophischen Gebäudes, jede Zeile seiner Schriften.
Möge er sich in der Idee von Gott auf tausendfache Art[5] geirret
haben; wie aber Leser seiner Werke je sagen konnten, daß er
(55) die Idee von Gott verläugnet und den Atheismus demonstrirt
habe, ist mir unbegreiflich.

Theophron. Ich freue mich, m. Fr. daß Sie dasselbe gefun-
den haben, was ich fand: denn[6] auch ich trauete mir beinah selbst
nicht, da ich diesen Autor las und mit meiner Empfindung zusam-
46 menhielt,[7] was andere über ihn sagten. Und zwar war mir dies um
so merkbarer, da ich ihn nicht als Neuling der Philosophie oder
in einiger Nebenabsicht, sondern ganz unbefangen und eher mit
widrigem Vorurtheil las,[8] nachdem ich außer den alten Weltweisen
die Schriften Baumgartens, Leibniz, Shaftesburi und Ber-
kelei nicht nur gelesen, sondern studirt hatte. Lassen Sie uns
indeß bei dieser Befremdung nicht stehen bleiben, die sich von selbst
aufklären wird, wenn wir sein System durchgehen. Was haben
Sie für Zweifel dagegen?

Philolaus. Wo soll ich anfangen? wo endigen? Das
ganze System ist mir ein Paradoxon. „Es giebt nur Eine Substanz
(56) und diese[9] ist Gott; alle Dinge sind in ihm nur Modificationen.“

---

1) ihn eher für einen Begeisterten 2) In Erkenntniß

3) und daß dies keine Maske, sondern des Philosophen Ueberzeu-
gung sei,

4) jeder kleinste Theil 5) „auf tausendfache Art“ fehlt.

6) „Ich — denn“ fehlt. 7) und mit dem zusammenhielt

8) Und doch las ich ihn nicht als ein Neuling . . ., sondern unbe-
fangen, eher mit Vorurtheil wider als für ihn,

9) „Es ist nur Eine Substanz! Diese

Theophron. Am Wort Substanz irren[1] Sie sich nicht;
Spinoza nahms nach seiner reinsten Bedeutung und mußte es also
nehmen, wenn er geometrisch schreiben und einen ersten Begriff[2] 47
zum Grunde legen wollte. Was heißt Substanz, als ein Ding,
das für sich besteht, das[3] die Ursache seines Daseyns in
sich selbst hat? ich wollte, daß diese reine Wort-Bedeutung in
die Philosophie hätte eingeführt werden können.[4] Im schärfsten
Verstande ist kein Ding[5] der Welt eine Substanz, weil alles von
einander und zuletzt alles von Gott abhängt, der auf diese Weise
die höchste,[6] einzige Substanz ist. [7]Indessen hat dieser geometrische
Begriff in der Philosophie, die immer noch popular bleiben muß, (57)
keinen allgemeinen Gebrauch erhalten können, weil wir uns bei
aller unsrer Abhängigkeit dennoch für selbstständig halten und auf
gewisse Weise auch halten können, wie wir bald sehen werden —

Philolaus. Doch aber sind wir keine[8] bloße Modificationen?

Theophron. Das Wort ist für uns anstößig, und wird daher
nie[9] in der Philosophie Raum gewinnen. Wagte es indeß die 48

---

1) stoßen

2) Spinoza nahms nach seiner reinsten, strengsten, höchsten Bedeutung und mußte es so nehmen, wenn er seiner gewählten Methode nach, d. i. synthetisch einen ersten Begriff

3) besteht, also das

4) ich wollte, daß dem Wort diese reine Bedeutung in der Philosophie hätte bleiben können.

5) kein subsistirendes Ding

6) weil .... zuletzt alles von Einem abhängt, das die Selbstständigkeit selbst, d. i. die höchste,

7) Da aber die menschliche Philosophie immer gern dem Gefühl der Menschen treu bleibt, und ihm in einem gewissen Sinn treu bleiben muß, da Wir uns aber bei aller unsrer Abhängigkeit doch auch für selbstständig halten, auf gewisse Weise dafür auch halten können, ob wir gleich nur bestehend sind, so —

8) Ei dann! Nun und nimmer sind wir doch

9) Das Wort ist anstößig, und wird nie

Leibnitzische Schule die Materie eine Erscheinung von Substanzen zu nennen; warum sollte dem Spinoza nicht sein härterer Ausdruck[1] erlaubt seyn? Die Substanzen der Welt werden allesammt von göttlicher Kraft erhalten, wie sie nur durch göttliche Kraft ihr Daseyn bekamen; sie bilden also, wenn man will, modificirte Erscheinungen göttlicher Kräfte, jede nach der
(58) Stelle, nach der Zeit, nach den Organen, in und mit welchen sie erscheinen.[2] Spinoza nahm also mit seiner einzigen Substanz eine kurze Formel, die seinem System allerdings viel Zusammenhang giebt, unserm Ohr aber fremde klinget.[3] Immer war sie doch besser, als die Gelegenheits-Ursachen der Cartesianer, von denen er ausging und nach denen[4] Gott gleichfalls alles selbst, nur aber gelegentlich wirken sollte. [5]Ein weit unbequemerer Ausdruck; und wie lange hat er gegolten! Selbst die Leibnitzische
49 Philosophie hat ihn nur durch eine andere Hypothese weggebracht, die freilich artiger klingt, aber auch ihre Schwierigkeiten findet. Es ist die prästabilirte Harmonie aller Dinge, von der wir bald reden werden. Sie sehen, m. Fr., daß in allen diesen Ausdrücken
(59) keine Ketzerei liegt; nur Einer ist unbequemer als der andere und im Grunde verstehen wir bei allen gleich wenig. Wir wissen nicht,

---

1) sein Ausdruck

2) Werden die sogenannten Substanzen der Welt allesammt ... erhalten, ja bekamen sie, wie jedes hergebrachte System annimmt, nur durch göttliche Kraft ihr Daseyn, was sind sie, wenn man will, anders als modificirte Erscheinungen göttlicher Kräfte? (phaenomena substantiata) jede .... sie erscheinen, bestehend und energisch.

3) giebt, ob sie gleich unserm Ohr fremd klingt.

4) besser, als jene Gelegenheits-Ursachen der Cartesianer, nach denen

5) Philolaus. Allerdings ein weit unbequemerer Ausdruck —
Theophron. Und doch, wie lange .... durch eine andere artigere Formel höflich hinweggescheuchet.
Philolaus. Sie meinen die prästabilirte Harmonie aller Dinge.
Theophron. Eben die. In keinem dieser Ausdrücke liegt Ketzerei; nur Einer ist u. s. w.

was Kraft sei oder wie Kraft wirke; viel weniger wissen wir, wie die göttliche Kraft etwas hervorgebracht habe und sich jedem Dinge nach seiner Weise mittheile.[1] Daß indessen alles von Einem selbstständigen Wesen sowohl in seinem Daseyn als in seiner Verbindung, mithin auch in jeder Aeußerung seiner Kräfte abhangen müsse;[2] daran kann kein consequenter Geist zweifeln. Worüber lächeln Sie,[3] Philolaus?

Philolaus. Ich sehe so manche pathetische Declamation gegen den Spinoza[4] auf Einmal in ihr Nichts zurückgehn, die mit Nichts als dem Namen seiner einzigen Substanz und seiner Modi- 50
ficationen kämpfte; sie fochten alle blos mit einem Nebel unbe- (60)
quemer Worte. Ihnen ist bekannt, Theophron, welch ein Heer lächerlicher Widersprüche und Gottes-Lästerungen man ihm andichtete, z. B. daß seinem System zufolge Gott bei allem Guten alles Böse in der Welt thun, daß er alle Thorheiten verüben, alle Irrthümer denken, gegen sich selbst streiten, sich in Spinoza selbst lästern und läugnen müßte u. s.[5] Was von Spinoza's Modificationen gilt, gilt von Des-Cartes gelegentlichen Ursachen, von Leibnitzens prästabilirter Harmonie, ja selbst vom physischen Einfluß nicht minder.[6] Geschehen diese Dinge einmal[7] in Gottes Welt: so

---

1) Wir wissen nicht, was Substanz, d. i. ein bestehendes Principium der Kraft sei ....; viel weniger wissen wir, was die Allkraft sei oder wie sie alles hervorgebracht habe, jetzt noch Alles hervorbringe, und jedem Dinge *seine* Weise mittheile.

2) Daß indessen alles in einem *Selbstbestande* ruhen, von Einem Selbstständigen, sowohl seinem Daseyn nach, als in seiner Verbindung mit andern, mithin im Grunde sowohl als in jeder Aeußerung .. abhangen müsse;

3) Woran denken Sie 4) gegen Spinoza

5) z. B. daß ... Gott .... thue, daß sonach Gott es sei, der alle Thorheiten verübe .... denke .... streite .... lästere und läugne u. s.

6) gilt, gilt es .... prästabilirten ... vom physischen Einfluß minder?

7) „einmal“ fehlt.

geschehen sie durch den Gebrauch und Mißbrauch seiner Kräfte, d. i. der Kräfte, die er abhängigen Wesen anschuf und erhält;[1] man möge sich seine Vorhersehung oder Mitwirkung auf solche oder eine andre Weise denken. Ueberhaupt habe ichs gefunden, daß wenn
51 (61) man die Meinung eines Menschen gar zu abgeschmackt und ungereimt[2] vorstellt, man gemeiniglich selbst entweder eine Ungerechtigkeit begehe oder eine Ungereimtheit sage. Man macht sich mit solchen Formeln den Sieg über die schwersten Sachen[3] zwar leicht; es ist aber auch nur das Blendwerk eines Sieges.

Theophron. Also werden Sie jetzt auch darinn keine Gotteslästerung finden, wenn Spinoza das selbstständige Wesen eine nicht-vorübergehende, sondern die bleibende immanente Ursache aller Dinge nennet?[4]

Philolaus. Wie könnte ich sie finden, da sich gegentheils
(62) bei Gott[5] als einer vorübergehenden Ursache der Dinge nichts denken läßt. Wie und wenn und wem gehet er vorüber? Ein Geschöpf ohne seinen Beistand[6] ist nichts und wie kann Der vorübergehen, der keinen Ort[7] hat, keinen Ort räumet, in dem keine Abwechselung und Veränderung seyn kann?

52 Theophron. Aber wie? wenn Gott außer der Welt wohnte?

---

1) und in ihnen erhält;

2) die Meinung eines vernünftigen Menschen gar zu unvernünftig und ungereimt

3) „über — Sachen" fehlt.

4) nennet?*

*) Prop. 18. verglichen mit Ep. 21. „In Gott, sage ich mit Paulus, vielleicht auch mit allen alten Philosophen (obgleich auf andere Weise;) und ich möchte sagen, auch mit allen alten Hebräern (soviel sich aus einigen, obwohl sehr verstümmelten Tra-
(62) ditionen muthmaaßen läßt:) in Gott webt und ist Alles. Glauben aber Einige, dies gehe darauf hinaus, daß Gott und die Natur (unter der sie sich eine gewisse Masse oder körperliche Materie denken,) Eins und Dasselbe sei, so verfehlen sie ganz des Weges." Opp. posth. p. 449.

5) gegentheils, auch nach den angenommenen Formeln, bei Gott

6) ohne des Schaffenden Beistand

7) keinen abgeschlossenen Ort

Philolaus. Wo ist[1] ein Ort außer der Welt? Sie selbst und Raum und Zeit in ihr, durch welche nur[2] Wir die Dinge messen und zählen, sind ja allein durch Ihn, den Unendlichen da.[3]

Theophron. Vortreflich, Philolaus. Sie gerathen[4] also auch (63)
nicht in das Labyrinth von Fragen:

> Wie Gott die Ewigkeit einst einsam durchgedacht?
> Warum jetzt und nicht eh er eine Welt gemacht?
> Oder: — Wie sich die weiten Kreise
> Der Anfangslosen Daur gehemmt in ihrer Reise?
> Wie Ewig ward zur Zeit und wie der Zeiten Fluß
> Ins Meer der Ewigkeit sich einst verlieren muß? u. s.

Philolaus. Ich setze nicht hinzu: 53

> Das soll ich nicht verstehn und kein Geschöpfe fragen;
> Es möge sich mein Feind mit solchem Vorwitz plagen.

Denn auch meinem Feinde wünschte ich dergleichen Phantome der (64)
Einbildungskraft als einen unergründlichen Gegenstand des Wissens nicht. Gott durchdachte keine Ewigkeit einsam: es war kein Jetzt und kein Ehe, eh eine Welt war: eine Anfangslose Dauer ist keine Ewigkeit Gottes und in dieser giebts keine Reise. Das Ewig kann so wenig zur Zeit, als die Zeit zur Ewigkeit oder das Endliche zum Unendlichen werden.

Theophron. Das haben Sie doch nicht erst aus Spinoza gelernet?

Philolaus. Vielmehr freuete es mich, daß er die gewöhnlichen ganz unphilosophischen Verwirrungen hierüber gerade vorüber-
gegangen war und Zeit und Ewigkeit, das Endlos-Unbestimmte 54

---

1) Was ist   2) „nur" fehlt.

3) den Unendlichen denkbar, der mit den Dingen selbst ihr Wo und Wenn, d. i. das Maas und den Zusammenhang ihrer Kräfte setzt, begrenzt, ordnet.

4) Theophron. Sie gerathen

und das durch sich Unendliche richtig unterschieden hatte.[1] [a]) [2]Die
(65) Ewigkeit Gottes kann durch keine Dauer oder Zeit erklärt werden,
gesetzt, daß man diese auch Endlos (indefinite) annähme. [3]Die Dauer ist eine unbestimmte Fortsetzung des Daseyns, die aber schon in jedem Punkt ein Maas der Vergänglichkeit mit sich führet. Dem Unvergänglichen, völlig Unveränderlichen kann sie also auf
(66) keine Weise zugeschrieben werden.[4]

Theophron. Die Welt ist also auch mit Gott nicht gleich ewig?

Philolaus. Sie kann dies nicht seyn, weil[5] sie Welt d. i. ein System der Dauer zu= und nach einander geordneter Dinge ist, deren keinem das absolute Daseyn oder die unwandelbare Ewigkeit ohne Maas und Zeitendauer zukommt.

Theophron. Also machts Ihnen auch keine Verwirrung der Begriffe, daß die ewige Macht Gottes schuf und doch keinem der

---

a) v. Epist. 29.*

*) Hiernach folgt:
(65) „Maas, Zahl und Zeit sind nichts als Denk= oder vielmehr Imaginationsweisen. Daher alle, die durch ähnliche, überdem übelverstandene Notionen den Fortschritt der Natur haben verstehen wollen, sich so wunderbar verwirret haben. Denn da es viele Begriffe giebt, die wir nicht durch Imagination, sondern durch den Verstand allein erreichen, z. B. Substanz, Ewigkeit u. s.; so thäte der, der diese Begriffe durch jene Hülfsmittel der Imagination erklären wollte, nichts weiter, als daß er sich Mühe gäbe, mit seiner Imagination zu rasen." Opp. posth. p. 468.

1) daß er die ... Verwirrungen hierüber strenge vorübergegangen war und Zeit und Ewigkeit, d. i. das Endlos=Unbestimmte und das durch sich Unendliche Höchstbestimmte genau unterschied.

2) Ewigkeit im reinen Sinne des Worts kann durch keine Zeit=Dauer erklärt werden,

3) Dauer ...., die schon in jedem Moment ein Maas der Vergänglichkeit, des Zukünftigen wie des Vergangenen, mit sich führet.

4) Dem Unvergänglichen, durch sich Unveränderlichen kann sie so wenig zugeschrieben werden, daß vielmehr sein reiner Begriff mit dieser zugemischten Phantasie verschwindet.

5) Wie kann sie dies seyn, da

Geschöpfe, auch in ihrem ganzen System nicht,[1] seine Ewigkeit
zukommt?

Philolaus. Die ewige Macht Gottes schuf, weil sie sich nie (67)
besinnen durfte und nie müßig seyn konnte; kein Geschöpf aber ist
ewig wie Gott. Denn sein Daseyn beruhet nur auf einer Folge[2]
und hat mit allen seines Gleichen das Zeitenmaas der Veränderung
in sich. Also auch eine immerhin fortgesetzte Weltschöpfung wird
durch diese Fortsetzung nie ewig. Ihr Maas ist Endlos; aber in
unsern Gedanken dennoch ein Maas.[3] Dies alles begreife ich
leicht; ich habe aber einen andern Zweifel auf dem Herzen,[4] den
ich gelöset wünschte. Er betrifft die Eigenschaften dieses
unendlichen, ewigen Gottes bei Spinoza. Wie kann[5] Er, der Zeit
und Ewigkeit so richtig unterscheidet, auf der andern Seite so un-
zusammenhangend seyn, daß er „die Ausdehnung zur Eigen-
schaft Gottes macht“ und nicht oft und stark gnug sagen kann: 56
„Gott sei ein Extensum?“ Der Raum verhält sich ja völlig wie
die Zeit;[6] ist nun jene mit dem Begriff des Ewigen ganz unver-
gleichbar: so ist der Raum auch mit dem Begriff einer einfachen
Substanz, die Spinoza doch mit Felsenvester Stärke annimmt, (68)
gleichfalls unausmeßbar.[7]

---

1) daß die ewige Macht Gottes (in unsrer gewohnten Sprache zu reden) schaffet, schuf und schaffen werde, und doch keinem der Geschöpfe, auch ihrem ganzen System nicht,

2) Die ewige Macht Gottes schaffet, schuf und wird schaffen, weil sie, die ewig-wirkende Macht, nie müssig ist und nie müssig seyn konnte; des Geschaffenen Daseyn beruhet nur, wie sein Name selbst sagt, auf einer Folge

3) aber nur in Gedanken des Messenden ist und wird dieses Endlosen Maas.

4) „auf dem Herzen“ fehlt. 5) konnte

6) zur Eigenschaft Gottes macht?“ Verhält sich der Raum nicht wie die Zeit?

7) so ist auch Ausdehnung (Extension) mit dem Begriff einer untheilbaren Substanz, die Spinoza mit Felsenfester Stärke annimmt,* gleichfalls unvereinbar.

*) Kein Attribut der Substanz kann wahrhaft gedacht werden, aus welchem folge: Die Substanz sei theilbar. Ethic. prop. XII. Die absolut-unendliche Substanz ist untheilbar.“ prop. XIII.

Theophron. Ihre Bemerkung ist sehr wahr; aber sehen Sie auch, wo Spinoza diesen Irrthum vorträgt: sofort wird Ihnen die Ursache desselben einleuchten.[1]

Philolaus. Er trägt ihn vor,[2] wenn er die Seele von der Materie, d. i. das Denkende vom Ausgedehnten unterscheidet.a)

Theophron. Ist nun Ausdehnung und Materie Einerlei? Sehen Sie da den Cartesischen Irrthum, von dem sich der Welt-
(69) weise nicht losmachen konnte und der die Hälfte[3] seines Systems
57 verdunkelt. Des-Cartes erklärte die Materie durch Ausdehnung[4] und man könnte sie eben sowohl durch Zeit erklären: denn jene wie diese sind äußere Bedingungen[5] ihres Daseyns mit andern und nach einander. Beide werden also auch zwar der nothwendige Maasstab für jeden denkenden Geist, der selbst durch Ort und Zeit beschränkt ist; das Wesen der Materie aber werden sie nie.[6] [7]Spinoza sträubte

---

a) Ethic. P. II.*

*) Im 2ten Theil der Ethik de mente.

1) Ihre Bemerkung ist wahr: sehen Sie aber auch, wo Spinoza diesen Ausdruck wählet. Bedient er sich seiner in seiner reinen Theorie von Gott?

2) Sonderbar! Er braucht ihn nur,

3) den Cartesischen Fehlausdruck, den unser Autor in der Sprache seiner Zeit nicht wohl umgehen konnte, und der für Viele die Hälfte

4) Des-Cartes hatte die Materie durch Ausdehnung erklärt,

5) sind Maasse

6) Nun mögen beide Maasse unumgänglich-nothwendig für jeden denkenden Geist seyn, ... das Wesen ... werden sie durch diese unsre Denkart nie.

7) „Spinoza — offenbart habe? (S. 448,$_{58}$)" Spinoza sahe das Unhinreichende dieser Cartesischen Erklärung so gut als wir; lesen Sie seine Briefe.*) Wenn er also in seiner Ethik die Materie, d. i. Körper mit
(70) Ausdehnung, d. i. mit Raum gleichgeltend annahm, und sie einem ganz ungleichartigen Dinge, dem Gedanken gegenüber stellte, so wußte er selbst,

*) Br. 69. 70. 71. 72. Ausdrücklich sagt er in diesen Briefen, „daß von Des-Cartes die Materie durch Ausdehnung übel definirt worden, daß aus der Ausdehnung die Varietät der Körper nicht zu erklären sei", und gehet so weit, daß er die Cartesischen Naturprincipien nicht nur unnütz, sondern ungereimt nennet. Opp. posth. p. 596. seq.

sich lange gegen diese Cartesische Erklärung, wahrscheinlich weil er
in ihr etwas Unklares merkte: er war mit seines Lehrers schroffer
Abtheilung zwischen Materie und Geist nicht zufrieden; was konnte
er indessen thun, da ihm ein verbindender Mittelbegriff fehlte? Er
nahm also leider auch noch in seiner Ethik die Materie für Aus-
dehnung d. i. für Raum, setzte sie einem ganz ungleichartigen Dinge, (70)
dem Gedanken gegenüber, und jetzt war er freilich auf dem Wege
einer dunklen Verwirrung. Denn sagen Sie, m. Fr., was haben
Gedanke und Ausdehnung mit einander zu schaffen? und wie können
diese, gerade nur diese beiden Begriffe die zwo Eigenschaften werden, 58
dadurch sich unter unendlichen andern Eigenschaften, die allesammt
eine höchste Realität ausdrucken sollen, der Unendliche offenbart
habe? Was ist in der Ausdehnung für Realität, wenn Sie solche
auch Endlos d. i. so unbestimmt-fortgesetzt, wie eine immerhin
fortwährende Dauer annehmen wollen?[1] Ohne Wesen, ohne wir- (71)
kende Kräfte ist nichts in ihr; sie ist nur die Bedingung[2] einer
Welt, eines Neben-Einanderseyns mehrerer Geschöpfe. Zum abso-
lut-Unendlichen, dem Schöpfer, gehört sie gar nicht,[3] so wie sie
auch keine innere wesentliche Vollkommenheit seines Daseyns aus-
druckt, das keinen, also auch nicht einen Endlosen Raum erfüllet,
das keine, also auch nicht eine Endlose Zeit ausmißt.

---

daß zu Erklärung des Wesens der Körper dies kein ausdrückender Begriff sei. Eben so wußte er und wiederholets, daß Gedanke und Ausdehnung nichts mit einander zu schaffen haben; er tadelt Des-Cartes, daß er von der Zirbeldrüse hinaus den Körper bewegen, die Affecten bändigen wolle. U. f. Ihm war Ausdehnung ein reiner Verstandesbegriff, untheilbar in sich, nur durch Hülfsmittel der Imagination theilbar. Den Punkt also, warum gerade nur diese beiden Begriffe, Ausdehnung und Gedanke, die zwo Eigenschaften seyn, dadurch sich unter unendlichen andern Eigenschaften, die allesammt eine höchste Realität ausdrücken, der Unendliche uns offenbart habe? ließ Spinoza unerörtert, so oft er deßhalb befragt wurde.

1) wenn wir solche .... annehmen?

2) nur für sinnliche Geschöpfe ist sie das Maas

3) Zum absolut-Unendlichen gehört sie nicht

Philolaus. Da, lieber Theophron, nehmen Sie mir einen Stein vom Herzen: denn dieser unendlich-ausgedehnte Gott des
59 Spinoza war mir ganz undenkbar, so wie er mir auch eines geometrischen Weltweisen unwürdig schien. Ich merkte wohl, wie er der Theilung dieses unendlich-ausgedehnten und doch einfachen Wesens durch die Vorstellung des mathematischen Raums entweichen wollte, aus der Ursache, daß aus mathematischen Linien und Flächen keine physischen Körper werden. Allein da der mathematische Raum nur ein Abstractum der Einbildungskraft, d. i. eine Bedingung der Wahrheiten ist, die nicht anders als im Raum gedacht werden können; so giebt derselbe bei einer Eigenschaft Gottes, durch welche physische Körper erklärt werden sollen, dennoch keine Auskunft. Ich wollte, daß Spinoza einen Irrthum vermieden hätte, der mir jetzt die schwächste Seite seines sonst so durchdachten Systems scheinet.[1]

---

1) Philolaus. Da, lieber Theophron, verjagen Sie mir einen widrigen Nebel: denn dieser unendlich-ausgedehnte Gott, wie man den Gott des Spinoza zu nennen pflegte, war mir ganz undenkbar.

Theophron. Dem hellen Weltweisen Spinoza war er es eben so sehr. Nicht Gott nennet er ein Extensum, (Dessen Untheilbarkeit er vielmehr strenge behauptet,) sondern die Körperwelt (res extensas) nannte er
(72) „ein Attribut, das Ein Unendliches seines Selbstbestehenden, wie die Gedankenwelt von Ihm ein andres Unendliches ausdrückt.“ Gröbere Formeln, phantastische Bilder vernichten seinen Begriff ganz.

Philolaus. Mich wundert, daß ich dies unbemerkt ließ, da so klare Stellen seiner Briefe darauf weisen. Das sahe ich wohl, daß Spinoza der Theilung eines unendlich-ausgedehnten und doch einfachen Wesens d. d. V. des mathematischen Raums entweichen wollte, in welchem aus mathematischen Linien und Flächen keine physischen Körper werden. Da nun der mathematische Raum auch nur ein Abstractum der Einbildungskraft, eine Bedingung der Wahrheiten ist, die .... können: so kann er auch, wenn Spinoza ihn der Materie gleich zu achten scheint, und ihn ein Attribut Gottes nennet, nur eine Auskunft seyn, durch welche physische, d. i. wirkliche Körper
(73) in ihrer Varietät erklärt werden sollen; und da ist er, nach Spinoza selbst, keine Auskunft. Ich wollte, der Weltweise hätte einen Ausdruck vermieden, der von den Meisten grob gemißbraucht worden ist, andern aber, wie Sie mit Recht sagen, die Hälfte seines so durchdachten Systems verdunkelt.

Theophron. Tadeln Sie ihn nicht darüber; die Wahrheit
hat ihren stillen Fortschritt. Spinoza's Zeiten waren die Kindheit
der Naturkunde, ohne welche die Metaphysik Luftschlösser baut oder 60
im Finstern tappet.[1] Je mehr man die Materie der Körper physisch
untersuchte, desto mehr entdeckte man auch in ihr wirkende oder
gegenwirkende Kräfte[2] und verließ die leere Definition der Aus-
dehnung. Schon Leibnitz, in dessen Geist sich aus allen Natur-
reichen und Wissenschaften fruchtbare Begriffe gesellten, drang darauf, (74)
daß man auch im Begriff der Körper nothwendig zuletzt auf ein-
fache Substanzen kommen müsse, von denen er unter dem Namen
der Monaden so manches[3] erzählte. Da der lebhafte Verstand
dieses Mannes alles so gern als Hypothese sah und halb als
Dichtung vortrug: so wurden auch seine Monaden, die Wolf selbst
nicht recht gefaßt zu haben scheint,[4] bald nur als ein witziges
Mährchen betrachtet; da ich doch überzeugt bin, daß unter den drei
sinnreichen Hypothesen, mit denen er die Metaphysik bereichert hat,
diese die gründlichste sei und gewiß einmal Platz gewinnen werde.[5]
Boskowich, obwohl ganz von einer andern Seite, ist auf eben 61
dergleichen untheilbare wirkende Elemente gekommen, ohne welche
sich die Natur der Körper selbst physisch nicht erklären läßt.[a])

---

a) Boscowich, Philosophiae natur. theoria redacta ad unicam legem virium in natura exsistentium. Vienn. 1760.

1) Theophron. Wörter, m. Fr., gelten wie Münzen. Spinoza's oder vielmehr Des-Cartes Zeit war die Zeit der Meßkunst, aber die Kindheit .... bauet. Des-Cartes selbst bauete dergleichen, denen Spinoza, wie mehrere Stellen zeigen, genau ihren Werth zu geben wußte.

2) Je mehr man seitdem die Materie ... untersucht hat, desto mehr entdeckte man in ihr wirkende, einander gegenwirkende Kräfte

3) unter dem Namen wesentlicher Einheiten d. i. der Monaden manches

4) Leider aber, da .... so gern als Dichtung vortrug, wurden diese seine Monaden, deren Sinn Wolf selbst nur Theilweise aufnahm,

5) „da ich doch — werde." fehlt.

Wissen Sie jetzt, wie der Mittelbegrif zwischen Geist und Materie heißt, den Spinoza, um dem cartesischen Dualismus zu entweichen, vergebens suchte?[1]

Philolaus. Substanzielle Kräfte. Nichts ist deutlicher als dieses und nichts giebt dem Spinozischen System selbst[2] eine schönere Einheit. Wenn seine Gottheit unendliche Eigenschaften in sich faßt, deren jede ein ewiges und unendliches Wesen ausdruckt:[3] so haben wir nicht mehr zwo Eigenschaften des Denkens und der Ausdehnung zu setzen, die nichts mit einander gemein hätten: wir lassen das anstößige, unpassende Wort Eigenschaft (Attribut) über-
62 haupt gar weg[4] und setzen dafür, daß sich die Gottheit in unendlichen Kräften auf unendliche Weisen offenbare.[5] Sofort bleibt uns auch nicht mehr der hinderliche Riegel seines Systems[6] vorgeschoben: „in welchen Eigenschaften, ausser dem Ge-
(76) danken und der Ausdehnung, sich denn[7] die Gottheit andern Welt-
systemen offenbare?" da sie doch, unserm Weltweisen zufolge, unendliche dergleichen ihr Wesen ausdruckende Eigenschaften besitzen soll, von welchen er uns keine, als diese zwei zu nennen wußte. In allen Welten offenbart sie sich durch Kräfte; mithin hat diese[8]

---

1) Der Mathematiker Boskowich, ist, obwohl von einer ganz andern Seite, auf eben dergleichen ... gekommen, ohne welche sich, wie er glaubte, die Natur der Körper nicht erklären lasse; die Chemiker wählen wiederum eine andre Sprache. Fällt Ihnen ein Ausdruck bei, der dem schroffen Unterschiede zwischen Geist und Materie, dem cartesischen Dualismus entweicht,
(75) und prägnanter als das leere Wort Ausdehnung oder als das grobe Wort Materie die Natur der Körper bezeichnet?

2) Philolaus. Ich wüßte keins, als organische Kräfte. Dadurch, dünkt mich, bekäme Spinoza's System selbst

3) Wesen auf unendlich-verschiedene Weise ausdrückt:

4) wir lassen das unpassende Wort Eigenschaft (Attribut) weg

5) auf unendliche Weisen, d. i. organisch offenbare.

6) „seines Systems" fehlt. 7) „denn" fehlt.

8) offenbart sich die Gottheit organisch, d. i. durch wirkende Kräfte. Diese

Wesen-ausdrückende Unendlichkeit der Kräfte Gottes durchaus[1] keine Grenzen, obwohl sie allenthalben denselben Gott offenbaret. Kein andres Weltsystem also dürfen wir neidend befragen:[2] wie sich denn in ihm die Gottheit dargestellt habe?" Ueberall ists wie hier; überall können nur organische Kräfte wirken und jede derselben macht uns Eigenschaften einer unendlichen Gottheit känntlich. Sie sehen, m. Fr., was hieraus auch für eine schöne Folge auf den innern 63
Zusammenhang der Welt folge.[3] Nicht durch Raum und Zeit allein, als durch blos äußere Bedingungen ist sie verbunden; viel inniger ist sies durch ihr eigentliches Wesen, durch das Principium (78)
ihrer Existenz, da allenthalben in ihr nur organische Kräfte wirken mögen.[4] In der Welt, die wir kennen, steht die Denkkraft oben an; es folgen ihr aber Millionen[5] andre Empfindungs- und Wirkungskräfte und Er, der Selbstständige, er ist im höchsten,

---

1) hat durchaus

2) Kein Weltsystem darf das andre neidend befragen:

3) einer unendlichen Macht känntlich.

Theophron. Wohl! Philolaus. Dies trift in den Mittelpunkt des Spinozischen Lehrgebäudes. Macht ist ihm Wesenheit; alle Attribute und Modificationen derselben sind ihm ausgedrückt-dargestellte, wirkliche und wirksame Thätigkeiten. In der Geisterwelt ists der Gedanke, (77)
in der Körperwelt die Bewegung; ich wüßte nicht, unter welches Hauptwort beide sich so ungezwungen fassen ließen, als unter den Begriff Kraft, Macht, Organ, von denen jede Thätigkeit in der Körper- und Geisterwelt ausgeht. Mit dem Wort organische Kräfte bezeichnet man das Innen und Außen, das Geistige und Körperhafte zugleich: denn wie keine Kraft ohne Organ ist, so ist und wirkt kein Geist ohne Körper. Es ist indessen auch nur Ausdruck: denn wir verstehen nicht was Kraft ist, wollen auch das Wort Körper damit nicht erklärt haben.

Philolaus. In Ansehung des innern Zusammenhanges der Welt giebt uns, dünkt mich, der Ausdruck schöne Folgen.

4) Nicht .... durch blos äußere Maasse der Dinge ist sie verbunden; sie ists durch .... Existenz selbst, da allenthalben in ihr und zwar im innigsten Zusammenhange nur organische Kräfte wirken.

5) ihr folgen Millionen

einzigen Verstande des Worts, Kraft, d. i. die Urkraft aller Kräfte, die Seele aller Seelen.[1] Ohn' ihn entstand keine derselben, ohn' ihn wirkt keine derselben und alle im innigsten Zusammenhange drucken in jeder Beschränkung, Form und Erscheinung sein selbstständiges Wesen aus, durch welches[2] auch sie bestehen und wirken.

Theophron. Mich freuets, Philolaus, daß Sie diese Idee so rein aufnehmen und so reich anwenden. [3]Sie führen das System
64 unsres Philosophen beinahe schon damit zu einer Tadellosen Einheit,
(79) die ihm voraus fehlte. Aber bemerken Sie aus dem gegebnen Mittelbegriff zwischen Seele und Körper, den substanziellen organischen Kräften nämlich, nicht noch andre Folgen?

Philolaus. Eine Reihe andrer. Alle anstößigen Ausdrücke z. B. fallen weg, wie Gott, nach diesem oder nach einem andern System, auf und durch die todte Materie wirke. Sie ist nicht todt; sondern sie lebet: denn in ihr wirken, ihren innern und äußern Organen gemäß, tausend[4] lebendige mannichfaltige Kräfte. Je mehr wir die Materie kennen lernen: desto mehrere derselben entdecken wir in ihr, so daß der leere Begriff einer todten Ausdehnung bei ihr völlig verschwindet. In wenigen Zeiten, was hat man in der Luft für zahlreiche, verschiedene Kräfte entdeckt?[5]

---

1) Kräfte, Organ aller Organe.

2) Ohn' ihn ist keines derselben denkbar, ohn' ihn wirkt keine der Kräfte und alle ... drucken in jeder ... Erscheinung Ihn aus, den Selbstständigen, die Ur- und Allkraft, durch welche

3) Auch dem Ausdruck nach tritt das System .... damit in das Licht einer Tadellosen Einheit, die ihm das anstößige Wort Ausdehnung raubte; bemerken Sie aus dem von Ihnen gegebnen Gesichtspunkt nicht noch andre Aussichten?

Philolaus. Eine u. s. w.

4) „tausend" fehlt.

5) In unsern Zeiten, wie zahlreiche, verschiedene Kräfte hat man in der Luft entdeckt?

was hat die neuere Chymie in allen Körpern bereits für mancher=
lei[1] Energieen der Anziehung, Bindung, Auflösung, Zurückstoßung 65
gefunden? Ehe die magnetische, ehe die elektrische Kraft entdeckt war;
wer hätte sie in den Körpern vermuthet? und[2] wie Zahllose andre (80)
mögen in ihnen noch unentdeckt schlafen! Es ist Schade, daß ein
denkender Geist, wie Spinoza war, so frühe von unserm Schauplatz
hinwegmußte; er konnte den ungeheuren Fortgang der Wissenschaft,
die auch sein System verschönt hätte, nicht erleben.[3]

Theophron. Auch wir müssen hinweg, m. Fr., und erleben
nicht, was der forschenden Nachwelt aufbehalten bleibt; gnug, wenn
wir jetzt,[4] so lange wir dasind, die Gegenwart und Wirkung der
Gottheit erkennen, wo und wie sich uns dieselbe offenbaret. Spinoza
sagt, daß jede Eigenschaft oder wie wirs nannten, jede in der
Schöpfung offenbarte Kraft Gottes ein Unendliches ausdrücke;[5] wie
reimen[6] Sie das? da jeder Theil der Welt seine Schranken hat,
nicht blos nach Ort und Zeit, sondern auch selbst zufolge der ihm 66
einwohnenden Natur= oder göttlichen Energieen.[7]

Philolaus. Ist nicht der Raum, ist nicht die Zeit End=
los?[8] welche unzählbare Menge göttlicher Kräfte und Formen kann
sich in ihnen also[9] offenbaren! Und da nach Ort und Zeit keine[10] (81)
zwei Erscheinungen Dieselben seyn können: welche Unendlichkeit ent=
springt aus diesem immer=neuen, immer=verjüngten Quell der
göttlichen Schönheit![11] Sehen Sie hinaus gen Himmel nach jenen
Milchstraßen der[12] Sonnen und Welten. Mit seinem Spiegelglase

---

1) Chemie in den Körpern für mancherlei
2) „und" fehlt. 3) „er konnte — nicht erleben." fehlt.
4) „jetzt" fehlt. 5) ausdrückt; 6) verstehen
7) der ihm einwohnenden Energieen.
8) Sind nicht Raum und Zeit, diese große Gedankenbilder, Endlos?
9) „also" fehlt.
10) nach Ort und Zeit, geschweige den wirkenden Kräften selbst nach, keine
11) aus diesem immer=neu sich verjüngenden Quell göttlicher Schönheit!
12) von

entdeckt der Columbus unsrer Nation vielleicht eben jetzt neue Heere derselben in einem kleinen, unsern Augen unsichtbaren Nebelwölkchen. In wie merkwürdigen Zeiten leben wir, da unerhörte, ungeglaubte Offenbarungen Gottes vom Himmel zu uns niedersteigen,[1] jede derselben aufs neue ausdrückend die Herrlichkeit des Urwesens, das alle diese Welten schuf und träget.[2]

67 Im Unendlichen ist der Unendliche: Einer und ewig,
im Darstellen, im Seyn, im Erhalten und Schaffen nur Einer,
immer sich gleich und unendlich. Wie ewige Säulen, so stehen
(82) vest die Gesetze, die Er sich dachte; so wie er sie dachte,
fließt aus ihnen Verändrung und bleibt in ihnen die Allmacht.[a])

Theophron. Vortrefflich, mein werther Philolaus, und[3] mit dem letzten Zuge haben Sie zugleich das Unendliche angedeutet, das in jeder Naturkraft selbst, auch ohne Rücksicht ihrer Verbindung in einem endlosen Raum, in einer endlosen Zeit lieget.[4] Erwägen Sie die innere Fülle der Kraft, die sich in jedem lebendigen Wesen zeiget,[5] wie es durch eine ihm eingepflanzte ungeheure
68 Wirksamkeit[6] entstehen und sich nicht anders als durch solche erhalten und fortpflanzen konnte. Betrachten Sie die Kräfte, die im Bau eines Thieres so verschwiegen wirken! Mit welcher Macht hangen seine Theile zusammen! welch ein Räder- und Triebwerk
(83) gehört dazu, daß es sich bewege, sich seinen Lebenssaft bereite, alle die Handlungen ausübe, dazu es bestimmt ist, endlich daß es aus seiner Natur gleichartige Wesen, Bilder seiner selbst, lebend und

---

a) Aus August Hennings philosophischen Versuchen, Koppenhagen 1780.

1) da unerhörte, kaum geahnete Offenbarungen Gottes vom Himmel niedersteigen!

2) des Wesens, das alle diese Welten schuf und schafft und hält und träget.

3) „und“ fehlt. 4) Zeit bleibend wohnet.

5) die in jedem lebendigen Wesen wirket,

6) eingepflanzte stille Energie

wirkend, aus eigner Kraft und nach gleicher Anlage hervorbringe und erzeuge.[1] In der Generation allein liegt das Wunder einer[2] eingepflanzten, einwohnenden Macht der Gottheit, die sich, wenn ich so kühn reden darf, in das Wesen jeder Organisation gleichsam selbst beschränkt hat und in diesem Wesen nach ewigen Gesetzen unverrückt und unwandelbar, wie[3] die Gottheit allein wirken kann, wirket. In der Materie, die wir todt nennen, streben auf jedem Punkt nicht minder und nicht kleinere göttliche Kräfte: wir sind mit Allmacht umgeben, wir schwimmen in einem Ocean der All- 69
macht,[4] so daß jenes alte Gleichniß immer wahr[5] bleibet: „die Gottheit sei ein Kreis, dessen Mittelpunkt allenthalben, dessen Umkreis nirgend ist", weil weder im Raum noch in der Zeit, als in (84)
bloßen Bildern unserer Einbildungskraft, die Einbildungskraft nirgend ein[6] Ende findet. Mich dünkt also,[7] der Ausdruck des Spinozä sei sehr[8] glücklich, daß die Zeit nur ein symbolisches Bild der Ewigkeit sei; ich wollte mit Ihnen, daß er den Raum auch für nichts anders gegen die absolute Unendlichkeit des Untheilbaren gehalten hätte.[9] Nicht etwa nur für uns ist das Wesen des Ewigen unausmeßbar; es ist an sich selbst[10] keines Maasses fähig; in jedem Punkt seiner Wirkung, der nur für uns ein Punkt ist, trägt es seine ganze[11] Unendlichkeit in sich.

Philolaus. Ich befürchte, m. Fr., daß Wenige diesen Unterschied des durch sich selbst Unendlichen und des durch Raum und

---

1) wirkend, mit gleicher Kraft begabt, nach gleicher Anlage gebildet, hervorbringe, erzeuge.

2) liegt ein Wunder der Schöpfung, d. i. einer

3) wie allenthalben

4) der Macht 5) immer und überall wahr

6) irgend ein 7) „also" fehlt. 8) „sehr" fehlt.

9) daß er den Raum auch als ein solches, als das symbolische Bild der absoluten Unendlichkeit des Untheilbaren dargestellt hätte, wie er sich ihn dachte.

10) „selbst" fehlt. 11) „ganze" fehlt.

70 Zeit in der Einbildungskraft gedachten Endlosen fassen werden, der
(85) doch so wahr und nothwendig ist.[1] Als eingeschränkte Wesen
schwimmen wir im Raum und in der Zeit; wir zählen und messen
also[2] alles mit ihrem Maaß und steigen mit Mühe von Bildern
der Einbildungskraft zu dem reinen[3] Begriff, der alles Raum- und
Zeitenmaaß ausschließt. Hätte man diesen Unterschied gefaßt; gewiß
man hätte nicht so viel von dem weltlichen und außerweltlichen
Gott geredet, noch weniger würde man den Spinoza je beschuldigt
haben, daß er seinen Gott in die Welt einschließe und mit der-
selben identificire. Sein unendliches höchst-wirkliches Wesen ist
so wenig die Welt selbst, als das Unendliche[4] der Vernunft und
das Endlose der Einbildungskraft Eins ist:[5] kein Theil der Welt
kann also auch ein Theil Gottes seyn, weil das einfache höchste
Wesen durchaus keine Theile hat.[6] Deutlich sehe ich jetzt, daß man
(86) unserm Philosophen den Pantheismus eben so unrecht Schuld ge-
71 geben habe, als den Atheismus. Alle Dinge, sagt er, sind Modi-
ficationen oder wie wirs unanstößiger sagen wollen, Ausdrücke
der göttlichen Kraft, Hervorbringungen einer der Welt einwohnenden
ewigen Wirkung Gottes; sie sind aber nicht zertrennliche Theile[7]
eines völlig untheilbaren Einzigen Daseyns.

Theophron. Läugnen wollen wirs indessen nicht, Philolaus, daß manche harte[8] Ausdrücke Spinoza's seinen Gegnern, die nur bei einigen seiner Worte stehen blieben[9] und solche durch andre

---

1) werden, auf welchem doch Spinoza's ganzes System ruhet.*

*) S. seinen merkwürdigen 29ten Br. Opp. posth. p. 465.

2) „also" fehlt. 3) „reinen" fehlt.

4) das Absolute 5) sind:

6) seyn: denn das höchste Wesen ist seinem ersten Begriff nach untheilbar.

7) oder wie er es sonst unanstößiger nennt, thätige Ausdrücke der göttlichen Kraft, Darstellungen einer .... Wirkung Gottes; nicht aber sind sie zertrennliche Theile

8) „harte" fehlt.

9) die nur bei Ausdrücken stehen blieben

seiner deutlichsten Grundsätze zu erklären nicht Lust hatten, zu Miß-
verständnissen solcher Art[1] Anlaß geben konnten. [2]Er hatte sein
System zu hoch, dazu auf eine ungewöhnliche Bedeutung des Worts
Substanz angelegt und da er sich über den Cartesischen Nebel, daß
Materie nur Ausdehnung sei, nicht heben konnte; so mußte er, fast
dem halben Theil seines Systems nach, harte Ausdrücke wählen. (87)
Den Irrthum indessen,[3] daß er das Wesen Gottes und der Welt
verwirret habe, hätte man ihm nicht[4] aufbürden sollen; viele seiner 72
Theoreme werden eben deßwegen so[5] unbequem, weil er das Wesen
Gottes und der Welt ja immer unterscheiden will und nicht gnug
wiederholen kann „Gott unter solcher Modification, unter solchem
Attribut betrachtet.“ Hätte er den Begriff der Kraft und Wirkung
gewählt: so wäre ihm alles leichter und sein System viel anschau-
licher und zusammenhangender geworden.[6] Der leichtere Zusammen-
hang philosophischer Wahrheiten aber hat sich nur allgemach ent-
wickelt[7] und Leibnitz, dieser Proteus der Wissenschaft, ein vor
Millionen andern leicht-verbindender Kopf, Er behält das Verdienst,
eben nach so manchen unbequemen Vorstellungsarten eines Des-
Cartes,[8] Spinoza, Hobbes u. a. viel zu diesem leichtern Zusammen-
hange beigetragen zu haben. Eine glückliche Leichtigkeit mannich-

---

1) „solcher Art“ fehlt.

2) Auf eine ihm eigenthümliche Bedeutung des Worts Substanz hatte er sein System angelegt, und da er dieser eben so ungewöhnliche Bedeutungen der Worte Attribut, Modification u. s. beifügte, auch die Cartesische Erklärung der Materie als Ausdehnung beibehielt: so mußte er, dem größesten Theil seines Systems nach, harte Ausdrücke wählen.

3) aber 4) am wenigsten 5) „so“ fehlt.

6) betrachtet.“ Wer ist, der den Begriff der naturirenden und naturirten Natur mehr als Er unterscheidet? —

7) Den leichteren Zusammenhang philosophischer Wahrheiten fördern glückliche Wortcombinationen

8) nach so manchen unbequemen Darstellungsarten der Scholastiker, des Des-Cartes

(88) faltiger Verbindungen war, wie mich dünkt, Leibnitzens glänzendstes[1] Talent: in seinen unbedeutendsten Aufsätzen hat er oft Samenkörner
73 hingeworfen, die von seinem, ihm sehr ungleichen Nachfolger Wolf lange[2] noch nicht alle aufgenommen, geschweige denn zur ganzen Ernte gebracht[3] sind. Ihm selbst fehlte die Zeit, seinen eignen[4] Reichthum ganz zu nutzen, weil er mit zu vielem zerstreuet war und ihn zuletzt der Tod übereilte.

Philolaus. Sie kommen mit dieser Anmerkung, lieber Theophron, einer ähnlichen zuvor, die ich schon damals machen wollte, als Sie mich auf den Mittelbegriff zwischen Geist und Materie, die substanzielle Kraft verwiesen.[5] Sie schrieben unserm Deutschen Philosophen das Verdienst zu, daß nach den harten Aeußerungen eines Des-Cartes, Spinoza, Hobbes u. a., die der Materie entweder Alles oder Nichts, d. i. blos die Ausdehnung zuschrieben, Er es zuerst gewesen, der den Grund ihrer Erscheinung, immaterielle Substanzen, in die Metaphysik eingeführt habe.[6] Sollte nach
74 Einführung derselben seine zwar sinnreiche, aber, wie mich dünkt, so erzwungene Hypothese[7] der prästabilirten Harmonie zwischen Gedanken und der Materie, die,[8] wie zwo Uhren zwar übereinstimmend, aber völlig unabhängig von einander spielen, nöthig gewesen seyn? Auch seine Materie ward ja von immateriellen Kräften
(89) belebt, in welche jede höhere Art immaterieller Kräfte wirken konnte;[9]

---

1) glänzendes

2) die lange („von seinem — Wolf" fehlt.)

3) gediehen

4) „eignen" fehlt. 5) „Sie kommen — wiesen." fehlt.

6) Sie schrieben unserm Deutschen Philosophen unter andern das Verdienst zu, daß Er es zuerst gewesen, der beim Begriff von der Materie den Grund ihrer Erscheinung .... eingeführt habe.

7) aber ... zu weit getriebene Hypothese

8) zwischen Seelen und Körpern, als ob beide

9) Ward seine Materie von immateriellen Kräften dargestellt, in welche .... wirken mag und kann,

also bestätigte sich der sogenannte physische Einfluß, den uns allenthalben die Natur zeigt und gegen welche keine willkührliche Hypothese etwas vermag, ja eben aus seinem System.[1] Die ganze Welt Gottes wird ein Reich immaterieller Kräfte, deren keine ohne Verbindung mit andern ist, weil eben nur aus dieser Verbindung und gegenseitigen Wirkung ihrer aller Erscheinungen[2] und Veränderungen der Welt werden. Und mit wie weniger Aufopferung hätte Leibnitz diesen Schritt thun mögen! da seine präſtabilirte Harmonie eigentlich schon im Cartesianismus, als Fehler desselben[3] lag und Spinoza, Geulinx u. a. ihre ganze Abschichtung der Geister 75
und Körper auf sie gründen.[4] Er war also nicht einmal der Erfinder dieser Hypothese oder die Erfindung war so leicht, daß er solche gegen die ihm eigne schönere Wahrheit wohl hätte aufopfern mögen.[5]

Theophron. Und eben diese Nähe des Cartesianismus, m. Fr., hinderte ihn am Gebrauch seiner bessern Erklärung:[6] denn das (90)
ist das Schicksal auch des fruchtbarsten menschlichen Geistes, daß er mit Ort und Zeit umfangen, in gewissen Ideen gleichsam aufwächst und sich nachher nur mit Mühe[7] von ihnen zu trennen vermag. Leibnitz lebte die blühendste Zeit seines philosophischen Lebens den Gedanken nach mehr in Frankreich als in Deutschland. Dort stand er in so vielen Verbindungen; dort[8] glänzte sein scharfsinniger Verstand zuerst über Europa auf. Weil[9] nun in Frankreich Des-Cartes und Malebranche, sie mochten angenommen oder bestritten

---

1) so bestätigte sich ja hiemit der sogenannte physische Einfluß, (den — vermag,) eben aus seinem System in einer standhaften Vorstellungsweise.

2) ihrer aller alle Erscheinungen 3) A: derselben

4) da seine präſtabilirte Harmonie eigentlich doch schon im Cartesianismus lag, der jene Abschichtung der Geister und Körper, von der wir bei Spinoza sprachen, auf sie gründet.

5) „Er war — mögen.“ fehlt.

6) Und wie, wenn eben diese Nähe des Cartesianismus unsern Leibnitz wie den Spinoza am vollen Gebrauch seiner bessern Erklärung gehindert hätte?

7) nachher nicht ohne Mühe 8) von dortaus 9) Da

76 werden, im meisten Ruf standen: so ward seine Bemühung auch
vorzüglich auf dieses Feld der Ehre gezogen.[1] Er bildete also seine
Hypothese der prästabilirten Harmonie mit einer Geschicklichkeit aus,
daß sie als neu erscheinen und[2] die Gelegenheits-Ursachen des Cartesius,
so wie den unmittelbaren göttlichen Einfluß des Malebranche
allerdings entbehrlich machen konnte, ob sie gleich auf die mangel-
(91) haften Grundsätze des ersten Philosophen selbst gebauet war. Leibnitz
sprach so gern nach der Fassungskraft Andrer und so erfand er auch
seine sinnreichsten Hypothesen.[3] Als er späterhin durch die Lehre
der Monadologie der Metaphysik über Körper einen ganz andern[4]
Weg anwies, ließ er jene Hypothese, die einmal in Ruf gekommen
war und zum Ruhm seines Namens viel beigetragen hatte, an
ihrem Ort stehen, weil sie sich auch neben dieser neuen Hypothese
gewissermaasse noch immer vertheidigen konnte.[5] Blieb es gleich
77 keine prästabilirte Harmonie mehr zwischen Geist und Körper, sondern
(92) eine Harmonie zwischen Kräften und Kräften;[6] Harmonie blieb es
doch immer: denn wer konnte, wer kann es erklären, wie Kraft auf
Kraft wirket?

Philolaus. Sie retten Ihren Verehrten sehr[7] fein; erlauben Sie mir aber zu sagen, daß ich im ganzen Spinoza,

---

1) standen: wie anders, als daß seine Bemühung vorzüglich .... gezogen werden mußte?

2) „als neu erscheinen und" fehlt.

3) Andrer; für sie erfand er seine sinnreichen Hypothesen.*

*) In schedis gallicis de systemate harmoniae praestabilitae agentibus, animam tantum, ut substantiam, non ut simul corporis Entelechiam consideravi, quia hoc ad rem, quam tunc agebam, ad explicandum nimirum consensum inter corpus et mentem non pertinebat; neque aliud a Cartesianis desiderabatur. Opp. Leibnit. T. II. P. 1. p. 269.

4) einen andern

5) stehen, oder vielmehr er bog sie dieser neuen Hypothese sehr geschickt an, indem er jede Seele mit einem organischen Körper vereinigte.

6) zwischen Geist und Materie, sondern .. zwischen höheren und niederen Kräften;

7) „sehr" fehlt.

in dem[1] doch Hartes gnug ist, nichts so Gezwungenes gefunden habe, als eben diese prästabilirte Harmonie, die auch Er zum Grunde leget.

[2]Theophron. Wissen Sie denn nicht, Philolaus, daß manche Kunst eben in einer leichten Ueberwindung des Schweren, d. i. in

---

1) in dessen Ausdrücken

2) „Theophron. Wissen Sie — der Mathematik folgen. (S. 464, $_{78}$)"

Theophron. Er? Wo?

Philolaus. Mich dünkt, allenthalben. „Seine zwei Attribute Denken und Ausdehnung, oder Bewegung stehn neben einander; jedes muß für sich gedacht, keins kann aus dem andern erklärt werden; jedes durch sich aber drückt die Realität des Ewigen aus;" ist dies nicht Harmonie? Harmonie zweier einander unmittheilbarer Ausdrücke der höchsten Realität?
Da sie in dieser ihren ewigen Grund haben, warum sollte man sie nicht (93)
Harmonie nennen dürfen?

Theophron. Prästabilirte Harmonie gewiß nicht, am wenigsten in Leibnitz Sinne; von ihr weiß Spinoza's System nicht. Es kennet keine Endlose Zahl einzelner Substanzen, deren Harmonie prästabilirt wäre; nur Eine Selbstständigkeit kennet es, die sich auf unendliche Weise, für uns in zwei großen Attributen, ausdrückt. Nach Spinoza drücken beide Eine Wesenheit aus: aber, wie Er meint, ist Eine aus der Andern nicht erklärlich. Jene Regel: wenn Zwei in einem Dritten Eins sind, sind sie unter einander selbst Eins, soll hier also nicht statt finden; oder beide Attribute fielen in einander und würden, da sie Ein Wesen auf verschiedne Art ausdrücken, Eins. Die Materie würde Geist, der Geist Materie, nur in unsrer Vorstellungsart unterschieden; ein Einerlei, dem Spinoza stark
entgegenredet. Sie sehen, hier will sein System nicht erklären; es setzt (94)
voraus und nimmt an, was wir eben erklärt wissen wollten, „wie nämlich die ewige Monas sich in Attributen als eine Dyas, als eine innere Denk- und äußere Bewegkraft offenbare." Die Harmonie zwischen diesem Aeußern und Innern entwickelt Spinoza nicht, da er sie als Dasselbe, als Eins in einem verschiednen Zwei, voraussetzt, und auch im Menschen bei der Verbindung zwischen Seele und Körper unerklärt annimmt. Man könnte sie nicht anders als eine symbolische Harmonie nennen, wenn man ihr den Namen Harmonie geben wollte. Das Expansum mit allen in ihm wirkenden Kräften, der Bewegung u. s. w. wäre eine äußere Darstellung der innern ewigen Denkkraft, wie unser Körper der Ausdruck oder, wie

jener seltnen Gabe besteht, ein äußerst-Erzwungenes ungezwungen vorzustellen und damit angenehm zu täuschen? So stellte Columbus sein Ei auf: so bildete Leibnitz diese Hypothese: so ist manche andere Hypothese gebildet.

Philolaus. Künste, dergleichen ich, auch vom sinnreichsten
78 Kopf ersonnen, der Philosophie eben nicht wünschte. Einfältig muß
man dem Gange der Natur folgen —

Theophron. Einfältig, aber auch schlau bemerkend: denn die Natur ist so reich als einfach. Was Leibnitz nicht thun konnte: (denn er hat kein metaphysisches System geschrieben,) das werden andre thun und mancherlei Versuche sind schon geschehen. Mit nichten steht die Philosophie still, wie es einige wähnen und gesetzt daß sie auch eine Zeitlang ausruhete; so ist diese scheinbare Ruhe gewiß zu ihrem Vortheil. Die Physik und Naturgeschichte gehen indeß mit mächtigen Schritten fort und da die speculative Philo-

---

ers nennet, das Objekt der Seele ist; sind wir mit dieser mystischen Harmonie weiter als wir waren?*)

(95) Philolaus. Ich hoffe nicht, daß wir je weiter gelangen werden,
ja ich sehe nicht, warum wir weiter gelangen müßten. Metaphysik heißt
Nachphysik; nie sollte Jene die Physik verlassen, sie aber immer begleiten.
Allenthalben sodann bemerkt sie, wie Kraft ohne Organ nicht wirken, oder
von uns wenigstens nicht wahrgenommen werden könne, wie allenthalben
(96) sich also das Aeußere zum Innern fügen, Jenes in Diesem erscheinen,
Dies das Innere ausdrücken müsse, mit einem Wort, wie allenthalben sich
die Natur organisire. Dies ist Philosophie, die mit Weglassung mystischer Wortformen ihren Weg rüstig fortgehen, und jene Speculation ergänzen darf, die seit Des-Cartes, zum Theil im Gewande der Mathematik selbst, der wahren Philosophie, d. i. der Känntniß der Natur voreilte.

*) „Nach Spinoza, sagt Lessing, ist die Seele nichts als der sich denkende Körper; der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele." S. Lessings Leben und Nachlaß. Th. 2. S. 170. [XI, 113 L.] Genau und wahr. „Durch Spinoza ist Leibnitz nur auf die Spur der vorherbestimmten Harmonie gekommen." S. 167. [XI, 112 L.] Aber durch welchen andern Cartesianer oder ältern Philosophen konnte er nicht darauf gekommen seyn? Und warum durch einen ältern Philosophen? Drückt seine Hypothese, von Willkührlichkeiten gesondert, etwas anders aus, als ein Gesetz der Erfahrung?

sophie nur Metaphysik, d. i. eine Nachphysik ist: so wirds dem menschlichen Geist immer ersprießlich, wenn sie sich nicht vordrängt, wie sie's Jahrhunderte durch gethan hat und leider thun mußte —

Philolaus. Seit Des-Cartes Zeiten aber wollte sie doch der genauesten und reinsten Wissenschaft, der Mathematik folgen.

Theophron. Sie ist ihr gefolgt und hat von ihrer Führerin 79
alles gelernt, was diese sie lehren konnte: Bestimmtheit in den Begriffen, Genauigkeit in den Beweisen und Ordnung.[1] Sind aber[2] die Begriffe einmal willkührlich erfaßt oder unvollständig abstrahiret: so hilft alle mathematisch-reine Darstellung derselben, in der besten
methodischen Ordnung nicht. Die Beweise werden Scheinbeweise, (97)
ja die strenge Form selbst kann ein Hinderniß der Wahrheit werden.[3] Wir sahen dies an Spinoza. Mit dem Einen willkührlich-angenommenen Begriff der Materie war eine Menge andrer willkührlicher Erklärungen von Attributen, Modificationen, Raum, Körper u. s. veranlaßt, welche die mathematische Methode nicht gut machen konnte.[4] [5]In der Kritik hat man die Probe, daß was in Prose Unsinn ist, es auch in Versen seyn müsse: so können auch harte

---

1) Theophron: Uebereilen auch Sie sich nicht. Dies Gewand, mein Freund, war ihr nützlich, es bereitete die Sprache der Philosophie zu einem Calcul der Beobachtungen und Gedanken. Denn, foderte es nicht Bestimmtheit in den Begriffen, ... und Ordnung? Freilich konnte das Kleid nicht die Sache selbst ändern oder vertreten.

2) „aber" fehlt.

3) Hat man angenommen, was man nicht annehmen sollte, so werden die Beweise Scheinbeweise, und die strenge Form selbst ein Hinderniß der Wahrheit.

4) Mit Einem .... Begriff, z. B. Substanz, Attribut, Modification, war eine Menge .. Erklärungen eines Einen, das sich in Zwei Attributen darstellt, u. s. veranlaßt, welche seine vortrefliche synthetische Methode nicht gut machen, wohl aber täuschend verbergen konnte.

5) In der Kritik macht man die Probe, Verse in Prose aufzulösen und nimmt den Grundsatz an, daß was .... müsse; mit dem mathematischen

Ausdrücke, die in ungebundner Rede beleidigen, durch die geome-
80 trische Form allein nicht gutgemacht werden. Man wird eher aufgebracht, daß man Sätze der Art demonstrirt sieht und muß sich orientiren —

Philolaus. Trügliche Philosophie, in welcher man sich orientiren muß; da eben sie, auch schon der Methode nach, uns orientiren sollte.[1] Gnug indessen, daß Spinoza weder ein Atheist noch Pantheist ist; ein dritter harter Knoten in ihm bleibt mir noch übrig.

Theophron. Ich merke leicht, wer er sei; und wie, wenn wir in dem harten Knoten eben das schönste Goldstück fänden?[2]

Philolaus. Es soll mich sehr[3] freuen und jede Mühe der Auflösung[4] wird mir willkommen seyn; aber wer, m. Fr., ist der Verfasser der scholastischen Ode, die Sie mir neulich mittheilten?

(99) Theophron. Ein Atheist, der verbrannt wurde, Vanini. Noch auf dem Richtplatz hob er einen Strohhalm auf und sagte:
81 „daß wenn er so unglücklich wäre, keine andern Beweise vom Daseyn Gottes zu haben, als diesen Strohhalm: so würde dieser ihm gnug seyn."

Philolaus. Und ward dennoch[5] verbrannt? Vielleicht sonst als Ketzer?

Vortrage metaphysischer Sätze sollte man es eben so machen. Voraussetzungen, behauptend-harte Ausdrücke, die in ungebundner Rede den Verstand beleidigen, können durch die geometrische Form so wenig gutgemacht
(98) werden, daß man sich eher aufgebracht fühlt, wenn man Sätze der Art dem Scheine nach demonstrirt sieht, und sich zuletzt orientiren muß, wie man mit der gesunden Vernunft daran sei. —

1) Sonderbare Philosophie, die sich zuletzt orientiret; da eben sie, dem Inhalt wie der Methode nach, vom Anfange bis zum Ende uns orientiren sollte.

2) wenn wir eben in dem harten Knoten ein Goldstück fänden?

3) „sehr" fehlt.

4) der Auflösung des Knotens

5) „dennoch" fehlt.

Theophron. Ein eitler junger Mann war er, von vielen Fähigkeiten und vieler Ruhmsucht: er wollte ein Julius Cäsar in der Philosophie seyn und ward ihr trauriges Opfer. Wie gefällt Ihnen seine Ode?

Philolaus. Für die Zeiten Vaninis gefällt sie mir sehr
wohl. Der Ausdruck ist im Latein der damaligen Zeit und die
Theorie über das höchste Wesen scholastisch; der zweite Theil des
Gedichts aber ist sehr innig[1] und herzlich. Der Dichter ist so (100)
durchdrungen von seinem Gegenstande, daß er allen Reichthum
seiner Sprache aufbietet,[2] um uns den Einzigen darzustellen, ohne
den wir nichts; durch den wir aber[3] alles sind, was wir sind, was 82
wir können und wirken.

Theophron. So wird Ihnen vielleicht auch dies Blatt morgenländischer Sentenzen über das höchste Wesen nicht mißfallen. Sie sind im Geist der Sprachen des Orients gedacht, also auch vorgetragen[4] und können nicht anders als in solchem gelesen werden. [5]Morgen sprechen wir über unsern Spinoza weiter.

Gott.

Einige Aussprüche der Morgenländer.

In Ihm leben, weben und sind wir. Wir sind seines Geschlechts.[6]

Von Ihm, in Ihm und zu Ihm sind alle Dinge. Ihm sei (101)
Ehre in Ewigkeit. Paulus.

---

1) ist innig

2) Der Dichter, durchdrungen von seinem Gegenstande, bietet allen Reichthum seiner Sprache auf,

3) „aber“ fehlt. 4) „also auch vorgetragen“ fehlt.

5) Zu Spinoza passen sie wohl; morgen sprechen wir über ihn weiter.

6) Unterschrift: Paulus.

83 Wenn wir gleich viel sagen, so werden wir's doch nicht erschöpfen; der Inbegriff aller Gedanken, das All ist Er.

Sirach.

Ihm allein kommt es zu, zu sagen: Ich! Er dessen Reich ewig und dessen Wunsch sich selbst genug ist. Wer außer ihm sagt: Ich! ist ein Teufel.

Der Geschöpfe Eigenschaften sind alle zwiefach: denn wie sie auf der Einen Seite Macht haben: so haben sie auf der andern Schwachheit. Wenn sich in einer Sache Ueberfluß befindet: so findet sich auch Mangel bei ihr. Kenntniß und Unwissenheit sind
(102) mit einander vereinigt, Kraft und Schwachheit, Leben und Tod. Nur des Schöpfers Macht ist ohne Grenzen, sein Reichthum ohne Mangel, seine Wissenschaft ohne Dunkelheit, sein Leben ohne Tod. Alle Dinge sind zwiefach geschaffen, Gott allein ist einzig und ewig.

---

84 Die Menschen, o Gott, messen Dich nicht mit dem Maaß, mit welchem Du gemessen werden mußt; nur von Deinem Wesen allein kann Dein Wesen begriffen werden. Denn was für ein Verhältniß kann seyn, zwischen dem, der ewig ist und zwischen dem, der in der Zeit geschaffen worden? zwischen ein wenig Wasser und Erde, und zwischen dem Herren aller Dinge?

Die droben im Tempel seiner Herrlichkeit anbeten, gestehen es und sagen: „wir verehren Dich nicht, o Gott, mit würdiger Ver-
(103) ehrung." Wenn sie den Glanz seiner Schönheit preisen, stehn sie erstaunt und klagen: „wir erkennen Dich nicht, o Gott, mit wahrer Erkenntniß."

Und wenn nun jemand mich um sein Lob fragte; was sollte der Sinnlose vom Bildlosen sagen? Der Liebende wird ein Opfer des Geliebten und das Opfer verstummt.[1]

Ein Betrachter Gottes, ein redlicher Mann, senkte das Haupt 85
zum Busen und schien wie untergegangen im Meer der Beschauung. Als er emporkam, redete ihn Einer seiner Vertrauten an und sprach: was hast du uns schönes mitgebracht aus dem Garten, in dem du warest?

Ich wollte Rosen brechen, antwortete er; mein Kleid, meinen Busen wollte ich anfüllen mit ihnen, ein Geschenk für meine Freunde; schon nahte ich mich dem Busch voll schöner erquickender Rosen;
allein der starke Duft derselben berauschte, überwältigte mich; meiner (104)
Hand entsank das Kleid und alle gesammleten Rosen.

Lautsingende Nachtigall, von der Mücke lerne, was Liebe sei? Sie fliegt hinein in die geliebte Flamme, ihr Flügel versenget; todt und stumm sinkt sie danieder.

Jene Prahler, jene Schwätzer von Gott wissen nichts von ihm; wer ihn kennet, schweigt.

O Du, höher als alle Gedanken, als alles Urtheil, als jede 86
Meinung, als jede Einbildung. Alles was die Väter sagten, las und hörete ich: Gespräch und Leben ist zu Ende und ich bin eben am Anfange Deiner Beschreibung.[2]

Drittes Gespräch. (105)

Philolaus.

Was haben Sie da für eine schöne Göttinn vor sich? Schön wie die Liebe und ernst wie die Weisheit: sie blickt zum verschleierten Busen hinunter[3] und hält die Linke, als ob sie etwas an

1) Unterschrift: Sadi. 2) Unterschrift: Sadi. 3) hinab

ihr messe; die gemessene Hand hält einen Zweig. Es ist etwas Stilles in ihrem Tritt und eine erhabene Anmuth in ihrer ganzen Haltung.[1]

Theophron. Es ist die Nemesis der Griechen, ein personi-
87 ficirter Begriff, den ich sehr liebe.[2] Sie ist ernst und schön: denn
sie ist eine Tochter der Gerechtigkeit, die nicht anders als eine weise
Güte seyn kann. Darum misset sie mit der Rechten[3] das Betragen
und Glück der Sterblichen ab und blickt unpartheiisch zum Busen
hinunter; für den aber,[4] der das Maas trift, hält sie den Zweig
(106) der Belohnung. [5]Sonst hat sie auch ein Rad unter ihren Füßen:
eine Anzeige, daß sie das Glück des Uebermüthigen im schnellen
Nu, durch die leichteste Berührung stürze und ihn verderbe. Bei
der Bildsäule ließ der Künstler dies Symbol weg und gab ihr
dafür nur den stillen Tritt, die sanfte veste Haltung,[6] die Sie
bemerkten; unsre Nemesis, m. Fr., soll des schreckenden stürzenden
Rades auch nicht bedürfen. Das ernst-gütige Angesicht der Göttinn
selbst,[7] ihr weises Maas und der Zweig des Glückes, den sie in
der Hand hält,[8] sind der Symbole gnug, uns an die veste Natur-
wahrheit zu erinnern: „daß aller Bestand, alles Wohlseyn, ja das
88 Daseyn der Dinge selbst nur auf Maas, Proportion und Ordnung
gebauet seyn und sich durch diese allein erhalten.“

Philolaus. Da treffen Sie, Theophron, auf den Satz eines
(107) meiner geachtetsten Philosophen, den ich den Leibnitz unsrer Zeit
nennen möchte, Lamberts. Sowohl in seinem Organon als in

---

1) Ihr stiller Tritt, die sanfte Erhabenheit in ihrer ganzen Haltung bezeichnen gewiß eine Glückbringende gute Göttinn.

2) den ich liebe.

3) Ernst ist sie, die Tochter der Gerechtigkeit: sie misset mit der Rechten

4) „aber“ fehlt.

5) Philolaus. Hat sie nicht sonst ein Rad unter ihren Füßen? Theophron. Sie hats; zur Anzeige, daß u. s. w.

6) dafür den stillen Tritt, die veste Haltung,

7) „selbst“ fehlt. 8) des Glückes in ihrer Hand

seiner Architektonik kann er nicht oft gnug auf die Wahrheit zurückkommen, „daß der Beharrungsstand, mithin das Wesen jedes eingeschränkten Dinges, allenthalben auf einem Maximum beruhe, bei welchem gegenseitige Regeln einander aufheben oder[1] einschränken, mithin die Beständheit der Dinge und ihre innere Wahrheit, nebst dem Ebenmaas, der Ordnung, Schönheit, Güte, die sie begleiten, auf eine Art innerer Nothwendigkeit gegründet sei.“ Er giebt Ihnen also Ihre Nemesis mit dem messenden Arm und dem Zweige in der Hand als eine mathematisch-physisch- und metaphysische[2] Formel.

Theophron. Auch in dieser Gestalt habe ich sie lieb und 89
wenn sich ungleichartige Dinge vergleichen ließen, fast noch lieber,
als in welcher sie der Künstler bildete. Dieser mußte sich begnügen, (108)
mancherlei Symbole zusammenzufügen; die abstrakte Wahrheit giebt mir solche als nothwendige Bestimmungen des Begriffes selbst, mithin nehmen das Maas und der Zweig der Belohnung in ihr eine viel wesentlichere Gestalt[3] an. Aber wo ist das Rad der Veränderung, das der Nemesis gehöret, in Ihrer mathematischen Formel?

Philolaus. Der Weltweise vergaß es nicht; er bemerkte, „daß wenn Dinge oder Systeme von Dingen in ihrem Beharrungszustande gestört werden, sie sich demselben auf Eine oder die andere Weise wieder zu nähern trachten“ und bestimmte diese Weisen.

Theophron. Vortreflich. Sie sehen, Philolaus, den Vor-
zug solcher wissenschaftlichen Formeln. Was der gemeine Verstand 90
in täglichen Erfahrungen dunkel, aber anschauend bemerkt,[4] bringen sie ins Licht, führen es auf allgemeine Gesetze, ja wo möglich auf
Zahl und Größe zurück; dadurch bekommt ihre Behauptung einen (109)
Werth der bestimmten Gewißheit, ja einer allgemeinen Anwendung,

---

1) „aufheben oder“ fehlt.
2) mathematisch-physisch-metaphysische
3) eine wesentlichere Gestalt 4) dunkel bemerkt,

die man nachher gern bei jedem einzelnen Gegenstande verfolget.[1]
Wahrscheinlich wird es Ihr Lambert auch so gemacht haben.

Philolaus. In reichem Maaße. Er wendet das Maximum
seines Beharrungszustandes in mancherlei Beispielen auf die ver-
schiedensten Gegenstände an und findet es bei allen beschränkten und
zusammengesetzten Systemen der Kräfte. So hat er in einer eignen
Abhandlung die Bewegungen des menschlichen Körpers berechnet
und eine Reihe von ihren Maximis gefunden: gleichergestalt hat er
eine Theorie der Ordnung versucht und seinen Beharrungszustand
91 auch auf Gegenstände der Schönheit, der Güte, des Nutzens anzu-
wenden angefangen. Er hat mehrmals den Wunsch geäußert, daß
bei allen Systemen zusammengesetzter, beschränkter Kräfte z. B. bei
(110) dem Weltbau,[2] diese Regel bewiesen und angewandt werden möchte.
Gewiß hätte er auch selbst diesen seinen Lieblingssatz noch weiter
verfolgt, wenn ihn nicht ein frühzeitiger Tod zum Schaden[3] mehrerer
Wissenschaften, die er anbaute, dahingerissen hätte.

Theophron. Sein Tod ist zu beklagen;[4] aber andre Geister
werden anbauen, was er unvollendet gelassen hat.[5] In der mathe-
matischen Physik hat man viele[6] dergleichen Gesetze und Compen-
sationen der höchsten Weisheit[7] bereits gefunden, die alle Willkühr
ausschließen und dem denkenden Geist den hohen Begriff „innerer
Vollkommenheit, Güte und Schönheit in der Existenz und
Fortdauer eines jeden Dinges"[8] zu seiner unbeschreiblichen
92 Freude geben. Aus manchen dieser Bemerkungen hat man freilich
Anfangs zuviel schließen wollen; das schadet aber der Schönheit ihrer
Erfindung nicht. Der Irrthum schleift sich ab; aber[9] die Wahrheit
(111) bleibet. Je mehr die wahre Physik[10] zunimmt: desto weiter kommen
wir aus dem Reich blinder Macht und Willkühr hinaus, ins Reich

1) nachher bei . . Gegenstande gern verfolget.
2) „z. B. bei dem Weltbau," fehlt. 3) Nachtheil
4) zu betauern; 5) was er angebaut zu werden wünschte.
6) mehrere 7) „der höchsten Weisheit," fehlt.
8) eines Dinges" 9) „aber" fehlt. 10) die Physik

der weisesten Nothwendigkeit, einer in sich selbst vesten Güte und
Schönheit. Alle[1] sinnlose Furcht verschwindet, wenn die freudige
klare Zuversicht[2] allenthalben eine Schöpfung gewahr wird, in deren
kleinstem Punkt der ganze Gott mit seiner Weisheit[3] und Güte
gegenwärtig ist, und dem Wesen dieses Geschöpfs[4] nach mit seiner
ungetheilten und untheilbaren Gotteskraft[5] wirket. Wo bleibt z. B.
das leere Schrecken, daß ein Comet unsre Erde überflügle;[6] seitdem
man den Gang dieser Weltkörper genauer kennet und nicht nur
mehr als siebenzig derselben, sondern selbst[7] die Fälle berechnet hat,
in welchen eine solche Ueberstürzung nach Naturgesetzen[8] zu be-
fürchten wäre. Die Möglichkeit dieses Unfalls wird durch die Be- 93
rechnung so ungeheuer klein, daß sie, der innern Natur der Kräfte
nach,[9] durch welche sich das Weltall erhält, beinahe zum Nichts
verschwindet. Was hat man nicht von den Unregelmäßigkeiten und (112)
ihren bösen Folgen gewähnt, in welche sich die Himmelskörper durch
ihre gegenseitige Anziehungen mit der Zeit stürzen müßten! Der
leere Schrecken ist blos[10] durch die klärere Ansicht der Sache selbst
verschwunden, da man gefunden hat, daß nach unwandelbaren Ge-
setzen der Natur sich diese Unregelmäßigkeiten einander selbst com-
pensiren.[11] Wohlthätige, schöne Nothwendigkeit, unter deren überall-
ausgebreitetem Scepter wir leben! Sie ist ein Kind der höchsten
Weisheit, die Zwillingsschwester der ewigen Macht, die Mutter

---

1) Jede 2) der freudig-klare Sinn

3) Gott in Gesetzen seiner Weisheit

4) jedes Geschöpfs 5) Kraft

6) überflügeln möge,

7) kennt, und nach den bisher gemachten Wahrnehmungen selbst

8) „nach Naturgesetzen" fehlt.

9) daß sie, dem großen Verhältniß der Kräfte nach,

10) „blos" fehlt.

11) daß nach unwandelbaren Gesetzen alle Störungen der Planeten periodisch in bestimmten Grenzen enthalten sind, und diese Unregelmäßigkeiten einander selbst compensiren; das Planetensystem ist also bestehend, bleibend.

aller Güte, Glückseligkeit, Sicherheit und Ordnung.[1] Wüßte ich
(113) ein schöneres Bild derselben aus dem Alterthum; die Nemesis sollte
dieser höheren Adrastea sogleich ihren Platz einräumen.

94 Philolaus. Das war also[2] das Goldstück, das Sie mir in
dem Knoten versprachen, den uns Spinoza mit seiner innern Nothwendigkeit der Natur Gottes geknüpft hat;[3] aber, Theophron,
der Knote ist noch nicht gelöset. Wie hart redet er gegen alle Absichten Gottes in der Schöpfung! Wie bestimmt spricht er Gott
den Verstand und Willen ab, und leitet alles, was da ist, blos
(114) und allein aus seiner unendlichen Macht ab, die er nicht nur über
Verstand und Absichten setzt, sondern auch völlig von denselben trennet.[4] Sie wissen, m. Fr., daß diese Sätze unserm Philosophen die härtesten Gegner zugezogen haben;[5] selbst Leibnitz, der den Spinoza sehr ehrte, hat sich in seiner Theodicee aufs bestimmtste gegen sie erkläret.[6] Wenn Sie diese so beleidigenden Sätze mit der gesunden Vernunft oder[7] mit dem in Manchem andern so vor-

---

1) Ordnung.*

*) Die hieher gehörigen astronomischen Abhandlungen von la Grange und la Place stehen in den Denkschriften der Berliner und Pariser Akademie. Des Newtons unsrer Zeit, Pierre Simon la Place Exposition du Système du monde, die seitdem (1796.) erschienen, ist eine Himmelscharte dieser weisen ewigen Gesetze des Weltalls. Anmerk. der zweiten Ausgabe.

2) Das also war

3) der Natur Gottes, die uns offenbart, ja in und um uns wesentlich ausgedrückt sei in allen höchsten Naturgesetzen, geknüpft hat?

4) sondern auch von denselben trennet und unterscheidet.*

*) „Der wirkende Verstand (intellectus actu) sei er endlich oder unendlich, muß „wie Wille, Liebe, Begierde zur abgeleiteten, nicht zur hervorbringenden Natur gezählt „werden." Prop. 31. „Die Natur hat keinen vorgesetzten Endzweck; alle Endursachen sind „Dichtungen der Menschen." Prop. 36. append. u. f.

5) die eifrigsten Gegner zugezogen haben;*

*) S. Br. 24. 25. u. f.

6) der den Spinoza ehren mußte, hat sich in seiner Theodicee und sonst aufs bestimmtste gegen sie erkläret.*

*) S. im Register seiner Opp. den Namen Spinoza.

7) „mit — oder" fehlt.

treflichen System des Spinoza vereinigen können, so wünsche ich (115)
mir selbst die Nemesis zu seyn, die Ihnen den Zweig reiche.

Theophron. Ich wünsche ihn nur aus der Hand der Wahr- 95
heit: denn ich kann klar beweisen, Theils, daß Spinoza sich selbst in diesen Sätzen nicht völlig verstanden, weil sie Folgen der bösen Cartesischen Erklärungen sind, die er in sein System nahm und seiner Zeit gemäß nehmen mußte; Theils daß man ihn noch viel falscher verstanden hat, als er sich dunkel ausdruckte.[1] Räumen wir aber jene Irrthümer des Cartesius weg und erklären des Spinoza Sätze blos der Grundidee zufolge,[2] auf welche er sein eignes[3] System bauete: so hellen sie sich auf; die Nebel ziehen hinweg und Spinoza gewinnt, wie mich dünkt, selbst einen Schritt vor Leibnitz voraus, der vorsichtig, aber in diesem Stück vielleicht zu-vorsichtig auf ihn folgte.[4]

Philolaus. Ich bin sehr neugierig.

Theophron. Zuerst läugne ichs völlig, daß Spinoza Gott (116)
zu einem Gedankenlosen Wesen dichte; schwerlich kann es einen
Irrthum geben, der seinem System mehr zuwider liefe, als dieser. 96
Das Wesen Gottes ist bei ihm durchaus Wirklichkeit und Spinoza war selbst zu sehr ein Denker um nicht die Realität auch dieser Vollkommenheit, der höchsten, die wir kennen, innig zu schätzen und zu fühlen. Sein höchstes Wesen also, das alle Vollkommenheit auf die vollkommenste Weise besitzet, kann der vorzüglichsten derselben, des Denkens, nicht ermangeln: denn wie wären sonst Gedanken[5]

---

1) Theils, daß Spinoza auch in diesen Sätzen nur deßhalb anstößig ist, weil er in der Cartesischen Sprache sprach, und auf das bestimmteste in ihr sprechen wollte; Theils, daß man ihn noch viel härter verstanden hat, als er sich hart ausdruckte.

2) Setzen wir jene Ausdrücke des Cartesianismus in andre uns geläufigere um, und erklären des Spinoza Sätze der reinen Grundidee zufolge,

3) ganzes

4) zu vorsichtig, also auch nicht gnugthuend auf ihn folgte.

5) sonst, da Alles nur durch Ihn und in Ihm ist, Gedanken

und Vorstellungsarten in eingeschränkten, denkenden Geschöpfen?
die, nach Spinoza's System allesammt ja nur Darstellungen und
reale Folgen jenes höchstrealen Daseyns sind, das, nach seiner Er-
klärung, allein den Namen eines Selbstbestehenden verdienet. In
(117) Gott ist also, wie er deutlich sagt,[1] unter unendlichen Eigenschaften
auch die Vollkommenheit eines unendlichen Denkens, die Spinoza
(118) nur[2] deßwegen vom Verstande und den Vorstellungsweisen einge-
97 schränkter Wesen unterscheidet, um jene als Einzig in ihrer Art
und ganz unvergleichbar[3] mit diesen zu bezeichnen. Sie werden
(119) sein Gleichniß bemerkt haben, daß sich die Gedanken Gottes zu

---

1) wie er oft und deutlich sagt,*

*) „Je mehr Realität oder Wirklichkeit ein Ding besitzt, desto mehr Attribute
„kommen ihm zu.“ (Prop. 9.) „Gott, das selbstständige Wesen, bestehend in unendlichen
„Attributen, deren Jedes sein unendliches ewiges Wesen ausdrückt, existirt nothwendig.“
(Prop. 11.) „Aus der Nothwendigkeit der göttlichen Natur muß Unendliches auf unend-
„liche Weisen, d. i. Alles, dessen ein unendlicher Verstand fähig ist, (quae sub intellec-
„tum infinitum cadere possunt) folgen.“ (Prop. 16.) „Gottes Verstand ist die Ursache
„der Dinge, sowohl ihrer Existenz als ihrem Wesen nach; er ist also vom Verstande aller
„Dinge wesentlich unterschieden.“ (Prop. 18. Schol.) „Gottes Existenz und Wesen ist
„Eins und Dasselbe.“ (Prop. 20.) „Auf keine andre Weise, in keiner andern Ordnung
„haben die Dinge hervorgebracht werden können, als sie hervorgebracht sind; mithin in
(118) „der größesten Vollkommenheit, weil sie aus der vollkommensten Natur nothwendig folgen.
„Niemand kann uns überreden, zu glauben, daß Gott nicht Alles, was in seinem Ver-
„stande ist, in der Vollkommenheit, wie er es erkennet, schaffen wolle.“ (Propos. 33.
Schol. 2.) „Gedanke ist ein Attribut Gottes, Eins seiner unendlichen Attribute, das
„sein ewiges unendliches Wesen ausdrückt.“ (P. II. Prop. 1.) „In Gott ist nothwendig
„eine Idee, sowohl seines Wesens, als alles dessen, was aus seinem Wesen nothwendig
„folgt. Der Pöbel versteht unter Gottes Macht eine freie Willkühr, wir haben aber ge-
„zeigt, daß Gott mit derselben Nothwendigkeit handle, mit der er sich selbst erkennet,
(119) „(seipsum intelligit) d. i. wie es aus der Nothwendigkeit der göttlichen Natur folgt, daß
„Gott sich selbst erkenne, so folgt auch aus ihr, daß Gott Unendliches auf unendliche
„Weise wirke.“ (Prop. 3. Schol.) „Die Idee Gottes, aus welcher Unendliches auf un-
„endliche Weise folgt, kann nur Eine seyn: denn ein unendlicher Verstand begreift nichts
„in sich, als Gottes Attribute und Affectionen.“ (Prop. 4.) „Die Ordnung und Ver-
„bindung seiner Ideen ist die Ordnung und Verbindung der Sachen selbst.“ (Prop. 7.)
„Was irgend vom unendlichen Verstande gedacht werden kann, als constituirend des
„Selbstbestehenden Wesen, das alles gehört zum Einzigen Selbstständigen.“, u. f.
(Prop. 7. Schol.)

2) eben nur

3) Wesen streng' unterscheidet, um jene als Ursprünglich, Absolut und
Einzig in ihrer Art, ganz unvergleichbar

menschlichen Vorstellungsarten wohl kaum anders verhalten könnten, als das Gestirn am Himmel, das man den Hund nennt, zu einem irrdischen Hunde.

Philolaus. Das Gleichniß hat mich mehr betroffen als belehret.

Theophron. Es sollte auch nicht belehren und wir werden (120)
bald sehen, daß ihm der Vergleichungspunkt wirklich fehlet. Soviel zeigets indessen an, daß [1] Spinoza auch hier lieber zu scharf griff und sich zu hart ausdrückte, als daß Er, ein Eifrer für den würdigsten, höchsten Begriff Gottes, [2] diesen zu irgend einer schwachen Vergleichung mit einzelnen Erscheinungen der Schöpfung erniedrigen ließe. [3] Daß aber [4] alle reine, wahre, vollständige Erkenntniß in unsrer [5]
Seele gleichsam nur eine Formel des göttlichen Erkennens 98
sei; das, getraue ich mir zu sagen, hat niemand stärker behauptet, als Spinoza, Er, der die Natur des Göttlichen im Menschen einzig nur in diese reine, lebendige [6] Erkenntniß Gottes, seiner Eigenschaften und Wirkungen setzte.

Philolaus. Eben aber deßwegen, m. Fr. Sollte sein [7] unendlich-denkendes Wesen nicht blos ein gesammleter Name aller der Verstandes- und Denkkräfte seyn, die in einzelnen Geschöpfen (121)
allein wirklich sind und leben? [8]

Theophron. Gott also wäre ein gesammleter Name? [9] das wirklichste Wesen ein Unding, der Schatte in der Vorstellungsart einzelner Menschen? oder vielmehr ein bloßes Wort, der Schall eines Namens? Der höchst-Lebendige also ein Todter, der All-

1) Belehren sollte es auch nicht; aber scharf unterscheiden. Es zeigt, daß

2) Begriff von Gott,

3) Vergleichung mit Verstandesbegriffen oder Kräften, denen die verständlichen Dinge vorliegen müssen, erniedrigen wollte.

4) „aber“ fehlt. 5) auch in unsrer

6) in diese, Gott gleichsam ähnliche, reine, lebendige

7) Philolaus. Wie aber? sollte Spinoza's

8) denken? 9) Gott ein gesammleter Name?

wirksame die letzte[1] stumpfste Wirkung menschlicher Kräfte? Philolaus, wenn Sie das aus eigner Empfindung[2] dem Spinoza zu-
99 schreiben und das völligste Gegentheil seines Systems zu seinem System machen können: [3]so thut's mir leid, daß ich Ihnen sein Buch gegeben und mit Ihnen Ein Wort über ihn gewechselt habe. Verzeihen Sie mir meine offne Wahrheit: denn ich kann mir nicht einbilden, daß solche Sie treffe, da Sie den auch in seinen Fehlern wenigstens zusammenhangenden Weltweisen unmöglich von Blatt zu Blatt und von Ende zu Ende so mißverstehen konnten. Sie sprachen wahrscheinlich aus dem Munde eines seiner Gegner im vorigen Jahrhundert; ob Sie gleich auch das nicht hätten thun dürfen.

(122) Philolaus. Eifern Sie nicht; im Gespräch führt man bisweilen auch eine fremde Meinung ein, wenn sie[4] der Materie forthilft und sie durch Gegensätze erläutert. Für mich selbst[5] bin ich über Spinoza's Meinung hierüber durchaus nicht zweifelhaft gewesen, seitdem ich seine Ethik gelesen habe.[6] Wie eifert er gegen
100 die, die Gott zu einem abstracten, todten Consectarium der Welt machen wollen! da dieses Einzige Wesen bei ihm die Ursache alles Seyns und Denkens, mithin auch unsrer Vernunft, jeder Wahrheit und jeder Verbindung von Wahrheiten ist! Wie hoch hält er eine vollständige und vollkommene Idee![7] Sie ist ihm die Erkenntniß des ewigen,[8] göttlichen Wesens; göttlich auch darinn, daß sie sich

---

1) der Allwirksame ein Nichts, die letzte 2) Meinung

3) Doch das können Sie nicht. Unmöglich, daß Sie den auch in seinen Behauptungen wenigstens zusammenhangenden Weltweisen von Blatt zu Blatt, von Anfang zu Ende so mißverstehen konnten. Wahrscheinlich sprachen Sie aus dem Munde seiner Gegner im vorigen Jahrhundert —
Philolaus. Eifern Sie u. s. w.

4) auch einen fremden Gast ein, wenn er

5) „selbst" fehlt. 6) „habe" fehlt.

7) Idee!*

*) Zeuge dessen ist Spinoza's ganze Ethik.

8) die Erkenntniß der Gesetze der Natur, in ihnen des ewigen,

die Dinge nicht zufällig, sondern als nothwendig unter einem Bilde
der Ewigkeit vorstellet[1] und eben dieser innern Nothwendigkeit wegen (123)
ihrer selbst[2] so gewiß ist, wie Gott derselben gewiß seyn kann.
Höher hat kein Sterblicher das Wesen des menschlichen Gemüths,
das Kraft seiner Natur Wahrheit erkennet und solche als Wahrheit
liebt, gehoben, als dieser Spinoza; und Er sollte[3] seinen Gott,
den Ursprung, Gegenstand und Inbegriff aller Erkenntniß blind[4]
wie einen Polyphemus gedichtet haben? Beinah schäme ich mich
selbst vor dem Geist des Mannes, daß ich diesen Antipoden-Vor-
wurf gegen ihn anführte.[5]

Theophron. Wohlan also, eine unendliche, ursprüngliche 101
Denkkraft, der Urquell aller Gedanken[6] ist nach Spinoza Gott-we-
sentlich; über die unendliche Wirkungskraft in ihm haben wir,
diesem System nach, nicht zu zweifeln.

Philolaus. Nein: denn nach Spinoza ist Verstand[7] und
Wille sogar Eins. D. i. in unsrer lindern Sprache, ein Verstand, (124)
der das Beste einsieht, muß auch das Beste wollen und wenn er
die Kraft dazu hat, es wirken. An der unendlichen Macht seines
Gottes aber ist nicht zu zweifeln, da er eben dieser Macht alles
unterwirft und von ihr alles herleitet.[8]

Theophron. Was fehlt ihm also,[9] daß er die unendliche
Denk- und Wirkungskraft nicht verband und in dieser Verbindung

---

1) daß sie die Dinge .... denket,

2) „selbst" fehlt.

3) Höher läßt sich das Wesen .... liebt, schwerlich heben; und Er, der das Denken so hoch erhob, sollte

4) Gedankenlos, blind

5) gegen ihn auch nur beiläufig anführte.

6) „der — Gedanken" fehlt.

7) Nein: denn auch in der entsprungenen Natur ist nach Spinoza Verstand

8) da eben diese Macht, d. i. Wirklichkeit und Wirksamkeit ihm das ist, woher er Alles leitet.

9) Was, meinen Sie, hinderte ihn also,

das nicht deutlicher ausdruckte, was er in ihr nothwendig finden mußte, nämlich: daß[1] die höchste Macht nothwendig auch die
102 weiseste Macht, d. i.[2] eine nach innern ewigen Gesetzen geordnete, unendliche Güte sei? Denn eine ungeordnete, Regellose, blinde Macht ist ja nie die höchste: nie kann sie das Vorbild und der Inbegriff aller der Ordnung, Weisheit und Regel-
(125) mäßigkeit[3] seyn, die wir, obgleich eingeschränkte[4] Wesen, nach ewigen Gesetzen in der Schöpfung bemerken; wenn sie selbst diese Gesetze nicht kennet, und solche nicht als ihre ewige, innere Natur ausübet. Von einer geordneten müßte die blinde Macht nothwendig übertroffen werden und könnte also nicht Gott seyn. — Woher daß Spinoza hier so in der Dunkelheit blieb und die zusammenhangende Stärke seines eignen Systems nicht erkannte?[5]

Philolaus. Jetzt merke ichs, Theophron, und ich danke Ihnen, daß Sie mir auf den Weg geholfen haben; es ist immer noch jene falsche Cartesische Erklärung, die ihm auch hier sein eigenes Licht verbaute. Gedanke und Ausdehnung stehen ihm
103 nämlich als zwei unberührbare Dinge entgegen;[6] der Gedanke kann nicht durch die Ausdehnung, die Ausdehnung nicht durch den Gedanken begränzt werden. Da er nun beide als Eigenschaften Gottes, eines untheilbaren Wesens annahm und keine durch die andre zu erklären wagte: so mußte er ein Drittes annehmen, unter welches
(126) sich beide fügten und das nannte er Macht.[7] Hätte er den Begriff von Macht, wie den Begriff der Materie entwickelt: so müßte

---

1) nämlich: (nach unsrer Weise zu reden) daß 2) mithin

3) der Inbegriff aller der innern Wahrheit und Regelmäßigkeit

4) obgleich so eingeschränkte 5) „Woher — erkannte?“ fehlt.

6) Philolaus. Ich danke Ihnen, daß Sie mir auf Einmal den Schleier zerreißen, der mir, nicht Spinoza das Licht nahm. In der Cartesischen Terminologie standen Gedanke und Ausdehnung ihm als zwei aus einander unerklärliche Attribute entgegen;

7) fügten, und das war — was konnte es anders seyn? als Macht d. i. wirkliche Wirksamkeit, wirksames Daseyn!

er bei diesem nothwendig und selbst seinem System zufolge, auf den Begriff von Kräften gekommen seyn, die eben sowohl in der Materie, als in Organen des Denkens wirken; mithin hätte er auch in jenem, Macht und Gedanken als Kräfte, d. i. als Eins betrachtet. Auch der Gedanke ist Macht und zwar die vollkommenste, schlechterdings unendliche Macht, eben dadurch, daß er alles ist und hat, was zur unendlichen, in sich selbst gegründeten Macht gehöret.[1] Der Knoten ist also gelöset und das Gold in demselben 104
liegt vor mir. Die ewige Urkraft, die Kraft aller Kräfte ist nur Eine und in jeder Eigenschaft derselben, wie solche unser schwache Verstand[2] auch theilen möge, ist sie gleich unendlich. Nach ewigen Gesetzen seines Wesens denkt, wirkt und ist Gott das Vollkommenste auf jede von ihm allein denkbare, d. i. die vollkommenste Weise. (127)
Nicht weise sind seine Gedanken; sondern die Weisheit: nicht gut allein sind seine Wirkungen, sondern die Güte: und das alles nicht aus Zwang, nicht aus Willkühr, als ob auch das Gegentheil statt haben könnte, sondern aus seiner innern, ewigen, ihm wesentlichen Natur; aus ursprünglicher, vollkommenster Güte und Wahrheit.[3]

Jetzt sehe ich auch, m. Fr., warum Spinoza so sehr gegen die Absichten[4] ist und dem Anschein nach hart gegen sie redet. Sie sind ihm Willkührlichkeiten und Velleitäten, die der Künstler[5] gewollt, aber auch nicht gewollt haben könnte. Was Gott wirkte,

---

1) Der Begriff von Macht, wie der Begriff der Materie und des Denkens — entwickelt, fallen Alle Drei, diesem System selbst zufolge, in einander, d. i. in den Begriff einer Urkraft, die eben sowohl in der Materie, als dem Organ der Begriffe, als im Denken selbst unendlich wirket. Auch Macht und Gedanke werden hiemit Eins: denn der Gedanke ist Macht, und zwar die vollkommenste, schlechterdings unendliche Macht, eben dadurch, daß er alles in sich ist und hat, was zur unendlichen, in sich selbst gegründeten, sich selbst ausdrückenden Macht gehöret.

2) unser Verstand 3) Güte, d. i. Thätigkeit und Wahrheit.

4) „End-Absichten"

5) Sie sind ihm schwache Ueberlegungen und Vorstellungsarten, Willkührlichkeiten und Velleitäten, die z. B. der Künstler

105 darüber durfte er nicht erst berathschlagen[1] und wählen; die Wirkung floß aus der Natur des vollkommensten Wesens: sie war einzig und außer ihr nichts anders möglich.

(128) Jetzt erinnere ich mich auch der vielen Anthropopathieen selbst in Leibnitz vortrefflicher Theodicee, die mir nie recht zu Herzen wollten,[2] ob ich damals gleich an ihre Stelle nichts bessers zu setzen wußte, weil ich vor der blinden Nothwendigkeit zurückbebte. Ich bemerke anjetzt,[3] daß meine Furcht vergebens war und daß man keine blinde Nothwendigkeit nöthig habe, um jene Lichtvolle, denkende[4] Nothwendigkeit zu verehren, die durch die Natur ihres Wesens ist und durch die Natur ihres Wesens wirket.[5] Ist Ihnen[6] die Theodicee zur Hand, Theophron?

Theophron. In mehr als Einer Sprache; aber ich will Ihnen eine kürzere Theodicee von einem unsrer beliebtesten Dichter geben. Lesen Sie diese Strophen:[7]

106 Philolaus.

Die Risse liegen aufgeschlagen,
Die, als die Gottheit schuf, vor ihrem Auge lagen:
(129) Das Reich des Möglichen steigt aus gewohnter Nacht;
Die Welt verändert sich mit immer neuer Pracht,
Nach tausend lockenden Entwürfen,
Die Eines Winks zu schnellem Seyn bedürfen.
Doch Dämmerung und kalte Schatten
Gehn über Welten auf, die mich entzücket hatten;
Der Schöpfer wählt sie nicht: er wählet unsre Welt
Der Ungeheuer Sitz —

---

1) rathschlagen

2) Jetzt weiß ich, warum die vielen Anthropopathien .... mir nie recht zum Herzen wollten,

3) jetzt 4) wirkende 5) ist und denkt und will und wirket.

6) Haben Sie

7) Sprache; hier aber eine kürzere Theodicee von einem unsrer beliebtesten Dichter.*

*) Uz lyrische Gedichte, Theodicee.

Lassen Sie mich nicht weiter lesen; ich weiß, wo das Alles
hinausgeht.[1] Es ist die treue Theodicee des Leibnitz in schönen
Versen; aber wie mich dünkt, ohne philosophische Gotteswürdige 107
reine Wahrheit.[2] Vor Gott lagen keine Risse aufgeschlagen; er saß
nicht wie ein grübelnder Künstler, der sich den Kopf zerbrach, ent-
warf, verglich, verwarf, wählte. Kein Reich des Möglichen ist (130)
ohne und außer Gott da:[3] denn wenn Ers nicht schaffen wollte,
nicht schaffen konnte: so war es nicht möglich. Keine Welt, ge-
schweige tausend Welten nach lockenden Entwürfen, die nur eines
Winks zu ihrem Daseyn bedurft hätten und die Gott doch nicht
wählte, konnten je ein Gedanke Gottes werden. Er spielte nicht
mit Welten, wie Kinder mit Seifenblasen spielen, bis ihm Eine
gefiel und er sie vorzog. Waren tausend andre außer dieser mög-
lich: so konnte ein größerer Gott sie erschaffen und der schwächere,
mühsam-überlegende war kein Gott.[4]

Theophron. Lesen Sie weiter.

Philolaus.[5] (131)

Eh' ihn die Morgensterne lobten 108
und auf sein schaffend Wort des Chaos Tiefen tobten,
erkor der Weiseste den ausgeführten Plan.

Die schönen Verse sagen nur[6] dasselbe. Der Weiseste erkor nicht:

---

1) „Lassen — hinausgeht.“ fehlt.

2) Theodicee des Leibnitz, schön versificiret; doch aber, wie mich dünkt, vom Philosophen gedacht auf Kosten rein-philosophischer Gotteswürdiger Wahrheit.

3) ist außer der Macht und dem Willen des Unendlichen da:

4) erschaffen; der schwächere, mühsam-überlegende ward von ihm überwunden und war nicht Gott —

5) Theophron. Bemerkten Sie es? Eben dies sagt Spinoza.*
Philolaus. Ich bemerkte es wohl und lese weiter.

*) „Da in dem Ewigen es weder ein Wenn, noch ein Vorher und Nachher
giebt, so folgt aus der bloßen Vollkommenheit Gottes, daß er ein Andres beschließen,
als er beschlossen hat, weder könne noch gekonnt habe. Vor seinen Beschlüssen war es (131)
nicht, noch ohne Dieselbe. Aenderte er Diese, so würde er seinen Verstand und Willen
ändern, d. i. ein andrer Gott seyn.“ (Prop. 33. Schol. 2.)

6) „nur“ fehlt.

denn es bedurfte keiner Wahl,[1] wo es keiner vorgängigen, zweifelnden Ueberlegung bedurfte. Alle diese Gedankenreihen, diese Plane, diese wechselnden Entwürfe sind mit der vollkommensten Natur des ewigen[2] unveränderlichen Geistes unvereinbar. Sie gehören zu jener tauben und stummen Ewigkeit,[3] die der müßige Gott

(132) — — — einst einsam durchgedacht,
bis dann er und nicht eh die ganze[4] Welt gemacht,

über welche[5] wir schon Eins sind. Mich wundert, wie der große, strenge Denker[6] Leibnitz dergleichen Anthropopathieen Raum geben konnte.

109 Theophron. Darüber wundern Sie sich nicht. Er gab ihnen in einem popularen Buch, seiner Theodicee, Raum und Sie wissen, wozu die populare Vorstellungsart oft verleitet. Die vielen und scheinbaren Einwürfe Bayle's zwangen ihn seine Gegengründe auch glänzend zu machen[7] und sie auf alle Seiten zu wenden; daher denn die Anthropopathieen, ja oft beinah ein fortgesetzter Anthropomorphismus, den ich für mich zwar aus diesem schönen Buch hinwegwünschte; der aber doch für Leibnitzens Zeiten vielleicht nöthig war.[8] Schade nur, daß seine Nachfolger nicht immer unter-
(133) schieden, was bei ihm blos Einkleidung, popularer Ausdruck seyn sollte[9] und was strenge zu seinem System gehöret. So hat man z. B. den Spinoza lange[10] durch Unterscheidung der Welt „außer Gott und in Gott" widerlegen wollen. „In Gott sei die Welt ewig als Idee" d. i. als Seifenblase gewesen, mit welcher er in der Einbildung spielte; er ergötzte sich an ihr und brütete große,

---

1) „denn — Wahl," fehlt. 2) unendlichen,
3) Sie gehören in jene taube und stumme Ewigkeit,
4) „Bis dann erst und nicht eh' er eine Welt gemacht,"
5) worüber 6) „der — Denker" fehlt.
7) seine Gegengründe behutsam vorzutragen,
8) daher dann die Anthropopathieen, ja beinah durchgängig ein fortgesetzter feiner Anthropomorphismus, den auch ich zwar für mich . . . . hinwegwünschte; der aber für Leibnitzens Zeiten zu seinem Zweck nöthig war.
9) was . . . Einkleidung oder Accommodation war,
10) z. B. auch den Spinoza lange und oft

große Ewigkeiten hindurch das ungebohrne Ei aus. Jetzt kam die Zeit 110
(denken Sie sich in der Ewigkeit des müßigen Gottes die lange,
lange Zeit) und nun beschloß er zu schaffen. Plötzlich trat die
Welt aus Gott heraus, sie, die so lange in ihm gewesen war und
jetzt ist sie immer außer demselben; Er gleichfalls außer der Welt;
er hat im großen Nichts der uralten, müßigen Ewigkeit sein
Räumchen, wo er sich selbst betrachtet und ewig nachsinnt.[1] Ich
gestehe es, Epikurs Götter sind mir leidlicher, als dies müßige,
melancholische Wesen, durch welches man frisch und frei den Spi- (134)
noza zu widerlegen glaubte. Leibnitz ist an diesem Unsinn[2] nicht
Schuld, als sofern er als ein dichterischer Kopf auch bei strengen
Wahrheiten die[3] Einkleidung, d. i. Bilder, Gleichnisse, Allegorieen,
Anthropopathieen u. s.[4] nie verschmähte.

Philolaus. Desto schlimmer für seine Nachfolger: denn Ein Theil
dieses Wortkrams ist jetzt bei vielen als strenge Philosophie geheiligt. 111

Theophron. Bei Vielen, aber gewiß nicht bei Allen. Der mittelmäßige Kopf bleibt mittelmäßig, er möge dem Leibnitz oder dem Spinoza folgen; der bessere denkt überall selbst und nutzt von jedem seiner Vorgänger das Beste. So machte es Leibnitz mit Des-Cartes, den Alten und selbst mit Spinoza: er hatte auch ihn gelesen und genutzt.

Philolaus. Gegen die Nothwendigkeit des Spinoza aber hat er sich doch stark erkläret.[5]

---

1) Er außer der Weit. Im großen Nichts der . . Ewigkeit hat er sein Räumchen, wo er . . betrachtet, und wahrscheinlich über das Project einer andern Welt nachsinnt.

2) an diesen Unbegriffen 3) „die" fehlt.

4) Anthropopathieen und bei anstößig scheinenden Wahrheiten das Bequemen zu fremden Begriffen

5) Philolaus. Desto schlimmer für seine Nachfolger: denn da sie den Kern von der Schale nicht sonderten, so hieß ihnen Leibnitzianismus, was bei Leibnitz selbst nur einkleidende Dichtung oder Accommodation war. — Gegen die Nothwendigkeit des Spinoza indessen hat er sich stark erkläret.

Theophron. In einer popularen Theodicee mußte ers thun,
weil es hier nicht sein Zweck war,[1] den Spinoza sanft zurechtzu-
rücken, wie ers in einer andern vortreflichen Schrift mit Locke ge-
(135) than hat,[a] sondern sein eigenes System von Spinoza's scharf zu
unterscheiden.

112 Philolaus. Und dies eigne System[2] war —

Theophron. Das System der moralischen Nothwendigkeit
in Gott, nach welchem er das Beste aus Convenienz wählte.

Philolaus. Und wie ist die moralische Nothwendigkeit von
unsrer Nothwendigkeit, die ich die wesentliche, innere, göttliche
Nothwendigkeit nennen will,[3] unterschieden? Gott muß das
Beste, nicht durch eine schwache Willkühr, sondern seiner Natur nach,
ohne langsame Vergleichung mit dem Schlechtern, das ohne ihn[4]
ein Nichts ist, vollständig einsehen und wirken. Auch im System
(136) des Spinoza ist von einer physischen Nothwendigkeit, sofern diese
einen blinden äußern Zwang bedeutet, gar nicht die Rede; gegen
113 sie streitet Spinoza aus vollen Kräften.[5] Sittengesetze von außen
aber kennet Gott nicht —

Theophron. An die dachte auch Leibnitz nicht, da er das
Wort „moralische Nothwendigkeit" wählte; er setzte sie blos

---

a) Oeuvr. Philosophiques de Leibnitz publ. p. Raspe. Amst. 1765. beinahe die lehrreichste unter Leibnitzens Schriften, von dem übrigens jede Zeile lehrreich ist.

1) In einer popularen Theodicee, in der es nicht sein Zweck war,

2) System Leibnitzens

3) von der Nothwendigkeit, die wir .... nennen wollen,

4) das an sich

5) ist von einem physischen, d. i. blinden äußern Zwange gar nicht die Rede; gegen ihn streitet er aus vollen Kräften.*

* „Keineswegs unterwerfe ich Gott einem Fatum, sondern ich denke mir, daß aus der Natur Gottes alles so nothwendig folge, wie jeder es sich aus der Natur Gottes folgend denkt, daß Gott sich selbst erkennet. Beim letzten leugnet niemand, daß es aus der göttlichen Natur nothwendig folge, und doch denkt sich dabei niemand, daß Gott von einem Schicksal gezwungen sich selbst erkenne; er erkennet sich frei, und doch nothwendig." Br. 23. Opp. posth. p. 453.

der physischen d. i. der blinden Macht oder dem äußern Zwange entgegen und stieß sich in Ansehung der Ersten an die harten Ausdrücke des Spinoza. Die Leibnitzen also den blinden Fatalismus (137) zuschreiben, thun ihm, wie mich dünkt, Unrecht: er hat sich gegen Clarke darüber bündig erkläret und[1] selbst seine moralische Nothwendigkeit in Gott hat er ja,[2] so viel er konnte, durch Anthropopathieen eines Entwurfs, einer Wahl, der Convenienz u. s. gemildert.

Philolaus. Mich dünkt, lieber Theophron, die Strafe dieser Milderung ist dem Fehler selbst auf dem Fuße nachgefolget. Schon Leibnitz mußte sich bei seiner göttlichen Wahl, nach welcher er das Beste nach Convenienz wählet, gar oft auf göttliche Absichten be- 114 ziehen, die nur Gott wüßte,[3] die wir aber[4] als gut annehmen, eben weil sie Gott wählte, sonst würde er sie nicht gewählt haben u. s.

Theophron. Das hat[5] er freilich.

Philolaus. Und welcher Sterbliche wirds nicht thun müssen? sobald er von der innern Nothwendigkeit, die durch sich selbst Güte ist, den Blick wegwendet und einzelne, äußere[6] Absichten Gottes nach Convenienz errathen will. Unvermuthet sinkt er in ein Meer erdichteter Endzwecke, die er bewundert oder vermuthet, bei welchen (138) er aber den Grund der ganzen Erscheinung, die innere Natur der Sache selbst zu erforschen gar leicht aufgiebt.[7] Welche Menge Theodiceen, Teleologieen, Physiko-Theologieen sind auf Leibnitzens schönes Buch gefolgt,[8] die aus Convenienz dem höchsten Wesen oft nicht nur sehr eingeschränkte, kleine,[9] schwache Absichten unterschoben,

1) „Die Leibnitzen — und" fehlt. 2) „ja" fehlt.

3) Philolaus. Ob Bayle nichts darauf zu antworten gehabt hätte, ist eine Frage. Leibnitz mußte sich bei jener Wahl, in welcher Gott das Beste nach Convenienz wählet, auf Absichten beziehen, die nur Gott wisse,

4) „aber" fehlt. 5) mußte 6) „äußere" fehlt.

7) bei welchen er . . . . die innere Natur der Sache, nach unwandelbar-ewigen Gesetzen, zu erforschen leicht aufgiebt.

8) sind auf diese Convenienz errichtet, 9) „kleine," fehlt.

115 sondern meistens auch darauf[1] hinausgingen, alles zur Willkühr Gottes zu machen, die Kette[2] der Natur zu zerreißen und[3] ein paar Gegenstände in derselben[4] so zu isoliren, daß eben an dieser und jener Stelle ein elektrischer Funke willkührlicher göttlicher Absicht fahre.[5] Ich gestehe, das ist meine Philosophie nicht.

Theophron. Und welches ist die Ihre,[6] Philolaus?

Philolaus. Sich um die innere Natur der Dinge zu be-
(139) kümmern,[7] wie sie dasind. Bedingt ist das Daseyn der Welt, daran zweifelt niemand: denn eine Wirkung ist nur durch ihre Ursache, nicht durch sich selber. Da aber die Welt einmal da ist, wie sie auch entstanden seyn möge und nicht etwa nur hie und da Spuren von Weisheit[8] und Güte zeigt, wie man gemeiniglich redet; sondern in jedem Punkt, im Wesen jedes Dinges und seiner Eigen-
116 schaften, wenn ich so sagen darf, den ganzen Gott offenbaret, wie er nämlich in dieser Hülle,[9] in diesem Punkt des Raumes und der Zeit sichtbar und energisch werden konnte; welche Kindheit wäre es, allein und immer zu fragen: warum und zu welchen geheimen Absichten er sich denn wohl also[10] geoffenbaret haben möge? statt der nothwendigern und schönern Untersuchung: was es denn eigentlich sei, das sich und welchergestalt es sich offenbare? d. i. welche Kräfte der Natur und nach welchen Gesetzen sie in diesem oder jenem Organ wirken?[11]

(140) Theophron. Fahren Sie fort, Philolaus.

---

1) sondern zuletzt darauf

2) die goldne Kette 3) um

4) in ihr 5) erscheine.

6) die Ihrige,

7) Um die Gesetze der Natur, um die innere Natur der Dinge mich zu bekümmern,

8) Spuren von Macht, Weisheit 9) in diesem Symbol,

10) wohl hier also, dort also

11) nach welchen Gesetzen sie, nicht nur in diesem oder jenem Organ, sondern allenthalben organisch, wirken.

Philolaus. Wir nennen die Welt, weil sie eine Wirkung und voll Wirkungen ist, zufällig; der Ausdruck ist unpassend und selbst der Sprache zuwider. Die Wirkung des höchsten Verstandes, der nach nothwendigen innern Gesetzen seines Wesens,[1] mithin der vollkommensten Güte und Weisheit wirket, ist nicht Zufall, so wenig 117
der Verstand Gottes selbst zufällig=weise,[2] zufällig=gut ist. Er schuf das Mögliche und einem unendlichen Verstande mit einer unendlichen Macht begleitet, ist alles Mögliche möglich.[3] Dies alles nun ist, wie wirs nennen, durch Raum und Zeit d. i. durch Ordnung[4] verbunden: jedes hervorgebrachte Ding ist durch die vollkommenste Individualität bestimmt und mit ihr umschränket: weder im Ganzen der Welt, noch in ihrem kleinsten Theile ist also Zufall. Außer dem, was der allmächtig=wirkende Geist möglich fand, ist jede Möglichkeit ein Traum, so wie es außer dem Raume keinen Raum, (141)
außer der Zeit keine Zeit giebt. Alles dies sind leere Phantome der Einbildungskraft, Worte, die ein Traum zusammensetzte, und in denen nur ein Traum Anschauungen wähnet.

Keinen Augenblick also ruhete der Schöpfer: denn in der Ewigkeit Gottes giebts keine Augenblicke und der wesentlich=Wirksame ruhete nie. Deßhalb aber ist die Welt nicht wie Gott ewig: denn 118
sie ist nur[5] eine Verbindung von Dingen der Zeit. Jeder Augenblick der Zeitenfolge also, ja die ganze Zeitenfolge selbst ist mit der absoluten Ewigkeit Gottes unvergleichbar. Alle Dinge der Zeitenfolge sind bedingt, sind abhängig von einander und von der Ursache,[6] die sie hervorbrachte; keins derselben ist also mit dem Daseyn Gottes zu vergleichen. Was die Zeit für die Folge ist: ist der Raum für die Coexistenz. Gott ist durch keinen Raum

---

1) Die Wirkung der höchsten Macht, die nach . . Gesetzen ihres Wesens,

2) der Verstand Gottes (das Wort im rechten Sinne gebraucht) zufällig=weise,

3) und einer unendlichen Macht ist alles Mögliche möglich.

4) durch wesentliche Ordnung   5) „nur" fehlt.

6) sind abhängig von einander, ganz abhängig endlich von der Ursache,

(142) ausmeßbar, weil er mit keinem Dinge als Seines Gleichen coexsistirt;
er ist aber die ewige, unendliche Wurzel[1] aller Dinge, so erhaben
über unsere Einbildungskraft, daß in ihm aller Raum und alle
Zeit verschwindet.[2] Wir endliche Wesen, mit Raum und Zeit um-
fangen, die wir uns alles nur unter ihrem Maas denken, wir
können von der höchsten Ursache nur sagen: sie ist, sie wirket;
aber mit diesem Worte sagen wir alles. Mit unendlicher Macht
119 und Güte wirkt[3] sie in jedem Punkt des Raums, in jedem Augen-
blick der forteilenden Zeit; Raum und Zeit aber sind nur uns ein
dunkles oder helleres Bild vom Zusammenhange der Wesen nach
jener festbestimmten ewigen Ordnung, welche die Eigenschaft und
Wirkung der unendlichen Wirklichkeit selbst ist, mithin auf nichts
geringerm als dieser untheilbaren ewigen Unendlichkeit ruhet. Kein
(143) edleres Geschäft also kennt unser Geist, als der Ordnung nachzu-
sinnen, die der Ewige dachte.[4] Jedes seiner Gesetze ist das Wesen
der Dinge selbst, mithin[5] ihnen nicht willkührlich angehängt; sondern
Eins mit ihnen. Ihr Wesen ist auf sein Gesetz, sein Gesetz auf
ihr Wesen und auf die Verbindung aller Wesen gegründet.[6] Wie
kindisch wäre es nun, wenn, indem ich die Schönheit des Cirkels
und seiner mancherlei Verhältnisse bewundre, ich tiefsinnig den ge-
heimen, besondern Absichten nachspüren wollte, warum Gott solch
einen Cirkel schuf? warum er die genauen, schönen Verhältnisse in
120 ihm zur Natur des Raums[7] und unsrer messenden Vernunft machte?
Der Raum wäre kein Raum, wenn in ihm nicht unter allen mög-

---

1) die ewige Ursache, die unergründliche Wurzel

2) aller Raum und alle Zeit, Denkbilder unsrer Phantasie, schwinden.

3) Mit unendlicher Macht, die durch sich die höchste Güte ist, wirkt

4) als, in den uns gegebenen Symbolen der Wirklichkeit, der Ordnung zu folgen, die im Verstande des Ewigen war, ist und seyn wird.

5) „mithin" fehlt.

6) Ihr Wesen ist sein Gesetz, sein Gesetz ihr Wesen; die Verbindung Aller ist eine thätige Darstellung seiner Wirksamkeiten und Kräfte.

7) des Cirkels

lichen Umrissen auch der Cirkel stattfinden sollte und unsre Vernunft wäre keine Vernunft, wenn sie die schönen Verhältnisse jeder Abtheilung in ihm nicht bemerken könnte.

Theophron. Ich will Ihnen mit andern Beispielen helfen, (144)
Philolaus. Wenn immerhin die Menschen bei der Bewunderung stehen geblieben wären,

— Daß Sterne sonder Zahl
Mit immer=gleichem Schritt und ewig=hellem Strahl
Durch ein verdeckt Gesetz vermischt und nicht verwirret,
In eignen Kreisen gehn und nie ihr Lauf verirret:

so wäre diese Bewunderung allerdings schon eine Art von Anbetung des Gottes gewesen, von dem es heißt:

— Sein Will' ist ihre Kraft; 121
Er theilt Bewegung, Ruh' und jede Eigenschaft
nach Maas und Absicht aus —

und man hätte sich dabei viele Absichten, falsche und wahre, würdige (145)
und unwürdige erdenken mögen. Der Naturweise aber, der von diesen Absichten vorerst hinwegsah und eben „das verdeckte Gesetz" aufsuchte, durch welches die Sterne

— vermischt und nicht verwirret,
in eignen Kreisen gehn und nie ihr Lauf verirret;[1]

er that gewiß[2] mehr, als der größte Absichten=Dichter unter den Menschen[3] thun konnte. Er dachte dem Gedanken Gottes nach und fand ihn: nicht in einem Traum willkührlicher Convenienz,[4] sondern im Wesen der Dinge selbst, deren Verhältnisse er maaß, wog und zählte. Jetzt erkennen wir das große Gesetz dieses Weltbaues und unsre Bewundrung ist vernünftig; da sie sonst ewig 122
und immerhin ein zwar frommes, aber leeres Staunen gewesen wäre.

---

1) sich irret; 2) „gewiß" fehlt.
3) „unter den Menschen" fehlt.
4) Convenienzen,

(146) Philolaus. Setzen Sie noch[1] dazu, ein sehr betrügliches[2]
Staunen: denn wenn wir a priori particulare Absichten Gottes in
die Schöpfung bringen und in der ewigen Rathkammer wollen ge-
hört haben, warum Saturn einen Ring, unsre Erde einen Mond,
Mars und Venus aber keinen haben? auf welche Bahn trüglicher[3]
Hypothesen wagen wir uns, die meistens der künftige Tag wider-
leget! Ueber den Ring des Saturns, über den Mond der Erde,
und der Venus war aus dem Register göttlicher Absichten so
manches gesagt und geglaubt worden, das man beschämt zurück-
nehmen mußte, als man fand, Venus habe keinen Mond und[4] mit
der Beleuchtung der Saturns-Einwohner aus ihrem Demant-
Ringe, wie mit unserm Monde selbst verhalte es sich ganz anders,[5]
123 als man dem ersten Scheine nach annahm. Allen diesen Trüglich-
keiten, zu welchen man den Namen Gottes mißbrauchet,[6] entgeht
(147) der bescheidne Naturforscher, der uns zwar nicht particulare Willens-
meinungen aus der Kammer des göttlichen Raths verkündigt; aber
dafür die Beschaffenheit der Dinge selbst untersucht und auf die
ihnen wesentlich-eingepflanzten Gesetze merket. Er sucht und findet,
indem er die Absichten Gottes zu vergessen scheint, in jedem Gegen-
stande und Punkt der Schöpfung den ganzen Gott, d. i. in jedem
Dinge eine ihm wesentliche Wahrheit, Harmonie und Schönheit,
ohne welche es nicht wäre und seyn könnte, auf welche also seine
Existenz mit innerer, zwar einer bedingten aber dennoch[7] in
ihrer Art eben so wesentlichen Nothwendigkeit gegründet
ist, als auf welcher unbedingt das Daseyn[8] Gottes ruhet.
Eben die Abhängigkeit[9] der Dinge von Gott macht ihre Wesen

---

1) „noch" fehlt. 2) trügliches 3) täuschender
4) „und" fehlt.
5) verhalte es sich nach weitern Entdeckungen auch anders,
6) zu welchen man den heiligen Namen nicht mißbrauchen sollte,
7) zwar einer vorübergehenden und bedingten, dennoch aber
8) unbedingt und ewig das Daseyn
9) die völlige Abhängigkeit

zu nothwendigen Ebenbildern seiner Güte[1] und Schönheit, wie sich diese nur in solcher und keiner andern Erscheinung[2] offenbaren konnte. 124
Ich wünschte, daß Spinoza ein Jahrhundert später gebohren wäre, (148)
um von den Hypothesen des Des-Cartes fern, im freieren, reineren Licht der mathematischen Naturlehre und einer wahreren Naturgeschichte zu philosophiren; welche andre Gestalt würde selbst seine abstracte Philosophie gewonnen haben![3]

Theophron. Und ich wünschte, daß andre auf dem Wege tapfer fortgehen mögen, für welchen Spinoza in seiner Dämmerung[4] die Bahn brach, nämlich: genaue[5] reine Naturgesetze zu entwickeln, ohne sich um particulare Absichten Gottes dabei zu bekümmern.[6] Wer mir die Naturgesetze zeigen könnte, wie nach innrer Nothwendigkeit und[7] Verbindung wirkender Kräfte in solchen und keinen andern Organen unsre Erscheinungen der sogenannt-todten und lebenden[8] Schöpfung Salze, Pflanzen, Thiere und Menschen entstehn?[9] hätte die schönste Bewundrung, Liebe und Verehrung Gottes
weit mehr befördert, als der mir aus der Kammer des göttlichen 125(149)
Raths predigt: daß wir die Füße zum Gehen, das Auge zum Sehen haben u. s.; an welchen geheimen Entdeckungen niemand je zweifelte.[10]

Philolaus. Mich dünkt, es gehe jetzt auch mit den gewöhnlichen Physiko-Theologieen ziemlich zu Ende.[11]

---

1) zu nothwendigen Denkbildern seiner Macht, Güte

2) in solchen und keinen andern Erscheinungen

3) um . . . . im freieren Licht der Naturlehre und Naturgeschichte zu philosophiren; wie trefflich würde seine abstracte Philosophie diese hohen Entdeckungen gebraucht haben!

4) Spinoza an seiner Stelle

5) „genaue" fehlt. 6) kümmern. 7) aus

8) lebendigen

9) Menschen erscheinen, wirken, leben, handeln?

10) „an—zweifelte." fehlt.

11) Mich dünkt, mit solchen Physiko-Theologieen gehe es ziemlich hinunter.

Theophron. Sie waren zu ihrer Zeit sehr nützlich und eigentlich nichts als kindlich-schöne populare Anwendungen[1] einer neuen festern Naturlehre. Ihr Grund wird also immer bleiben: ja die Wahrheit in ihnen wird sich noch ungleich mehr verherrlichen,[2] wenn man nicht mehr bei jedem einzelnen kleinen Umstande nach einzelnen kleinen Absichten hascht, sondern immer mehr einen Blick über das Ganze gewinnet, das bis auf seine kleinsten Verbindungen nur Ein System ist, in welchem sich nach unveränderlichen innern
126 Regeln die weiseste Güte offenbaret. Ein Gebäude der Gottesverehrung, das sowohl metaphysisch über das Endlose des Raumes und der Zeit geht, als es physisch im Wesen der Dinge selbst un-
(150) erschütterlich-vest ruhet! Jedes gefundene wahre Naturgesetz wäre damit eine gefundene Regel des ewigen göttlichen Verstandes, der nur Wahrheit sehen,[3] nur Wirklichkeit wirken konnte.

Philolaus. Wie dauerts mich, daß die Philosophie des Spinoza, die dahin weiset, mit so manchen abschreckenden Härten verwebt ist! denn in dieser Gestalt wird sie doch immer nur für Wenige bleiben.

Theophron. Eben das ist gut: der große Haufe muß diese Philosophie nicht lesen; eine Sekte muß sie nie stiften.

Philolaus. Dafür hat ihr Urheber schon durch den Vortrag
(151) gesorget;[4] indessen läugne ichs nicht, daß ich den schönen Wahr-
127 heiten, die er über Gott, die Welt, über das Wesen und die Natur des Menschen, über seine Schwachheit und Stärke, über den Zustand seiner Sclaverei und Freiheit saget, eine mehrere Ausbreitung und tiefere Einwirkung[5] wünschte, als sie in seinem Buch für die meisten

1) Zu ihrer Zeit waren sie sehr nützlich; sie waren eigentlich . . kindlich-populare Anwendungen

2) veredeln, 3) denken,

4) Dafür hat ihr Urheber, seinen Grundsätzen zufolge, schon . . . gesorget.*)

*) „Wer begierig ist, andern mit Rath und That dahin zu helfen, daß sie insgesammt des höchsten Gutes genießen, der wird sich befleißigen, sich ihre Liebe zu erwerben, nicht aber sie in eine Bewunderung seiner zu ziehen, daß eine Wissenschaft von ihm den Namen erhalte." Eth. P. IV. Opp. Cap. 25.

5) mehr Ausbreitung und eine tiefere Einwirkung

haben können und haben werden. So eingenommen ich gegen ihn war: so durchdrungen bin ich jetzt von der innern[1] Wahrheit-Liebe dieses Mannes und von der Vortreflichkeit seiner moralischen sowohl, als seiner[2] philosophischen Grundsätze. Ich wünschte, daß ihn mehrere[3] so kennen lernten.

Theophron. Zeit und Wahrheit werden das schon bewirken.
Lesen Sie dies Buch und sehen, was Lessing über ihn gesagt hat.[a] (152)
Haben Sie nichts von dem Geräusch gehört, das über dem Grabe
dieses Gelehrten entstanden ist:[4] „er sei ein Spinozist gewesen?"

Philolaus. Ich habe es nicht hören wollen,[5] weil ich, wie
Sie wissen, von Spinoza so übel unterrichtet war und mir den 128
Namen Lessings nicht gern durch einen Flecken verunstalten wollte.
Jetzt werde ich mit desto größerer Begierde lesen, was davon gesagt wird, ob ich mir gleich Lessing[6] so wenig als einen Spinozisten denken kann, als wir beide es sind. Er war nicht geschaffen, ein . . . ist zu seyn, welche Buchstaben man auch dieser Endung voransetzen möge und die Fehler der Cartesischen Reste in Spinoza's Vortrage wird sein gelehrter Scharfsinn gewiß erkannt haben.[7]

Theophron. Urtheilen Sie nicht; sondern[8] lesen Sie: dann wollen wir weiter reden.

---

a) Ueber die Lehre des Spinoza, Breslau 1786.*)

*) Hiernach folgt:
Neue vermehrte Ausgabe. Breslau 1789.

1) innigen 2) als mehrerer seiner 3) Viele

4) nichts von dem Lärm gehört, über dem Grabe dieses Gelehrten!

5) mögen, 6) was Er von Ihm sagte, da ich mir Lessing

7) und die Lücken in Spinoza's Vortrage wird sein Scharfsinn gewiß nicht verkannt haben.

8) „Urtheilen — sondern" fehlt.

(153) ## Viertes Gespräch.

Philolaus.

Hier haben Sie Ihr kleines Buch[1] mit Dank wieder. Man hört Leßing reden, wenn er auch nur Sylben hervorbringt; über unsre Materie aber hätte ich ihn doch gern ausführlicher vernommen, ich kanns nicht läugnen.

Theophron. Ich gleichfalls; wie gefällt Ihnen indeß das Wenige, was er saget?

Philolaus. Es ist zu wenig, um darüber zu urtheilen; und wiederum zu abgerissen,[2] ja hie und da nach Leßings Manier vielleicht[3] zu kräftig gesagt. Ists Ihnen nicht entgegen: so will ich seine Worte herausheben und darüber ohne alle Anmaaßung meine Meinung sagen.

Theophron. Thun Sies. Sie werden damit blos Commen-
(154) tator eines Autors, der sich selbst uns nicht mehr erläutern kann.[4]
130 Philolaus. „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind „nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen.“[a] Ich, nachdem mir die Steine[5] des Anstoßes aus Spinoza weggeräumt sind, auch nicht. Das müßige Wesen, das außerhalb der Welt sitzt und sich selbst beschauet, so wie es sich Ewigkeiten hindurch beschauete, ehe es mit dem Plan der Welt fertig ward, ist nicht für mich; für Sie, Theophron, auch nicht.

Theophron. Ich weiß aber nicht, Philolaus, warum Leßing[6] das Phantom dieses langweiligen trägen Gottes orthodoxe Begriffe

---

a) Ueber die Lehre des Spinoza S. 12.*)

*) Hiernach folgt:

Die Citationen, nach der ersten Ausgabe bemerkt, sind geblieben, und in der zweiten leicht zu verfolgen.

1) Ihr Buch

2) auch, wie es ein Gespräch geben mußte, zu abgerissen,

3) nach Leßings Manier in Gesprächen, vielleicht

4) kann. O daß er uns hier der dritte, d. i. der erste Mann wäre!

5) mir einige Steine 6) warum wir

nennet?[1] Es hat weder die Consistenz eines Begriffes, noch ists (155)
je die Meinung orthodoxer d. i. solcher Philosophen[2] gewesen, die
deutlicher Begriffe fähig waren. Ein solcher Gott ist zwar Ortho-
doxie der Indier,[3] deren Gott Jagrenat schon viele Jahrtausende
her mit über den Bauch geschlungenen, hangenden Armen sitzt und 131
sich wohl befindet. Ein andrer ihrer Götter liegt seit Aeonen im
Schlummer: sein Haupt ruht im Schoos Eines seiner Weiber, die
ihm den Kopf kratzt; seine Füße im Schoos einer andern, die ihm
die Fußsolen streichelt. Unaufhörlich fließet der Zucker- und Milch-
See in ihn; er genießet und ruht in träumender Selbstbeschauung.
Aecht-orthodoxe Götter der Hindu's! ich sehe aber nicht, warum
der Unsrige ein Jagrenat oder Wistnu seyn müßte?

Philolaus. Sie haben es indessen selbst bekannt, Theophron,
daß Einige unsrer popularen Philosophen zu Indischen Vorstellungen
der Art Anlaß gegeben, oder wenigstens solchen nicht ernstlich gnug
entgegengearbeitet haben.[4] Ich lese in Leßing weiter:[5]

„*Εν και παν!* Eins und Alles. Ich weiß nichts anders.“[a]
— Ich auch nicht; nur wünschte ich aus der Seele Leßings zu (156)
vernehmen, wie er sich die Verbindung dieser beiden größesten 132
Worte, deren unsere Sprache fähig ist, erklärte. Auch die Welt
ist ein Eins; auch die Gottheit ist ein All. Leßing fühlte selbst,
daß er damit noch nichts Bestimmtes gesagt habe: er kam sich
darüber näher zu erklären; aber auch diese seine nähere Erklärung
reicht nicht so weit als ich[6] wünschte. Ich sehe Leßings[7] Hochachtung
gegen die Philosophie des Spinoza; da aber Ihn wie uns der
Geist des Spinozismus, „ich meine den, sagt er,[b] der in Spi-
noza selbst gefahren war“ eigentlich allein intereßiret; da, wie er
sagt,[c] „sein Credo in keinem Buche steht,“ und er es nur unter

---

a) S. 12. b) S. 14. c) S. 17.

1) nennen? 2) d. i. der Philosophen

3) Ein solcher Gott mag Orthodoxie der Indier seyn,

4) „Sie haben—haben“ fehlt. 5) Ich lese weiter.

6) man 7) seine

(157) Einer Bedingung, die sich eigentlich selbst aufhebt,[a] an sich kommen läßt, sich nach Jemanden nennen zu wollen; so sind uns diese und andre Winke, ja die ganze Denkart Leßings gnugsame Bürgen, daß
133 er gewiß keine rohe All-Einheit,[1] dergleichen auch das System des Spinoza nicht ist, zu seinem System gemacht haben werde. Eben hier also[2] fing meine Begierde an, zu wissen, wie Leßing „den Geist, der in Spinoza selbst gefahren war" zu sich gezaubert und zu dem Seinigen gemacht habe; und eben hier muß ich bekennen,[3] war meine Begierde vergebens. Leßing hört von einer verständigen, persönlichen Ursache der Welt und freuet sich dabei nach seiner Art, daß er jetzt etwas ganz neues zu hören bekommen werde.[b] Am Verstande Gottes konnte Leßings Verstand nie zweifeln; seine Neugierde war also auf die persönliche Ursache der Welt gerichtet
(158) und darüber konnte er natürlich nichts Neues erfahren.[4] Der Ausdruck Person, selbst wenn ihn die Theologen gebrauchen, die ihn aber nicht einmal der Welt entgegen setzen, sondern nur als Unterschied im Wesen Gottes annehmen, ist, wie sie selbst sagen, blos
134 anthropopathisch; philosophisch konnte also hierüber nichts ausgemacht werden.[5]

---

a) S. 12.*)

*) „Wenn ich mich nach jemand nennen soll, so weiß ich keinen andern." S. 12. (Wenn! soll! weiß ich!) „Freilich! Und doch! Wissen Sie etwas Besseres?"

b) S. 17.

1) keine phantastisch-rohe sinnliche All-Einheit,

2) „also" fehlt. 3) und eben hier, ich muß es bekennen,

4) gerichtet; darüber wollte er etwas Neues erfahren.

Theophron. Erfuhr Ers?

5) Philolaus. Der Ausdruck Person, selbst wenn ihn die Theologen von Gott gebrauchen, (die diese Person aber nicht der Welt entgegen setzen, sondern als Unterschied im Wesen Gottes annehmen,) ist — (denn der Theolog sagt nicht: Gott ist eine Person, sondern in Gott sind Personen.)

Theophron. Lassen wir die Sprache der Theologen, und reden vom Wort Person philosophisch.

Philolaus. Zuerst also doch wohl davon, was das Wort im vestgestellten Gebrauch bedeutet. Person (προσωπον) hieß — — Larve, so-

Leßing spricht ferner[1] über die Freiheit des Willens. „Ich
begehre, sagt er, keinen freien Willen; ich bleibe ein ehrlicher (165)

1) „ferner“ fehlt.

dann — theatralischer Charakter; dadurch führte es auf das Eigen-
thümliche eines Charakters überhaupt, wodurch er sich von einem andern
unterscheidet; so ging das Wort in die Sprache des gemeinen Lebens über.
„Dieser, sagt man, spielt seine Person; er bringt seine Persönlichkeit in (159)
die Sache,“ u. s. So setzte man Person der Sache entgegen, immer etwas
Abstechendes, auszeichnend-Eigenthümliches in ihr bezeichnend. So
ging es in die Gerichtssprache, in die Verschiedenheit der Stände.
Können wir von dieser Prosopopöie etwas auf Gott anwenden? Er ist
weder eine Larve noch Maske; weder eine Standesperson, noch ein
abgezeichneter Charakter, der mit andern da ist, und neben ihnen
spielet. Lassen wir diese Personalien, die immer doch, wo nicht auf etwas
Falsches, Angenommenes, Angedichtetes, so doch auf etwas Eigenthümliches
an Gestalt, Bildung, Abzeichnung von andern, auf Stand, Rang und der-
gleichen führen, mithin vom reinen Begriff einer ganz unvergleichbaren
Wesenheit und Wahrheit entfernen. So wenig Gott die Person ansiehet,
so wenig spielt er eine Person, so wenig affektirt er Persönlichkeiten, hat
eine persönliche, mit andern abstechende, contrastirende Denkart, u. s. Er (160)
ist. Wie Er, ist Niemand.

Theophron. Sollte aber nicht „die höchste Intelligenz“ das
Wort „Persönlichkeit“ fodern, so daß „Einheit des Selbstbewußt-
seyns“ die Personalität ausmachte?

Philolaus. Ich sehe nicht; vielmehr bleibt Persönlichkeit diesen Be-
griffen immer ein fremdes aufgemahltes Wort. Dafür sahen es auch Locke
und Leibnitz an, und suchten es durch bestimmtere Ausdrücke zu erklären;*)
dafür siehts der Sprachgebrauch an, der mit dem Wort Person, Persönlichkeit (161)
als mit einem Scheindinge spielet. Das innigste Selbstbewußtseyn vergißt
die Apparenz der Person, (das personel und das personage) so ganz,
daß man es mit diesem Gerichtswort des persönlichen Erscheinens gleichsam
aus sich selbst jaget. Dies Alles wußte Leßing besser wie wir. — Ich (162)
lese weiter: „Leßing hört von einer verständigen Ursache der Welt.“

Theophron. Hat Er sich darüber näher erkläret?

Philolaus. Ihm ward dazu nicht Zeit; wahrscheinlich war er hierinn
auch mit Spinoza völlig Eins. Wir sahen, dieser unterschied den Verstand,
sofern er zur entsprungenen Natur gehöret, von jener primitiven Denkkraft, (163)

Lutheraner und behalte den mehr viehischen als menschlichen Irrthum und Gotteslästerung, daß kein freier Will sei; worein der

---

die der Grund der Dinge selbst ist. Der abgeleitete Verstand kann nur verstehen, was vor oder in ihm liegt, was ihm gegeben ist; der ursprünglichen Denkkraft ist nichts gegeben als sie selbst; aus ihr folgt Alles. In diesem Sinn erkennet der höchste, d. i. primitive Verstand nur sich selbst, und in sich alles Mögliche als Folge.

Theophron. Ist dieser Sinn des Worts aber auch der Sprache gemäß?

Philolaus. Wenn er es auch nicht wäre! Er ists aber in allen Sprachen, in denen man philosophirte. Wenn Locke seinen Verstand (understanding) die „Macht zu percipiren" nennt, und ihn sogar einer dunkeln Kammer, in welche durch die Sinne Licht fällt, vergleichet:**) so kann Gott
(164) eine solche dunkle Kammer, in welche Licht durch die Sinne fällt, nicht zugeschrieben werden. Wenn dem schärfer bestimmenden Leibnitz das Verstehen eine „deutliche Perception ist, verbunden mit der Fähigkeit zu reflectiren;"***) wer wird das höchste Wesen zum Schüler machen, und ihm dergleichen „Fähigkeit zu percipiren und dann zu reflectiren," zueignen? Die Sprache selbst sträubt sich dagegen, in deren mehreren das Wort Verstand ein Auffassen und Auseinanderlesen der Objecte (intellectionem) ausdrückt; welche fremde, ihm zum Verstehen gegebne Objecte las und lieset Gott aus einander?

Theophron. Ich bitte, lesen Sie weiter.

*) Person, as I take it, is the name of this Self. Wherever a Man finds what he calls Himself, there I think another may say is the same Person. It is a forensick term, appropriating Actions and their Merit, and so belongs only to intelligent Agents capable of a Law and Happiness and Misery. Locke Essay on human understanding. Vol. I. B. 2. ch. 27.

Le soi fait l'identité reelle et physique; et l'apparence du soi, accompagnée de la verité, y joint l'identité personnelle. Si Dieu changeoit extraordi-
(161) nairement l'identité reelle, la personelle demeureroit, pourvu que l'homme conservât les apparences d'identité, tant les internes, (c'est à dire de la conscience) que les externes, comme celles qui consistent dans ce qui paroit aux autres. Ainsi la conscience n'est pas le seul moyen de constituer l'identité personelle; le rapport d'autrui ou même d'autres marques y peuvent suppleer. Leibnitz Oeuvr. philosoph. p. 195. 196.

(162) Ueber den Sprachgebrauch der Worte Person, Persönlichkeit u. s. schlage man Wörterbücher auf, welche man will, Latein, Deutsch, Französisch, Italiänisch, Spanisch, Englisch; alle sagen in ihren gesammleten Stellen, daß diese Worte ein Eigenthümliches oder Besondres unter einer gewissen Apparenz bezeichnen; welcher Nebenbegriff dem Unendlichen im Gegensatz der Welt gar nicht zukommt, vielmehr den Begriff des Einzigen, nicht Figurirenden verdunkelt.

**) Locke Essay on understand. B. 2. Ch. 21. §. 5. Ch. 11. §. 17.

***) Leibnitz. Oeuvr. philosoph. p. Raspe p. 132.

helle reine Kopf Spinoza's sich doch auch[1] zu finden wußte."[a] So
scherzt er mit den Worten des Reichstagsschlusses zu Augsburg und
indem er uns auf den hellen, reinen Kopf Spinoza's verweiset, er-
klärt er selbst, wie er den unfreien Willen des Menschen ange-
nommen haben wolle. Mir ist kein Weltweiser bekannt, der die
Knechtschaft des menschlichen Willens gründlicher aus einander gesetzt
und die Freiheit desselben vortrefflicher bestimmt habe, als Spinoza.[2]
Dem Menschen ist kein geringeres Ziel der Freiheit vorgesetzt, als
die Freiheit Gottes selbst, durch eine Art innerer Nothwendigkeit 135
d. i. durch vollständige Begriffe, die uns Erkänntniß und Liebe
Gottes allein gewähren können, über unsre Leidenschaften, ja über
das Schicksal selbst Herren zu werden. Gründlich beweiset es Spi- (166)
noza, daß, wenn man Freiheit für tolle, blinde Willkühr nehme,[3]
der Mensch eben so wenig als Gott selbst den hohen edlen Namen[4]
der Freiheit verdiene; vielmehr gehöre es zur Vollkommenheit der
Natur Gottes, daß er auf diese Art nicht frei sei, daß[5] er eine
blinde Willkühr nicht kenne, wie es denn auch zur Vollkommenheit
seiner Werke gehört, daß eine solche tolle Willkühr aus der ganzen
Schöpfung verbannt sei.[6] Sie wäre, (um auch mit dem Reichs-
tage zu Augsburg zu reden,) eine gotteslästerliche Lücke in der
Schöpfung und für jedes Geschöpf, das sie besäße, ein zerstörendes
Unheil.[7] Glücklich also, daß sie ein Widerspruch in sich selbst, mithin
ein klarer Unsinn ist.[8] Sie sind doch eben der Meinung, Theophron?

Theophron. Keiner andern; aber was sagt Leßing von den 136
Gedanken Gottes? Mich dünkt, da habe ich etwas Neues gefunden.[9]

---

a) S. 19.

1) auch doch 2) Spinoza.*)

*) Ethic. L. IV. V.

3) nimmt, 4) den edlen Namen 5) d. i. daß

6) daß tolle Willkühr . . . . verbannt ist. 7) Uebel.

8) in sich selbst, ein Unbegriff ist.

9) Gottes? Das schülerhafte „Verstehen" ist weggeräumet; was setzte er dagegen oder darüber?

(167) Philolaus. Hier ist die Stelle.[a] „Es gehört zu den menschlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das Erste und Vornehmste betrachten und aus ihm alles herleiten wollen; da doch alles, mit sammt den Vorstellungen, von höheren Principien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanke sind offenbar in einer höheren Kraft gegründet, die noch lange nicht damit erschöpft ist. Sie muß unendlich vortreflicher seyn, als diese oder jene Wirkung; und so kann es auch eine Art des Genusses für sie geben, der nicht allein alle Begriffe übersteigt, sondern auch völlig außer dem Begriffe liegt. Daß wir uns nichts davon denken können, hebt die Möglichkeit nicht auf." — Was denken Sie von dieser Stelle, Theophron?

137 Theophron. Ich wollte wissen,[1] was Sie davon denken?

(168) Philolaus. So muß ich bekennen, daß ich mir vergeblich Mühe gebe, etwas Bestimmtes daraus zu finden. Daß es zu den menschlichen Vorurtheilen gehöre, den Gedanken als das Erste und Vornehmste zu betrachten und aus ihm Alles herleiten zu wollen, gebe ich gern[2] zu. Wir kennen nichts Höheres in seiner Art, als den Gedanken; Leßing selbst hat nichts Höheres namhaft machen können. Alles aus ihm[3] herleiten zu können, ist bisher ein vergeblicher Versuch gewesen: denn wie Schwere,[4] Bewegung und jede andre der tausend wirkenden Kräfte des Weltalls mit dem Gedanken zusammenhange, ist noch immer[5] ein Räthsel. Daß der Gedanke auf viele andre ihm untergeordnete Kräfte wirke, wissen wir; ob wir gleich die Art der Wirkung nicht einsehn. In welcher höheren Kraft aber Gedanke, Bewegung und alle Kräfte der Natur, (unter
138 welche, wie wir gesehen haben, die Ausdehnung gar nicht gehört,)[6]

---

a) S. 19. 20.

1) Ich wünschte zu wissen, 2) „gern" fehlt.

3) aus dem Gedanken, d. i. aus Einsicht

4) „Schwere," fehlt. 5) immer noch

6) „(unter — gehört,)" fehlt.

gegründet seyn; wer ist der uns dieses sage? Leßing selbst sagt
nur, es könne eine solche Kraft geben; bekennt aber selbst, daß (169)
wir nicht im Stande seyn, etwas von ihr zu gedenken.

Theophron. Mich dünkt, da hat Leßing zu viel gesagt.[1]
Wie, wenn ich Ihnen zwar nicht eine höhere Kraft, aber[2] den
reellen Begriff nennte, in welchem alle diese Kräfte[3] nicht nur
gegründet sind; sondern den sie auch allesammt nicht erschöpfen?
Er hat alle Eigenschaften,[4] die Leßing von seiner unbekannten Kraft
fodert, „er ist unendlich vortrefflicher, als jede einzelne Wirkung
einer einzelnen Kraft und giebt wirklich eine Art des Genusses,
der nicht nur alle Begriffe übersteigt, sondern auch (zwar nicht
außer, aber) über und vor jedem Begriffe liegt," weil jeder
Begriff ihn voraussetzt und auf ihm ruhet.

Philolaus. Und dieser Begriff ist —?

Theophron. Das Daseyn. Sie sehen, Leßing ist bei 139
Spinoza nur auf halbem Wege stehen geblieben; sonst hätte er sich
diesen Begriff schon entwickelt, den unser Weltweise als den Grund
und Inbegriff aller Kräfte gnugsam darstellt. Das Daseyn[5] ist
vortrefflicher als jede seiner Wirkungen: es giebt einen Genuß, der
einzelne Begriffe nicht nur übersteigt, sondern mit ihnen auch gar[6]
nicht auszumessen ist: denn die Vorstellungskraft ist nur Eine
seiner Kräfte, der viele andre Kräfte gehorchen. So ists bei Menschen:
bei allen eingeschränkten Wesen muß es derselbe Fall seyn; und
bei Gott?

---

1) „Mich—gesagt." fehlt.

2) Wie, wenn ich Ihnen aus Spinoza selbst zwar nicht eine einzelne
höhere Kraft, oder Gattung Kräfte, aber

3) alle Kräfte

4) jede Eigenschaft,

5) Theophron. Wirklichkeit, Realität, thätiges Daseyn; es
ist der Hauptbegriff bei Spinoza, der Grund und Inbegriff aller Kräfte. (170)
Wirklichkeit, Realität, Daseyn

6) „gar" fehlt.

Philolaus. In Gottes Daseyn triffts auf die eminentste Weise zu, was Leßing von dieser höhern Kraft, die über alles Denken gehen soll, ahnet.[1] Seine Existenz ist der Urgrund aller Wirklichkeit, der Inbegriff[2] aller Kräfte, ein Genuß, der über alle Begriffe geht —

140 Theophron. Der aber auch außer allem Begriff liegt?
Sie sehen abermals, daß Leßing den Knäuel Spinozistischer Ideen
sich nicht ganz entwirrt habe.[3] Die höchste Kraft muß sich selbst
(171) kennen; sonst ist sie eine blinde Macht, die von der denkenden gewiß
überwunden würde, mithin nicht Gottheit wäre.[4]

Philolaus. „Er, Spinoza, war aber fern, unsre elende Art nach Absichten zu handeln, für die höchste Methode auszugeben und den Gedanken oben an zu setzen.“[a]

Theophron. Nach dem Daseyn als dem Grunde aller Kräfte steht der Gedanke auch bei Ihm oben an; nur ist er weit entfernt, dem Unendlichen eingeschränkte Vorstellungsarten, Känntnisse a posteriori, fehlbare Berathschlagungen, willkührliche Absichten zu leihen;[5] welches eben die Vortrefflichkeit seines Systems ausmacht.

141(172) Philolaus. Leßing fragt ferner:[b] „nach was für Vorstellungen sein Freund eine persönliche, extramundane Gottheit an-

---

a) S. 20. b) S. 21.

1) Philolaus. Auf die eminentste Weise.

2) ist die Wirklichkeit selbst, Urgrund aller Wirklichkeiten, Inbegriff

3) „Der aber auch völlig außer dem Begriff liegt?“ Diese Behauptung liegt völlig außer meinem Begriff; d. i. ich kann mir dabei nichts denken.

4) eine blinde Macht, die sich selbst weder genießen noch gebrauchen kann, der die innigste wahreste Wirklichkeit fehlet.

5) Kenntnisse a posteriori, Aufhellungen seiner selbst durch mühsames Verständniß und Einverständniß mit Dingen außer ihm, fehlbare Berathschlagungen, willkührliche Absichten, die er durch künstliche Mittel zu erstreben habe, zu leihen;

nehme? ob etwa nach den Vorstellungen des Leibnitz?“ und fürchtete, dieser sei im Herzen selbst ein Spinozist gewesen.“[a] [1]

Theophron. Was Leibnitz im Herzen gewesen sei, weiß ich nicht;[2] seine Theodicee aber zeigt, daß er dies vor der Welt nicht seyn wollte.[3] Vielmehr neigte er sich lieber[4] zu Anthropopathieen (173)
einer göttlichen Wahl nach Ueberlegung, einer Auswahl des Besseren unter vielem Schlechtern nach Convenienzen; alles nur um der Spinozischen Nothwendigkeit zu entkommen, gegen welche er den 142
behutsamern Ausdruck einer *moralischen* Nothwendigkeit wählte.

Philolaus. Ich wundere mich, wie sich der scharfsinnige Mann an der Auskunft begnügen konnte.

Theophron. Es war eine feine Auskunft, Philolaus. Sie war die Mitte zwischen Bayle's Zweifeln und Spinoza's hartem System, wo Leibnitz sich durchzuwinden glaubte. Er hats allerdings mit vieler Kunst gethan; aber Bayle und Spinoza lebten nicht mehr und keiner von beiden würde sich für völlig überwunden geachtet haben.[5]

---

a) Wenn diese Furcht Leßings von dem argwohnenden Geschwätz über einen Brief des Leibnitz an Pfaff, seine Theodicee betreffend, herrühren sollte: so lese man darüber *Dutens* Vorrede zum ersten Theil der Leibnitzischen Werke und man wird gewiß *Bülfingers* Urtheil beitreten, daß *Leibnitz* dem *Pfaff* nach *Pfaffs* Weise geantwortet habe.

1) gewesen*

*) „Daß Leßing sich nicht anmaaßte zu behaupten, Leibnitz sei in dem Verstande ein Spinozist gewesen, *daß er sich selbst dafür erkannt hätte*, beweist die Folge des Gesprächs. Innere wesentliche Aehnlichkeit, Identität des Systems; das nur hatte Leßing eigentlich im Auge.“ *Ueber die Lehre des Spinoza.* Zweite Ausg. 1789. S. 414.

2) mag ich nicht wissen;

3) seine Theodicee aber, so wie viele seiner Briefe zeigen, daß er, eben um nicht Spinozist zu seyn, sein System ausgedacht hatte.

4) Lieber neigte er sich

5) alles um der Spinozischen Nothwendigkeit zu entkommen, die ihm Mechanismus schien, und gegen welche er .... wählte. Er wählte die Mitte zwischen Bayle's Zweifeln und Spinoza's harten Ausdrücken, zwischen welchen er durchzukommen glaubte. Allerdings geschahe es mit vieler Kunst; aber Bayle und Spinoza lebten nicht mehr; sie konnten ihm nicht antworten.

Philolaus. „Leibnitzens Begriffe von der Wahrheit, sagt Leßing ferner,[a] waren so beschaffen, daß er nicht vertragen konnte, wenn man ihr zu enge Schranken setzte. Aus dieser Denkungsart
143(174) sind viele seiner Behauptungen geflossen und es ist bei dem größesten Scharfsinn oft sehr schwer, seine eigentliche Meinung zu entdecken. Eben darum halt' ich ihn so werth: ich meine wegen dieser großen Art zu denken und nicht wegen dieser oder jener Meinung, die er nur zu haben schien, oder denn auch wirklich hatte."

Theophron. Trefflich! trefflich![1] Nur ein kleiner Kopf ists, der sein Dutzend schönbemalter Wortschächtelchen als Kram nicht nur, sondern als Monopolium mit sich trägt und es gar nicht[2] begreifen kann, daß andre Krämer andre Schächtelchen tragen. Dem wahren Philosophen ist an den Behältnissen überhaupt wenig gelegen; er siehet, was drinn sei und was für ihn diene. Meinen Sie dies nicht auch, Philolaus? Könnten Sie sich wohl mit Jemand über seinen metaphysischen Lehrbegriff entzweien und mit ihm zanken?[3]

Philolaus. Ich nicht.[4] Spinoza hat mich gelehrt, daß je
144 vollständiger unsre Begriffe sind, desto mehr schweigen unsre Affekten,
(175) desto williger vereinigen sich in der deutlich-erkannten Wahrheit alle menschlichen Gemüther: denn es giebt nur Eine Vernunft, nur Eine Wahrheit. Bei Leibnitz indeß kann ichs nicht bergen, daß er mir oft zu biegsam, zu Hypothesenreich scheine. Es ist seine Art, sich gern allem anzuschmiegen, damit er alles nutze und für sich gebrauche.

Theophron. Das sagen Sie nicht, m. Fr. Er wußte wohl, was er dachte und hielt sich sogar an manche seiner Einkleidungen und Hypothesen fester, als ers nöthig gehabt hätte. Unvermuthet rückt er mit ihnen heraus und bleibt, wie im Briefwechsel mit

---

a) S. 22.

1) Theophron. Trefflich! 2) und nicht

3) „Könnten — zanken?" fehlt. 4) „Ich nicht." fehlt.

Clarke, Hartsoeker u. s. standhaft bei ihnen; oder er legt des Gegners Meinung nach der Seinigen zurecht und ist artig.[1]

Philolaus. Wer weiß also auch, welchem Kabbalisten er sich eben damals bequemen wollte,[2] als er, wie Leßing anführt, von 145
Gott sagte: „derselbe befinde sich in einer immerwährenden Expansion und Contraction; dies sei die Schöpfung und das Bestehen (177)
der Welt." Mich wundert, daß Leßing an der ungeheuren Verkörperung Geschmack fand.

Theophron. In Leibnitz ist mir diese Stelle noch fremd. Daß aber Leßing sich an ihr ergötzte; woran, m. Fr., ergötzt man sich nicht manchmal im Gespräch? Am Grotesken zuerst und am meisten. Es sollte mir leid thun, wenn Leßing diese Vorstellungsart für das System des Spinoza gehalten hätte; wenigstens wäre es abermals ein Zeichen, daß er über jene Verwirrung der Begriffe, daß Ausdehnung Eine der Eigenschaften Gottes sei u. s. noch nicht hinweg, also auch mit der Philosophie des Spinoza nicht

---

1) Theophron. Hören Sie, was darüber Leßing anderswo saget: „So eingenommen, schreibt er*), man sich auch Leibnitzen für seine Philosophie denken darf oder will; so kann man doch wahrlich nicht sagen, daß er sie den herrschenden Lehrsätzen aller Partheien anzupassen gesucht habe. Wie wäre das auch möglich gewesen? Wie hätte es ihm einkommen können, (mit einem alten Sprichworte zu reden) dem Mond ein Kleid zu machen? Alles, was er zum Besten seines Systems dann und wann that, war gerade (176)
das Gegentheil: er suchte die herrschenden Lehrsätze aller Partheien seinem System anzupassen. Beides ist nichts weniger als einerlei. Leibnitz nahm bei seiner Untersuchung der Wahrheit nie Rücksicht auf angenommene Meinungen; aber in der festen Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen seyn könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, hatte er wohl oft die Gefälligkeit, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Er schlug aus Kiesel Feuer; aber er verbarg sein Feuer nicht in Kiesel."

*) Leßing sämmtliche Schriften, Th. 7. S. 23. 24. [Schriften IX, 159 L.]

2) welchem Kabbalisten er sich oder sich ihn eben damals anpassen wollte,

ganz im Hellen gewesen wäre.[1] Wer die Schöpfung und das Bestehen der Dinge durch eine immerwährende Expansion und Con-
146 traction Gottes erklären kann; von dem möchte ich mir diese Erklärungsart auch, wie Leßing sagt,[a] „natürlich ausgebeten haben.“ Jetzt sehe ich nichts in ihr, als eine grobe Versinnlichung Gottes nach Art der Kabbalisten, mit der ich nichts zu thun weiß.

Philolaus. Und Spinoza zog doch sein eigenes System grossentheils aus der Kabbala der Juden.

Theophron. Um der Kabbala willen! m. Fr. Lassen Sie uns dies jetzt noch bei Seite setzen und das Leßingsche Gespräch endigen.[2]

Philolaus. Es ist zu Ende. Wir haben also von Leßing diesmal wenig gelernet.[3]

(178) Theophron. Und doch ist mirs nicht unlieb, daß dies Gespräch von seinem Freunde auf eine so unbefangene Art aufgeschrieben und bekannt gemacht ist.[4] Dem Verstorbnen kann es nicht schaden, wofür ihn der schwache Sektenmacher halte und uns
147 ists angenehm zu sehen, daß einem so ausgezeichneten Denker, wie Leßing war, auch[5] Spinoza nicht unbemerkt geblieben sei;[6] ja was Er aus ihm hätte machen können, wenn er ihn näher zu prüfen und zu erforschen Zeit und Muße gehabt hätte.[7] Im Buch seines

---

a) S. 34.

1) „Am Grotesken — wäre.“ fehlt; dafür: Für das System des Spinoza hielt Leßing dies Bild gewiß nicht.

2) „natürlich ausgebeten haben.“ Lassen Sie uns das Leßingsche Gespräch endigen.

3) Wir haben also diesmal weniger gelernt, als wir wünschten.

4) daß auch dies abgebrochene Gespräch bekannt gemacht ist.

5) „auch“ fehlt.

6) sei;*)

*) Noch befriedigender siehet man dies aus ein Paar Aufsätzen in Leßing hinterlassenen Schriften. (Leßings Leben und Nachlaß. Th. 2. S. 164. u. f.) Unwidersprechlich zeigen sie den hellen und reinen Begriff, den Leßing von Spinoza's System hatte, und stellen die Scherze seines Gesprächs an den Ort, der ihnen gehöret. Anmerk. der zweiten Ausg.

7) wenn er Spinoza's System aus einander zu setzen, und in die ihm eigne klare Sprache zu übertragen, sich Zeit und Muße genommen hätte.

Freundes werden Sie gewiß auch viel Wahres und Schönes, (179)
männlich-schön gesagt, gefunden haben.

Philolaus. Gewiß; nur muß ich eben so aufrichtig bekennen,
Theophron, daß ich mit seiner „persönlichen, supra- und extra-
mundanen Gottheit“ so wenig fortkomme, als Leßing. Gott ist
nicht Welt und Welt ist nicht Gott: das bleibt gewiß; aber mit
dem extra und supra ist, dünkt mich, auch noch nicht viel aus-
gerichtet.[1] Wenn man von Gott redet, muß man sich[2] alle Idole
des Raums und der Zeit vergessen oder unsre beste Mühe ist ver-
geblich.

Zweitens kann ichs eben so wenig bergen, daß Jacobi mit
dem Begriff nicht übereinstimmt, den ich jetzt von Spinoza's 148
System habe und in welchem Wir beide uns doch Punkt für Punkt
verstanden. Auch Mendelssohns Morgenstunden nahm ich zur
Hand und sah, daß wir über das historische Factum, was Spinoza's
System sei? ziemlich Eins waren.[3] Also, sehen Sie leicht, kann
ich[4] in die Conclusionen nicht einstimmen:[a] „Spinozismus ist
Atheismus. Die Leibnitz-Wolfische Philosophie[5] ist nicht (180)
minder fatalistisch als die Spinozistische. Jeder Weg der
Demonstration gehet in den Fatalismus aus“ u. s. Denn
nach meiner Ueberzeugung[6] ist Spinozismus, wie ihn sich Spinoza
dachte, kein Atheismus; auch ist in den harten Ausdrücken des
Spinoza die Leibnitz-Wolfische Nothwendigkeit mit der Spinozischen
nicht einerlei;[7] und dann muß man sich von dem Wort Fatalismus,
dünkt mich, so wenig schrecken lassen als von irgend einem Worte.

---

a) S. 170. 172.

1) ists, dünkt mich, auch nicht ausgerichtet. 2) „sich“ fehlt.

3) „Auch — waren.“ fehlt. 4) Also kann ich auch

5) „Philosophie“ fehlt. 6) Einsicht

7) einerlei*)

*) Man sehe hierüber Wolfs Widerlegung des Spinozismus, Th. 2. seiner natürlichen Gottesgelahrtheit §. 671. u. f., die der deutschen Uebersetzung von Spinoza's Sittenlehre (1744) beigedruckt ist.

149 ¹Es giebt ein blindes und sehendes, ein heidnisches, mahomedanisches
und christliches Schicksal.[a] Das letzte liegt im unabänderlichen

---

a) Ueber alles dieses hat sich Leibnitz gegen Clarke vertheidigt.

1) „Es — Bestand des Menschen. (S. 512_{151})"

Hören wir darüber Spinoza selbst:* „Auf keine Weise unterwerfe ich
(181) Gott dem Fatum. Daß mit unentweichlicher Nothwendigkeit aus der Natur
Gottes alles folge, denke ich mir so, wie sich jedermann denkt, daß aus der
Natur Gottes es folge: Gott erkenne sich selbst. Dies läugnet niemand, und
doch denkt sich niemand dabei, daß Gott durchs Schicksal gezwungen sich
selbst erkenne; er erkennet sich frei, obgleich nothwendig."

„Weder göttliche noch menschliche Rechte hebt diese Naturnothwendigkeit
auf. Die moralischen Vorschriften selbst, (ipsa moralia documenta) sie
mögen die Form des Gesetzes oder Rechts von Gott empfangen oder nicht,
sind dennoch göttlich und heilsam; das Gute, das aus der Tugend und aus
der Liebe Gottes folgt, ob wir es von Gott als einem Richter empfangen,
oder wenn es aus der Nothwendigkeit der Natur Gottes folgt, es wird deß-
halb weder mehr noch minder wünschenswerth, so wie Gegentheils die Uebel,
(182) die aus bösen Handlungen und Affecten folgen, deßhalb weil sie aus ihnen
nothwendig folgen, nicht weniger furchtbar werden. Bei unsern Handlungen
endlich, wir mögen sie nothwendig oder zufällig thun, führet uns dennoch
Furcht oder Hoffnung."

„Vor Gott werden die Menschen keiner Entschuldigung fähig, weil sie
in seiner Macht sind, wie Thon in der Hand des Töpfers, der aus demselben
Leim Gefäße macht, einige zur Ehre, andere zur Unehre." U. f.

Theophron. Ohne Zweifel haben Sie nachgedacht, wodurch sich
Spinoza das sonderbare Schicksal zubereitet hat, auch von seinen Freunden
mißkannt zu werden.

Philolaus. Ja wohl, und ich bin immer auf die Ursachen zurück-
gekommen, auf die Sie mich gleich Anfangs wiesen.

Zuerst sinds harte Ausdrücke, die in einer zum Druck nicht ausge-
(183) arbeiteten, nach dem Tode des Verfassers erschienenen Schrift mit andern
verglichen, und wenigstens milde ausgelegt werden sollten. Wenn Spinoza
z. B. „die menschliche Seele, sofern sie sich die Dinge nach der Wahrheit
„vorstellt, einen Theil des göttlichen Verstandes nennt, und diese deutlichen
„Begriffe in ihr Begriffe Gottes nennet, nicht sofern er unendlich ist, sondern
„sofern er durch die Natur der menschlichen Seele ausgedrückt wird, und
„ihr Wesen ausmacht, oder sofern er mit ihr auch andre Begriffe denket:"

*) Epist. 23. Opp. posth. 453.

Begriff der höchsten Macht, Weisheit und Güte; es kann also auch nicht anders als das Ziel jeder wahren Demonstration werden: denn Willkührlichkeiten lassen sich nie erweisen.

---

so lag (man dürfte nur diese sofern auslassen) ein Misverständniß vor der Thür, das sein System ganz aufhebt. Körper und Seelen wurden also als Theile von ihm gedacht, von Ihm, dem nach Spinoza Untheilbaren. Man addirte Körper, man summirte menschliche Gedanken und sagte: „siehe Spi- „noza's Gott! Der unendliche Verstand bei ihm ist nichts als das Resultat „aller menschlichen, auch der Diebs- und Narrengedanken." Hätte man (184) überlegt, daß Gedanken- und Gedankenweisen sich nicht addiren, daß sie addirt keine Kraft ausmachen, die untheilbar in sich selbst, untheilbar in jeder sie darstellenden Wirkung seyn soll; hätte man überlegt, daß nach Spinoza es Eine Urkraft und in ihr Ein lebendiger Begriff ist, der die Ordnung und Verknüpfung aller Begriffe und ihrer Folgen, mithin die[1] Verknüpfung und Ordnung aller Dinge in sich faßt und thätig ausdrückt; würde man ihm, den seinem System widrigsten, jeder Vernunft anstößigen Unsinn zugeschrieben haben? Ein paar unbequeme Wortformeln waren daran Schuld, die man in einer ihm ungeläufigen Sprache ihm hätte verzeihen können.

Eben so schädlich ists ihm gewesen, daß er manches seiner prägnantesten Worte nicht erklärte, auf dessen bestimmten Sinn doch so viel ankam. So z. B. „wenn Jedes der unendlichen Attribute seines Gottes auch in allen (185) „seinen modis und Veränderungen ein unendliches ewiges Wesen ausdrücken „soll;" was bedeutet hier das prägnante Wort Ausdruck? Sind diese modi bloße Symbole oder ausdrückende Charaktere? sind sie Repräsentanten und Darstellungen des ewigen Wesens, das ihr Wesen und Daseyn ausmacht? Dem der verstehen will, hat Spinoza gnug gesagt: denn sein Werk ist Eine Idee von Anfange bis ans Ende. Wer über Worte streiten wollte, fand desto mehr zu streiten.

Endlich seine an sich vortrefliche synthetische Methode; sie schickte sich nicht hieher, wenigstens zwang sie ihn zu Voraussetzungen und Formeln, die durch die Analyse gefunden, durchaus nicht auffallend gewesen wären, z. B. Substanz, Attribut, Modus u. s. Getrauten Sie sich nicht, Theophron, in analytischer Form das ganze System Spinoza's ganz unanstößig vorzustellen? (186)

Theophron. Leßing konnte es gewiß. — Was glauben Sie, Philolaus, wenn Spinoza wieder erschiene, was würde er denen, die ihn für einen Atheisten, Pantheisten, Gottesvertheiler, Gottessummirer u. s. halten, sagen?

1) B: der

Theophron. Was sagen Sie aber zu seinem „Element aller menschlichen Erkenntniß und Wirksamkeit, dem Glauben?“[a]

Philolaus. Ich wünschte, daß er sich darüber deutlicher erklärt hätte; jetzt fürchte ich, daß man ihn auf eine arge Art mißverstehen werde. Sein Principium der menschlichen Erkenntniß und Wirksamkeit ist offenbar Theils die innere Regel des Denkens oder wenn Sie wollen, der innere Sinn; Theils alle
150 äußere Sinne recht gebraucht, d. i. die Regel der Erfahrung. Nun ists freilich Glaube, wenn man seinen Sinnen oder der Vernunft traut; allein der Ausdruck ist bei den Deutschen Philosophen ziemlich ungewöhnlich. Glaube aber auf des andern Zeugniß, gar auf das Zeugniß der Tradition, vielleicht einer anonymen Sage ist ein ganz andres Ding, dessen Werth also auch nach andern Regeln geschätzt werden muß; Regeln, bei denen ich die Vernunft nicht aus dem Spiel lassen möchte.

Theophron. Alles gut, Philolaus; aber es thut mir leid, daß Sie sich bei unserm Autor, nach Hallers Ausdruck, am Kleide des Sinnes, den Worten vestgehalten oder gestoßen haben: denn die Wahrheit, die er mit diesen Ausdrücken festsetzen will,

---

a) S. 172.

Philolaus. Mich dünkt, sehr bescheiden und sehr entscheidend würde er sagen: „was macht ihr aus meinem System, dessen Grund, eine einzige ewige Idee, ihr zerstöret? Sind Modificationen ohne innere Realität, ist Ausdruck ohne Etwas, das sich ausdrückt, sind Gedankenweisen ohne eine unbeschränkte thätige Denkkraft gedenkbar? Wenn ich in einer mir ungeläufigen Sprache Alles that, was ich thun konnte, um euch den reinen Begriff und Genuß einer untheilbaren Kraft vorstellig zu machen, die in sich
(187) Alles, durch und aus sich Alles im innigsten Selbst mächtig fühlet, wirket und darstellt; wenn ich euch dies Wesenhafte analogisch in euch selbst darstellte, um euch dadurch zur höchsten Freude und Seligkeit zu führen; wie? ihr wolltet mir andichten, daß ich das Eins zum Nichts, das thätigste Wesen zu einem leeren Seckel und Collectivnamen von Schatten, die ohne Licht ja auch nicht Schatten seyn könnten, gemacht, daß ich die Sonne ausgelöscht hätte, um aus allen Funken der Johanneswürmer eine Unsonne zu fabri-

dünkt mich doch immer, unpartheiisch erwogen, sehr annehmenswerth. Sie werden gefunden haben, daß er auch im Gespräch mit Leßing (188)
darauf hinausgeht, „das Vernünfteln sei nicht das ganze Wesen, 151
nicht der ganze Bestand des Menschen. Substanz, Daseyn liege allen, auch den edelsten Kräften unsrer Natur zum Grunde; diese[1] könne nicht in Vernünftelei aufgelöset oder gar durch sie hinwegraisonnirt werden. Ohne Existenz und eine Reihe von Existenzen dächte der Mensch nicht, wie er denket; folglich müßte es auch der Zweck seiner Gedanken seyn,[2] nicht, sich Hirngespinste zu erträumen und[3] mit Scheinbegriffen und Scheinworten, wie mit einer selbstgemachten Wirklichkeit zu spielen; sondern wie ers nennt, Daseyn zu enthüllen, solches als etwas Gegebnes oder (nach seinem Ausdruck) als eine Offenbarung Gottes anzunehmen, über welche und hinter welche man nicht hinauskann. Man müsse also seine Sinne[4] durch Erfahrung, seinen innern Sinn durch Wahrheitliebe, Ordnung und Zusammenhang im Denken reinigen und schärfen, allen[5] willkührlichen Verbindungen Existenzloser Scheinbegriffe, d. i. (189)
dem trägen, todten Nichts entsagen und dafür was da ist, in den 152
Eigenschaften und Beziehungen wie es da ist, kennen lernen. Ein solches Erkenntniß mit innigem Gefühl der Wahrheit verbunden, sei allein wahr: dies allein helle den Geist auf, bilde das Herz, bringe Ordnung und Regelmäßigkeit in alle Verrichtungen unsres

---

ciren — ich bitte euch, leset andre, als meine zwar nicht im Geist, aber im Ausdruck unvollendete Schriften."

Theophron. Gnug. Sie sprachen von dem Schätzbaren, das Sie sonst in diesem kleinen Buch*) fanden.

Philolaus. Das Schätzbarste war mir die Denkart des Verfassers, der auch im Gespräch mit Leßing vorzüglich darauf hinausgeht, „Vernünfteln (188)
sei nicht das ganze Wesen, nicht der ganze Bestand menschlicher Denkkraft.

*) Ueber die Lehre des Spinoza. Breslau 1786.

---

1) Wie Allem, so auch den edelsten Kräften unsrer Natur liege Daseyn zum Grunde; dies

2) folglich müsse der Zweck . . seyn, 3) „und" fehlt.

4) Seine Sinne müsse man 5) „allen" fehlt.

Lebens; da hingegen jene metaphysische[1] Grübelei, ohne ein Daseyn von außen und Regeln der Wahrheit von innen vorauszusetzen, den Kopf öde und das Herz leer macht. [2]Ist dies Principium des Denkens nicht auch Ihnen völlig überzeugend?

Philolaus. Kein Philosoph wird je daran gezweifelt haben.

Theophron. In der Theorie nicht; vielleicht aber in der Ausübung desto Mehrere. Nur thäte man, dünkt mich, dem offenherzigen biedern Verfasser Unrecht, wenn man diese Regeln als ein der Mendelssohnschen Philosophie entgegengesetztes Principium an-
153 sehen wollte. Mendelssohn war ein so klarer, heitrer Philosoph, deßgleichen ich der Philosophie unsres Vaterlandes noch viele wünsche. Wie Leibnitz, Wolf, Shaftesburi, Leßing, Kästner, ja wie jeder Weltweise, der diesen Namen verdient, liebte er bestimmte Begriffe, die er von den Anschauungen des Nichts, von leeren Phantomen einer müßig-speculirenden Einbildungskraft sorgfältig zu unterscheiden suchte. Jene menschliche Erkenntniß ohne und vor aller Erfahrung, jene sinnliche Anschauungen ohne und vor aller sinnlichen Empfindung eines Gegenstandes, nach eingepflanzten Formen der Denkkraft, die ihr von Niemanden eingepflanzt worden, waren ihm Undinge, wie sie es auch jedem vernünftigen Denker seyn müssen. In diesem Principium sind also Mendelssohn, Jacobi, ja ich möchte sagen, jeder der nur seine eigne Existenz

---

1) „metaphysische" fehlt.

2) Das Folgende bis zum Hymnus lautet:

Theophron. Vortreflich! Jene menschliche Erkenntniß ohne und vor aller Erfahrung, jene sinnliche Anschauungen ohne und vor aller sinnlichen Empfindung eines Gegenstandes, nach eingepflanzten Formen der Denkkraft, die ihr von Niemanden eingepflanzt worden, sind Undinge, die jedem,
(190) der seine eigne Existenz wahrnimmt, den Kopf veröden. Auch wir, Philolaus, haben in unserm Gespräch den heiligen Namen oft als ein bloßes Symbol brauchen müssen, wie wäre es, wenn wir den Luftgang unterbrächen? Sie kennen und sprechen die erquickende Sprache der Töne; wohlan! hier ist ihr Werkzeug.

Philolaus. Ich spreche gern diese Geistessprache:

wahrnimmt, einig. Ich wenigstens, m. Fr., fühle mich von jeder Philosophie, die mit dergleichen symbolischen Worten ohne Begriffe 154
und ohne Sachen spielet, jedesmal so entkräftet, daß ich nicht bald gnug zur Natur, zur Existenz zurückkehren kann, um nur wieder inne zu werden, daß ich lebe. Auch wir, lieber Philolaus, haben in unserm Gespräch den Namen Gottes oft als ein bloßes Symbol brauchen müssen; wie wäre es, wenn wir es jetzt unterbrächen? Sie spielten mir nach Ihrer Gefühlvollen Art ein sanftes Lied oder einen Hymnus vor, an welchem sich unsre Seele wieder erquickte.

Philolaus. Mich verlangt ein Gleiches:

Lobt den gewaltigen, den gnädgen Herrn
Ihr Welten seines Alls!
Ihr Sonnenheere, flammt zu seinem Ruhm,
Ihr Erden singt sein Lob.

Der Wiederhall lob' ihn und die Natur
sing' ihm ein froh Concert!
Und Du, der Erden Herr, o Mensch zerfließ'
in Harmonieen ganz.

Dich hat er mehr als alles sonst beglückt: 155
Er gab dir einen Geist,
der durch den Bau des Ganzen dringt und forscht (191)
die Räder der Natur.

Erheb' ihn hoch zu Deiner Seligkeit;
Er braucht kein Lob zum Glück.
Die niedern Neigungen und Laster fliehn,
wenn du zu Ihm dich schwingst.

Die Sonne steige nie aus rother Fluth
und sinke nie darein,
daß du nicht deine Stimm' vereinigest[1]
der Stimme der Natur.

Lob ihn im Regen und in dürrer Zeit,
im Sonnenschein und Sturm.

---

1) Stimme einigest (Kleist: Stimm' vereinigst mit)

Wenns schneyt, wenn Frost aus Wasser Brücken baut
und wenn die Erde grünt.

In Ueberschwemmungen, in Krieg und Pest
trau ihm und sing' ihm Lob.
156 Er sorgt für dich: denn er erschuf zum Glück[1]
das menschliche Geschlecht.

(192) Und o wie liebreich sorgt er auch für mich!
An Ruhms und Goldes statt
gab er mir Kraft, die Wahrheit einzusehn
und Freund' und Saitenspiel.

Erhalte mir, o Herr, was Du mir gabst;
mehr brauch' ich nicht zum Glück.
Mit heilgem Schaur will ich, ohnmächtig sonst,
Dich preisen ewiglich.

In finstern Wäldern will ich mich allein
mit Dir beschäftigen
und seufzen laut und nach dem Himmel sehn,
der durch die Zweige blickt.

Und irren ans Gestad des Meers und Dich
in jeder Woge sehn,
und hören Dich im Sturm, bewundern in
der Au Tapeten Dich.

157 (193) Ich will entzückt auf Felsen klimmen, durch
zerrißne Wolken sehn
und suchen Dich den Tag, bis mich die Nacht
in heilge Träume wiegt.

Theophron. Ich danke Ihnen, Philolaus, daß Sie mich durch die Harmonie Ihrer Töne mit Kleists Gedanken innig erquickt haben.[2] Ich möchte[3] von der Musik sagen, was Vanini von seinem Strohhalm sagte: „wäre ich so unglücklich am Daseyn

---

1) zu Glück (Kl.: zum Glück) 2) „daß — haben." fehlt.
3) Möchte man nicht

33*

Gottes zu zweifeln und hätte die Musik:[1] so würde sie allein[2] mir Demonstration seyn."

Philolaus. Da sind Sie von einer sehr alten Denkart, Theophron: denn neuerlich hat man es sich ganz[3] klar gemacht, daß es gar keine[4] Demonstration von Gott weder geben könne, noch gebe.

Theophron. Und ich wollte[5] behaupten, daß es ohne den
Begriff Gottes[6] keine Vernunft, vielweniger eine Demonstration gebe. 158(194)
Denn ohne noch irgend den Ursprung der Kräfte in Betracht zu
ziehen, die denken, handeln, wirken und die der transscendente, d. i.
der über sich selbst steigende Philosoph in ihrer ungeheuren Anzahl
doch nie[7] aus unsrer Welt wegläugnen kann: so ist schon die Art,
wie alle diese Kräfte ihrem Wesen nach wirken, mir Be-
weises gnug von Gott, d. i. von einem wesentlichen Grunde
innerer Wahrheit, Uebereinstimmung, Güte und Voll-
kommenheit,[8] die ihr Daseyn selbst einschließt. Daß es
z. B. eine Wahrheit d. i. etwas Denkbares giebt,[9] daß dieses
Denkbare nach innern Regeln verknüpft werden kann und bei
unzählbaren Verknüpfungen dieser Art sich Harmonie und Ord-
nung zeiget; schon das ist mir die innigste Demonstration[10] von
Gott und wenn ich ein unglückseliger Egoist oder Idealist[11] wäre,
der sich das einzige denkende Wesen in der Welt zu seyn einbildet.
Zwischen jedem Subject und Prädikat stehet ein Ist oder Ist nicht 159(195)

---

1) und hörte Musik: 2) „allein" fehlt.
3) „ganz" fehlt. 4) daß es eine 5) möchte
6) ohne den Begriff Gottes, d. i. einer selbstständigen Wahrheit,
7) und die der über sich selbst steigende Philosoph doch nie
8) so ist schon die Verknüpfung dieser Kräfte, wie alle ihrem Wesen nach wirken, und sich in meiner Seele verbinden, mir Beweises gnug von einem wesentlichen Grunde innerer Wahrheit, Uebereinstimmung und Vollkommenheit,
9) Daß es etwas Denkbares giebt,
10) ist mir Demonstration 11) „oder Idealist" fehlt.

und[1] dies Ist, diese Formel der Gleichung und Uebereinstimmung verschiedner Begriffe, das bloße Zeichen = ist meine Demonstration von Gott. Denn nochmals gesagt, es giebt eine *Vernunft*, eine Verknüpfung des Denkbaren in der Welt nach unwandelbaren Regeln, folglich[2] muß es einen *wesentlichen Grund dieser Verknüpfung* geben; gesetzt, daß auch nur ein Einziges denkendes Wesen wäre.[3] Die Regel dieser Verknüpfung hat Niemand willkührlich ersonnen, so wenig sie irgend ein mit Raum und Zeit befangenes, denkendes Wesen willkührlich übet; sie ist der nothwendige Grund seiner, wie aller Gedanken und in der Geisterwelt[4] eben das, was die Regel des Gleichgewichts unter den Körpern ist: sie trägt ihre *innere Nothwendigkeit* mit sich. Es giebt also eine solche innere Nothwendigkeit, d. i. eine *selbstständige Wahrheit*.

160 *Philolaus.* Wo aber wohnt diese selbstständige Wahrheit?

(196) *Theophron.* In Gott und abgeleiteter Weise in Allem, dem er die Wirklichkeit gab; sie möge darinn objectiv oder subjectiv wohnen.[5] Unsre Känntnisse sind aus Sinnen und aus der Erfahrung geschöpft: wir müssen also zuerst nur wahrnehmen, mehrere Aehnlichkeiten zusammenhalten,[6] allgemeinere Begriffe aus individuellen Verschiedenheiten absondern und läutern; dies alles ist ein Weg, der Irrthümer im Wahrnehmen, im Absondern, im Verbinden und Trennen der Begriffe nicht nur möglich, sondern beinah unvermeidlich macht: ein nothwendiges Loos der Menschheit. *Die Regel* aber,[7] nach welcher wir wahrnehmen, absondern, schließen und verbinden ist eine *göttliche Regel*: auch selbst[8] im

---

1) „und" fehlt. 2) mithin

3) „gesetzt — wäre." fehlt.

4) übet. Sie ist in der Geisterwelt

5) *Philolaus.* Und diese selbstständige Wahrheit wohnet — *Theophron.* In Allem, was da ist; objectiv oder subjectiv betrachtet.

6) wir müssen wahrnehmen, Aehnlichkeiten zusammenhalten,

7) *Die Regel* aber in unsrer Seele, 8) „selbst" fehlt.

Irrthum haben wir nach ihr gehandelt und mußten nach ihr handeln, selbst wenn alle Gegenstände des Denkens Wahn wären. Betrachten Sie die Wahrheiten der Geometrie.[1] Für unsre Sinne 161
giebt es vielleicht keinen vollkommenen Cirkel in der Natur; wenn es aber auch keinen gäbe: so ist mir der erdichtete,[2] mathematische (197)
Cirkel, mit allem was in ihm nach innerer Nothwendigkeit gesetzt, abstrahirt und bewiesen wird, die vollkommenste Demonstration[3] einer selbstständigen göttlichen Wahrheit. Er beweiset mir nämlich, daß es eine mathematische Vernunft in der Welt gebe und da uns unsre Sinne nur hindern,[4] sie allenthalben in der Natur zu erkennen und anzuwenden: so sagt uns doch ihrem Wesen nach eben diese Vernunft,[5] daß wenn es denkende Wesen giebt, die[6] mit feineren Sinnen die Welt anschauen, sie nach eben diesen einzigen nothwendigen Regeln[7] denken, also[8] auch das Wesen, das die Ursache meiner und jeder Vernunft ist, dieselbe innere Gesetze der Gedanken auf die eminentste Weise kennen müsse, die es seinen Wirkungen zu Grundgesetzen des Daseyns nicht anders 162
als machen konnte. Bin ich Ihnen verständlich, Philolaus?[9])

Philolaus. Sehr wohl; nur ist Ihr Beweis blos hypo- (198)
thetisch: „wenn es eine Vernunft giebt: so muß es auch einen Grund derselben geben und zwar einen durch sich selbst nothwendigen Grund, weil die Gesetze der Vernunft durch sich selbst nothwendig sind." Ich merke wohl, daß jetzt zu subsumiren sei:

---

1) Nun betrachten Sie reine Wahrheiten, Wahrheiten z. B. der Geometrie.

2) gedachte,

3) gesetzt und bewiesen wird, Demonstration

4) da uns unsre Sinne nicht zulassen,

5) so sagt uns doch seiner Structur und Absicht nach jeder Sinn, und ihrem Wesen nach die uns einwohnende Vernunft,

6) die auch 7) nach eben dieser . . Regel

8) daß also

9) konnte. Sie schweigen, Philolaus?

„nun giebt es aber eine Vernunft; also.“ Wie aber? wenn es keine gäbe?[1]

Theophron. So gäbe es keine und ein Philosoph, der seine Vernunft aufgiebt oder läugnet, kann freilich keine Demonstration von Gott haben.[2] W. z. E. So bald er sie aber anerkennet und sich deutlich macht, was Vernunft sei: so bald ist ihm die Demonstration Gottes d. i. eine wesentliche Nothwendigkeit[3] in Verknüpfung der Wahrheiten im Begriff der Vernunft
163 selbst gegeben. Ich getraue mich, m. Fr.,[4] zu sagen, daß dies die einzige wesentliche Demonstration von Gott sei (mehrere wesentliche kann es auch nicht geben) die bei allen Beweisen wiederkommt; die aber nirgend so scharf und rein erscheint, als bei den Gesetzen unsres Verstandes.

(199) Alle Beweise, z. B. aus der Natur, wo wir nothwendige Gesetze der Bewegung und Ruhe, des Bestandes der Dinge nach einem Verhältniß ihrer innern Kräfte u. s. wahrnehmen, setzen dieselbe Regel zum Grunde, die wir am reinsten bei unsrer Vernunft bemerken, nämlich: „daß jedes Ding ist, was es ist, daß sein Wesen auf Kräften, sein Bestand auf einem Ebenmaas dieser Kräfte, seine Wirkung auf Verhältnissen derselben zu andern Dingen beruhe; und zwar dies alles nicht aus willkührlichen Absichten, die wir ganz beiseit setzen, sondern aus innern Gesetzen der Nothwendigkeit, aus welchen Bestand und Zerstörung, Zusammensetzung und Auf-
164 lösung, Bewegung, Ruhe und Wirkung folgen.“ Jede wahre Phy-

---

1) Philolaus. Wie? Wenn ein kritischer Philosoph Ihren Beweis blos hypothetisch nennte: „wenn es eine Vernunft giebt;“ wie aber? wenn es keine gäbe?

2) So gäbe es keine; ein Philosoph, der s. V. aufgiebt oder Vernunft läugnet, kann freilich keine Demonstration, wovon es auch sei, haben.

3) W. z. E. Aber Scherz bei Seite! Sobald der Philosoph ein Philosoph wird, d. i. sobald er Vernunft anerkennet und sich deutlich macht, was sie sei; so bald ist ihm eine wesentliche Nothwendigkeit

4) „m. Fr.,“ fehlt.

siko-Theologie entwickelt also nichts als göttliche Vernunft und Kraft nach ewigen nothwendigen Gesetzen,[1] im Bau der Geschöpfe und[2] in ihrer ganzen Verbindung nach Ort und Zeit. Sie enthält überall Einen und denselben Schluß oder vielmehr[3] Eine und dieselbe Anschauung, in tausend Beispielen und Gegen- (200)
ständen vom verschwindenden Kleinsten, bis aufs unübersehbare Größte. Die Musik z. B. mit der Sie mich ergötzt haben, ist eine Formel nothwendiger, ewiger Harmonie, auch wenn mein Ohr nicht dawäre, auch wenn ich, abstrahirend von aller Wohllust derselben, blos mit meinem Verstande berechnete und mäße.[4] Daß nun[5] mein Ohr, daß meine Empfindung für die Musik geschaffen ist, daß sie auf so viele mir gleichgestimmte Wesen Einerlei Wirkung thut; das alles macht zwar den Beweis der in ihr wohnenden Harmonie und Schönheit[6] lebhafter; es setzt aber seinem demonstrativen Werth nichts zu.[7] Denn wenn auch kein Ohr in 165
der Welt und das Wesen der Musik blos von Einem rechnenden Verstande gedacht wäre: so wäre der Beweis vollendet.

Philolaus. Wie aber? wenn durchaus kein rechnender Verstand wäre?

Theophron. Warum, m. Fr., wollen wir Ein Unding zwei- (201)
mal wiederholen?[8] Giebt es keinen rechnenden Verstand: so giebt es auch nichts Berechnetes, mithin auch keine Harmonie und Ordnung, die blos eine Folge[9] des Verstandes ist. Räumen wir alles

---

1) nichts als ewige Vernunft und Kraft nach nothwendigen Gesetzen

2) „und" fehlt. 3) „oder vielmehr" fehlt.

4) auch wenn mein Ohr sie nicht hörte, auch wenn abstrahirend von aller Wohllust derselben, sie blos ein Verstand berechnete und mäße.

5) „nun" fehlt. 6) „und Schönheit" fehlt. 7) hinzu

8) Philolaus. Ich muß meinen Scherz wiederholen. Wie? wenn .... wäre?

Theophron. So muß ich auch meine Antwort wiederholen.

9) die eine Berechnung

Denkende weg, so ist nichts Denkbares; alles Wirkliche, so ist nichts wirklich. Wo gelangen wir aber mit solchen Sophistereien hin? und sind sie eines Philosophen[1] würdig? Zertreten Sie die ewigen Grundsätze der Vernunft und lösen solche in hypothetische Wortgespinste ohne *Existenz und nothwendiges Erkenntniß*
166 *einer inneren Wahrheit* auf; freilich so ist keine Demonstration nicht nur Einer, sondern keiner Existenz möglich. Was haben Sie damit aber gethan, als den Grund alles Denkens, das Daseyn[2] aufgehoben? und wie ist nun ferner eine gesunde Philosophie möglich?[3] Ueberzeugen mich schon meine Sinne vom Daseyn *nach*
(202) *ihrer Art* d. i. auf eine dunkle verworrene Weise; wie sollte mich meine Vernunft nicht vom Daseyn *nach ihrer Art* d. i. durch deutliche, vollständige Begriffe überzeugen können?[4] Verlange ich aber von ihr, daß sie mir ihre Begriffe als sinnliche Anschauungen ohne sinnliche Anschauung gebe oder mir das Daseyn sinnlicher Gegenstände, die in ihr Gebiet nicht gehören, als reine Vernunft-Wahrheiten demonstrire und table sie, daß sie das nicht wolle oder vermöge: so hat mein Tadel nicht mehr Grund, als wenn ich die Farbe hören, das Licht schmecken und den Schall sehen wollte. Wir wollen uns hüten, Philolaus, daß wir nie in diese Gegend der
167 Hyperkritik des gesunden Verstandes gerathen, wo man ohne Materialien bauet, ohne Existenz ist, ohne Erfahrungen weiß und ohne Kräfte kann. Die Begriffe dieses Reichs sind wie die Fata Morgana, scheinbare Nichtigkeiten zurückgeworfener Bilder ohne Haltung, ohne Dauer und wahre Belehrung.[5]

Philolaus. Sie bauen also Ihre Demonstration auch[6] nicht auf den Begriff der Ursache und Wirkung?

---

1) der Philosophie 2) „das Daseyn" fehlt.

3) und wie ist nun ohne zusammenhangendes Denken Philosophie möglich?

4) durch deutlich-verknüpfte, vollständige Begriffe überzeugen?

5) ohne Dauer, die schlechtesten Phantasmen, die es in der Welt giebt,
(203) *speculative* Phantome, ein Wust der Sprache. 6) „auch" fehlt.

Theophron. Ich nehme diese Begriffe aus der täglichen
Erfahrung des gesunden Verstandes; ins Gebiet der Demonstration
aber weiß ich sie nicht zu verpflanzen,[1] weil ich weder was Ursache
noch was Wirkung sei? vielweniger das Band zwischen beiden
deutlich erkenne. Demonstriren läßts sich bei keiner Erfahrung, daß
dies die Wirkung jener Ursache sei, ob wir wohl sinnlich klar er-
kennen oder vielmehr[2] muthmaaßen, daß sie es seyn müsse, weil
wir beide oft und immer[3] zusammen- oder nach einander fanden. 168
Ihnen ist bekannt, welche Fehl-Muthmaaßungen man hierüber selbst
im Lauf der täglichen Erfahrung bei den gemeinsten Dingen oft
gemacht habe; und der Grund davon ist sichtbar, weil jeder Schluß (204)
von Ursache auf Wirkung oder umgekehrt von Wirkung auf Ur-
sache nie[4] Demonstration, sondern immer nur eine Muthmaaßung
im Reich der Sinnlichkeiten war. Wir wissen nicht, was Kraft
ist noch wie sie wirke? wir sehen ihre Wirkung nur als Zuschauer
und bilden uns daher analogische Urtheile. Selbst die allgemeinen
Regeln hierüber, die wir aufs beste bewährt finden, können wir
nie demonstriren. Was sollten wir inniger kennen, als die Kraft,
die in uns denkt und wirket? Wir kennen sie indeß so wenig,
als jede andre, die außer uns ist. Selbst die Gedanken meiner
Seele, als Wirkungen betrachtet, begreife ich nicht; nur dann sind
sie mir begreiflich, wenn ich sie „als ewige Wahrheiten[5] zum
Wesen meiner Vernunft gehörig" unter die Regel einer innern 169
Nothwendigkeit zu bringen vermag. Dahin also habe ich auch in
Ansehung Gottes meinen Beweis eingeschränket; wer zuviel beweisen (205)
will, läuft Gefahr, daß er nichts beweise —

---

1) Ich nehme diese Begriffe aus der Erfahrung; ins Gebiet . . . weiß ich sie nicht anders als unter dem Begriff des Daseyns zu verpflanzen,

2) „vielmehr" fehlt. 3) oft immer

4) auf Ursache als Erfahrungssatz nie

5) wenn ich sie immanent als Daseyn, d. i. „als ewige Wahrheiten

Philolaus. Also werden Sie sich auch über die Art der Schöpfung nicht erklären, ob sie Hervorbringung, Emanation u. dgl. sei?

Theophron. Wie könnte ich dieses, da ich nicht weiß, was Schaffen, was Hervorbringen heiße? Die gemeine Vorstellungsart ist, daß Gott die Welt aus sich herausgedacht habe: sie scheint die reinste zu seyn, weil wir von keiner reinern Wirkung, als vom Gedanken unsrer Seele Begriff haben; auch haben sich Leibnitz und alle helldenkende Köpfe an sie gehalten, weil ihnen die Erfahrung kein besseres Bild, die Sprache keinen bessern Ausdruck gab. Die Gedanken unsrer Seele, sagt man, sind an sich unwirksame
170 Bilder; die Gedanken Gottes, mit innerer Allmacht begleitet, waren
(206) höchst wirksam. Er dachte und es ward: er wollte und es stand da. Ich glaube, es giebt über eine für uns unerklärliche Sache keine behutsamere Formel.

Indessen schließt sie uns das Wesen der Wirkung nicht auf; vielmehr muß man sich auch bei ihr hüten, daß man ihre Ableitungen nicht übertreibe.[1] Die grobe Vorstellungsart z. B., daß Gott nach Millionen Ewigkeiten die Welt aus sich herausgedacht habe, wie eine Spinne das Gewebe aus sich zieht, ist mir unerträglich.

Philolaus. Die gröbere Emanation wird es Ihnen also noch mehr seyn und doch giebt man selbst dem Spinoza Schuld, daß er sein System aus dem Kabbalismus der Juden entlehnt habe.

Theophron. Wer hat Ihnen das eingebildet, Philolaus?

(207) Philolaus. Es ist eine sehr gemeine Meinung.[2]

171 Theophron. Die keinen weitern Grund hat, als die Autorität eines gelehrten Schwärmers, den ich in jedem andern Betracht,

---

1) vielmehr muß man sich auch bei diesem „heraus" vor bösen Symbolisationen hüten.

2) Meinung, die Spinoza selbst veranlaßt*) und vor allen Wachter in Gang gebracht hat.

*) „Omnia in Deo esse et in Deo moveri cum Paulo affirmo, auderem etiam dicere cum antiquis omnibus Hebraeis, quantum ex quibusdam traditionibus, tametsi multis modis adulteratis, coniicere licet." Epist. 21. Opp. posth. p. 449.

nur nicht als einen Philosophen ehre. Wachter stritt gegen einen
Juden und wollte den Spinozismus im Judenthum finden; nach-
her ward er selbst ein sehr verworrener Spinozist und wollte seinen
Spinozismus, nicht die Lehre des Spinoza, mit der Kabbala ver-
einigen: beide Bemühungen waren unglücklich.[1] Die Philosophie[2] (208)
des Spinoza ist von der Kabbala eben so verschieden, als es ver-
gebliche Mühe ist, jene durch diese[3] läutern zu wollen. Die Kabbala
ist ein zusammengeflossener Unrath guter und böser,[4] im Ganzen
aber schwärmerischer, dunkler Vorstellungen in ungeheuren Bildern,
mit denen der reine heitre philosophische Sinn Spinoza's nichts zu
thun fand;[5] sonst wäre er ein Jude geblieben. In seiner ganzen
Ethik finden Sie kein Bild und seine wenigen Gleichnisse sind ihm
fast mißrathen. Er ist ein Antipode der Kabbala, wenn es je 172
Einen gegeben hat.[6] Auch mit der Emanation, (die doch von den

---

1) Theophron. Wachter war ein gelehrter Mann, den ich in jedem andern Betracht, nur nicht als einen Philosophen ehre. Als ein reisender Jüngling von einigen zwanzig Jahren, stritt er gegen einen Juden und wollte den Spinozismus im Judenthum finden; einige Jahre darauf ward er selbst ein Freund der Kabbala und wollte, seiner ersten Idee zufolge, die Lehre des Spinoza mit ihr vereinigen.*)

*) Die erste Schrift hieß: „der Spinozismus im Judenthum, oder die von dem heutigen Judenthum und dessen geheimen Kabbala vergötterte Welt. An Mose Germano befunden und widerlegt von J. G. Wachter. Amsterdam 1699. Die zweite: Elucidarius Cabbalisticus s. reconditae Hebraeorum philosophiae recensio, epitomatore J. G. Wachtero. Rom. 1706. Er findet zwanzig Aehnlichkeiten zwischen Spinoza's System und dem Kabbalismus.

2) Mich dünkt, die Philosophie 3) ist, diese durch jene

4) ist eine Symbolik guter und schlechter,

5) Sinn Spinoza's sich nicht gnügen konnte;

6) In diesem Betracht ist er ein Antipode der Kabbala, so natürlich es (209)
übrigens wäre, daß er als ein im Judenthum Erzogener, ein Schüler des berühmten Morteira, gleichsam eine Hebräische Ansicht der Dinge in die Cartesische Philosophie gebracht hätte. Die erste Form des Denkens verläßt uns nie ganz, und da Spinoza zum Cartesischen System in einer fremden Sprache gelangte, so war es natürlich, daß er sich solches nach der seinigen typisirte, daher er auch synthetisch mit dem wesentlichen Begriff Gottes anhob.

Juden eben so wenig erfunden war, als sie von ihnen verbessert worden,)[1] hat das System des Spinoza nichts zu schaffen. Wo er die Worte Hervorbringung, Wirkung brauchen muß, braucht er sie, ohne die Art der Hervorbringung weiter[2] zu erklären; am liebsten aber ist ihm das Wort Ausdruck. „Die Welt druckt Eigenschaften d. i. Kräfte der Gottheit[3] aus, unend-
(210) liche auf unendliche Weisen“; [4]mich dünkt, diese Redart ist philosophisch, rein und edel. Von Ausflüssen aus Gott redet Spinoza nie; einem geometrischen Geist sind dergleichen Bilder auch nicht die liebsten. Leibnitz bediente sich einmal, um die Wirkung Gottes zu erklären, des Ausdrucks „Fulgurationen“, wobei Er das schöne Bild der Sonnenstralen zum Grunde legte;[5] bei Kästner[a]
173 können Sie lesen, wie lächerlich man das Bild in der Folge gedeutet. Also wenn wir von Gott reden, lieber keine Bilder! Auch in der Philosophie ist dies unser erstes Gebot, wie im Gesetz Moses.

[6]Philolaus. Und doch haben die Ebräischen Kabbalisten so viele Bilder auf Gott gehäuft?

Theophron. Weil sie meistens eben so schlechte Philosophen als schlechte Schüler Moses waren. Ihr Gott hieß Jehovah: d. i. „ich bin der ich bin und werde seyn, der ich seyn werde.“

---

a) Kästners vermischte Schriften Th. 2. S. 11. u. f.

1) Mit der eigentlichen Kabbala aber, noch weniger mit ihren Emanationen, (die doch von den Juden eben so wenig erfunden sind, als wenig sie zu ihrer Theologie gehören,)

2) „weiter“ fehlt.

3) Eigenschaften der Gottheit

4) diese Redart ist eher mathematisch als kabbalistisch.

5) wobei er auf das Bild der Sonnenstralen anspielte;

6) Philolaus. Vom Unrath der Kabbala hielt Der sich gewiß frei, der über die Bildausdrücke der alten Schriften seiner Nation selbst so strenge urtheilte. Gnug indessen, seine Philosophie ging nicht vom Cartesischen:
211) Ich denke, darum bin ich; sondern vom heiligen Namen seiner Väter aus: „ich bin der ich bin und werde seyn, der ich seyn werde.“

Dieser Begriff schließt die höchste, völlig=unvergleichbare Exi-
stenz in sich, so wie er alle Emanationen ausschließt. Spinoza
blieb diesem hohen, einzigen Begriff treu; deßhalb er mir auch
werth ist.[1] Es giebt keinen absolutern, reineren, fruchtbareren
Begriff in der menschlichen Vernunft: denn[2] über das ewige, durch
sich bestehende, vollkommenste Daseyn, durch welches Alles gesetzt,
in welchem Alles gegeben ist, läßt sich nicht steigen.

Philolaus. Also wird Ihnen auch das Bild der Weltseele 174
nicht sonderlich lieb seyn?

Theophron. Es ist ein menschliches Bild[3] und wenn es
vorsichtig gebraucht wird, kann von der innig=einwohnenden Kraft
Gottes manches dadurch anschaulich gesagt werden; indessen[4] bleibt
es ein Bild, das ohne die größeste Vorsichtigkeit sogleich mißräth.
Lesen Sie z. B. die Stelle, wie Leßing sich das Bild dachte.[5] (212)

Philolaus. „Wenn Leßing sich eine persönliche Gottheit
vorstellen wollte, so dachte er sie als die Seele des Alls.“[a]

Theophron. Merken Sie, wenn er sich eine persönliche
Gottheit vorstellen wollte; er hatte aber gegen dies Persönliche[6]
vorher selbst protestirt und wie könnte man auch die Seele im
Körper eine Person nennen?

Philolaus. „Und das Ganze dachte er sich nach der Ana-
logie eines organischen Körpers. Diese Seele des Ganzen wäre
also, wie es alle andre Seelen nach allen möglichen Systemen sind, 175
als Seele nur Effect.“

---

a) Ueber die Lehre des Spinoza S. 34.

1) Diesen Begriff, der die höchste, völlig=unvergleichbare Existenz in sich=, so wie alle Emanationen ausschließt, Ihn durfte Spinoza nur entwickeln, und der größeste Theil seines Sehnens lag vor ihm.

2) Vernunft als Ihn: denn

3) steigen. Wie klein ist dagegen das Bild der Weltseele!
Theophron. Es ist ein menschliches Bild

4) werden; wie denn auch Spinoza diese Analogie gebraucht hat. Indessen

5) wie Leßing es sich im Scherz dachte. 6) gegen diese Persönlichkeit

Theophron. Erwägen Sie die ungeheure Folge eines trüglichen Bildes: Gott, die Seele des Ganzen, sei ein Effect, nichts als ein Effect der Welt; alle andre Seelen, nach allen möglichen
(213) Systemen seyn als Seelen nur Effecte. Wahrscheinlich also nur Effecte der Zusammensetzung ohne etwas Zusammensetzendes: der Leib d. i. die Welt wird Schöpfer, Gott ein Geschöpf; können Sie sich üblere Folgen einer Accommodation denken? Gölte sie, so brächte jeder mit seinem Begriff der Seele in Gott hinein, was Er sich an der Seele denket und von ihr wähnet.[1]

Philolaus. „Der organische Umfang derselben (Seele) könnte nach der Analogie der organischen Theile dieses Umfanges insofern nicht gedacht werden, als er sich auf nichts, das außer ihm vorhanden wäre, beziehen, von ihm nehmen und ihm wiedergeben könnte."

176 Theophron. Hier bekommt Gott also[2] als Seele der Welt schon einen organischen Umfang, Theile dieses Umfanges; er muß sich auf etwas beziehen, das außer ihm vorhanden wäre,[3] von dem er nehmen, dem er wiedergeben könne. — O Spinoza, wie weit bist du, selbst bei deinen härtesten Ausdrücken, von einer solchen Katachrese eines Bildes, der Weltseele entfernt![4]

(214) Philolaus. „Also, um sich im Leben zu erhalten, muß Gott von Zeit zu Zeit sich in sich selbst gewissermaasse zurückziehen; Tod und Auferstehung mit dem Leben in sich vereinigen. Man könnte sich von der Oekonomie eines solchen Wesens mancherlei Vorstellungen machen u. s." — [5]Wahrscheinlich war dies alles von Leßing blos Scherz, wie sein Freund unmittelbar drauf selbst

---

1) Theophron. Erwägen Sie: „Gott, die Seele des Ganzen, ein
(213) Effect! alle andre Seelen, nach allen möglichen Systemen Effecte!" Effecte, wovon? Gott ein Effect wessen? des Ganzen? des organischen Körpers? Und das wären, nach allen möglichen Systemen, alle Seelen? Effecte?*)

*) Eine Erläuterung dieses Ausdrucks, s. in der 2ten Ausgabe des Buchs über die Lehre des Spinoza, S. 46. u. f.

2) „also" fehlt. 3) ist, 4) „O Spinoza — entfernt!" fehlt.

5) Scherz! nichts als Scherz, wie Leßings Freund

sagt,[a] daß er die Idee der Weltseele bald im Scherz, bald im Ernst gewendet habe.

Theophron. Und so zeigte Leßing selbst die Trüglichkeit 177
des ganzen Bildes, das im Ernst und Scherz so und anders gewandt werden könnte. Sie kennen Leßings Art, die Sache so zu wenden, um eben das Ungereimte im Ungereimten zu zeigen.[1]

Philolaus. Indessen m. Fr. dürften[2] wir doch nach einer Vorstellung des Welt-Ganzen. Am Einzelnen kann[3] unsre Seele
sich nie begnügen und wenn das Ganze, wie ich freilich einsehe, (215)
kein Riese seyn kann, „der sich gegen das Nichts sträubt, sich mit schrecklichen Contorsionen in sich selbst zurückzieht, sich wieder ausdehnet und also Tod und Leben schafft, damit der Ewig-Lebende sich nur von Zeit zu Zeit selbst im Leben erhalte," wenn dies alles freilich nichts ist, welche Vorstellung soll ich mir denn vom Ganzen der Welt bilden?

Theophron. Keine sinnliche Vorstellung, Philolaus. Das
Endlose giebt kein Bild; das absolut Unendliche Ewige noch minder. 178
Merken Sie, wie unser Haller alle Kräfte seiner Phantasie aufbietet, das Endlose zu schildern; er kanns nicht.

Ewigkeit S.151/52

Unendlichkeit, wer misset dich?
Bei dir sind Welten Tag' und Menschen Augenblicke.
Vielleicht die Tausendste der Sonnen wälzt jetzt sich
und tausend bleiben noch zurücke.
Wie eine Uhr, beseelt durch ein Gewicht, (216)
eilt eine Sonn' aus Gottes Kraft bewegt;
ihr Trieb läuft ab und eine andre schlägt,
Du aber bleibst und zählst sie nicht.

---

a) S. 35.

1) Theophron. Sie kennen Leßings Art, die Sache so zu wenden. — „Es regnet. Das thue ich vielleicht."*) U. s. Offenbar wollte er damit das Bild in seiner schlimmsten Uebertreibung darstellen, d. i. persifliren.

*) S. 35.

2) verlangen 3) mag

Mit dem letzten Zuge hat der Dichter sein ganzes Gemählde selbst vernichtet. So thut ers mit seinem noch schöneren Bilde[1] der Ewigkeit:

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
wogegen Zeit und Schall und Wind
179 und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
ermüden über dir und hoffen keine Schranken.
Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebürge Millionen auf:
ich wälze Zeit auf Zeit und Welt auf Welt zu Hause;[2]
und wann ich von der fürchterlichen Höhe
mit Schwindeln wieder nach dir sehe,
ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausend Malen,
(217) noch nicht ein Theil von dir;
ich zieh' sie ab und du liegst ganz vor mir.

Lassen Sie uns also selbst von einem philosophischen Dichter[3] lernen, auf metaphysische Phantasmen und leere Anschauungen eines Endlosen Raums, einer Endlosen Zeit, geschweige auf das untheilbare ewige Daseyn[4] in Bildern Verzicht zu thun. [5]Wer dies nicht thun
180 will, bringt Ungeheuer in die Philosophie, vor denen, wie billig ist, es den Erfinder zuerst selbst schaudert.

Philolaus. So möchte ich denn, ohn' alle Bilder, Naturgesetze der Haushaltung Gottes, ausdrückende Symbole der höchsten Wirklichkeit, einer nothwendigen Güte und Weisheit kennen lernen. Ihnen, Theophron, wie mir muß eine Aufhellung oder Wiederholung solcher, der ewigen Ideen im göttlichen Verstande erfreulich seyn.[6]

---

1) mit seinem Bilde 2) zu Hauf;

3) von einem Dichter 4) geschweige des untheilbar=ewigen Daseyns

5) Philosophie ist nicht Phantasterei; nichts als Ungeheuer kann diese erzeugen, vor denen es jeden, nur nicht den Erfinder selbst schaudert.

6) kennen lernen. Denn, Theophron, der Gordische Knoten in Spinoza's System liegt noch vor mir, das Räthsel: „wie entstand, wenn
(218) nur Eine Substanz diesen Namen verdienet, der Wahn oder die Wahrheit einzelner, vieler, Zahlloser Substanzen?"

Theophron. Wir wollen die morgende Abendstunde dazu[1] wählen. Ist Ihnen schon[2] dieser Hymnus bekannt? er giebt Ihnen zwar kein Bild von Gott; aber vielleicht etwas Besseres als Bilder.[3]

Gott.*) 181

Der Einzige, der Allem[4] Alles ist,
ist unser Gott! Geschöpfe, betet an.
Den nicht=Erschaffenen, den Einzigen,
den Ersten, Ihn,[5] Geschöpfe betet an.

Du seine große, weite, schöne Welt
mit allen deinen Feuerkugeln dort!
Du warest nicht, du wurdest und du bist
in deiner Pracht. Geschöpfe betet an.

Zehntausend seiner Sonnen traten hin (219)
und gehen ewig ihren großen Gang.
Zehntausend seiner Erden traten hin
und gehen ewig ihren großen Gang.
Zehntausend Myriaden Geister stehn
um seinen Thron. Um seinen Thron?
Hinweg mit seinem Thron. Er sitzt, er stehet nicht,
er ist kein König, kein Kalif. Er ist 182
das Wesen aller Wesen; er ist Gott,
ist unser Gott! Geschöpfe betet an.

Wer ist, den er zu seiner Werkstatt rief,
dahinzutreten und zu sehn, zu sehn —
wie er es macht? Wie er den Ocean
in so geschmeidigem Gehorsam hält,
daß seines Wassers nicht ein Tropfe fort
aus seiner Tiefe will; wie er den Mond
an einen dünnen Faden bindet und

---

*) S. Gleims Halladat III.

1) zur Unterredung 2) „schon" fehlt.

3) er giebt kein Bild von Gott; aber etwas Besseres als Bilder.

4) Allen 5) Den Ewigen,

in blauer Luft ihn schweben läßt; wie er
in Zeit von Rosses oder Reuters Huy
(220) Zehntausend Millionen Sonnenfernen mißt
und keines Apfels, keines Staubes fehlt!

Wer ist wie Er? Auf seiner Erde wohnt
kein ihm ergebener, erhabner Geist
und keiner blickt von seinem Wolkenzug'
und seinem Morgenroth, der mir es sagt
wie er es macht! Kein Seher Gottes ist,
kein Heiliger, kein Frommer, der es weiß.

Von dir du kleiner Ball, auf welchem wir
Zehntausend Millionen Ballen dort
183 nur funkeln sehn, hinauf zum Sonnenball,
vom Sonnenball hinan zum Sirius,
der Millionenmal so groß wie du
dem armen Erdenwurm ein Punctum ist.
Von dir du kleiner Käfer, bis zu dir
du stolzer Adler, der den Kaukasus
auf seinem Flug für einen Kiesel sieht.
Von dir, du kleine Schnecke, deren Blut
die Hüllen stolzer Menschen färben muß,
(221) zu dir, du kluger Affe, welcher sich
die Wangen färbt um schön zu seyn; und dann
so weiter fort zu einem Geist, der Gott
das Wesen aller Wesen denken will —

Ha welche Stuffen! Welche Stuffen hier
und dort in allen Millionen dort!
In allem Todten, allem Lebenden,
und allem Leichten, allem Schweren! — Gott
der Einzige, der Allem[1] Alles ist,
ist unser Gott! Geschöpfe betet an.

---

1) Allen

Fünftes Gespräch. 184 (222)

Theano.

Vergönnen Sie mir, meine Freunde, daß ich heut Ihre sichtbare Zuhörerinn seyn darf, wie ichs bisher unsichtbar gewesen. Vieles von Ihren Gesprächen habe ich nicht verstanden und auch heut begehre ich nicht eben alles zu verstehen; gnug für mich, wenn ich nur im Ganzen dem Sinn Ihrer Unterredung folge. Meine Gegenwart soll Sie nicht stören; ich werde schweigend meine Arbeit verrichten und nur mit meinen Gedanken Sie begleiten.

Theophron. Sie sind willkommen unserm Gespräch, Theano: denn auch Sie haben doch[1] nichts dagegen, Philolaus, daß Theano uns zuhöret?[2]

Philolaus. Sehr viel, wenn sie es blos schweigend thun
wollte.[3] Sie müssen sich in unser Gespräch mischen[4] und ihm, (223)
wenn es sich in eine leere Metaphysik[5] verirret, wieder auf den 185
Schauplatz der Menschheit helfen. Versprechen Sie uns dies, Theano?[6]

Theano. Ich will Sie so wenig unterbrechen, als es seyn kann und Ihnen dafür gleich jetzo zum Gespräch helfen. Sie wünschten gestern, Philolaus, Regeln der Haushaltung Gottes in der Welt oder wie Sie es nannten, ausdrückende Symbole seiner Wirklichkeit, Macht, Weisheit und Güte kennen zu lernen; wie ists aber[7] möglich, daß Theophron aus dem Ocean, der uns umfließt, einige Tropfen schöpfe? Fast mit Widerwillen hörete ich gestern, wie Sie Meinungen anführten, als ob das Daseyn Gottes unerweislich sei und ich wunderte mich, Theophron, daß Sie sich in diese Grübeleien einlassen wollten.[8] Das Daseyn eines Wesens

---

1) gewiß 2) daß Theano zuhöre?

3) wenn sie blos zuhören wollte. 4) mischen, Theano,

5) Scholastik 6) „Theano" fehlt. 7) „aber" fehlt.

8) hörete ich Sie gestern Meinungen anführen, ... und wunderte mich, Theophron, daß Sie sich in dies Wortgewirr einließen.

kann, wie mich dünkt, nur durch Wesen und durch die Anschauung
(224) derselben,[1] nicht durch willkührliche Begriffe und leere Worte erkannt
186 werden, so wenig als es durch diese auch weggeräumt werden mag.
Man hat ein Sprüchwort, daß man durch Träume weder reich,
noch satt werde; durch Worte wird mans eben so wenig. Wir
sind Menschen und als solche, dünkt mich, müssen wir Gott kennen
lernen, wie er sich uns wirklich gegeben und geoffenbaret[2] hat.
Durch Begriffe empfangen wir ihn nur[3] als einen Begriff, durch
Worte nur[4] als ein Wort; durch Anschauungen[5] der Natur aber,[6]
durch den Gebrauch unsrer Kräfte, durch den Genuß unsres Lebens
genießen wir ihn als wirkliches Daseyn voll Kraft und Leben.
Nennen Sie[7] dies Schwärmerei: so will ich gern eine Schwärmerin
seyn: denn ich mag lieber die wirkliche Rose sehen und genießen,
als von einer erdichteten, gemalten Rose mit ödem Kopfbrechen
träumen.

Theophron. Wohl Theano! Sie sehen doch aber die
(225) Rose, die Sie genießen und werden sich dieses Genusses wegen nicht
187 die Augen[8] verbinden. Und was arbeiten Sie da? Sie sticken ja[9]
selbst diese Blume. Sie ahmen also einer Kunst der Natur nach,
die Ihnen nur Ihr bemerkendes Auge sichtbar machte und jetzt das
Auge Ihrer Seele, Ihre lebhafte Erinnrung der Nadel gleichsam
vorzeichnet. Schließen Sie also von keinem Gefühl, von keinem
Genuß der Schöpfung den Gedanken aus; er ist uns zum Anschauen
Gottes[10]. so nothwendig, als Ihrer arbeitenden Nadel das Bild der
Zeichnung in Ihrer Seele. Der verkennete die Menschheit, der den
Schöpfer nur schmecken und fühlen wollte, ohne ihn zu sehen und
zu erkennen.

---

1) nur durch Daseyn und durch die Erfahrung desselben,
2) dargestellt 3) „nur" fehlt.
4) „nur" fehlt. 5) Anschauung 6) „aber" fehlt.
7) Sie, abstracte Herren,
8) die Augen nicht verbinden. 9) „ja" fehlt.
10) zum Innewerden Gottes

Theano. Den Vorwurf machen Sie mir nicht,[1] Theophron,
da ich unsern Philolaus eben vor einem gleichen Fehler der ein-
seitigen Trennung[2] warne. Ich habe die Philosophie herzlich gern,
wenn sie bei Gegenständen der Natur[3] bleibt und solche ins Licht (226)
setzt. Ich habe mich sehr gefreut, da Sie Ihren Freund auf die
Schönheit,[4] Güte und Wahrheit aufmerksam machten, die den Gegen- 188
ständen nicht als Willkühr aufgeheftet ist, sondern als die Wirklich-
keit selbst[5] in jedem Wesen liegt, und dies Wesen ausmacht. Seit
der Zeit bemühe ich mich in allem was um mich ist, diesen Punkt
der reinen Nothwendigkeit auszufinden und bemerke in ihm immer
Wahrheit, Güte, Schönheit. Ich wollte, daß ich mein ganzes Leben,[6]
alle meine Geschäfte, meine kleineste Kunst, ja selbst diese armselige
Blume so einrichten[7] könnte, daß die webende Minerva selbst sagen
müßte: „anders als also konnte sie nicht gemacht werden." Wie
viel Trost, was für süße Anmuth[8] liegt in dem Wort „Noth-
wendigkeit" insonderheit für unser Geschlecht, dem durch die Ord-
nung der Natur und durch die Einrichtungen der Menschen so
wenig Willkühr erlaubt ist. Ich danke der guten Adrastea, daß sie (227)
uns so wenig erlaubte, da unser Geschlecht eben am meisten nach
Willkühr strebet. Ich liebe jetzt[9] diese Tochter der gütigen Weisheit
und hasse alle Launen. Ich überlasse sie den Männern, die sich ja 189
willkührliche Herren der Erde zu seyn dünken.

Theophron. Halten Sie nicht viel von diesen willkührlichen
Herren, liebe Theano. Je weniger Vernunft man besitzet,[10] desto

---

1) Den Vorwurf verdiene ich nicht,

2) Fehler einseitiger Trennung

3) bei Gegenständen, bei wahren Dingen der Natur

4) auf die innere Schönheit,

5) die allen Gegenständen der Schöpfung nicht als Willkühr aufge-
heftet ist, sondern als Wirklichkeit selbst

6) mein Leben hindurch, 7) so schaffen und einrichten

8) welche süße Anmuth 9) Jetzt liebe ich

10) „man besitzet" fehlt.

mehr hat und liebet man Willkühr. Ich wollte den Mann kennen
lernen, der, welches kleine Geschäft des Lebens es auch sei, solches
auf unzählige Arten gleich gut verrichten könnte und es seiner
blinden Wahl überlassen glaubte, welche von diesen Arten er vor-
ziehen wolle. Der schönste und schwerste Zweck des männlichen
Lebens ist, von Jugend auf *Pflicht* zu lernen; solche aber, als ob
es nicht Pflicht sei, in jedem Augenblick des Lebens auf die leichteste,
(228) beste Weise zu üben und also jedesmal den höchsten Punct der
Kunst, das Gesetz des Einzigen Besten, der holden und schönen
Nothwendigkeit zu erreichen. Diese ist nicht Zwang, nicht Noth-
190 durft von innen oder außen,[1] ob sie gleich einem unerfahrnen,
trägen, muthwilligen Menschen also dünket; ihr Joch ist sanft und
ihre Last ist leicht, wenn man derselben Einmal gewohnet. Wehe
dem Mann, der in üblen Gewohnheiten hart wird;[2] wohl aber
jedem vernünftigen, thätigen Wesen, dem seine Pflicht und die
schönste Art sie zu üben zur Natur d. i. zur Nothwendigkeit ward.
Er hat den Lohn der guten Engel in sich, von denen die Religion
sagt, daß sie im Guten bestätigt, nicht mehr fallen können, noch
fallen wollen, weil ihre Pflicht ihnen Natur, weil ihre Tugend
ihnen Himmel und Seligkeit ist. Wir wollen uns auch bestreben,
meine Freunde, den innern Lohn dieser seligen Wesen zu genießen;
(229) ja warum dürften wir bei ihnen stehen bleiben, da uns allenthalben
in der Natur das Vorbild unsres Vaters selbst vorleuchtet, der im
Kleinsten und Größesten ohn' alle schwache Willkühr mit der ganzen
Schönheit und Güte einer selbstständigen Vernunft, Wahrheit und
191 Nothwendigkeit handelt. — Ich sehe, Philolaus, daß Sie Ihre Schreib-
tafel bereiten; Sie müssen mir also, zusammt unsrer Freundin Theano,
die Sätze, die Sie aufzeichnen wollen, zuerst selbst auffinden helfen.

Philolaus. Das will ich gern, so bald Sie mich auf den
Weg führen.[3]

---

1) oder von außen, 2) ward;
3) „Ich sehe — führen." fehlt.

Theophron. Wohlan denn, meine Freunde, und die Gott-
heit selbst wird uns beistehn, da wir die Natur ihres Wesens und
ihrer Werke[1] als die weiseste, beste Nothwendigkeit zu entwickeln
streben. Was konnte sie, indem sie auf eine uns unbegreifliche
Art Wesen hervorbrachte,[2] was konnte sie ihnen Höheres geben, als
was in ihr selbst das Höchste ist, Daseyn.[3] In Gott ists der
Grund und Inbegriff alles Genusses,[4] die Wurzel aller seiner un-
endlichen Kräfte; in jedem daseynden Dinge nicht minder. Aller
unsrer Abhängigkeit ohngeachtet sind oder dünken auch wir uns
Substanzen und fühlen unser Daseyn mit so inniger Gewißheit,
mit so sanfter Liebe und Freude,[5] daß wir an die Zerstörung 192(230)
unsrer nicht nur ungern denken, sondern auch mit aller Gewalt sie
uns nicht vorzustellen vermögen. Es ist das Wesen des denkenden
Geistes, daß er vom Nichts durchaus keinen Begriff hat und es
gehört eine sonderbare Verödung des Kopfs dazu,[6] sich nur ein-
zubilden, daß das Nichts ein denkbarer Begriff sei. Ein Zeichen
für dasselbe 0 oder $\sqrt{-1}$. kann er sich erdenken und indem er[7]
zwei Dinge einander widersprechend erkennt, Eins durch das andre
wegräumen. D. i. er vermag[8] deutlich einzusehen, daß indem er
das Eine sich vorstellt, er zu eben der Zeit sich nicht auch das
andre als Jenes denken könne; damit aber hat er von nichts[9]
weniger als vom absoluten Nichts einen Begriff. Er kann statt
des vollen Raums der Welt z. B. sich[10] einen ungeheuren schwarzen

1) die Natur ihrer Werke
2) darstellte,
3) ist? Wirklichkeit, Daseyn.
4) In Gott ists, nach unsern Begriffen, der Grund alles Genusses,
5) mit so zuversichtlicher Freude,
6) hat, so daß eine sonderbare Verödung . . dazu gehöret,
7) kann man sich . . indem man
8) Der Verstand vermag
9) damit aber hat er nichts Wirkliches weggeräumet, hat auch von nichts
10) Statt des vollen Raums, z. B. kann er sich

leeren Raum einbilden; damit aber bildete er sich noch kein Nichts
(231) ein. Kurz das Nichts ist Nichts; es ist also auch jedem Wesen,
193 das da ist, geschweige dem Inbegriff aller Wirklichkeit Gott selbst
ein Nichts d. i. völlig undenkbar.[1] Bemerken Sie, Philolaus, was
auf dieser innern Nothwendigkeit des Begriffs vom Daseyn für jedes
denkende Wesen[2] ruhe?

Philolaus. Die schönste Wahrheit ruhet darauf, nämlich: daß kein Nichts in der Natur sei, daß es auch nie[3] gewesen sei und nie seyn werde, weil es etwas Undenkbares, ein Nichts ist. So wenig der Ausdruck: aus Nichts ein Etwas schaffen oder die Schilderungen[4] des Dichters:

> Befruchtet mit der Kraft des Wesenreichen Wortes Ab. l. S. 126
> gebiert das alte Nichts —

(232) oder:

> als mit dem Unding noch das neue Wesen rung Ewigkeit S. 152
> und auf die Nacht[5] des alten Nichts
> sich goß der erste Strom des Lichts,

194 einen andern als dichterischen Sinn haben: so wenig hat unsre
Seele einen Begriff davon was es heißt: etwas vernichten, ein
Etwas in Nichts verwandeln oder wenn der Dichter singt:

> wenn ein zweites Nichts wird diese Welt begraben;
> wenn von dem Alles selbst nichts bleibet als die Stelle:

denn wenn die Stelle noch da ist von dieser Welt, mithin eine Stelle zu neuen Welten: so ist noch nichts weniger als das Nichts

---

1) geschweige dem Grunde und Inbegriff aller Wirklichkeit, Gott, ein leeres Nichts, d. i. undenkbar.

2) „für — Wesen“ fehlt.

3) daß es kein Nichts in der Natur gebe, daß es nie

4) die Schilderung

5) Wesen rang
oder:
„Als auf die Nacht

herrschend.[1] Ich kann Ihnen nicht sagen, m. Fr., wie sehr mir
jetzt alle diese Scheinausdrücke, leere Gespenster einer dunklen
Phantasie, zuwider sind.[2] Wenn manche Metaphysiker alles Denk-
bare, die Welt, Gott selbst wegräumen und finden dies ungeheure (233)
Nichts[3] als das reinste Object ihrer Vernunft sehr denkbar; finden
es ganz natürlich, daß sich aus diesem Nichts mit aller Vernunft 195
kein Etwas weder Gott noch die Welt hervordemonstriren lasse —

Theano. Ich bitte, endigen Sie, Philolaus, mit dem gräß-
lichen Nichts.

Philolaus. Oder wenn gar das Daseyn, das erfreuliche
nothwendige Daseyn Gottes ihnen[4] gräßlich dünkt — „Die reine
Nothwendigkeit, sagen sie, sei als der letzte Träger aller Dinge ein
Abgrund für die Vernunft. Selbst Hallers Ewigkeit mache lange
nicht den schwindlichten Eindruck auf das Gemüth, als das noth-
wendige Daseyn Gottes: denn jene messe zwar, aber sie dürfe nicht
tragen. Man könne den Gedanken nicht ertragen, daß ein Wesen,
welches wir uns auch[5] als das Höchste unter allen Möglichen vor-
stellen, gleichsam zu sich selbst sage: „Ich bin von Ewigkeit zu Ewig- (234)
keit: außer mir ist nichts, ohne das was blos durch meinen Willen
etwas ist; aber woher bin ich denn? Hier, sagen sie, hier sinkt
alles unter uns und die größeste Vollkommenheit wie die kleinste, 196
schwebt ohne Haltung blos vor der speculativen Vernunft, der es
nichts kostet, die eine so wie die andere ohne die mindeste Hinder-
niß verschwinden zu lassen.“[6]

1) da.

2) Wie sehr sind mir jetzt alle diese Scheinausdrücke, leere Gespenster einer scholastischen Phantasie, zuwider!

3) Gott selbst rein wegräumen, und finden ein ungeheures Nichts

4) das erfreuliche nothwendige innigste Daseyn ihnen

5) wenn wir es uns auch

6) lassen.“ *)

*) Kants Kritik der reinen Vernunft. Zweite Ausg. S. 641. „Wenn Ihr sagt: Gott ist nicht, so ist weder die Allmacht noch irgend ein anderes seiner Prädikate gegeben; denn sie sind alle zusammt dem Subject aufgehoben, und es zeigt sich in diesem Gedanken nicht der mindeste Widerspruch.“ Ebendas. S. 623.

Theano. Erretten Sie mich, Theophron, von den öden Vorstellungen, die Philolaus anführet. Ich bin ein Weib und
(235) werde mir, seitdem ich Ihre letzten Gespräche angehört habe, weder Hallers Ewigkeit als eine Messende, noch die weiseste Nothwendigkeit als eine Trägerin, noch den Höchsten als einen stolzen Unwissenden[1] denken, der ruhmredig mit sich selbst spricht und sich thöricht fragt: „woher er sei?" Ich weiß auch nicht, ob bei den Philosophen ein dunkles Gefühl über deutliche Begriffe entscheide,[2] noch ob es ein Triumph der Vernunft sei, die größeste Vollkommenheit wie die kleinste willkührlich ohne die mindeste Hinderniß vor sich verschwinden zu lassen; aber das weiß ich, daß nach meiner
197 Idee es kein höheres, seligeres Daseyn geben kann, als Dessen, durch den Alles ist, durch den Alles genießet und lebet. Er darf, wenn das Daseyn jedes Dinges auf einer innern Nothwendigkeit seiner höchsten Weisheit und Güte[3] ruhet, nichts mühsam tragen;
(236) alles trägt sich selbst, wie die Kugel auf ihrem Schwerpunkt ruhet: denn alles Daseyn ist ja in seinem eignen ewigen Wesen,[4] in seiner Macht, Güte und Weisheit gegründet. Sie haben uns zwar vor Bildern gewarnt, Theophron; aber ists wohl unerträglich zu denken,[5] daß die Wurzel den Baum trage? Sie stürbe ab und wäre keine Wurzel,[6] wenn sie die schöne Schöpfung des Stammes mit seinen Aesten, Zweigen, Blüthen und Früchten nicht zu tragen hätte.[7] So Gott,[8] die ewige Wurzel vom unermeßlichen Baum des Lebens,

---

1) als einen Speculanten

2) ob bei den Philosophen dergleichen Phantasmen deutliche Begriffe setzen oder wegräumen,

3) auf einer innern Nothwendigkeit Seiner selbst, einer durch sich bestehenden höchsten Weisheit und Güte

4) Daseyn,

5) aber (Wirklichkeit dem Phantom entgegengestellt,) ists unerträglich zu denken,

6) Sie wäre keine Wurzel,

7) zu tragen hätte und gern trüge. 8) „Gott" fehlt.

der durch das Weltall verschlungen ist:[1] Er die unendliche Quelle des Daseyns,[2] des größesten Geschenks, das nur Er mittheilen konnte. —

Theophron. Und welch ein Pfand, meine Freunde, haben 198
wir mit diesem Geschenk auf die ganze Fortdauer[3] unsres Lebens.
[4]Das Daseyn ist ein unzertheilbarer Begriff, ein Wesen. Es kann (237)
so wenig in ein Nichts verwandelt werden, als wenig es ein Nichts ist oder die Gottheit[5] könnte sich selbst vernichten. Ich rede[6] hier nicht von Erscheinungen, von Zusammensetzungen irgend einer Gestalt in dem, was wir Raum und Zeit nennen. Alles was erscheint, muß auch[7] verschwinden; jedes Gewächs der Zeit trägt auch zugleich[8] den Keim der Verwesung in sich, der da macht, daß es in seiner Erscheinung[9] nicht ewig daure. Was zusammengesetzt ist, wird aufgelöst: denn eben diese Zusammensetzung und Auflösung heißt Weltordnung und ist das immer wirkende Leben des Weltgeistes. Ich rede also auch selbst noch nicht von der Unsterblichkeit einer Menschenseele und bin gar nicht willens, Ihnen Phantome
der Einbildungskraft vorzuzeichnen,[10] wie sie im Raum und in der 199
Zeit d. i. in der großen Weltordnung andre Organe annehmen und ihre Seelenkräfte[11] neu üben werde. Wovon wir reden ist ein
einfacher Begriff, das Daseyn,[12] an welchem das niedrigste mit dem (238)

1) der durch das Weltall verbreitet, mit unzählich in einander verschlungenen Zweigen da ist und grünet.

2) alles Daseyns,

3) zur ewigen Fortdauer

4) Daseyn ist . . Begriff, Wesen.

5) oder auch das höchste Dasein, die Gottheit

6) Wir reden

7) „auch“ fehlt. 8) „auch zugleich“ fehlt.

9) in dieser seiner Erscheinung

10) Auch reden wir selbst noch nicht von der Unsterblichkeit einer Menschenseele, um uns etwa Phantome . . vorzuzeichnen,

11) ihre Kräfte

12) Begriff, Wirklichkeit, Daseyn,

obersten Wesen Theil hat. Nichts kann untergehen, nichts vernichtet werden oder Gott müßte sich selbst vernichten; aber alles Zusammengesetzte wird aufgelöset, alles was Ort und Zeit ausmißt, wandert.[1] Da nun im unendlichen Daseyn alles liegt, was seyn kann und ist; wie Endlos wird die Welt, m. Fr., [2] Endlos nach Raum und Zeit und in sich selbst beständig. Gott hat den Grund seiner Seligkeit Wesen mitgetheilt, die auch wie er, das Kleinste wie das Größeste, Daseyn genießen und damit ich Ihr Gleichniß brauche, Theano, als Zweige von seiner Wurzel ewigen[3] Lebenssaft schöpfen. Mich dünkt, wir zeichneten uns also, Philolaus, das erste Naturgesetz der heiligen Nothwendigkeit auf:

200 Philolaus.[4]

(239) I. Das höchste Daseyn hat seinen Geschöpfen nichts Höheres zu geben gewußt, als Daseyn.[5]

Theophron. Aber, meine Freunde, Daseyn und Daseyn, so einfach der Begriff ist, sind in ihrem Zustande sehr verschieden und was meinen Sie, Philolaus, was die Stuffen und Unterschiede desselben bezeichnet?

Philolaus. Nichts anders als Kräfte. In Gott selbst fanden wir keinen höheren Begriff; alle seine Kräfte aber waren nur Eine.[6] Die höchste Macht konnte nicht anders als die höchste Weisheit und Güte seyn, ewig lebend, ewig wirksam.

Theophron. Nun sehen Sie selbst, Philolaus, daß das Höchste oder vielmehr das All (denn Gott ist nicht ein Höchstes auf einer Stuffenleiter von Seinesgleichen) sich wirkend nicht anders

---

1) „aber — wandert." fehlt. 2) „m. Fr.," fehlt.

3) „ewigen" fehlt.

4) Philolaus. Mit Vorbehalt meiner Fragen darüber:

5) hat seinen Geschöpfen das Höchste gegeben, Wirklichkeit, Daseyn.

6) keinen höheren Begriff, wodurch sich Wirklichkeit offenbaret, als Macht; alle seine Kräfte waren Eins und Dasselbe.

als im All offenbaren konnte.[1] In ihm konnte nichts schlummern 201(240)
und was er ausdrückte, war Er selbst, eine untheilbare Weisheit, Güte und Allmacht.[2] Die Welt Gottes ist also die Beste; nicht weil er sie unter Schlechteren wählte, sondern weil ohne ihn weder Gutes noch Schlechtes dawar und Er nach der innern Nothwendigkeit seines Daseyns nichts Schlechtes wirken konnte. Alle Kräfte sind also da, die daseyn konnten; allesammt Ein Ausdruck der Allweisheit,[3] Allgüte, Allschönheit. Im Kleinsten und Größesten wirket er; in jedem Punkt des Raums und der Zeit, d. i. in jeder lebendigen Kraft[4] des Weltalls. Denn Raum und Zeit sind nur Phantome unsrer Einbildungskraft, Maasstäbe eines eingeschränkten Verstandes, der Dinge nach und neben einander sich bekannt machen muß; vor Gott ist weder Raum noch Zeit, sondern Alles eine ewige Verbindung.[5] Er ist vor Allem und es besteht Alles
in ihm: die ganze Welt ein Ausdruck, eine Erscheinung seiner (241)
ewig-lebenden, ewig-wirkenden Kräfte.[6]

Theano. Und o wie haben wir uns zu freuen, daß so 202
nichtige Erscheinungen wir sind, in uns dennoch ein Ausdruck der drei höchsten Gottes- und Weltkräfte, Macht, Verstand und Güte wohne.[7] Ich kann mir[8] keine andre, geschweige höhere Eigen-

---

1) Theophron. Das Höchste also oder vielmehr das All (denn .... Seinesgleichen) wie konnte es sich wirkend offenbahren, als im All? Er selbst das All Aller.

2) ein Untheilbares, Weisheit, Güte, Allmacht.

3) Alles ist also da, was daseyn konnte; alle Kräfte Ein Ausdruck seiner Kraft, einer Allweisheit,

4) in jeder Wirklichkeit

5) sondern ein All in einer ewigen Verbindung.

6) die Welt ein Ausdruck, eine Darstellung der Wirklichkeit seiner ewig lebenden, thätigen Kräfte.

7) Auf einer wie hohen Stufe stehen wir menschliche Wesen also, in denen, so nichtige Erscheinungen wir sind, dennoch ein lebender Ausdruck der .... Güte mit innerm Bewußtseyn wohnet.

8) Wir können uns

schaften gedenken: denn was ich in allen Werken der Natur Gött-
liches sehe,[1] führet sich auf diese drei zurück, deren Eine die andre
erklärt und deren höchster Inbegriff und Ursprung in Gott wohnet.[2]
Wir haben also auch das wesentliche Gesetz Gottes in uns, unsre
beschränkte Macht nach Ideen[3] der Wahrheit und Güte zu ordnen,
wie solches der Allmächtige seiner vollkommensten Natur nach selbst
ausübet.[4] Er hat uns darinn etwas Wesentliches von sich mit-
(242) getheilet und uns zu Ebenbildern seiner Vollkommenheit gemacht,
indem es in der Natur einer göttlichen Kraft liegt, nicht blind
sondern mit dem höchsten Verstande und einer alles Nichts aus-
203 schließenden Güte[5] zu wirken. Aber wie weit entfernen wir uns
von dieser Regel bei jedem willkührlichen, Vernunft- und Gütelosen
Gebrauch dieser Kräfte![6]

Theophron. Sorgen Sie nicht, Theano: denn wenn es im Wesen jeder göttlichen Kraft liegt, nicht blind sondern nach Weisheit und Güte zu wirken; so wird sich uns auch dieser scheinbare Schatte in der Schöpfung aufklären.[7] Mich dünkt, Philolaus, wir können vorjetzt den zweiten großen Satz[8] einer göttlichen Nothwendigkeit setzen:

II. Die Gottheit, in der nur Eine wesentliche Kraft ist, die wir Macht, Weisheit und Güte nennen,

---

1) was wir . . . . sehen,

2) erklärt, deren . . . Ursprung uns als Gottheit erscheinet.

3) Das wesentliche Gesetz Gottes wohnet also in uns, unsre obwohl beschränkte Macht nach reinen Ideen

4) selbst thut und allenthalben ausdrückt, ausübet.

5) nicht blind, sondern mit Einsicht, nicht eingeschränkt und boshaft, sondern mit einer alles Nichts ausschließenden Güte

6) Jeder willkührliche, Vernunft und Gütelose Gebrauch unsrer Kräfte, der uns von dieser Regel entfernt, macht uns uneinig mit uns selbst, verwirrt, schwach, ohnmächtig. —

7) „Sorgen Sie nicht — aufklären.“ fehlt.

8) wir können also den zweiten Satz

konnte nichts hervorbringen als was ein lebendiger Abdruck derselben, mithin selbst Kraft, Weisheit und Güte sei, die eben so untrennbar das Wesen (243)
jedes in der Welt erscheinenden Daseyns bilden.

Philolaus. Ich habe den Satz aufgezeichnet und sehe ihn 204
aus der Natur Gottes ein; ich wünschte aber, daß Sie ihn für Theano und mich in einzelnen Beispielen zeigten.[1] Die Grade der Vollkommenheit in der Welt sind so zahllos-mannichfaltig, daß die niedrigsten derselben uns Unvollkommenheiten scheinen.

Theophron. Konnte dies anders seyn, Philolaus? Wenn alles Mögliche daist und nach dem Principium einer unendlichen göttlichen Kraft daseyn muß: so muß in diesem All die geringste, wie die höchste Vollkommenheit daseyn; nur[2] alle sind mit[3] der weisesten Güte verbunden und auch in der geringsten ist kein Nichts, d. i. nichts wesentlich Böses. Verzeihen Sie, Theano, daß ich abermals diesen Ausdruck nennen muß, ob er gleich[4] ein Unding ist, das sich selbst aufhebt. Sie wissen, Philolaus, was Leibnitz von (244)
seinen einfachen Substanzen für große Dinge rühmte: „sie seyn Spiegel des Weltalls mit Vorstellungskräften begabt, das Universum, 205
jede nach ihrem Standpunkt, darzustellen und abzuschildern. Der Unendliche sehe im Kleinsten das All und im All das Kleinste.“[5] So erhaben diese Idee war[6] und so nothwendig sie ist, sobald man die Welt als eine in allen Theilen zusammenhangende Wirkung der höchsten Vollkommenheit ansieht:[7] so falsch ward sie von manchen verstanden und insonderheit die unendlich-kleinen einfachen Spiegel

---

1) Philolaus. Ich wünschte, daß Sie für Theano und mich den Satz in Beispielen zeigten.

2) aber 3) von

4) daß ich abermals das gräßliche Unding nennen muß, ob es gleich

5) das All u. s.“

6) So erhaben diese Idee war, die wir uns nur in reinen Zahl-Verhältnissen annähernd begreiflich machen, und

7) denket:

des Weltalls wurden[1] unwürdig gedeutet. Wir lassen also das trügliche Bild weg, weil Bilder in die Weltweisheit nicht gehören und sagen: „jede substanzielle Kraft[2] ist ihrem Wesen nach ein Ausdruck der höchsten Macht, Weisheit und Güte, wie solche sich an dieser Stelle des Universum d. i. in Verbindung mit allen übrigen Kräften darstellen und offenbaren konnte.“ Um dies ein-
(245) zusehn, dürfen wir nur betrachten, wie jede dieser substanziellen Kräfte[3] in der Welt wirke. [4]Sie sind doch einig mit mir darüber, Philolaus, daß sie *organisch* wirke?

206 **Philolaus.** Allerdings: denn mir ist[5] keine Kraft bekannt, die außer Körpern d. i. ohne Organe sich erweise; ob mir wohl eben so unbekannt ist, wie diese Kräfte und diese Organen[6] sich zusammengefunden haben.

Theophron. Durch[7] ihre beiderseitige Natur, Philolaus; im zusammenhangenden Reich der vollkommensten Macht und Weisheit konnten sie nicht anders. Denn was nennen wir Körper? was nennen wir Organe? Im menschlichen Leibe[8] z. B. ist nichts unbelebt: von der Spitze des Haars bis zum Aeußersten Ihres Nagels ist alles von Einer erhaltenden, nährenden Kraft durchdrungen und sobald diese das kleinste oder größeste Glied verläßt, trennet es sich vom Leibe.[9] Sodann ist es nicht mehr im Gebiet der lebendigen
(246) Kräfte unsrer Menschheit; dem Reich der Naturkräfte aber entfällt es nie.[10] Das verwelkte Haar, der verworfne Nagel tritt jetzt in

---

1) „wurden“ hinter „insonderheit“.

2) Wir lassen das Bild weg, und sagen: „jede Kraft

3) Um dies einzusehn, bemerken wir, wie jede dieser Kräfte

4) Nicht wahr? Philolaus, sie wirkt *organisch*?

5) **Philolaus.** Mir ist 6) Organe

7) Wohl durch 8) Körper

9) sobald diese das kleinste Glied verläßt, stirbt es ab und trennet sich vom lebenden Leibe.

10) Sodann, dem Gebiet . . . unsrer Menschheit entnommen, ists im Reich andrer Naturkräfte; dem entfället es nie.

eine andre Region des Zusammenhanges der Welt, in welchem er abermals nicht anders als seiner jetzigen Natur[1] nach wirkt oder 207
leidet. Gehen Sie nun[2] die Wunder durch, die uns die Physiologie des menschlichen oder irgend eines thierischen Körpers herzählet: Sie sehen nichts als ein Reich lebendiger Kräfte, deren jede an ihre Stelle gesetzt, Zusammenhang, Gestalt, Leben des Ganzen durch Wirkungen hervorbringt, deren jede aus der Natur ihres Wesens folget.[3] So bildete, so erhält sich der Körper; so löset er sich täglich, so löset er sich endlich gar auf. Alles[4] was wir Materie nennen ist also mehr oder minder selbst belebt; es ist ein Reich wirkender Kräfte, die nicht nur unsern Sinnen in der Erscheinung, sondern ihrer Natur und ihrer Verbindung nach ein Ganzes bilden. Eine Kraft herrschet: sonst wäre es kein Eins, (247)
kein Ganzes. Mehrere auf den verschiedensten Stuffen dienen: alle diese Verschiedenheiten aber, deren jede aufs vollkommenste bestimmt ist, haben dennoch was Gemeinschaftliches, Thätiges,[5] in einander 208
Wirkendes; sonst könnten sie abermals[6] kein Eins, kein Ganzes bilden. Da nun im Reich der vollkommensten Macht und Weisheit Alles aufs weiseste zusammenhängt, da in ihm nichts sich anders als nach inwohnenden nothwendigen Gesetzen der Dinge selbst[7] zusammenfügen, helfen und bilden kann: so sehen wir auch allenthalben in der Natur unzählige Organisationen, deren jede in ihrer Art nicht nur weise, gut und schön, sondern ein Vollkommnes d. i. ein Abdruck der Weisheit, Güte und Schönheit selbst ist, wie solche sich in diesem Zusammenhange sichtbar machen konnte. Nirgend in der Welt also, in keinem Blatt eines Baums, in keinem Sandkorn, in keinem Fäserchen unsres Körpers herrscht Willkühr; alles (248)

---

1) Naturstellung

2) „nun" fehlt.

3) deren jede aus der Natur ihres und des Wesens folgt, dem sie angehöret.

4) „Alles" fehlt.

5) haben was gemeinschaftlich-Thätiges,

6) „abermals" fehlt.

7) „selbst" fehlt.

ist von Kräften, die in jedem Punct der Schöpfung nach der voll-
kommensten Weisheit und Güte wirken, bestimmt, gesetzt, geordnet.
Gehen Sie, m. Fr., die Geschichte der Misgeburten', der Verwahr-
209 losungen und Ungeheuer durch, da durch fremde Ursachen die Gesetze
der Natur[1] in Unordnung gesetzt zu seyn scheinen; die Gesetze der
Natur wurden nie in Unordnung gesetzt:[2] jede Kraft wirkte ihrer
Natur getreu, selbst da eine andre sie störte: denn auch diese
Störung selbst konnte nichts anders bewirken, als daß die gestörte
Kraft[3] auf anderm Wege sich zu compensiren suchte. Ich habe[4]
über diese Compensationen in einem System gestörter Kräfte sonder-
bare[5] Bemerkungen gemacht, von denen wir uns zu einer andern
Zeit unterhalten können; allenthalben aber habe ich auch im schein-
bar-größesten Chaos die beständige Natur d. i. unwandelbare
(249) Regeln einer in jeder Kraft wirkenden höchsten Nothwendigkeit,
Güte und Weisheit gefunden.[6]

Philolaus. Mich freuets, Theophron, daß Sie mir den
dunkeln Begriff der Materie aufgehellet haben:[7] denn ob ich gleich
dem System des Leibnitz gern beitrat, daß sie nichts als eine Er-
210 scheinung unsrer Sinne, ein Aggregat substanzieller Einheiten seyn
könne:[8] so blieb mir doch in diesem System die sogenannte „idealische
Verbindung solcher Substanzen"[9] ein Räthsel. Leibnitz verglich die
Materie mit einer Wolke, die aus Regentropfen besteht und uns

---

1) die Gesetze dieser einzelnen organischen Natur

2) die Gesetze der allgemeinen Natur kamen nie in Unordnung:

3) die gestörte organische Kraft

4) Man hat 5) eine Reihe

6) allenthalben aber, auch im scheinbar-verworrenen Chaos waltet die beständige Natur, nach unwandelbaren Regeln einer . . . wirkenden Nothwendigkeit, Güte, Weisheit.

7) Mit Freude, Theophron, sehe ich den dunkeln Begriff der Materie sich mir aufhellen und ordnen:

8) Einheiten sei:

9) „idealische Verbindung dieser Substanzen zu solcher und keiner andern Erscheinung eines Ganzen"

nur[1] Wolke scheinet oder gar[2] mit einem Garten voll Pflanzen
und Bäume, mit einem Teich voll Fische u. dgl.; dadurch aber
konnte ich mir noch[3] das Bestehen dieser Erscheinung, den Zu=
sammenhang dieser Kräfte[4] nicht erklären. Die Regentropfen in
der Wolke, die Pflanzen im Garten, die Fische im Wasser haben
ein Medium der Verbindung; und welches könnte bei diesen die (250)
Materie ausmachenden Kräften ein solches Medium seyn, als die
Kräfte der Substanzen[5] selbst, mit denen sie auf einander wirken?
Dadurch also bilden sich Organe: denn auch das Organ selbst[6] ist
ein System von Kräften, die in inniger Verbindung Einer herr=
schenden dienen. Jetzt bleibt[7] mir die Materie nicht blos eine Er=
scheinung in meiner Idee [8]oder durch Ideen vorstellender Ge= 211
schöpfe allein verbunden; sie ists durch ihre Natur und Wahrheit,
durch den innigen Zusammenhang wirkender Kräfte. Nichts stehet
in der Natur allein: nichts ist ohne Ursache, nichts ohne Wirkung;
und da alles in Verbindung und alles Mögliche daist: so ist auch
nichts in der Natur ohne Organisation, jede Kraft stehet in Ver=
bindung mit andern ihr dienenden oder über sie herrschenden Kräften.
Wenn meine Seele also eine substanzielle Kraft ist und ihr jetziges
Reich der Wirkung zerstört wird: so kann es ihr in einer Schöpfung,
in welcher keine Lücke, kein Sprung, keine Insel statt findet, an (251)
einem neuen Organ nie fehlen. Neu dienende Kräfte werden ihr
beistehn und in ihrem neuen Zusammenhange mit einer Welt, in
welcher Alles zusammenhangt, ihren Wirkungskreis bilden.

Theophron. Und welche nothwendige Pflicht fließt hieraus, lieber Philolaus,[9] zu schaffen, daß sie in ihrem Innern, im System

---

1) „nur“ fehlt. 2) „oder gar“ fehlt.
3) „noch“ fehlt.
4) Kräfte in ihr 5) der sogenannten Substanzen
6) „selbst“ fehlt.
7) wird
8) d. i. ein durch Ideen . . allein verbundenes Ganzes;
9) Um so mehr, Philolaus, ists unsre Pflicht,

212 ihrer Kräfte selbst, wohlgeordnet von dannen gehe: denn nur wie sie ist, kann sie wirken; nur nach der Gestalt ihrer innern Kräfte kann auch[1] ihre äußere Gestalt erscheinen. Unser Körper ist nur ein Werkzeug, ein Spiegel[2] der Seele; jede Organisation ein äußerer Abdruck inniger Bestrebungen, die ihrer Erscheinung Bestand geben.

Philolaus. Ich erinnere mich hiebei mancher schönen Bemerkungen des Spinoza, die er über die Verbindung des Leibes
(252) und der Seele gemacht hat. Denn ob er beide gleich, dem Cartesischen System zufolge, ganz[3] unabhängig von einander, wie den Gedanken und die Ausdehnung betrachten mußte: so konnte es doch nicht fehlen, daß ein scharfsinniger Geist wie Er über die Harmonie beider seine Betrachtungen anstellte.[4] Er macht den Begriff vom Leibe zur wesentlichen Form der menschlichen Seele und schließt daraus[5] auf die Beschaffenheit, auf die Veränderungen, die
213 Vollkommenheit und Unvollkommenheit dieses Begriffs vortreflich. Es ließe sich aus seinen Grundsätzen eine Physiognomik entwerfen, die das gewöhnliche Chaos unsrer physiognomischen Träume sehr ordnete und auf eine bestimmte Wahrheit zurückführte. Insonderheit war es mir angenehm, daß er auf die Lebensweise d. i. auf die Veränderungen in der Beschaffenheit des Körpers so viel hält und ihr die Gedankenweise, d. i. die Form des Begriffs der Seele
(253) gegenüber stellet.[6] Aus dem Umriß eines Beins oder Knochens leitet er nicht die wandelbarsten, feinsten Triebfedern der Seele, ihrer Fähigkeiten und ihres Charakters her, ob es wohl niemand

---

1) „auch" fehlt.

2) ist nicht etwa nur ein Werkzeug, er ist ein Spiegel

3) „ganz" fehlt.

4) daß .... Er über das Cartesische System auch hier hinausdachte.

5) Indem er den Begriff .. zur wesentlichen Form der menschlichen Seele macht, schließt er daraus

6) und die Gedankenweise, d. i. die Form des Begriffs der Seele mit ihr ganz homogen betrachtet.

läugnen wird, daß auch jeder kleine Umriß des Körpers zur Ana-
logie des Ganzen gehöre. — Aber[1] Sie schweigen, Theano?
Theano. Ihr Gespräch ist mir sehr lieb, meine Freunde;
weil Sie mich doch aber einmal dazu bestellet haben, Sie, wenn
Sie sich verirren, wieder an den Weg zu erinnern: so wollte ich, 214
Sie ließen diese unendliche Materie der Physiognomik[2] und kehrten
zu Ihrer allgemeinern[3] Betrachtung zurück. Mir, die ich immer
nur mit dem Wenigsten zufrieden bin, ists genug, daß jede Organi-
sation die Erscheinung eines Systems innerer lebendigen Kräfte sei,
die nach Gesetzen der Weisheit und Güte eine Art kleiner Welt,
ein Ganzes bilden. Ich wünschte, daß ich den Geist der Rose zu
meiner Arbeit zaubern könnte, daß er mir sagte, wie er ihre schöne (254)
Gestalt gebildet habe, oder da auch sie nur eine Tochter des Rosen-
busches ist, daß mir die Dryade desselben es erklärte, wie sie von
der Wurzel aus bis zum kleinsten Zweige ihr Bäumchen belebte.[4]
Als Kind schon bin ich oft vor einem Baum, einer Blume stille
gestanden und habe die sonderbare Harmonie angestaunt, die sich in
jedem lebendigen Geschöpf von unten zu bis oben aus zeiget: ich
verglich mehrere derselben und habe mit Musterung[5] der Blätter, 215
der Zweige, der Blüthen, der Stämme, des ganzen Wuchses der
Bäume und Pflanzen manche müßige Stunde verträumt. Die
Begierde, solche eigenthümliche schöne Gestalten lebendig nachzu-
zeichnen, schärfte meine Aufmerksamkeit und oft kam ich in ein so
vertrauliches Gespräch mit der Blume, dem Baum, der Pflanze,
daß ich glaubte, ihr ergriffenes Wesen müßte in meine kleine
Schöpfung wandern. Aber vergebens; diese blieb ein todtes Nach- (255)
bild und jenes schöne vergängliche Geschöpf stand da mit aller
Fülle stiller Selbstgnügsamkeit und eines gleichsam in und für

1) „Aber" fehlt.
2) Sie ließen die Physiognomik,
3) allgemeinen 4) belebe.
5) mit Vergleichung und Musterung

sich selbst vollendeten Daseyns. Ueber diese Materie reden Sie mehr und helfen meiner stammelnden Natursprache.

Theophron. Liebe Theano, die wird nun wohl immer eine Stammlerin bleiben. Ins innere Wesen der Dinge hineinzuschauen, haben wir keine Sinne; wir stehen von außen und müssen be-
216 merken.[1] Mit je scharfsinnigerm, stillerem Blick wir dies thun: desto mehr offenbaret sich uns die lebendige Harmonie der Natur, in der jedes Ding[2] das vollkommenste Eins und doch Jedes mit Jedem[3] so vielfach und mannichfaltig verwebt ist. Die Kunst schleicht dieser Beobachtung der Natur nach und[4] die neuere aufmerksamere Naturlehre ist ihre Schwester. Sie beobachtet in jedem
(256) Dinge nur[5] was es sei? wie es sich gestalte? wie es leide und wirke? und hat über Pflanzen, Bäume, Mineralien, Thiere u. s. über ihre Entstehung, ihr Wachsthum, ihre Blüthe und Abblüthe,[6] über Krankheiten, Tod und Leben derselben Schätze von Erfahrungen gesammlet, die uns bei jedem einzelnen Gegenstande eine Welt von selbst-bestehender Harmonie, Güte und Weisheit zeigen. Hievon ist aber jetzt nicht zu reden: man muß dies alles in schönen Frühlings- und Sommertagen lieber sehen,[7] als jetzt im dunkeln Abendgespräch davon hören. Worauf ich Sie aufmerksam machen möchte,
217 sind die einfachen Gesetze, nach welchen alle lebendigen Kräfte der Natur ihre tausendfältigen Organisationen bewirken: denn alles was die höchste Weisheit thut, muß höchst-einfach seyn. Die Gesetze nämlich scheinen mir in drei Worten zu liegen, die im Grunde alle wieder nur Ein lebendiger Begriff sind.

(257) 1. Beharrung d. i. innerer Bestand jeglichen Wesens.

---

1) und bemerken.

2) jede Organisation

3) mit Jedem in ihr

4) „und“ fehlt. 5) „nur“ fehlt.

6) ihr Wachsthum, ihre Verwandlung,

7) man wird dies alles in schönen Frühlings- und Sommer-Morgen lieber sehen wollen,

2. *Vereinigung* mit Gleichartigem und vom Entgegengesetzten Scheidung.
3. *Verähnlichung* mit sich und Abdruck seines Wesens in einem andern.

Wollen Sie mich darüber, damit ich Ihren Ausdruck brauche, Theano, auch stammeln hören: so steht Ihnen meine Rede zu Dienst. Wir wenigstens, Philolaus, setzen unsern Gesprächen über den Spinoza den Kranz[1] auf: denn Sie wissen, daß er selbst seine Moral auf diese Begriffe bauet.[2]

Zuerst also. *Jedes Wesen* ist, *was es* ist und hat vom 218
Nichts weder einen Begriff, noch zu ihm Sehnsucht. Alle Voll-
kommenheit eines Dinges ist seine *Wirklichkeit*; das Gefühl dieser
Wirklichkeit ist der einwohnende Lohn seines Daseyns, seine innige (258)
Freude. In der sogenannten moralischen Welt, die auch eine
Naturwelt ist, hat Spinoza alle Leidenschaften und Bestrebungen
der Menschen auf diese innere Liebe zum Daseyn und zur Be-
harrung in demselben zurückzuführen gesucht; in der physischen Welt
hat man den Erscheinungen, die aus diesem Naturgesetz folgen,
mancherlei zum Theil unwürdige Namen gegeben. Bald heißt es
die Kraft der Trägheit, da jedes Ding bleibt, was es ist und ohne
Ursache sich nicht verändert: bald heißt es, wiewohl in einem andern
Betracht, die Kraft der Schwere, nach welchem jedes Ding seinen
Schwerpunkt hat, worauf es ruhet. Trägheit und Schwere sind
eben sowohl als ihre Gegnerin die Bewegung nur Erscheinungen, 219
da Raum und Körper selbst nur Erscheinungen sind; das Wahre,
Wesentliche in ihnen ist Beharrung, Fortsetzung seines Daseyns,
aus welchem es sich selbst nicht stören kann noch mag. Daß jedes (259)
Ding nun nach einem Zustande der Beharrung strebe, zeiget selbst
seine Gestalt an und Sie werden, liebe Theano, als eine Natur-

1) über Spinoza damit den Kranz

2) daß er selbst, obwohl in seiner eigenthümlichen Sprache, die Moral auf ähnliche Begriffe bauet.

zeichnerin sich in der Form der Dinge manches erklären können, wenn Sie darauf merken. Wir wollen das leichteste Beispiel aus dem System der Dinge nehmen, die mit der größesten Gleichartigkeit die leichteste Beweglichkeit verknüpfen und sich also gleichsam eine Gestalt wählen können. Wir nennen dies flüßige Dinge. Wohlan nun, Philolaus, alle[1] flüßige Dinge, deren Theile gleichartig zu einander ohne Hinderniß wirken, welche Gestalt nehmen sie an?

Philolaus. Die Gestalt eines Tropfens.

Theophron. Und[2] warum eines Tropfens? Sollen wir
220 etwa ein Tropfen-bildendes Principium in der Natur annehmen, das diese Gestalt willkührlich liebe?[3]

(260) Philolaus. Mit nichten! Der Tropfe ist eine Kugel; in einer Kugel treten um Einen Mittelpunkt alle Theile gleichartig in Harmonie und Ordnung. Die Kugel ruhet auf sich selbst: ihr Schwerpunkt ist in der Mitte; ihre Gestalt ist also der schönste[4] Beharrungszustand gleichartiger Wesen, die um diesen Mittelpunkt in Verbindung treten und mit gleichen Kräften einander das Gegengewicht leisten. Nach nothwendigen Gesetzen der Harmonie und Ordnung wird also eine Welt im Tropfen.

Theophron. Mithin, lieber Philolaus, haben Sie in dem Gesetz, darnach sich der Tropfe bildet, zugleich die Regel, nach welcher sich unsre Erde, die Sonne und alle Himmelssysteme bildeten. Denn auch unsre Erde ging einst aus dem flüßigen Zustande hervor und[5] sammlete sich zum Tropfen. So die Sonne und jenes
221 ganze System, in dem sie mit anziehender Gewalt herrschet, ist ein größerer Tropfe.[6] Alles senkt sich in Radien herab und wird nur

---

1) Wohlan! alle 2) „Und" fehlt.

3) liebe? und die Regel vestsetzen: „alles in der Natur ballet sich durch eine verborgne Qualität?"

4) einfachste

5) ging einst als Tropfe hervor, oder

6) herrschet. („ist — Tropfe." fehlt.)

durch andre Kräfte im Umlauf erhalten; [1]der Umlauf aller Planeten (261)
muß sich also mehr oder minder dem Kreise nähern. Die Sonne
in ihrem System bildet mit Millionen andrer Sonnen wiederum
einen Kreis oder eine Ellipse, nachdem sie sich um einen gemein-
schaftlichen Mittel- oder Brennpunkt bewegen, wie es die Milch-
straße zeigt, wie es jene Systeme von Sonnen, die Nebelsterne,
zeigen. Allesammt lichte Tropfen aus dem Meer der Gottheit,[2]
die nach einwohnenden ewigen Gesetzen der Harmonie und Ordnung
in ihrer Gestalt und in ihrem Lauf *ihren Beharrungszustand*
suchten und ihn fanden.[3] Nicht anders als in der Gestalt der
Kugel und im Kreislauf, dem Produkt entgegengesetzter Kräfte,
konnten sie ihn finden; nicht aus Willkühr, sondern nach innern Ge-
setzen gleichartig-wirkender Kräfte in der Flüßigkeit, in der Kugel- 222
gestalt, in der elliptischen Kreisbewegung.[4] Die kleine Thräne,
Theano, die Sie des Morgens im Kelch einer Rose finden, zeigt
Ihnen das Gesetz, nach welchem sich Erde, Sonnen und alle
Sonnen-, ja alle Weltsysteme bildeten.[5] Denn wenn wir unsrer (262)
Phantasie den ungeheuern Flug verstatten, sich das ganze Weltall[6]
zu denken: so wird kein Riese daraus, sondern eine Kugel,[7] die
auf sich selbst ruhet.

Theano. Ich danke Ihnen, Theophron, für die unermeßliche Aus-
sicht nach einem so einfachen, in sich selbst bestehenden Naturgesetz;[8]

---

1) so bilden sich Planeten und Planetenbahnen, Sonnen und Sonnen-bahnen, Systeme von Sonnen, Milchstraßen, Nebelsterne. Allesammt u. s. w.

2) der Kräfte, 3) und fanden.

4) Nicht anders als in ihrer Gestalt, in ihrer Bahn, dem Produkt entgegenstrebender Kräfte, (sei diese Kreis oder Ellipse, Parabel oder Epicykloide,) konnten sie ihn finden; nicht aus Willkühr, sondern nach innern gleichartig-wirkenden Gesetzen selbst, die sich in der Kugelgestalt, wie in der Ellipse, in der Sphäroidenbewegung, wie in der Parabel offenbahren.

5) bildeten und bestehend erhalten. 6) das Weltall

7) so wird kein Riese daraus, der sich strecket und sträubet, sondern mit allen Epicykloiden aller Sonnensysteme eine Kugel,

8) *Theano.* Eine unermeßliche Aussicht!

aber kommen Sie zu unsrer Erde oder wenigstens zu unserm Sonnensystem zurück: denn ich mag so hoch nicht fliegen.[1] Sie sprachen von einem zweiten Naturgesetz, daß sich alles Gleichartige vereine und das Entgegengesetzte scheide; wollen Sie nicht davon Beispiele geben?

Theophron. Ich bleibe bei meinem flüßigen Tropfen.[2] Sie
223 kennen doch,[3] Theano, den Stein des Hasses und der Liebe in der Naturwelt?

Theano. Den Magnet meinen Sie.

Theophron. Ihn selbst und obwohl seine Theorie noch sehr im Dunkel liegt: so sind doch die Erfahrungen mit ihm desto offenbarer. Sie kennen also seine zwei Pole und deren freundliche oder feindliche Wirkung?[4]

(263) Theano. Ich kenne sie und auch das ist mir bekannt, daß es einen Punkt der größesten Liebe und einen Punkt der völligen Gleichgültigkeit auf seiner Axe gebe.[5]

Theophron. So wissen Sie alles, was ich zu meinem Beispiel brauche.[6] Sehen Sie den Magnet als einen runden Tropfen an,[7] in den sich die magnetische Kraft so gleichartig und regelmäßig vertheilt hat, daß ihre entgegenstehenden Enden den Nord- und Südpol machten. Ihnen ist bekannt, daß Einer ohne den andern nicht entstehen kann.[8]

224 Theano. Ich weiß es und daß wenn man sie verändert, man sie beide verändere.[9]

---

1) Kommen Sie . . . . zurück: ich ermatte im Fluge.

2) Ich dächte, wir blieben bei unserm flüßigen Tropfen.

3) „doch“ fehlt.

4) Theophron. Ihn selbst; und seine zwei Pole und deren . . . Wirkung.

5) Theano. Auch daß es einen Punkt . . . . gebe, ist mir bekannt.

6) „So — brauche.“ fehlt.

7) Sehen Sie also diesen Stein als einen Tropfen an,

8) Einer kann ohne den andern nicht seyn. —

9) Theano. Und wenn man sie verändert, verändert man beide.

Theophron. Sie haben also am Magneten das schönste Bild,[1] von dem was Haß und Liebe in der Schöpfung sei und ich bin gewiß, daß man bei mehreren und vielleicht bei allen Flüßigkeiten das Nämliche entdecken werde.[2]

Philolaus. Und dies Nämliche ist? —

Theophron. Daß wo ein System von gleichartigen[3] Kräften
eine Axe gewinne,[4] sie sich um dieselbe und um ihren Mittelpunkt (264)
so lagern, daß jedes Gleichartige zum gleichartigen Pol fließt und
sich von demselben durch alle Grade der Zunahme bis zur Cul-
mination, sodann durch den Punkt der Gleichgültigkeit bis zum
entgegengesetzten Pol nach geometrischen[5] Gesetzen ordne. Jede
Kugel würde auf diese Weise eine Zusammensetzung zweier Halb-
kugeln[6] mit entgegengesetzten Polen, so wie jede Ellipse mit ihren
beiden Brennpunkten; und die Gesetze[7] dieser Construction lägen 225
nach vesten Regeln in den Wirkungskräften des Systems,[8] das sich
also bildete. So wenig es bei einer Kugel einen Nordpol ohne
einen Südpol geben kann: so wenig kann es bei einem System[9]
von Kräften, das sich regelmäßig bildet, eine Gestalt geben, in der
sich nicht eben sowohl das Freundschaftliche und Feindschaftliche
trennete,[10] mithin eben durch das Gegengewicht, das beide einander
nach ab- und zunehmenden Graden des Zusammenhanges leisten,
ein Ganzes bildete.[11] Wahrscheinlich könnte es kein System elek- (265)
trischer Kräfte in der Welt geben,[12] wenn es nicht zwei einander
entgegengesetzte Elektricitäten gäbe, die man durch die Erfahrung

---

1) am Magnet ein Bild,

2) sei; bei jedem System von Wirksamkeiten muß sich das Nämliche finden.

3) vielartigen 4) gewinnt,

5) vesten 6) Hälften

7) so jede Ellipse mit ihren Brennpunkten, u. s. f.: die Gesetze

8) des Systems selbst, 9) bei jedem System

10) trennet, 11) bildet.

12) Wahrscheinlich gäbe es kein System elektrischer Kräfte,

auch wirklich gefunden hat.[1] Ein Gleiches ists mit der Wärme und
Kälte: ein Gleiches wahrscheinlich mit jedem System von Kräften,[2]
die nur durch das Mannichfaltige Einheit und durch das Entgegen-
gesetzte Zusammenhang erhalten können. Die bemerkende Natur-
226 lehre, die noch so jung ist, wird in diesem allen einmal weit reichen,
so daß sie zuletzt jede blinde Willkühr aus der Welt verbannen
wird, bei der alles[3] aus einander fiele und im Grunde alle Gesetze
der Natur aufhörten. Denn Sie müssen mirs zugestehen, meine
Freunde,[4] wirkt der Magnet, die elektrische Kraft, das Licht, die
Wärme und Kälte, die Anziehung, die Schwere u. s. willkührlich;
ist das Dreieck kein Dreieck, der Cirkel kein Cirkel:[5] so mögen wir
nur alle Bemerkungen der Physik und Mathematik für Unsinn
(266) erklären und auf willkührliche Offenbarungen[6] warten. Ists aber
gewiß, daß wir schon bei so vielen Kräften mathematisch-genaue
Naturgesetze gefunden haben: wer wollte uns[7] die Grenze setzen,
wo sie nicht mehr zu finden seyn, sondern wo der blinde Wille
Gottes anhübe?[8] In der Schöpfung ist Alles Zusammenhang,
Alles Ordnung; findet also irgendwo nur Ein Naturgesetz in
ihr statt: so müssen allenthalben Naturgesetze walten oder die
Schöpfung fällt wie ein Chaos aus einander.[9]

1) „die man — hat.“ fehlt.

2) Kälte: ein Gleiches mit dem Cyklus der Farben, und jedem System von Erscheinungen,

3) Die bemerkende Naturlehre, die nicht eben alt ist, wird in diesem allen gewiß einmal so weit reichen, daß durch eine Reihe von Analogieen jede blinde Willkühr aus der physischen Welt verbannt seyn wird, bei welcher Willkühr alles

4) Denn, meine Freunde,

5) ist das Dreieck willkührlich ein Dreieck, der Cirkel willkührlich ein Cirkel:

6) auf Offenbarungen dieser getroffenen Willkühr

7) „uns“ fehlt.

8) seyn, wo ein blinder Wille anhübe?

9) die Schöpfung wird ein Chaos und stäubt aus einander.

Theano. Sie entfernen sich aber, m. Fr., vom Gesetz des 227
Hasses und der Liebe, wo nach Ihrem System Eins nicht ohne
das andre seyn kann.[1]

Theophron. Weil alles in der Welt daist, was seyn kann:[2]
so muß auch das Entgegengesetzte daseyn und ein Gesetz der höchsten
Weisheit muß eben aus diesem Entgegengesetzten, aus dem Nord-
und Südpol allenthalben ein System[3] bilden. In jedem Kreise (267)
der Natur ist die Tafel der zwei und dreissig Winde, in jeder
Linie eines Sonnenstrals die ganze Farbenpyramide da und es[4]
kommt nur darauf an, welcher Wind jetzt und dann wehe, welche
Farbe hie oder da erscheine. Sobald aus dem Flüssigen das Veste
hervortritt, krystallisirt und bildet sich alles nach innern Gesetzen,[5]
die in diesem System wirkender[6] Kräfte lagen. Alles ziehet sich
an[7] oder stößt zurück oder bleibt gleichgültig gegen einander und[8]
die Axe dieser wirkenden Kräfte[9] geht zusammenhangend durch alle
Grade. Der Chymiker veranstaltet nichts als Hochzeiten und 228
Trennungen; die Natur auf eine viel reichere, innigere Weise.[10]
Alles sucht und findet sich, was sich einander liebet und die Natur-
lehre selbst hat nicht umhin gekonnt, den Ausdruck einer Wahl-
Anziehung[11] bei den Verbindungen ihrer[12] Körper anzunehmen;

---

1) Sie entfernen sich vom Gesetz . . . der Liebe, Theophron, wo . . . Eins ohne das andre nicht seyn kann.

2) was da seyn muß, d. i. was zu ihrem System gehöret:

3) das System

4) in jedem Sonnenstral der ganze Farbenumkreis; es

5) bildet es sich nach den innern Gesetzen,

6) organisirender 7) ziehet an

8) „und“ fehlt. 9) Thätigkeiten

10) Der Chemiker veranstaltet nichts als Verbindungen und Trennungen; die Natur zeigt allenthalben Verwandschaften, Freundschaften, Feindschaften auf die reichste, innigste Weise.

11) In ihr sucht . . sich, was . . liebet; daher die Naturlehre selbst nicht umhin gekonnt hat, eine Wahl-Anziehung

12) der

(268) was einander entgegengesetzt ist, entfernt sich von einander und
kommt nur durch den Punkt der Gleichgültigkeit zusammen. Oft
wechseln die Kräfte rasch: ganze Systeme verhalten sich anders, als
einzelne Kräfte des Systems unter einander:[1] Haß kann Liebe,
Liebe kann Haß werden; alles aus Einem und demselben Grunde,
da Jedes System nämlich in sich selbst Beharrung sucht und
darnach seine Kräfte ordnet. Sie sehen, wie behutsam man
also bei jenen Analogieen äußerer Erscheinungen seyn muß, indem
man nicht sogleich berechtigt ist, den Magnetismus z. B. und die
229 Elektricität für Eins zu halten, weil man bei ihnen einige ähnliche
Gesetze findet.[2] Die Systeme von Kräften[3] können sehr verschieden
von einander seyn und doch nach Einerlei Gesetzen wirken, weil in
der Natur zuletzt Alles zusammenhangen muß[4] und nur Ein Haupt-
gesetz seyn kann, nach welchem sich auch die verschiedensten Kräfte
ordnen.[5]

Theano. Ihr Gesetz der Beharrung, des Hasses und der
Liebe kommt meinem Bedünken nach diesem Hauptgesetz sehr nahe:[6]
denn ohngeachtet aller zahllosen Verschiedenheiten und entgegenge-
(269) setzten Erscheinungen in der Natur erscheint es allenthalben. Ich
möchte einige Augenblicke ein höherer Geist seyn, um diese große
Werkstäte in ihrem Innern zu betrachten.

Theophron. Wünschen Sie das nicht, Theano. Der Zu-
schauer von außen hat es vielleicht besser, wenigstens angenehmer[7]
als ein Zuschauer von innen, der doch auch nie das Ganze über-
230 sehen könnte. Der Zuschauer vor dem Schauplatz steht bequemer,[8]

---

1) verhalten sich wie die einzelnen Kräfte des Systems zu einander:

2) „Sie sehen — findet." fehlt.

3) Die Kräfte dieser Systeme

4) zusammenhangt,

5) sich auch das Verschiedenste ordnet.

6) Nach unsrer Vorstellungsart kommt, dünkt mich, das Gesetz .... der Liebe diesem Hauptgesetz nah:

7) Theophron. Warum ein höherer Geist, Theano? Hat es der Zuschauer von außen nicht angenehmer,

8) Steht der Zuschauer . . . nicht bequemer,

als der in der Coulisse lauschet. Die Erforschung der Wahrheit
hat den größeren Reitz; das Haben derselben[1] macht vielleicht satt
und träge. Der Natur nachzugehen, ihre hohen Gesetze erst zu
ahnen, dann zu bemerken,[2] zu prüfen, sich darüber zu vergewissern,
jetzt sie tausendfach bestätigt zu finden und neu anzuwenden; allen=
thalben endlich dieselbe weiseste[3] Regel, dieselbe heilige Nothwendig=
keit wahrzunehmen, lieb zu gewinnen, sich selbst anzubilden; das
eben macht[4] den Werth eines Menschenlebens. Denn, gute Theano,[5]
sind wir blos Zuschauer; sind wir nicht selbst Schauspieler, Mit= (270)
wirker der Natur und ihre Nachahmer? Herrschen im Reich der
Menschen nicht auch Haß und Liebe? und sind beide zu Bildung
des Ganzen nicht gleich nothwendig? Wer nicht hassen kann, kann
auch nicht lieben; nur er muß recht hassen und recht lieben lernen.
Es giebt auch einen Punkt der Gleichgültigkeit unter den Menschen;
dies ist Gottlob aber in der ganzen magnetischen Axe nur Ein 231
Punkt.[a]

Philolaus. Jetzt muß ich Sie erinnern, Theophron, daß
Sie uns noch Ihr drittes Stück des großen Naturgesetzes schuldig
sind, nämlich, „wie sich die Wesen einander verähnlichen
und in Abdrücken ihrer Art eine fortwährende Reihe
bilden.

Theano. Hier darf ich mich doch nicht entfernen, Theophron?

Theophron. Um aller Grazien willen nicht, Theano, da
wir von dem heiligsten und gewiß einem göttlichen Gesetz reden.[6]
Alles was sich liebt, verähnlichet sich einander. Wie zwo Farben
zusammenstralen, daß eine mittlere dritte werde, so werden auf eine (271)

---

a) Von der Analogie dieser Beispiele soll anderswo geredet werden.*)
*) Diese Anmerkung fehlt.

1) Nach Wahrheit forschen, reizt; Wahrheit=Haben
2) Gesetze zu ahnen, zu bemerken, 3) weise
4) das macht 5) Denn, Theano,
6) Reihe bilden.
Theophron. Das heiligste und gewiß göttliche Gesetz.

wunderbare Weise schon durch das Theilnehmende Beisammenseyn menschliche Gemüther, ja sogar Gebehrden und Gesichtszüge, die
232 feinsten Uebergänge der Denkart und Handlungsweise einander ähnlich. Der Wahnsinn, Krankheiten, die Schwärmerei, die Furcht und alle Affecten[1] sind ansteckende Uebel; nicht durch das was in ihnen Uebel oder ein Nichts ist, sondern[2] durch die Stärke ihrer wirkenden Kräfte; wie dann sollte sich nicht die Wirkung regelmäßiger Kräfte, d. i. Ordnung, Harmonie, Schönheit mit viel wesentlicherer Macht auf andere erstrecken und sich ihnen mittheilen? Nur dadurch sahen wir Organisationen werden, daß stärkere Kräfte die schwächern in ihr Reich ziehen und nach eingepflanzten Regeln einer nothwendigen[3] Güte und Wahrheit sie zu einer Gestalt bilden. Alles Gute theilt sich mit: es hat die Natur Gottes, der sich nicht
(272) anders als mittheilen konnte; es hat auch seine unfehlbare Wirkung. Die Regeln der Schönheit z. B. dringen[4] sich uns auf, sie stralen uns an: sie gehen unvermerkt[5] in uns über und[6] eben dies ist das Geheimniß der überall zusammenhangenden, wirkenden,[7] in sich selbst
233 bestehenden Schöpfung. Das freundschaftliche Beisammenseyn menschlicher Gemüther verähnlichet sie einander ohne Gewalt, ohne Worte. Wie Leibnitz einen idealischen Einfluß der Monaden auf einander annahm: so möchte ich diesen idealischen Einfluß zum geheimen Bande der Schöpfung machen, das wir bei denkenden, bei handelnden Wesen unwidertreiblich und unzerstörbar bemerken.[8] Verzweifle niemand an der Wirkung seines Daseyns; je mehr Ordnung in

---

1) Schwärmerei, Wahnsinn, Furcht, alle Affecten,

2) ist, sind sie so mächtig; sondern

3) einer in sich nothwendigen Güte

4) drängen

5) unvermerkt gehen sie 6) „und" fehlt.

7) zusammenhangend=wirkenden,

8) Jener idealische Einfluß, den Leibnitz bei seinen Monaden annahm, ist das eben so mächtige als geheime Band der Schöpfung, das wir bei allen empfindenden, denkenden, handelnden Wesen . . . bemerken.

demselben ist, je gleichförmiger den Gesetzen der Natur es[1] handelt: desto unfehlbarer ist seine Wirkung. Es wirkt wie Gott allmächtig und kann[2] nicht anders als ein Chaos um sich her ordnen, Finsterniß vertreiben, damit Licht werde; es verähnlichet seiner schönen Gestalt alles was mit ihm ist, ja selbst mehr oder minder, was (273)
ihm im Streit begegnet.[a] [3]

Theano. Erquickende, schöne[4] Wahrheit, Theophron! Sie 234
führet schon dadurch das Siegel der Wahrheit mit sich,[5] daß sie unserm Herzen zuspricht und tausend Erfahrungen meines Lebens in mir aufrufft. Es liegt eine unnennbare Kraft in dem was Daseyn eines Menschen ist, wie sein handelndes stilles Beispiel wirket.[6] Alles Gute in mir ist auf diese Weise mein worden und Ihre Gedankenweise ist mir eben deßwegen lieb, Theophron, da sie mir allenthalben den All-Wirksamen gegenwärtig macht, der durch (274)
das Daseyn seiner Geschöpfe selbst in wesentlichen Regeln der Harmonie und Schönheit auf uns wirket.[7] Jetzt fühle ichs, daß[8] Alles Gott ähnlich werden soll, ja wenn ich so sagen darf, ihm

---

a) S. über diese allgemeinen Naturgesetze, insonderheit über die Affinität und Verähnlichung der Wesen vortreffliche Anmerkungen in den Betrachtungen über das Universum, Erfurt 1777.

1) er   2) Er wirkt wie Gott, in Gott; er kann

3) seiner schönen Gestalt verähnlichet er alles, was mit ihm ist, selbst mehr oder minder, was streitend ihm entgegenfährt, sobald er durch Güte und Wahrheit überwindet.

4) „schöne" fehlt.

5) Schon dadurch zeiget sie ihr himmlisches Siegel,

6) Kraft im Daseyn eines Menschen, ich meine, wie sein handelndes Beispiel wirket.

7) Das innigste, stilleste Gute in mir ist . . . mein worden; ohne Geräusch der Worte ging es in mich über. Auch deßwegen ist mir Ihre Gedankenweise lieb, Theophron, da sie mir allenthalben dies Daseyn, diese (274)
Wirklichkeit, und in ihr den All-Wirksamen gegenwärtig macht, der .... in wesentlichen Regeln der . . Schönheit fortgehend still und tief auf uns wirket.

8) Jetzt sehe ichs, wie

ähnlich werden muß, was in seinem Reich lebet. Sein Wesen,[1]
235 seine Gedanken und Wirkungen dringen[2] sich uns auch wider unsern Willen in tausend und abermal tausend Erweisen seiner Ordnung, Güte und Schönheit als unwandelbare Regeln auf; wer nicht folgen will, muß folgen: denn alles ziehet ihn, er kann der allgewaltigen Kette nicht entweichen. Wohl dem, der willig folgt: er hat den süßen täuschenden Lohn in sich, daß er sich selbst bildete, obwohl ihn Gott unabläßig bildet. Indem er mit Vernunft gehorcht und mit Liebe dient: so präget sich ihm aus allen Geschöpfen und Begebenheiten das Gepräge der Gottheit auf: er wird ver-
(275) nünftig, gütig, ordentlich,[3] glücklich; er wird Gott ähnlich. — Aber lassen Sie uns zur physischen Haushaltung[4] zurückkehren. Ist nicht ein Zwang darinn, daß Eine Kraft die andre überwältigt, sie an sich zieht und mit ihrer Natur vereinigt?[5] Wenn ich bemerke, daß alles Leben der Geschöpfe auf der Zerstörung andrer Gattungen ruhe,[6] daß der Mensch von Thieren, Thiere von einander oder
236 auch nur von Pflanzen und Früchten leben: so sehe ich freilich Organisationen, die sich bilden, aber die zugleich andre zerstören, d. i. Mord und Tod in der Schöpfung. Ist nicht ein Gräschen, eine Blume, eine Frucht des Baums, endlich ein Thier, das dem andern zur Speise wird, eine so schöne Organisation, als die Organisation dessen ist, der es zerstörend in sich verwandelt? Vertreiben Sie mir diese Wolke, Theophron, die sich mir wie ein Schleier vors Angesicht der Sonne ziehet,[7] die mir aus jedem Geschöpf stralte.

(276) Theophron. Sie wird fliehen, Theano, wenn Sie bemerken, daß ohne diesen scheinbaren Tod in der Schöpfung alles wahrer

---

1) Seine Gesetze, 2) drängen
3) geordnet, 4) zur Haushaltung der Natur
5) zieht, zu sich zwingt und mit sich einigt? 6) ruht,
7) Verjagen Sie diese Wolke, Theophron; sie ziehet sich . . . . vors Angesicht der Sonne,

Tod, d. i. eine träge Ruhe, ein ödes Schattenreich wäre, in welchem alles wahre,[1] wirksame Daseyn erstürbe. Eben jetzt sprachen Sie wie eine Schülerin des Plato; haben Sie in Ihrem Lehrer nicht gefunden, daß in dem Veränderlichen Alles Veränderung, daß auf dem Flügel der Zeit Alles Fortgang, Eile, Wanderung sei? Hemmen Sie nun[2] Ein Rad in der Schöpfung und alle Räder 237
stehen stille: lassen Sie Einen Punkt dessen was wir Materie nennen, träge und todt seyn; so ist Tod allenthalben. [3]Sie sind, Philolaus, doch nicht des unphilosophischen Wahns, daß es z. B. Einen absolut-harten Körper in der Natur gebe?

Philolaus. Wie könnte ichs seyn? An ihm würde alle Bewegung zu Schanden und so unendlich klein er wäre, hemmte er die Räder der ganzen Schöpfung.

Theophron. Wohlan also, wenn es keine absolute Ruhe, keine (277)
völlige Undurchdringlichkeit, Härte, Träge geben kann, die ein Alles-entkräftendes Nichts, mithin ein Widerspruch wäre; so müssen wir uns schon, meine Freunde, mit unsern Gedanken auf den Strom des Plato wagen, wo alles Veränderliche eine Welle, wo alles Zeitliche ein Traum ist. Sie erschrecken, Theano?[4] Fürchten Sie nicht: es ist die Welle eines Stroms, der selbst ganz Daseyn ist, 238
der Traum einer selbstständigen, wesentlichen Wahrheit. Der Ewige, der in Erscheinungen der Zeit, der Untheilbare, der in Gestalten des Raums sichtbar werden wollte, konnte nicht anders als jeder Gestalt das kürzeste und zugleich das längste Daseyn geben, das nach dem Bilde des Raums und der Zeit ihre Erscheinung fodert. Alles was erscheint, muß verschwinden; es verschwindet sobald es kann, es bleibt aber auch so lange es kann;

1) „wahre," fehlt. 2) „nun" fehlt.

3) Philolaus. Ich erinnere mich hiebei so manches unphilosophischen Wahnes, daß es z. B. Atomen, absolut-harte Körper und dergleichen in der Natur gebe. Giebt es solche, so wird an ihnen alle Bewegung zu Schanden; ein unendlich kleiner Atom hemmte die Räder der ganzen Schöpfung.

4) Erschrecken Sie nicht, Theano;

(278) hier wie allenthalben fallen die beiden Extreme zusammen und sind eigentlich Eins und dasselbe. Jedes beschränkte Wesen bringt als Erscheinung den Keim der Zerstörung schon mit sich: mit unaufhaltbarem Schritt eilt es zur größten Höhe hinauf, damit es hinunter eile und unsern Sinnen das Kleinste werde.[1] Sie bemerken, daß dieses schon in der Gestalt der Linie liegt, die ich hier zeichne.[2]

Theano. Traurige Bemerkung!

239 Theophron. Sehen Sie die Blume an, wie sie zu ihrer Blüthe eilet. Sie ziehet den Saft, die Luft, das Licht, alle Elemente an sich und arbeitet sie aus, damit sie wachse, Lebenssaft bereite und eine Blüthe zeige; die Blüthe ist da und sie verschwindet. Sie hat alle ihre Kraft, ihre Liebe und ihr Leben daran gewandt, damit sie Mutter werde, damit sie Bilder ihrer selbst zurücklasse und ihr kräftiges Daseyn vermehrend fortpflanze. Nun aber[3] ist auch ihre Erscheinung hin: sie hat solche im Rastlosen Dienst der
(279) Natur verzehret und man kann sagen, daß sie vom Anfange ihres Lebens an auf ihre Zerstörung gearbeitet habe. Was ist aber[4] in ihr zerstört, als eine Erscheinung, die sich nicht länger halten konnte, die, da sie den höchsten Punkt der Linie[5] erreicht hatte, in welchem eben die Gestalt[6] und das Maas ihrer Schönheit lag, wieder hinabwärts eilte. Dies that sie nicht etwa, welches ein trauriges Bild
240 wäre, jüngern lebendigen Erscheinungen als eine jetzt todte Platz zu machen; als eine Lebendige vielmehr brachte sie mit aller Freude des Daseyns das Daseyn derselben hervor und überließ es in einem Keim der weisesten schönsten Gestalt dem ewigblühenden Garten[7] der Zeit, in welchem auch sie blühet.[8] Denn sie selbst ist mit dieser

1) unsern Sinnen verschwinde.
2) Bemerken Sie die Linie, die ich hier zeichne.
3) „aber" fehlt. 4) Was aber ist 5) unsrer Linie
6) in welchem das Maximum ihrer Bestimmung, die Gestalt
7) in daurenden Keimen dem fortblühenden Garten
8) blühete.

Erscheinung nicht gestorben; die Kraft ihrer Wurzel dauret fort;[1]
aus ihrem Winterschlaf wird sie wieder erwachen und aufstehn in
neuer Frühlings- und Jugendschöne, die Töchter ihres Daseyns,
die jetzt ihre Freundinnen und Schwestern sind,[2] an ihrer jung-
fräulichen, holden[3] Seite. Es ist also kein Tod in der Schöpfung; (280)
er ist ein *Hinwegeilen dessen, was nicht bleiben kann*, d. i.[4]
Wirkung einer ewig-jungen, Rastlosen, daurenden Kraft,
die ihrer Natur nach keinen Augenblick müßig seyn, stille stehn,
unthätig bleiben konnte; immer und immer arbeitet sie auf die
reichste, schönste Weise zu ihrem und zu so viel andrer Daseyn,
als sie Daseyn hervorzubringen, mitzutheilen vermochte. In einer 241
Welt, wo sich alles verwandelt, ist jede Kraft in ewiger Wirkung,
mithin in ewiger Verwandlung ihrer Organen: denn diese[5] Ver-
wandlung selbst ist eben der Ausdruck ihrer unzerstörbaren Wirk-
samkeit voll Weisheit, Güte und Schönheit. So lange die Blume
lebte, arbeitete sie zu ihrem eigenen Flor, wie zur Vervielfältigung
ihres Daseyns; sie ward eine Schöpferin durch eigne organische
Kräfte, das Höchste, was ein Geschöpf werden kann.[6] Als sie
starb, entzog sie[7] der Welt eine verlebte Erscheinung: die innere (281)
lebendige Kraft, die sie trug und hervorbrachte, zog sich[8] in sich
selbst zurück, um sich abermals in junger Schönheit der Welt zu
zeigen. Können Sie sich ein schöneres Gesetz der[9] Weisheit und
Güte in dem was Veränderung heißt, gedenken, Theano, als daß
sich alles zum neuen Leben, zu neuer Jugendkraft und Schön-

---

1) nicht gestorben, so lange die Kraft . . fort dauret;

2) Daseyns, jetzt ihre . . Schwestern,

3) „holden" fehlt. 4) die

5) mithin in fortgesetzter Verwandlung ihrer Organe; diese

6) sie ward, (das Höchste, was . . . kann,) eine Schöpferin durch . . Kräfte.

7) sich

8) die . . Kraft, die sie hervorbrachte, ziehet sich

9) wesentlicher

heit im raschesten Lauf dränge und daher jeden Augenblick verwandle?[1]

242 Theano. Ich sehe einen schönen Schimmer, Theophron; aber die Morgenröthe sehe ich noch nicht.

Theophron. Gedenken Sie sich nun alle Naturkräfte in dieser rastlosen Arbeit, in dieser Eile[2] zur Verwandlung auf dem Flügel der Zeit. [3]Kein Theilchen eines Blattes kann einen Augenblick müßig seyn, oder es wäre Tod in der Schöpfung. Es zieht an, es stößet hinweg und dunstet aus; darum, Theano, ist das
(282) Blatt mit seinen beiden Seiten so verschieden gebildet: immer und ewig wechseln die ihm einwohnenden Kräfte ihre organischen Kleider. Leben ist also Bewegung, Wirkung; Wirkung einer innigen Kraft, mit dem tiefsten[4] Genuß und Bestreben einer Beharrung verbunden. Und da im Reich der Veränderung nichts unverändert bleiben kann und doch Alles sein Daseyn erhalten will und muß: so ist alles in dieser rastlosen Bewegung, in dieser
243 ewigen Palingenesie, damit es immer daure und ewig-jung erscheine.[5]

Theano. Ob diese Verwandlung aber auch Fortrückung wäre?

Theophron. Gesetzt, sie wäre dies auch[6] nicht; sie wäre aber das einzige Mittel, dem Tode und einem ewigen Tode zu entgehen d. i. sie erhielte unsre lebendige Kraft in fortdaurender Wirkung,[7]

---

1) drängt, und . . . verwandelt?

2) in Eile

3) Was scheint uns geringer, als ein Blatt? Und kein Theilchen eines Blattes darf einen Augenblick müßig seyn: es ziehet an, es stößt hin-
(282) weg; (dazu hat es seine zwei so verschieden gebildete Seiten;) immer und immer wechseln die Theile seines organischen Kleides, bis es fällt und sich auflöset. Leben ist also Bewegung, Wirkung;

4) „tiefsten" fehlt.

5) so ist alles in einer ewigen Palingenesie, damit es . . . immer jung erscheine.

6) „auch" fehlt. 7) im fortdaurenden Wirken,

in inniggefühltem Daseyn: so wäre sie schon eine so wünschens-
werthe Wohlthat, als ein ewiges Leben vor einem ewigen Tode (283)
wünschenswerth ist. Nun aber, Theano, können Sie sich wohl
ein fortgesetztes Leben, eine immerhin fortwirkende Kraft ohne Fort-
wirkung d. i. einen Fortgang ohne Fortgang denken?

Theano. Es scheint ein Widerspruch.

Theophron. Und ist einer. Zwar muß jede Kraft, die im
Raum und in der Zeit Erscheinungen annimmt, die Schranken
behalten, die ihr eben[1] Raum und Zeit geben. Mit jeder Wirkung 244
aber macht sie ihre folgende Wirkung leichter[2] und da sie dies nicht
anders als nach eingepflanzten innern Regeln der Harmonie, Weis-
heit und Güte thun kann, die sich, wie Sie eben selbst behauptet
haben,[3] jedem Geschöpf liebreich aufdringet, einprägt und ihm bei
jeder seiner Wirkungen beisteht: so sehen Sie allenthalben ein Fort-
rücken aus dem Chaos zur Ordnung, eine[4] innige Ver-
mehrung und Verschönerung der Kräfte in neu-erweiterten
Schranken nach immer mehr beobachteten Regeln der Harmonie und (284)
Ordnung. Jeder blinden Kraft dringet sich Licht, jeder Regellosen
Macht Vernunft und Güte auf: keine ihrer Uebungen, keine Wirkung
in der Schöpfung war vergebens. Es muß also Fortgang
seyn im Reiche Gottes, da in ihm kein Stillstand, noch
weniger ein Rückgang seyn kann. [5]Uebrigens darf unser
Auge sich an den Gestalten des Todes nicht stoßen: denn ist kein 245
Tod in der Schöpfung, so giebt es auch keine Gestalt des Todes.
Heiße diese Verwesung, Nahrung, Zermalmung;[6] sie ist Uebergang
zur neuen jungen[7] Organisation, das Einspinnen der alten[8] abgelebten

---

1) „eben" fehlt.

2) mit jedem Wirken aber macht sie ihr folgendes Wirken leichter,

3) „wie Sie — haben," fehlt. 4) d. i. eine

5) Theano. Aber die Gestalt des Todes!

Theophron. Ist kein Tod in der Schöpfung, so giebt es auch keine Todesgestalt.

6) Heiße diese, wie sie wolle; 7) „jungen" fehlt. 8) „alten" fehlt.

Raupe, damit sie als ein neues Geschöpf erscheine. Sind Sie befriedigt, Theano?

Theano. Ich bins und verlasse mich auf die weiseste, höchste
Güte,[1] die mich hieher brachte, mir ohne mein Verdienst so viele
(285) Kräfte, gewiß nicht umsonst, gab und mich mit tausend Kräften
voll Liebe und Güte umringt, meinen Verstand, mein Herz, meine
Handlungen nach Einer ewigen Regel nothwendiger, in sich selbst
gegründeter Weisheit und Güte zu ordnen. — Aber, Philolaus,
Sie schweigen und lassen mich, die schweigen sollte und wollte,
reden.[2] Sie vergessen selbst Ihre Schreibtafel.[3]

Philolaus. Ich will nachholen und sogleich eine Reihe
246 Folgen hinzusetzen, die aus Theophrons System einer in sich selbst
nothwendigen Wahrheit und Güte mir unwidersprechlich[4] zu folgen
scheinen. Beim zweiten Satz bin ich stehen geblieben;[5] also:

III. Alle Kräfte der Natur wirken organisch. Jede Organisation ist nichts als ein System[6] lebendiger Kräfte, die nach ewigen Regeln der Weisheit, Güte und Schönheit einer Hauptkraft dienen.

IV. Die Gesetze, nach denen diese herrscht, jene dienen, sind:
(286) innerer Bestand eines jeglichen Wesens, Vereinigung mit Gleichartigem und vom Entgegengesetzten Scheidung, endlich Verähnlichung mit sich selbst und Abdruck seines Wesens in einem andern. Sie sind Wirkungen, dadurch sich die Gottheit selbst offenbart hat und keine andre, keine höhere sind denkbar.

247 V. Kein Tod ist in der Schöpfung, sondern Verwandlung; Verwandlung nach dem weisesten besten Gesetz[7]

---

1) auf die weise Güte,

2) zu ordnen. Sie schweigen, Philolaus?

3) „Sie — Schreibtafel." fehlt. 4) „mir unwidersprechlich" fehlt.

5) Beim zweiten Satz blieben wir;

6) ist ein System 7) nach dem Gesetz

der Nothwendigkeit, nach welchem jede Kraft im Reich der Veränderungen sich immer neu, immer wirkend erhalten will und also durch Anziehen und Abstoßen, durch Freundschaft und Feindschaft ihr organisches Gewand unaufhörlich ändert.

VI. Keine Ruhe ist in der Schöpfung: denn eine müßige
Ruhe wäre Tod. Jede lebendige Kraft wirket und wirkt (287)
fort: mit jeder Fortwirkung also schreitet sie weiter und arbeitet sich aus, nach innern ewigen Regeln der Weisheit und Güte, die auf sie dringen, die in ihr liegen.

VII. Je mehr sie sich ausarbeitet, desto mehr wirket sie
auch auf andre, erweitert ihre Schranken, organisirt und
prägt auf sie das Bild[1] der Güte und Schönheit, das in 248
ihr wohnet. In der ganzen Natur also herrscht Ein nothwendiges Gesetz, daß aus dem Chaos Ordnung, aus schlafenden Fähigkeiten thätige Kräfte werden. Die Wirkung dieses Gesetzes ist unaufhaltbar.

VIII. Im Reich Gottes existirt also nichts Böses, das
Wirklichkeit wäre. Alles Böse ist ein Nichts; wir (288)
nennen aber Uebel, was Schranke, oder Gegensatz, oder Uebergang ist und keins von dreien verdient diesen Namen.

Ich dürfte, Theophron, mit Ihnen über diesen Punkt zu sprechen; eine Theodicee der weisen Nothwendigkeit ist in meinen Gedanken.[2]

IX. So wie aber die[3] Schranken zum Maas jeder Existenz im
Raum und in der Zeit gehören und im Reich Gottes, wo
Alles daist, auch das Entgegengesetzte daseyn muß: so ge- 249
höret es mit zur höchsten Güte dieses Reichs, daß das

---

1) indem sie ihre eigne Schranken erweitert, organisirt sie und prägt auf andre das Bild

2) „Ich — Gedanken." fehlt. 3) „die" fehlt.

Entgegengesetzte selbst sich einander helfe und fördre: denn nur durch die Vereinigung beider wird eine Welt in jeder Substanz, d. i. ein bestehendes ganzes Daseyn,[1] vollständig an Güte so wie an Schönheit.

X. Auch die Fehler der Menschen sind einem verständigen Geist gut: denn sie müssen sich ihm bald[2] als
(289) Fehler zeigen und helfen ihm also, wie Contraste, zu mehrerem Licht, zu reinerer Güte und Wahrheit. Und auch dies Alles nicht als Willkühr, sondern nach ewigen Gesetzen[3] der Vernunft, Ordnung und Güte.

Sind Sie mit meinen Folgerungen zufrieden, Theophron?

Theophron. Völlig.[4] Ihr scharfsinniger Geist eilet mir immer[5] voran, Philolaus; wie ein edles Roß, dem man nur die Rennbahn öfnen darf und es fliegt zum Ziele. Ich danke dem Schatten des Spinoza, daß er mir[6] so angenehme Stunden des Gesprächs mit Ihnen[7] verschafft hat: denn[8] mir kommt die Gelegenheit, über Materien dieser Art zu reden, selten und doch erheben sie den Geist so einzig und bilden ihn zur hellen, scharfen, einzigen,[9] nothwendigen Wahrheit. Noch gewähren mir diese Gespräche mit Ihnen ein zweites Vergnügen, daß sie mir nämlich Ideen der
(290) Jugend zurückbringen, mit denen ich im Schooße Leibnitz, Shaftesburi und Plato[10] manche süße Stunde gewiß mehr als verträumte.

Theano. Um so lieber wäre es mir, Theophron, wenn Sie etwas Zusammenhangendes hierüber aufzeichneten. Ein Gespräch

1) ein bestehendes Ganzes,
2) müssen sich ihm, je verständiger er ist, desto eher,
3) nach Gesetzen 4) Sehr.
5) „mir immer" fehlt.
6) uns 7) mit einander 8) „denn" fehlt.
9) „einzigen," fehlt.
10) mit denen ich an Leibnitz, Shaftesburi und Platon's Seite

verfliegt und auch[1] einem geschriebenen Gespräch über Materien dieser Art scheint immer etwas zu fehlen. Man wird fortgezogen und ist am Ende, ehe mans dachte; man fühlt aber immer[2] einen 251
Trieb, zurückzukehren.

Theophron. So kehre man zurück, Theano, bis das Gespräch uns gleichsam selbst aus der Seele fließt. Bei manchen seiner Nachtheile hat es doch das Gute, daß es uns vor dem Auswendiglernen bewahrt und wahre Philosophie muß nie auswendig gelernt werden.

Theano. Die Regel möchte ich meinem Bruder wünschen.
Er ist seit einiger Zeit mit einer Philosophie befangen, die ihm (291)
und auch mir den Kopf verwirret, sobald er davon redet.[3] Ich wünschte, Theophron, daß Sie den Spinoza, Des-Cartes, Leibnitz und wer es sonst sei, wegließen und blos Ihre Gedanken aufschrieben.

Theophron. Ich halte mich gern an Fußtapfen, die vor
mir sind, Theano; es fehlet mir auch noch viel, ein Werk ent- 252
werfen zu können, auf welches die nothwendige, ewige Wahrheit selbst ihr Siegel drückte.[4]

---

1) „auch" fehlt. 2) „immer" fehlt.

3) Er ist . . . mit einem Wortkram befangen, der ihm den Kopf verwirret, sobald er davon redet. Er spricht nie mit seinen eignen, natürlichen, sondern mit fremden Worten, als ob er in fremden Zungen, oder als ob ein Dämon aus ihm spräche. Er hat sich, wie er sagt, in ein System hineinstudiret.

4) Hiernach folgt noch in B (bis 580, (314)):

Philolaus. Darf ich jetzt mit meinem Vorbehalt erscheinen, Theophron? Ihr erster Grundsatz hieß:

(292) „Das höchste Daseyn hat seinen Hervorbringungen das Höchste gegeben, Wirklichkeit, Daseyn."

Gerade dies, sagt man, mangelt dem System unsres Philosophen, nach ihm giebt sich kein Daseyn; es ist nur Eine Substanz; wir sind blos Modificationen.

Theophron. Modificationen wessen? des Daseyns im höchsten Verstande. Die eine Parthei zürnt, daß Spinoza uns zuviel, die andre, daß er uns zu wenig einräumet; beide können sich vielleicht in keinem schicklichern Ausdruck als dem seinigen vereinen. Weisen der Existenz sind wir: diese nennen wir Individualitäten. Jeder hat und ist eine eigne Weise, d. i. eine eigne Individualität. Wissen Sie einen bessern Ausdruck?

(293) Philolaus. Man glaubt gerade das Gegentheil. „Spinoza habe uns unsre Individualität genommen; aus diesem Standpunkt lasse sich sein System am bündigsten anfechten und zerstören." —

Theophron. Wie man denn auch glaubt, er habe dem höchsten Daseyn sein Daseyn, sein Selbstbewußtseyn geraubet. „Todt ist Osiris; seine zertheilten Glieder flattern hie und dort, als Modificationen umher. Modificationen ohne Wesen, Radien ohne Mittelpunkt; wiederum der wirksamste Mittelpunkt ohne Radien, das wirklichste Wesen ohne Darstellungen seiner Wirklichkeit" — denken Sie den sich selbst widersprechenden Unsinn. Theano soll uns zurechthelfen; was ist bei Ihnen selbstständig, wirksam-bleibend und bleibend-wirksam, was sind Sie selbst, Theano?

(294) Theano. Meine Gestalt gehöret mir an; aber ich bin nicht meine Gestalt. Das sagt mir das Gemählde meiner Kindheit, das sagt mir in Leid und Freude, in Gesundheit und Krankheit mein Spiegel.

Theophron. Und doch waren und sind Sie in diesem Wechsel von Zuständen immer Dieselbe, dasselbe Individuum.

Theano. Mit meiner Phantasie nicht; die änderte sich mit den Jahren. Mit dem, was wir Geschmack, Liebhaberei, Affectionen nennen, nicht; auch sie sind Kleider, die wir unvermerkt ändern. Daß endlich unser Gedächtniß ermatte, unsre Erinnerung welke — lassen Sie mich an diese trübe Jahreszeit des menschlichen Lebens nicht gedenken. Uns allen komme sie spät!

Theophron. Wenn also im Reich der Sinnlichkeit, der Phantasie,
(295) des Geschmacks, der Begierden der Mittelpunct der Selbstbestandheit nicht liegt, wo liegt er?

Theano. In meinem Selbst; weder als Begriff noch als Empfindung läßt sich, wie mich dünkt, das Wort weiter zergliedern. Ich war Kind und erwuchs, war krank und ward gesund, schlief und wachte; bei allen Veränderungen, die mit mir vorgingen, von innen und außen nannte man mich nicht nur, sondern ich empfand und nannte mich Dieselbe.

Theophron. Dies Principium der Selbstheit hing also nicht von Ihnen ab, als ob es, aus Raisonnement entstanden, durch Reflexion unterhalten werden müsse, als ob es auf dieser beruhe, und ohne sie verschwände.

Theano. Wie könnte dies seyn? Daß Trotz aller Veränderungen mein Körper und Geist zwar nicht Dieselbe, aber Ich Dieselbe, ein Selbst bleibe, hängt von meinem Raisonnement nicht ab. Wachend raisonnire ich (296)
nicht zu viel; schlafend gar nicht, und in den Zaubergegenden des Traums war ich oft eine Andre. Reflectire ich wachend über mich selbst, so finde ich mein kleines Selbst getheilet; ich theile es selbst künstlich.

Theophron. Also liegt die Ueberzeugung von unserm Selbst, das Prinzipium unsrer Individuation tiefer, als wohin unser Verstand, unsre Vernunft, unsere Phantasie reichet. Sie haben es getroffen, Theano; als Begriff und als Empfindung liegt es in dem Worte Selbst selbst. Selbstbewußtseyn, Selbstwirksamkeit, sie machen unsre Wirklichkeit, unser Daseyn; auf ihnen ruhet die Leiter aller unserer ausgebildeten und unausgebildeten Vermögen, Triebe und Thätigkeiten, die von der Erde gen Himmel reichet. — Glauben Sie nun wohl, Theano, daß dies Prinzipium der Individuation (wir mögen es Selbstgefühl, Selbstbewußtseyn oder anders nennen) (297)
bei allem, was da ist, in gleichem Grad wirksam und thätig sei?

Theano. Gewiß nicht. Eine lebendige und diese gestickte Rose, der Rosenbusch und die Nachtigall, die auf ihm singet, der Schmetterling, der an der Rose hängt, können weder dieselbe Art noch denselben Grad des Selbstgefühls, des Selbstbewußtseyns, mithin des Daseyns haben; und wir Menschen?

Theophron. Also sind sie und wir verschiedne „Weisen der Existenz," mit verschiednen Arten und Graden des Selbstbewußtseyns; Modificationen der Wirklichkeit tiefer und tiefer hinab, höher und höher hinan; und wir Menschen! Glauben Sie wohl, daß alle unsres Geschlechts ein gleich tiefes Selbstgefühl, ein gleichwirksames Selbstbewußtseyn, mithin ein gleich inniges Daseyn haben?

Theano. Am wenigsten. Manche menschliche Organisation möchte (298)
man im Innern kaum der Individualität der Blume, des Vogels, ja manches wilden Thiers vergleichen.

Theophron. Vergleichen; immer jedoch im Kreise menschlicher[1] Gefühle: denn die Basis seines Geschlechts kann kein Individuum verleugnen. Welche, meinen Sie nun, wäre die höchste, reinste, schönste Individuation?

Theano. Kein Zweifel! Die Form aller Formen. Sie, die Alles umfaßt, deren Wirksamkeit sich durch alles verbreitet. Je mehr sie umfassen kann, je mehr sie mitzutheilen vermag, desto mehr muß sie haben, d. i. seyn.

Philolaus. Nicht mehr, meine Freunde; jedes fernere Wort wäre zuviel. Das einzige und ewige Prinzipium der Individuation
(299) sehe ich im System unsres Philosophen an einem Faden entwickelt, der uns in unser innerstes Selbst leitet. Je mehr Leben und Wirklichkeit, d. i. je eine verständigere, mächtigere, vollkommnere Energie ein Wesen zur Erhaltung eines Ganzen hat, das es sich angehörig fühlt, dem es sich innig und ganz mittheilet, desto mehr ist es Individuum, Selbst. Hiernach bestimmte Spinoza die Vorzüglichkeiten des menschlichen Körpers, die Fähigkeiten der menschlichen Seele, und führte Alles auf Den zurück, durch Den Alles lebt, in dem Wir leben und sagen dürfen: „wir sind Seines Geschlechts durch Bewußtseyn, durch die uns eigensten, mächtigsten Kräfte."

Theophron. Statt also mit Worten in der Luft zu fechten, lasset uns unser wahres Selbst aufwecken, und das Principium der Individuation in uns stärken. Je mehr Geist und Wahrheit, d. i. je mehr thätige Wirk-
(300) lichkeit, Erkenntniß und Liebe des Alls zum All in uns ist, desto mehr haben und genießen wir Gott, als wirksame Individuen, unsterblich, unzertheilbar. Nur Der, in dem Alles ist, der Alles hält und träget, darf sagen: „Ich bin das Selbst, außer mir ist Keiner."

* * *

So weit die Unterredenden, die, wie es das Wort Gespräch ohnedies andeutet, jedem Lesenden sein Urtheil lassen, indem sie nur unter sich, nicht für andre definiren.

Von jeher hat es zwei Gattungen Philosophen gegeben, Philosophen aus Ueberzeugung und aus Ueberredung, Sach- und Wortphilosophen. Von der ersten, nicht von der zweiten Art war Spinoza. Er sagt: „Niemand, der eine wahre Idee hat, ist darüber unwissend, daß eine wahre Idee auch die größeste Gewißheit einschließe: denn eine wahre Idee haben, heißt nichts
(301) anders, als die Sache recht und vollkommen erkennen. An einer solchen Sache kann gewiß nur Der zweifeln, der die Idee für ein stummes Gemählde an der Wand hält, nicht für eine Weise zu denken, nämlich für das

1) B: menschlichen

Verstehen selbst: denn, ich bitte, wer kann wissen, daß er eine Sache verstehe, ohne daß er sie verstehe? d. i. wer kann wissen, daß er einer Sache gewiß sei, ohne daß er ihrer gewiß sei? Sodann, giebt es etwas kläreres und gewisseres zur Richtschnur der Wahrheit, als eine wahre Idee? Gewiß, wie das Licht sich selbst und die Finsternisse offenbaret, so ist die Wahrheit Richtschnur ihrer selbst und Unterscheidung vom Falschen.*) — Ich maasse mir nicht an, die beste Philosophie erfunden zu haben; aber daß ich die wahre Philosophie einsehe, das weiß ich. Fragst du: wie ich das wisse? so antworte ich: wie daß die drei Winkel eines Triangels zweien rechten Winkeln gleich sind. Daß dies hinreiche, wird kein (302)
gesundes Hirn läugnen: denn was Wahr ist, zeigt sich und zugleich das Falsche."**) Ein Philosoph solcher Art hat mit Dialektikern nichts gemein, denen die Wahrheit zu setzen und wegzuräumen gleichgültig ist, weil sie ihnen nur ein Wort kostet.

Um nichts gab sich also Spinoza so viel Mühe, als Einsicht und Einbildung, Begreifen und Dichten strenge zu sondern. Wie hart er mit den Fictionen der Einbildungskraft umgeht, zeigt sein Theologisch-politischer Tractat; mehrere Scholien seiner Ethik, mehrere seiner Briefe zeigen, wie genau er Wissen vom Träumen und auch in jenem die verschiednen Stufen des Wissens, Erkennens und Einsehens unterscheide.***) Am klärsten zeigt es sein Tractat von Verbesserung des Verstandes,†) für dessen Voll- (303)
endung man Manches geben würde. Ein Philosoph der Art konnte mit Blendwerken nichts zu thun haben, die auch in der Speculation als Schemate umhergaukeln sollen, den begreifenden, fassenden, verstehenden Verstand aus sich selbst in Irren umherzuführen. „Zu wissen, daß ich wisse, muß ich nothwendig zuerst wissen; die Weise, wie wir das formelle Wesen empfinden, ist die Gewißheit selbst. Zur Gewißheit des Wahren bedarf es keines andern Zeichens, als daß man eine wahre Idee habe; und was die höchste Gewißheit sei, kann nur Der wissen, der die vollständige Idee einer Sache hat: Gewißheit und das objective Wesen eines Dinges sind Eins. Es ist also nicht die wahre Methode, ein Zeichen der Wahrheit zu suchen, nachdem man Ideen erlangt hat; die wahre Methode ist vielmehr der Weg, die Wahrheit selbst, d. i. die objective Wesen der Dinge oder die Ideen (alle drei Namen (304)
bedeuten Eins und Dasselbe) in gehöriger Ordnung zu erlangen. Nothwendig muß also die Methode vom Vernunftschließen oder vom Verständniß (intellectione) reden; nicht, daß sie selbst das Vernunftschließen zum Verständniß der Ursachen der Dinge sei, vielweniger ist sie das Verstehen dieser

*) Ethic. P. II. Prop. 43. Schol. p. 80.
**) Epist. 74. p. 612.
***) Z. B. Schol. zu Prop. 40. 43. 44. 49. u. f.
†) P. 366 — 92.

Ursachen selbst; sie ist das Verstehen, was eine wahre Idee sei, indem sie
diese von andern Vorstellungen unterscheidet und ihre Natur erforscht, so
daß wir daher unsre Macht zu verstehen kennen lernen, und unsern Ver=
stand so innehalten, daß er nach dieser Norm Alles Verstehbare ver=
stehe; wozu sie ihm als Hülfsmittel gewisse Regeln giebt, und macht, daß
er sich nicht mit Nutzloser Arbeit ermüde. Methode ist also nichts, als ein
reflexives Erkenntniß, d. i. die Idee der Idee; und weil es keine Idee
(305) der Idee geben kann, es sei denn vorher eine Idee da, so kann es auch
keine Methode geben, wenn nicht vorher die Idee da ist. Eine gute
Methode wird also die seyn, die zeigt, wie nach der Norm einer ge=
gebnen wahren Idee der Verstand zu leiten sei. Und da das Verhältniß
zwischen zwei Ideen mit dem Verhältniß zwischen den formellen Wesen dieser
Ideen Einerlei ist, so folgt, daß die reflexive Erkenntniß der Idee des
vollkommensten Wesens vor der reflexiven Erkenntniß aller übrigen
Ideen vorzüglicher seyn muß; mithin wird die vollkommenste Methode die
seyn, die nach Norm der gegebnen Idee des vollkommensten
Wesens zeigt, wie der Verstand zu leiten. Hieraus erhellet auch, wie, je
mehr der Verstand verstehet, er dadurch zugleich Werkzeuge gewinne, leichter
und mehr zu verstehen: denn, (wie aus dem Gesagten klar ist,) vor allem
andern muß in uns eine wahre Idee, als ein angebohrnes Werk=
(306) zeug existiren, durch deren Verständniß zugleich der Unterschied begriffen
wird, der sich zwischen einer solchen und jeder andern Vorstellung findet.
Und da es durch sich klar ist, daß der Verstand auch sich selbst um so besser
verstehe, je mehrere Dinge der Natur er verstehet, so sieht man, daß dieser
Theil der Methode um so vollkommener sein werde, je mehrere Dinge der
Verstand einsieht, und daß die Methode dann die vollkommenste seyn müsse,
wenn der Verstand nach dem Erkenntniß des vollkommensten Wesens auf=
merkt oder reflectiret. Je mehrere Dinge er kennet, desto besser verstehet er
seine eignen Kräfte und der Natur Ordnung; je besser er seine Kräfte ver=
steht, desto leichter kann er sich selbst ordnen und sich Regeln vorschreiben;
je besser er die Ordnung der Natur versteht, desto leichter kann er sich vom
Unnützen zurückhalten; worinn, wie wir gesagt haben, die ganze Methode
bestehet. Daß unser Verstand ein reines Abbild der Natur sei,
(307) muß er alle seine Ideen aus Der Idee hervorbringen, die den
Ursprung und Urquell der ganzen Natur darstellt, damit sie
auch Quell aller andern Ideen werde."*)

So dachte Spinoza, und alle Geister, die wahrer Ideen, d. i. des Ver=
stehens fähig und in dem Maaße, als sie dessen fähig waren, dachten wie

*) De emend. intellect. p. 367. 368.

Er. Sie entsagten der dichtenden Imagination, und schieden sich von Blend=werken und Wortlarven. Verstandne Begriffe sind dem Spinoza das Wesenhafte, Lebendige, Wahre; Bildworte gelten ihm nichts; er gebraucht sie als algebraische Zeichen.

Was das Aeußere seiner Methode anlangt, so weiß Jeder, der die strenge synthetische Methode versucht hat, ihre Schwierigkeiten. Oft haben einzelne Glieder ihrer Kette eine besondre Analyse und Deduction nöthig, die man, wenn uns ein dergleichen Glied als aus dem Vorhergehenden (308)
nicht=folgend auffällt, geduldig anstellen, nicht aber, weil man sie nicht an=zustellen vermag, läugnen oder verwerfen muß. Aus Einem, dem reichsten und vollständigsten Begriff leitet Spinoza Alles her; in Ihm hat und genießt er Alles.

Wiefern unter allen Nationen, in den verschiedensten Ausdrücken und Vorstellungsarten Andre, die Einfalt und Wahrheit liebten, d. i. denen die Idee des Einen, Wahren, als Norm aller Erkenntniß und Methode lebendig eingeprägt war, an dieser großen und einfachen Denkart Theil nahmen; dies zu zeigen, wäre ein lehrreicher aber zu weitführender Lustweg. Juden und Christen, Griechen und Indier, Speculanten mit Kopf und Herz, Scholastiker und Mystiker nahmen daran Theil: denn Spinoza's Philosophie war lange vor ihm und wird lange nach ihm bleiben. Oft waren die, die am schärfsten gegen ihn, d. i. gegen seine mißverstandne oder übelgewählte (309)
Ausdrücke stritten, wenn sie sich selbst erklären wollten oder mußten, in seinen oder ihren eignen, jetzt besser=, jetzt schlechtergewählten Ausdrücken seines Glaubens, des innern Glaubens nämlich an Eine einzige, lebendig empfundene, Allem zum Grunde liegende Idee des Wahren, Guten und Schönen, ohne welche alle unser Sprechen und Schreiben Tand bleibet. Statt dieser zahlreichen Mitzeugnisse, die einem andern Ort auf=gespart werden, stehe eine posthume Stelle Leßings hier, (die wenigstens zeigen mag, daß ihm Spinoza's System kein Scherz war,) und von Shaftes=buri, versificirt, ein Naturhymnus.

(310) # Leßing

Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott.

Ich mag mir die Wirklichkeit der Dinge außer Gott erklären, wie ich will, so muß ich bekennen, daß ich mir keinen Begriff davon machen kann.

Man nenne sie das Complement der Möglichkeit; so frage ich: ist von diesem Complemente der Möglichkeit in Gott ein Begriff, oder keiner? Wer wird das Letztere behaupten wollen? Ist aber ein Begriff davon in ihm; so sind alle Dinge in ihm selbst wirklich.

Aber, wird man sagen, der Begriff, welchen Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, hebt die Wirklichkeit dieses Dinges außer ihm nicht auf.
(311) Nicht? So muß die Wirklichkeit außer ihm etwas haben, was sie von der Wirklichkeit in seinem Begriffe unterscheidet. Das ist: In der Wirklichkeit außer ihm muß etwas seyn, wovon Gott keinen Begriff hat. Eine Ungereimtheit! Ist aber nichts dergleichen, ist in dem Begriffe, den Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, alles zu finden, was in dessen Wirklichkeit außer ihm anzutreffen: so sind beide Wirklichkeiten Eins, und Alles, was außer Gott existiren soll, existirt in Gott.

Oder man sage: die Wirklichkeit eines Dinges sei der Inbegriff aller möglichen Bestimmungen, die ihm zukommen können. Muß nicht dieser Inbegriff auch in der Idee Gottes seyn? Welche Bestimmungen hat das Wirkliche außer ihm, wenn nicht auch das Urbild in Gott zu finden wäre? Folglich ist dieses Urbild das Ding selbst, und sagen, daß das Ding auch außer diesem Urbilde exsistire, heißt, dessen
(312) Urbild auf eine eben so unnöthige als ungereimte Weise verdoppeln.

Ich glaube zwar, die Philosophen sagen, von einem Dinge die Wirklichkeit außer Gott bejahen, heiße weiter nichts, als dieses Ding blos von Gott unterscheiden, und dessen Wirklichkeit von einer andern Art zu seyn erklären, als die nothwendige Wirklichkeit Gottes ist.

Wenn sie aber bloß dieses wollen, warum sollen nicht die Begriffe, die Gott von den wirklichen Dingen hat, diese wirklichen Dinge selbst seyn? Sie sind von Gott noch genugsam unterschieden, und ihre Wirklichkeit wird

37*

darum noch nichts weniger als nothwendig, weil sie in ihm wirklich sind. Denn müßte nicht der Zufälligkeit, die sie außer ihm haben sollten, auch in seiner Idee ein Bild entsprechen? Und dieses Bild ist nur ihre Zufälligkeit selbst. Was ausser Gott zufällig ist, wird auch in Gott zufällig seyn, oder Gott müßte von dem Zufälligen ausser ihm keinen Begriff haben. — Ich (313) brauche dieses ausser ihm, so wie man es gemeiniglich zu brauchen pflegt, um aus der Anwendung zu zeigen, daß man es nicht brauchen sollte.

Aber, wird man schreien: Zufälligkeiten in dem unveränderlichen Wesen Gottes annehmen! — Nun bin ich es allein, der dieses thut? Ihr selbst, die ihr Gott Begriffe von zufälligen Dingen beilegen müßt, ist euch nie beigefallen, daß Begriffe von zufälligen Dingen zufällige Begriffe sind?

Leßings Leben und Nachlaß.
Th. 2. S. 164.
[Schriften XI,111. 112. L.]

Naturhymnus (314)

von

Shaftesburi.

[Band 27, 397 — 406.]

Kleine Schriften.

1786. 1787.

Palmblätter.

Erlesene morgenländische Erzählungen für die Jugend.

Jena, in der akademischen Buchhandlung. 1786.

III

Vorrede.

Im Frühlinge des Lebens, wenn unsre junge Einbildungskraft aufwacht, sind wir ungemein geneigt, uns eine Welt zu denken, die nicht um uns ist. In der, die uns umgiebt, finden wir uns enge und den Gang der Dinge um uns her alltäglich; wir haschen also gern nach dem Wunderbaren, setzen uns in Zeiten, die nicht mehr sind, in Länder, die wir weder gesehen haben noch sehen werden, ja wir fühlen eine Freude darinn, jedem Außerordentlichen, das uns vorkommt, den Zusatz einer Riesengröße zu geben oder es mit
IV allen den Farben auszuschmücken, die unser Herz daran liebet. Ein großer Theil vom Anmuthigen der Jugend liegt hierinn; in dem Zauberglanz frischer Eindrücke nämlich, in der blendenden Größe, die uns das Neue der Welt gewähret.

Auch diese Anlage in uns ist eine Gabe des Schöpfers, der jedes seiner Geschöpfe bei jedem Schritt seines kurzen Daseyns hienieden mit den Fähigkeiten versah, die für dieses und für seine folgenden Zeitalter gehörten. Denn im menschlichen Leben entwickelt sich Ein Zustand aus dem andern: wie sich die Tage ketten, so ketten sich auch unsre Gedanken, und was der Frühling nicht säete, kann der Sommer nicht reifen, der Herbst nicht ernten, der Winter
V nicht genießen. Wie eine volle Knospe bricht also unser Daseyn

zur Zeit der Jugend hervor, damit es die spätern Jahre des Lebens reifen. Unsre Gedanken und Wünsche reichen in ihr weiter hinaus, als unsre Hände je reichen werden.

Glücklich ist diese Zeit der Jugend, auch in ihrem ersten schönen Traum glücklich. Sie ahnet viel: denn sie kennet noch wenig; sie hoffet viel: denn sie ist noch nie von den Schranken zurückgestoßen, die unsre besten Hoffnungen einschränken. Wir haben also dem Schöpfer für diesen Morgen voll schöner Bilder, für dies Paradies unschuldiger Hoffnungen und Wünsche sehr zu danken.

Aber wir haben auch Fleiß anzuwenden, daß wir dies Paradies Gottes bauen, und uns nicht in Wolken verlieren, die bei VI
ihrer schönen Gestalt zuletzt in fürchterliche Ungewitter ausbrechen könnten. Nichts hat der Mensch in sich so sehr zu bezähmen, als seine Einbildungskraft, die beweglichste und zugleich die gefährlichste aller menschlichen Gemüthsgaben. Tausend Uebel des Lebens, die uns in spätern Jahren verfolgen, ja die wir mit uns in unsrer Brust umhertragen, entsprangen daher, daß wir in der Jugend unsre Phantasie verwöhnten, daß wir uns Luftgestalten schufen, die für dieses Leben keinen Bestand haben, weil wir sie übel zusammensetzten. Viele Jahre gehören nachher dazu, uns von dem süßen Truge vielleicht bitter zu entwöhnen, und manche Menschen bleiben bis auf den letzten Tag ihres Lebens mit sich selbst und mit andern gequälte und betrogne Kinder.

Worauf sollen wir also unsre jugendliche Einbildungskraft VII
richten, damit sie ihres Ziels nicht verfehle und in der gehörigen Laufbahn bleibe? Jedermann sagt: auf Beispiele des Guten und Edlen; allein wo sind diese? Wären sie im gemeinen Leben vor uns, wären sie auf allen Straßen, in allen Handlungen und Geschäften so zahlreich, daß wir nicht anders als sie überall sehen und ihnen gleichförmig handeln müßten; so lebten wir freilich in einer wahren Tugendschule: denn nichts wirkt, auch ohne daß wir es gewahr werden, auf unser jugendliches Gemüth mehr, als das Beispiel derer, mit denen wir leben. Dreimal glücklich ist die auf-

blühende Seele, der, als sie noch Knospe war, der Himmel eine so
VIII schöne Stelle verlieh! Vorbilder des Guten und Edlen standen um den aufmerksamen Jüngling und drückten sich mit der liebevollen Gewalt der Tugend so sanft und zugleich so mächtig in sein Herz, daß er, ohne es zu wissen, ihnen gleichförmig handeln lernte, und auch so handeln wird, wenn ihre körperliche Gestalten sich längst seinem Auge, ja vielleicht seinem Gedächtniß selbst entzogen haben.

Aber woher sollen wir diese Tugendbilder nehmen, wenn sie nicht da sind? oder was sollen wir, wenn sie fehlen, an ihre Stelle setzen? Goldne Sittensprüche und Regeln sind freilich von unschätzbarem Werth: frühzeitig gelernt, geben sie unserm Geist, wenigstens unserm Gedächtniß, einen schönen Vorrath zukünftiger Bemerkungen auf die Reise des Lebens; allein wie viel fehlt ihnen
IX noch, daß sie mit aller Macht des Beispiels wirken! Aus einzelnen Erfahrungen wurden sie gezogen; in diese müssen sie also zuerst zurückkehren und sich mit der Geschichte gleichsam umkleiden, ehe sie nur als lebendige Wesen vor uns erscheinen, geschweige zu unserm innersten Bewußtseyn sprechen, und unserm Geist oder Herzen ihr Bild eindrücken könnten; außerdem bleiben sie bloße Schattengestalten oder sind leere Töne. Es ist also bei ihnen, insonderheit wenn sie auswendig gelernt werden, Maas und Vorsicht nicht gnug zu empfehlen: denn ein Kind, das viele Sittensprüche auf der Zunge hat, ohne sie weder dem Verstande eingeprägt, noch mit der Anwendung verbunden zu haben, wird gar bald einem dürren Gewächs gleich, das man statt eigner Früchte mit fremden Perlen bekränzte.

X Also werde die Sittenlehre in Handlung gesetzt oder sie entspringe vielmehr selbst aus Handlung; und hier bieten sich zuerst die Einkleidungen an, die man Aesopische Fabeln nennt. Nicht weil Aesop diese Gattung des Unterrichts erfunden, heißen sie also: denn sowohl in Orient als bei allen, auch nur halbgebildeten Völkern der Erde hat der menschliche Verstand diese angenehme Hülle, unter der er selbst zu Begriffen gelangte, werthgehalten und

gebrauchet. Nur weil die Griechen der Aesopischen Fabel den
wissenschaftlichen Umriß gaben, und weil wir aus ihrer Hand eine
gute Anzahl solcher Dichtungen empfingen, die Aesops Namen tragen,
hat die ganze Gattung sich unter diesen Namen gezogen, statt
dessen man eben sowohl Orientalische, Lockmannische oder Pil-
paische Fabeln sagen könnte.

Und allerdings hat diese Einkleidung insonderheit für Kinder XI
einen großen Reiz. Indem sie Gegenstände der Natur, insonderheit
Thiere, sprechen und handeln sehen, wird ihr Hang zum Neuen
und Wunderbaren aufgeregt und mit einer oft unerwarteten, nütz-
lichen Lehre sehr angenehm befriedigt. Sie empfangen Unterricht
von Lehrern, deren Zurechtweisung sie gern annehmen, und je mehr
kleine Züge von Sitten der Thiere und ihrer Lebensweise in die
Fabel verflochten werden, desto mehr wird diese ein Blatt aus der
lehrenden Naturgeschichte.

Indessen ists auch bei dieser, wie bei allen dichterischen Ein-
kleidungen sichtbar, daß sie ihre engen Gränzen und einen sehr
beschränkten Spielraum habe. Nicht jede Lehre, die für die Jugend XII
gehört, kann einem Thier in den Mund gelegt oder in seiner
Handlungsweise ausgedrückt werden; ja ich wage es zu sagen, die
edelsten, eigentlichen Lehren für die menschliche Tugend können es
gar nicht. Erfahrungssätze und Regeln der Klugheit, wie z. B.
der Stärkere den Schwächern unterdrückt, der Schwächere sich durch
Klugheit und List vertheidigt und dergleichen, finden im Reich der
Fabel eine Menge der lehrendsten Beispiele; wahre Großmuth aber,
eine Tugend, die wählt, sich selbst bestimmt und Leidenschaften
überwindet, liegt, wie jedermann weiß, eigentlich gar nicht im
Charakter der Thiere. Also müßte die Denkart dieser erhöhet, ihre
Sitten müßten völlig humanisirt werden, wenn sie dergleichen Lehren
anschaubar machen sollen; dann aber ists leicht begreiflich, daß je XIII
menschlicher die Fabel auf diese Weise wird, desto mehr ihr Reiz
und ihre eindringende Kraft selbst verschwinde. Nur auf der Ein-
falt, ja gleichsam auf der naturhistorischen Wahrheit des vorgestelleten

Beispiels beruhet diese. Der Fuchs, der Löwe, der Tiger spricht nicht mehr überredend für mich, sobald er nicht mehr in seinem Charakter spricht und handelt. Es ist der verkleidete Moralist, der, ohne damit täuschen zu können, die Gestalt des Thiers annimmt, und besser thäte, wenn er die Lehre, die mir kein Thier sagen kann, auf eine bessere Weise als Mensch sagte.

Der Mensch ist des Menschen erster und vorzüglichster Lehrer, und da dieser ihn abermals mehr durch sein Beispiel als durch
XIV seine Worte unterrichten kann: so entstehet die Frage, „woher sind die unterrichtendsten Beispiele des Menschen zu nehmen?“

Ohne Zweifel aus der Geschichte, wird man sagen; aber auch hinzusetzen müssen, wenn die gewöhnliche Geschichte solche liefert. Da unsre Geschichte aber sich meistentheils mit ganz andern Thaten ganz anderer Menschen beschäftigt, als die zum Unterricht der Jugend dienen, da sie, der hergebrachten Gewohnheit nach, am weitläuftigsten ist, Thaten der Könige zu beschreiben, die sie selbst niemals gethan haben, oder ihre Feldzüge und Eroberungen zu schildern, die für die Jugend selten ein erbauliches Bild sind, da ihre Begebenheiten entweder so sehr an die Fabel gränzen, daß es einer Offenbarung bedürfte, in jedem Fall die Wahrheit von
XV der Lüge zu scheiden, oder in ihr endlich alles mit feinen politischen Rücksichten so verwebt ist, daß es einer herkulischen Mühe brauchte, aus dieser dunklen Tiefe Gold zu finden: so siehet sich der Unterricht der Menschen leider! auch hier meistens der eignen Composition überlassen, wie er die Geschichte stellen und wenden will, damit sie zur Bildung des Geistes und Herzens nur einigermaßen einiges Gute enthalte.

Man hat sich also auf allerlei Art zu helfen gesucht, um aus der großen Menge dessen, was in der Geschichte für die Jugend unverständlich oder wenig erbaulich wäre, Gutes zu sammlen und zu bereiten. Plutarche haben Lebensbeschreibungen herausgesucht und schon Xenophon hat, auf Sokrates Wink, kein Bedenken getragen,
XVI das Leben seines Cyrus zu einer Cyropädie zu verschönen. Ja

wem sind nicht durch alle Zeitalter die vielen Geschichten bekannt, die nur deswegen sich mit der Fabel mischten, damit sie doch wenigstens lehrreich würden und ein Ganzes zu Stande brächten, das das Stückwerk der bürgerlichen Geschichte uns selten darstellt.

Es war eine Zeit, da diese Geschicht-Romane sehr im Gebrauch waren; allein eine beßre Zeit hat auch hier die Wahrheit von der lehrreichen Lüge gesondert. Wer erdichten will, dichte ganz: wer Geschichte schreiben will, habe das Herz, die Wahrheit nackt zu zeigen.

Denn was wäre es endlich, was das Chronologische der Geschichte zur Bildung des Herzens beitrüge? Gewinnet eine edle
That irgend etwas Belehrendes dadurch, wenn ich weiß, daß sie XVII
Philippus in Macedonien und kein andrer gethan habe? Der Chronolog zähle seine Jahre, der Kritiker berichtige seine Dokumente, der Politiker stelle sie in den Zusammenhang seiner Welthändel, und der Philosoph forsche ihrer allgemeinen Verbindung nach; dem Moralisten sind facta nur facta, Begebenheiten nur Begebenheiten. Er sondert sie aus und erzählt sie, wie man eine Fabel oder ein Mährchen erzählt, damit sie eine unterrichtende Lehre anschaulich machen, als menschliche Beispiele. Wenn seine Geschichte ganz außer der Zeit, in einem erdichteten Lande sich zutrüge; und sie ist menschlich wahr, unterrichtend, anschaulich, rührend: desto besser für ihn! desto reiner ist die Wirkung seiner Geschichte.

Daß nun unter diesen moralischen Begebenheiten, sie mögen XVIII
wahr oder erdichtet seyn, die morgenländische Erzählung einen vorzüglich-schönen Platz einnehme, darüber darf man nur das Gefühl der Jugend fragen. Ich bin mir der Zeit noch wohl bewußt, da ich in meiner Kindheit die Gellert'sche Erzählung las:

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat,

und wie tief mich damals ihre hohe Einfalt rührte. Auch ists nicht der Glanz des Wunderbaren allein, der in den morgenländischen Dichtungen das Auge des Jünglings an sich ziehet und sein Gemüth wie mit einer goldnen Flamme bestralet; vielmehr ists

der reine Umriß, die hohe Simplicität der Gestalten und Wahr-
XIX heiten selbst, die sich ihm unvergeßlich eindruckt. Unsre Geschichte schleicht unter einem Gewirr kleiner und feiner Bestimmungen, des Standes, der Lebensart, der Zeit, des Orts, der Personen einher; dort sind wenige Gestalten bestimmt ins Große gezeichnet. Der Sultan ist Sultan; der Sklave Sklave; das Weib ein Weib; der Mann ein Mann. So ists mit den andern Charakteren des Richters, des Höflinges, des Einsiedlers, des Zauberers; sie sind alle so bestimmt als die Thiercharaktere der Aesopischen Fabel. Dazu ist die Lehre, auf welche die Erzählung angelegt ist, selten von der kleinlichen Art, die in unsern, insonderheit artigen Erzählungen herrschet. Die Dichtung ist kühn und groß; die Lehre, die in ihr dargestellt wird, ungemein und rührend. Der Ton endlich ist, wie in allen orientalischen Schriften, ja der Bibel selbst,
XX morgenländisch, d. i. einfach, groß und edel.

Und eben diese ungesuchte Aehnlichkeit mit dem Ton der biblischen Geschichte sollte sie uns, wie mich dünkt, für die Jugend noch mehr empfehlen: denn einmal ist diese doch an einen solchen Ton gewöhnet, der seiner hohen und edlen Einfalt wegen mächtig auf sie wirket. Warum sollte man also nicht fortgehen und ihr mehr menschliche Laster, mehr menschliche Tugenden und Lehren in einer ähnlichen Gestalt zeigen?

Ich habe mich also gewundert, warum man diese trefliche Proben der morgenländischen menschlichen Fabel, die hie und da zerstreuet und zum Theil mit manchem Unrath bedeckt liegen,
XXI nicht längst für die Jugend gesammlet und sie ihr nach ihrer Weise erzählt habe? Die besten Englischen Wochenschriften, der Zuschauer, der Abentheurer u. s. haben einige derselben zu ihrem Zweck zu nutzen gewußt und die obenangeführte Erzählung Gellerts ist aus dem Zuschauer genommen, der sie in wenigen Reihen sehr einfach vorträgt. Einigen davon hat man ein schönes poetisches Gewand gegeben, unter denen ich nur Abdallah und Balsora nennen darf, die in Wielands früheren poetischen Schriften einen reizenden

Platz einnehmen. Das alles aber gilt nur die Eine und die andre Geschichte; die meisten waren unübersetzt oder schlecht erzählt oder standen in Sammlungen, wo man sie wie der Hahn die Perle aufsuchte — —

Hier sind sie nun gesammlet und durchgängig neu erzählet. XXII
Zur Sammlung habe ich Anleitung gegeben; die Erzählung der Geschichten ist der Leser einem andern Verfasser schuldig. Er hat sie für die Jugend eingerichtet, sie also auch vorzüglich klar und verständlich erzählt, insonderheit aber sie von jenem falschen Schwulst entladet, den die Europäer lange Zeit für morgenländische Erhabenheit hielten. An ihrer wesentlichen Gestalt ist nirgend etwas geändert; daher jede Erzählung auch die Farbe ihres Vaterlandes beibehalten mußte. Sobald aber bei einigen derselben unsre Nachbarn die Lieblingsfarbe ihrer Sehart dazu gemischt und Scherze oder Betrachtungen hingepflanzt hatten, wo der Morgenländer nicht scherzt, und schwerlich also betrachtet: so wird kein Leser es übel deuten, wenn er in Erzählungen für die Jugend diese falsche XXIII
Schminke nicht findet. Die Seele eines Kindes ist heilig, und was vor sie gebracht wird, muß wenigstens den Werth der Reinigkeit haben.

Für welche Jugend übrigens diese Erzählungen seyn, muß ihr Inhalt selbst sagen; nach Jahren läßt sich so etwas nicht bestimmen und anordnen. Jeder Lehrer wird wissen, was für seinen Lehrling gehört; jede Mutter wird wissen, was sie ihrem Kinde daraus vorerzählen oder es selbst lesen lassen soll. Für Verschiedene ist hier Verschiedenes; ich hoffe aber nichts Schlechtes. Und so dankt denn, ihr Kinder, die ihr diese Erzählungen leset oder hört und euch daran freuet; danket dem, der euch diese Palmblätter sammlete, ihre Geschichten euch vorerzählte, und am schönsten belohnt XXIV
ist, wenn ihr jedem Edeln und Guten, das sie euch vorstellen, mit unabläßigem stillen Eifer nachzufolgen strebet.

Weimar, den 25. Februar 1786.

J. G. Herder.

JOH. VAL. ANDREAE DICHTUNGEN
zur Beherzigung unsers Zeitalters. Mit einer Vorrede von J. G. HERDER.
Leipzig, bey Georg. Joach. Göschen. 1786.

III Ein Brief an den Uebersetzer.

Sorgen Sie nicht, m. H., daß Ihre Uebersetzung der Apologen des Verdienstvollen Johann Valentin Andreä dem kleinen Denkmal in den Weg trete, das ich ihm aus seinen Schriften zugesagt habe. In keiner andern Absicht geschah es, daß ich sein Andenken aufzufrischen suchte und daher Gedichte, Fabeln, Gespräche von ihm hie und da ausstreuete, als daß die Aufmerksamkeit guter Menschen auf ihn gerichtet werden, und auch unsre Zeit den Mann kennen möchte, der in seinem Jahrhundert wie eine Rose unter Dornen blühte. Es kann mir also nicht anders, als herzlich lieb
IV seyn, wenn ein andrer thut, was ich noch nicht thun konnte: denn die Zeit zu dem Denkmal, wie ichs im Sinne hatte, ist noch nicht da und jede Bekanntmachung mit dem Geist des liebenswürdigen Mannes arbeitet dieser wünschenswerthen Zeit vor.

Noch mehr freuete es mich aber, da ich aus den ersten sechs gedruckten Bogen Ihrer Uebersetzung sah, daß Sie den kühnen, menschenfreundlichen Gedanken gefaßt hatten, Ihren Autor nicht nur unsrer Zeit, sondern auch für unsre Zeit zu geben, ihn derselben durch Auswahl und Umkleidung seiner schönsten Stücke gleichsam zuzueignen, wie sie ihn sehen könnte und brauchen sollte.

Valentin Andreä zu übersetzen, ist wahrlich keine Kleinigkeit, und ich wüßte beinah keinen alten Schriftsteller, der dem V
Uebersetzenden hie und da schwerere Arbeit machte. Seine Schreibart ist ein feines Gewebe von Anspielungen, theils auf Bücher, die er las, theils auf Geschäfte, die er sah und trieb, theils auf Charaktere und den geheimen Geist seiner Zeit, den er durchschauend kannte. Wie es nun viel leichter ist, allgemeine Wahrheiten und Speculationen, die vielleicht eben deßwegen für alle Zeiten zu seyn scheinen, weil sie für keine recht sind, als jene feinen, individuellen Beobachtungen ans Licht zu stellen, die aus dem innersten Gefühl, aus anschauender Betrachtung des Geistes der Dinge um uns her entspringen: so wird diese Arbeit noch schwerer in der Manier, die Andreä wählte. Alles wird bei ihm Einkleidung und Dichtung: sein Witz trift fein, aber auch flüchtig, wie der Sonnen- VI
stral: das leichteste Gewand ist seinen ätherischen Gestalten immer das liebste. So wenig also das Erklären und Paraphrasiren seine Sache ist: so wenig erlaubt ers seinem Uebersetzer. Dieser muß seiner Kunst nachbuhlen, eine sinnreiche kleine Dichtung, die im schärfsten Umrisse gedacht ist, seiner Zeit so anschaulich zu machen, wie sie auch selbst in den Zeiten Andreä's es vielleicht nur für wenige war und seyn sollte.

Ueberdem lebte Andreä in Zeiten, die vom gothischen Geschmack nicht frei waren, ja in denen sich dieser Geschmack eben auf die verführendste Art zeigte. Die neueren Sprachen, deren Lectüre er vorzüglich liebte, waren die Italiänische und Spanische; gerade aber die berühmtesten Schriftsteller dieser Sprachen flossen VII
damals von dem süssen Schaum über, der der Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts heissen könnte und ihm allein eigen bleiben möge, von dem also auch unser Andreä nicht ganz frei war. Sie müssen es beim Uebersetzen oft gefühlt haben, wie manche Feinheiten seines Styls kleine Subtilitäten, überladende Putzwerke werden. Seine Manier ist sinnreich: er sagt mit wenigen viel, er will aber in dem Umriß einer engen Einkleidung mit zu wenigen

zu viel sagen und da die einkleidenden Schriftchen dieser Art in seine jüngern Jahre fallen und sein geschäftiger Geist nie die Musse gewann, sie nach Regeln der alten griechischen oder römischen Simplicität auszufeilen; freilich so stehen seine Gespräche in Absicht der
VIII Reinigkeit des Styls hinter Erasmus Gesprächen, seine Apologen hinter Ochins Apologen, so hoch er sich übrigens in scharfsinnigen, feinen Witz, insonderheit über den letzten emporschwingt. Ein Uebersetzer für unsere Zeit sieht sich also in einer Verlegenheit, deren Mühe die wenigsten Leser erkennen oder ihm verdanken. Er will das schöne Blumen- und Rankenwerk nicht verschneiden und muß es doch, wenn Andreä für uns lesbar werden soll; und doch muß er es immer nur so fern, daß das schöne lebendige Gewächs nicht nur nichts von seinem ganzen Wuchs verliere, sondern auch unsern Augen da stehe, als ob es vor ihnen entsprossen wäre. Wenn hiezu nicht ein treffendes Auge und eine leichte glückliche Hand gehören, so wüste ich nicht, wozu sie gehören sollten: denn
IX den Andreä wie er ist, mit jedem Kleinsten seiner veralteten Zeitumstände, mit jedem Sprößling seines Witzes und Styls in unsre Sprache zu bringen, hieße eben so viel als seine begrabene Wahrheit* mit alle dem Moder ans Licht zu führen, womit ihre Zeit die Unverwesliche bedeckte.

Um so mehr also, m. H., wird Ihnen jeder Verständige danken, daß Sie ein Gärtchen voll schöner, aber hie und da zu üppiger Pflanzen eines vorigen Jahrhunderts in das unsrige mit vorsichtiger Gärtnerhand zu verpflanzen suchten, ja den schönsten Lohn hierüber wird Ihnen die überwundene Mühe und der erquickende Wohlgeruch der Blumen selbst gewährt haben. Wahrlich, Andreä ist ein seltner und lieber Geist, sowohl am Verstande als
X am Herzen. Seine Organisation muß so fein gewesen seyn, wie sein moralischer Sinn es ist: denn sein Witz, seine Bemerkungen, die ganze Richtung seiner Empfindungen im Leide und in der

*) S. 5 dieser Uebersetzung. [vgl. Band 10, 267 und 16, 158.]

Freude, selbst seine schärfsten Urtheile, seine bitterste Satyre sind allemal aufs feinste moralisch. Der unermeßliche Vorrath von dem, was er wußte, die sonderbare Biegsamkeit seines Geistes für alle Kunst, für alles Wissenswürdige und Schöne, noch mehr aber die zerstreuende Geschäftigkeit, in der er lebte, sein früher Zusammenhang und Umgang mit so mancherlei Menschen, die die Gährung des vorigen Jahrhunderts hervorbrachte; nichts von alle diesem konnte ihn von jenem Einen Wahren entfernen, das allenthalben der Geist seiner Schriften ist und aus jeder Einkleidung
wie eine Blüthe emporsteigt. Der Leser, der Andreä nicht kennt, XI
wird ihn aus Ihrer historischen Einleitung über sein Leben kennen lernen und wenn er ein Mehreres begehrt, darf er nur zu dem Denkmal gehen, das ihm von der biedern Hand eines seiner patriotischen Landsleute im Wirtenbergischen Repertorium*) ist gesetzt worden. Einen Mann, wie ihn, muß man zuerst in seinem Leben kennen, ehe man ihn in Schriften kennen lernt: denn überhaupt Schriften, solch ein verrätherischer Spiegel sie für manchen sind, zeigen doch immer nur die Oberfläche unsres Herzens und Geistes.

Aber auch als Schriftsteller unsres Vaterlandes verdient Andreä das Andenken und die Liebe seiner Nation vor so vielen, die
mit ihm lebten. Thomasius, jener helle Kopf, dem unser Jahr- XII
hundert mehr schuldig ist, als manche es glauben, theilt den Inhalt einiger seiner Schriften ziemlich ausführlich und mit der theilnehmenden Wärme mit, die völlig zeigt, daß er ihren Werth fühlte;**) aber es war doch nur ein Auszug. Arnold pries ihn nach seiner Weise an und nutzte im Artikel von den Rosenkreuzern die Nachrichten, die ihm Thomasius mittheilte;***) dadurch aber wurde Andreä noch mehr verdächtig. Fischlin hatte ihn unter

---

*) S. 274 u. f.

**) Summarische Nachrichten von erlesenen Büchern der Thomasischen Bibliothek. Halle 1715. 1716.

***) Thomasii Cautelen für einen Studiosum juris S. 324.

einen Haufen andrer, zum Theil ihm sehr unähnlicher Theologen
XIII zum zweitenmal begraben.*) Weismann gab Auszüge aus seinem Leben und beklagets, daß die Ausgabe seiner Schriften, an welcher der Abbt Zeller mit vieler Sorgfalt gearbeitet hatte, nicht zu Stande gekommen sei.**) In der Streitsache über die Rosenkreuzer geschah Seiner hie und da, rechts und links Erwähnung und ich weiß, daß eben auch daher in den neueren Zeiten mancher Verständige neugierig geworden ist, den merkwürdigen Mann aus seinen Schriften selbst kennen zu lernen. Ausser dem aber und was etwa ich hie und da ausgestreuet habe, ist er unsrer neueren lesenden Nation, die sich um lateinische Schriften schwerlich be-
XIV kümmert, so gut als unbekannt geblieben: denn es scheint einmal der Deutschen Natur zu seyn, daß sie ihre eignen Schätze nicht achten.

Doch warum, m. H., sollten wir dies glauben und nicht vielmehr der bescheidnen Vergeßlichkeit unsrer Landsleute entgegen arbeiten, wo sie ihnen selbst schaden könnte? Valentin Andreä gehört so eigentlich für unsre Zeit, daß ich in Vielem, Vielem ihr jetzt einen Andreä wünschte. Unläugbar haben sich zwar seit einem Jahrhunderte die Stralen der Aufklärung sehr vermehrt: einzelne Menschen in allen Ständen denken gut und fein und vernünftig; das alte Gerüst aber von Vorurtheilen, von Mißbräuchen und Verderbnissen in allen Geschäften und Ständen stehet in vielen Ländern und Provinzen Deutschlands noch so da, wie es zu des guten
XV Andreä Zeiten da stand! Die öffentlichen Einrichtungen sowohl in der Kirche als im Staat, die Verwaltung oder Veruntreuung der Wissenschaften und Geschäfte ist in hundert Sachen noch eben jene, die ihm von Jugend auf leid that und zuletzt das Herz fraß. Ja endlich die Gährung selbst, in der sein Zeitalter war, hat sie nicht mit der unsern eine auffallende Aehnlichkeit und Gleichheit?

---

*) Memor. Theolog. Wirtenberg. P. II. p. 129.

**) Hist. Eccles. T. II. p. 932 seq.

Nicht nur, daß hundert Sekten, insonderheit die Rosenkreuzer damals ihr Gewerbe trieben, (mit welchen letztern er wenigstens in dem Verhältnisse stand, daß beinah keine seiner Schriften mir vorgekommen ist, in der er ihrer nicht, hoffend, spottend oder warnend gedächte:) nicht nur diese gährenden Sekten selbst, sondern auch die unsichtbare Hand, die sie damals führte, sind seiner und unsrer Zeit gemein: so daß sein Thurm zu Babel; seine Warnung vor der Neugierde, seine magische Unterweisung für Neugierige, sein turbo und so manche andre seiner Einkleidungen wahre Arznei für die geheimen Wunden unsrer Zeit wären, wenn eine geschickte Hand sie mit Andreä's Geist, Witz und Zeitenkunde für uns zuzubereiten wüßte. Ich will nicht läugnen, daß ich, so wenig ich mir diese Gaben zutraue, mit meinem versprochenen Denkmal auch dahin ausging; aber die Gährung ist, wie mich dünkt, noch nicht reif, und wer hat mich endlich zu einem Geschäft berufen, zu dem ich viel rüstigere Werkzeuge vor mir sehe?

XVI

Indessen kann ich meinen Brief nicht schliessen, ohne auf die Stelle Rücksicht zu nehmen, da Sie der Unschuld Ihres Autors an der Rosenkreuzerei erwähnen. Meine Meinung, die ich darüber im Teutschen Merkur (März 1782.) nur so fern es die Veranlassung foderte, beiläufig äußerte, hat im Wirtenbergischen Repertorium einen doppelten Widerspruch gefunden, der sich selbst so aufzuheben scheinet: daß meine Meinung in der Mitte stehen bleibet. Der ruhmwürdige Verfasser der Lebensbeschreibung unsers Andreä glaubt, daß ich ihm nicht gnug Antheil an dieser Verbindung einräume; der Verfasser einer neuen Erläuterung der Geschichte der Rosenkreuzer*) behauptet gegentheils, daß ich und andre ihm viel zu viel eingeräumt haben, da er auch nicht einmal der Urheber der berüchtigten fama fraternitatis sei, die damals so vielen Lärm erregte. Daß er der Verfasser dieser fama sei, glaube ich noch jetzt und hoffe es einmal aus seinen eignen

XVII

XVIII

*) Wirtenberg. Repertor. S. 512. u. f.

Aeusserungen so wahrscheinlich zu machen, als irgend etwas der Art gemacht werden kann. Daß die ihr beigefügte Reformation der Welt aus Boccalini sei, wuste ich schon damals, so wie ich auch alle die Schriften der Rosenkreuzer kannte, die der ungenannte Verfasser der Erläuterung anführt.*) Aber was hindert uns Boccalini? Kein damals lebender Autor hat so viel Einfluß auf die Manier unsers Andreä gehabt, als eben Er; und die ganze My-
XIX thologia Christiana, aus der Sie, m. H., Ihre Apologen übersetzten, hat nicht, wie Sie meinen, mit Zwingers theatro humanae vitae, aber wohl mit des Boccalini ragguagli di Parnaso**) die unverkennbarste Aehnlichkeit; so unverkennbar, daß ich dem Andreä oft, sehr oft ein reineres Vorbild gegönnt habe. Vergleichen Sie die Manier beider Schriften und es wird Ihnen kein Zweifel bleiben. Gerade also, daß jener Anhang der fama ein übersetztes Stück aus Boccalini ist, könnte uns auf Andreä bringen, wenn uns auch keine andre Gründe darauf brächten: denn eben die Stelle, aus welcher der Verfasser der neuen Erläute-
XX rung seine Entdeckung, „daß die Reformation der Welt***) aus Boccalini übersetzt sei," her hat; von wem ist sie? Von Andreä's größestem litterarischen Freunde Christoph Besold. Der ist der Herausgeber von Campanella's Spanischer Monarchie (Tübing. 1624). Der mußte es also wohl wissen, woher jenes Stück sei? und was es bedeute? Und er spricht darüber gerade wie Andreä, gleichsam aus seinem Munde. „Als solches Phantasma (die Brüderschaft der Rosenkreuzer) kaum ausgeschlossen war, ohngeacht auch deren Fama und Confessio in vielen unterschiedlichen Orten klärlich bezeuget, daß dieses allein†) ein lusus inge-

---

*) Auch die meisten der andern literarischen Muthmaassungen sind mir aus Fischlin u. a. wohl bekannt gewesen.

**) Der erste Theil der Ragguagli ist 1612. dem Cardinal Borghese, der zweite Theil 1613. dem Cardinal Cajetano zugeeignet.

***) Wirtemb. Repert. S. 512. u. f.

†) A: alles (verbessert nach Campanella und Wirt. Repert.)

nii nimium lascivientis gewesen u. s." Dies Ingenium lasciviens kannte Besold wohl: denn es lebte nahe bei ihm.

Uebrigens hat niemand in der Welt gezweifelt, daß auch schon XXI
vor Andreä das Kreuz und die Rose beliebte Symbole gewesen;*) niemand hat gezweifelt, daß lange vor ihm es ein Gewirr von Sekten gegeben, mit welchem sich ja ein großer Theil der Literargeschichte des XVI. und XVII. Jahrhunderts beschäftigt, die Frage aber ist, woher machte eben um diese Zeit dies Phantasma, dieser Name auf einmal so viel Bewegung? Wer wars, der den unschuldigen Jugendroman V. Andreä's, Christian Rosenkreuz, sein unschuldiges Familien-Petschaft und die fama zum Aushängeschild eines solchen Lärms und so manches betrügenden Wahnes machte? Hätten wir aus Andreä Papieren das geheime, treue
Journal seiner Reisen (wenn er ein solches geführet) und XXII
dieses zwar von 1607. an, da er in Lauingen unsern Dillingen war, bis 1612. da er in Italien auf einmal das feierliche Gelübde that, nach Hause zu eilen und sich seiner Kirche in den Arm zu werfen: freilich so wüsten wir von seinen geheimen Verbindungen oder Nicht-Verbindungen mehr als wir jetzt wissen und es würde sich manches aufklären, was jetzt nur im Nebel durchscheinet. Das Phänomenon der Rosenkreuzerei aber im großen Ganzen dieses Zeitraums klärte sich damit noch nicht auf: denn offenbar war dabei eine viel größere Triebfeder rege. Jene Triebfeder nämlich, die seit der Reformation,
insonderheit aber zu Anfange des vorigen Jahrhunderts so außer- XXIII
ordentlich wirksam war, daß sowohl im Staat als in der Kirche, an Höfen und in den Wissenschaften sie auch dem stumpfsten Auge des Geschichtforschers dieser Zeit unverkennbar bleibet, jene unsichtbare Hand, die so gern im symbolischen Nebel wirket, die die verschiedensten Menschen mit ihrem eignen Wahn betäubt und zu dieser Absicht das Verschiedenste zu gebrauchen wußte; sie wuste auch die

---

*) Ich habe dieses in gedachten Briefen im T. Merkur deutlich gesaget.

fama fraternitatis und den unschuldigen Christian Rosenkreuz zu ihrem Zweck zu gebrauchen und dem guten Andreä blieb nichts übrig, als in hundert und abermals hundert Einkleidungen der Welt zu sagen, daß sie betrogen werde. Merkwürdig, äußerst merkwürdig ist in dieser Rücksicht das Titelkupfer seiner Apo-
XXIV logen, für den nämlich, der diese Symbole versteht und sie in andern Verbindungen kennet. Sapienti sat.

Ich wünsche, m. H., daß Ihnen zu den übrigen Schriften des redlichen, mürbe gemachten Andreä bald ein Uebersetzer folge, der daraus gebe, was für unsre Zeit dienet; noch mehr aber wünschte ich mir den Vorrath aller, insonderheit jugendlichen Papiere und Briefschaften unsers Autors, die aber längst verlohren oder vertilgt seyn mögen.

Weimar, den 5. Mai 1786.

J. G. Herder.

Idee 215

zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands.[1]

§ 1.

Da Einheit und Mannichfaltigkeit die Vollkommenheiten sind,
die alle daurenden Werke der Natur und ihrer Nachahmerin, der
Kunst, bezeichnen: so ist es wohl unzweifelhaft, daß auch die höchste,
schwerste und nützlichste Kunst der Menschen, die Einrichtung einer
Nation zur allgemeinen Wohlfahrt, nach diesen Eigenschaften streben
müße und unvermerkt strebe. Je getheilter eine Nation ist, desto
mehr Kräfte kann sie vielleicht haben; die Kräfte werden sich aber 216
einander nicht kennen, mithin auch nicht auf Einen gemeinschaftlichen
Endzweck würken. Ein Beispiel davon giebt die mittlere Europäische,
insonderheit die Deutsche Geschichte. An Mannichfaltigkeit und Kraft
hat es unsrer Nation von jeher nicht gefehlet. Von jenen Zeiten
an, da Deutschland ein Tummelplatz von Stämmen und ziehenden
Völkern war, durch alle Jahrhunderte hin, da einzelne Gebiete und
Provinzen kämpften, stritten, arbeiteten, strebten und erfanden, bis
vielleicht selbst auf unsre Zeit, war unser Vaterland ein Staats-
körper, der seine eignen Kräfte nicht immer kannte, sie also auch
nicht zu Einem gemeinschaftlichen Zweck mit gehaltener Vestigkeit

---

1) Adrastea VI,215: Deutschlands.[a]

a) Dieser Aufsatz wurde durch einen der ehrwürdigen, allgemein hochverehrten Fürsten Deutschlands veranlaßt, für welchen der Verfasser diese Idee im Jahr 1788, vor seiner Reise nach Italien aufgesetzt hatte, und verdient von der Adrastea aufbewahrt zu werden. Anmerkung des Herausgebers.

anwenden konnte, ja vielmals zu falschen und fremden Zwecken, gegen sich selbst mißbrauchte. Es ist also wohl kein Zweifel, daß je mehr Licht in diesen ungeheuren Wald menschlicher Bemühungen kommt, je mehrere helle Köpfe und thätige Hände sich zu dem Einen großen Endzweck, der National-Wohlfart, verstehen und verbinden lernen: desto mehrere Vestigkeit, Ordnung und Gesetzmäßige Freiheit muß der Staat von innen, desto mehr bestimmte Macht, Würde und Weisheit muß er in seinen Wirkungen von außen ge-
217 winnen; und in beiden Fällen wird er dem höchsten Vorbilde einer belebten Maschiene, dem menschlichen Körper selbst, nacheifern, in dessen sämmtlichen Gliedern nur Eine gemeinschaftliche Seele lebet. Nach unsrer Deutschen Verfaßung sind also alle Bemühungen Ruhmwürdig,[1] die nicht nur Licht zu verbreiten, sondern auch Licht zu vereinigen suchen, daß Eine gemeinschaftliche Flamme werde. Alle Bemühungen, die dahin zwecken, daß die sämmtlichen Völker und Provinzen Deutschlands sich in ihren besten Köpfen, in ihren thätigsten Gliedern einander kennen, verstehen, und in ihren Arbeiten fürs Wohl des Ganzen helfen und beistehen lernen, damit allenthalben nur Ein Gesetz der Vernunft und Billigkeit[2] regiere und jede blinde Partheilichkeit entkräftet[3] werde, sind unsterbliche Wohlthaten für die gesammte Nation, die sich mit jedem Schritte mehr belohnen und tausendfache Früchte hervorbringen müßen.

§ 2.

Wenn irgend eine Zeit zu allgemeinen Versuchen und Anstalten dieses grossen Werks vorbereitet und bequem war: so scheint es die unsrige. Die allgemeine Menschen-Vernunft hat Licht und Stimme gnug gewonnen, um aus dem Gemählde der Barbarei
218 voriger Jahrhunderte, aus ihren tausendfachen Irrungen, Un-

1) Zuerst: Ruhmwürdig und edel,
2) Zuerst: der Vernunft, Billigkeit und einer Gesetzmäßigen Freiheit
3) Zuerst: entkräftet und ausgeschloßen

ordnungen und leeren Bemühungen die Lehre anzuerkennen und laut zu sagen: „daß Finsterniß und Vorurtheil, daß Gesetzwidrige Macht und Partheilichkeit, daß Verkennung seiner selbst und des Maaßes seiner Kräfte, Vernachläßigung der unentbehrlichen Mittel zum Wohl des Ganzen keine gute Folgen haben können und nie gehabt haben." Das Beispiel großer Männer auf dem Thron und im Cabinet, auf Richterstühlen und in Schriften ist vor uns, die diese Lehre anerkannten und mit einer Wirksamkeit ausübten, die wir noch anstaunen und bewundern. In alle Provinzen von Deutschland sind Stralen dieses Lichts gedrungen: selbst wo man sie mit Gewalt zu verdrängen sucht, machen sie sich Bahn und glänzen in verborgenen Winkeln vielleicht desto stiller und reiner. Man siehet Werke[1] des menschlichen Geistes in Gegenden erscheinen, wo man sie nicht erwartet hätte; und das Gründlichste und Beste entziehet sich vielleicht dem Auge des Publikum, entweder aus Mangel der Aufmunterung, oder gar aus bescheidener Furcht und weil es in der Unterdrückung schmachtet. Man siehet hie und da Anstalten zum Vorschein kommen, die eine Reihe der aufgeklärtesten Ueberlegungen voraussetzen; und leider auch gutgemeinte Anstalten scheitern, denen vielleicht blos eine fremde freundschaftliche Ueber- 219
legung, eine glückliche Communication mit anderweit-gemachten Erfahrungen fehlte. Die große Anzahl unsrer gelehrten und politischen Journale zeigt, welche Menge von Keimen sowohl der Wißenschaft als politischer Bemühung in Regung sei und sich entweder als Kraut oder als Unkraut zeige. Die große Anzahl geheimer Gesellschaften, die meistens nur deßwegen geheim sind, weil sie sich ans Licht hervorzutreten nicht wagen, zeigen auch in ihren Misbräuchen und Verderbnißen, daß eine Gährung dasei, deren Wirkungen man nur dadurch zuvorkommt, daß man die Gemüther der Menschen öffentlich auf allgemeine, beßere Endzwecke leitet. Das Mißverhältniß unsrer Deutschen Provinzen gegen einander in den Graden der

1) Zuerst: Producte

Aufklärung, verglichen mit ihrer Lage und der Zeit, seitdem sie
diese Aufklärung genoßen haben, dringet noch mehr auf eine Ver-
einigung ihrer Stimmen und Einsichten. Große Provinzen, gegen
welche sich andre Gegenden von Deutschland das ihnen angestammete
Recht erlauben, sie für Barbaren halten zu dürfen, wollen sich nicht
mehr dafür halten laßen; sie murren und sind unzufrieden, mit
den Vorzügen, welche jene sich blos deßwegen anmaaßen, weil das
220 Licht der Aufklärung und guten Einrichtung sie früher traf. Sie
wollen von der Eintheilung Deutschlands in zwo Hälften, deren
eine licht, die andre dunkel sei, nicht mehr wißen, und sagen:
„was thut Ihr jetzt denn mehr, als Wir?“ Indeßen hindert sie
oft ihre geographische oder politische Lage, nebst vielen andern Um-
ständen, unter welchen der Mangel an gelehrten Hülfsmitteln und
an Communication keine kleinen Hinderniße sind, hervorzutreten
und sich der Reihe allgemeiner Bemühungen so anzuschließen, wie
sie es wünschten. Jedem Landesherren und seinem Lande muß
daran gelegen seyn, daß dies Misverhältniß der Provinzen Deutsch-
lands gehoben werde. Es muß ihnen daran gelegen seyn, daß
allenthalben, wo man in Deutschland lebet, man auch zu Deutsch-
land gehöre, die Sprache unsres Vaterlandes rein spreche und
schreibe, in Bekanntschaft mit Demjenigen sei, was auch außer
unsern Grenzen Vorzügliches gedacht, gethan, gewünscht und erstrebt
werde, daß also von ihren Bezirken der Vorwurf der Barbarei und
Winkel-Unwißenheit verbannet werde. Eine aufgeklärte Provinz
hat vor einer unaufgeklärten eine ungeheure Uebermacht, die sich
auf alle Stücke der Staatshaushaltung, auf die kleinsten und
größesten Geschäfte, folglich auch auf alle Zwecke des Landesherren
221 verbreitet. Sein Sinn wird nur befolgt, nachdem Köpfe und
Hände dasind, die ihn befolgen können; und selbst wenn er bei
guten Vorsätzen in Ansehung der Mittel irrte, kann es ihm gewiß
nicht gleichgültig seyn, ob eine aufgeklärte Vernunft ihm ihre Zweifel
und Gegengründe aus eigner oder fremder Erfahrung bescheiden
und mit aller Stärke der hellen Wahrheit vorlegt, oder ob ein

blindes Vorurtheil des alten Herkommens boshafte Pasquille und Lästerungen gegen ihn schmiedet.

§ 3.

Schon unsre Sprache allein, sie möge als ein gelehrtes oder politisches Werkzeug angesehen werden, verdient einen Vereinigungspunkt ihrer verschiedenen Provinzen, der ihnen sämmtlich eine neue Triebfeder zur Cultur dieses unentbehrlichen Werkzeuges würde. Unsre Nation kann sich rühmen, daß sie von den ältesten Zeiten an, die wir kennen, ihre Sprache unvermischt mit andern erhalten habe, so wie sie auch selbst unüberwunden von andern Völkern geblieben und mit ihren Wanderungen vielmehr auch ihre Sprache weit umher in Europa angepflanzt hat. Es ist also billig, daß diese Sprache nicht nur daure, solange die Nation dauret, sondern
sich auch aufkläre, läutre und bevestige, wie sich die Nation in ihrer 222
Verfaßung bevestiget und aufklärt. Unglaublich viel trägt eine geläuterte, durch Regeln bestimmte Sprache zur festen, bestimmten Denkart einer Nation bei; denn es ist ein Zeichen, daß wir uns selbst gering achten, solange wir uns gegen uns und gegen andre Nationen unsrer Sprache schämen. Die Geschichte zeigt, daß alle herrschende Völker der Weltperioden nicht durch Waffen allein, sondern vielmehr durch Verstand, Kunst und durch eine ausgebildetere Sprache, über andre Völker oft Jahrtausende hin geherrschet haben, ja daß selbst wenn ihre politische Macht verfallen war, das ausgebildete Werkzeug ihrer Gedanken und Einrichtungen andern Nationen als ein Vorbild und Heiligthum werth geblieben. Die Griechische, Lateinische und Arabische Sprache zeigen dieses in der alten und mittlern Zeit; in der neuern hat es zuerst die Spanische, nachher die Französische Sprache bewiesen, welche Vortheile, ja welch ein geheimes Uebergewicht eine Nation erlange, deren Sprache sich gewißermaaße zu einer herrschenden zu machen gewußt hat. Billig also ists, daß die Deutsche Sprache, wenigstens innerhalb der Grenzen ihrer Nation, herrschend werde, daß Deutsche Fürsten sie

223 verstehen, rein sprechen und lieben, und durch ihr Exempel gereizt,
der Deutsche Adel sowohl als jede andre feinere Gesellschaft ihr die
Biegsamkeit und den Glanz zu geben suchen, durch den sich die
Französische so sehr auszeichnet. Dies wird geschehen, wenn unsre
reinere Büchersprache immer mehr die Sprache der feineren Gesell-
schaften und jedes öffentlichen Vortrages zu werden sucht, da sie
bisher von diesem allgemeinen Gebrauch noch weit entfernt gewesen:
denn bekanntermaassen wird unsre Büchersprache, im reinsten Sinne
genommen, beinahe nirgend geredet. Sie ist ein künstliches Gewächs,
das aus der Mundart mehrerer Provinzen durch angenehme und
vorzügliche Schriftsteller allmälich heraufgesproßt ist. Eine Provinz
hat daran mehr Theil, als die andere, keine aber darf sich eines
ausschließenden Vorzuges rühmen: denn aus mehreren Gegenden
Deutschlands haben merkwürdige Schriftsteller zu ihr beigetragen
und fahren in diesem Verdienst fort. Die wachsende Cultur unsres
Vaterlandes kann also keinen andern Weg nehmen, als diese ge-
läuterte Büchersprache unter feinern Menschen aller Teutschen Pro-
vinzen gemein zu machen, über die Gesetze derselben, von der
Orthographie und Interpunction an bis zu den feinsten Wendungen
des Styls, durch gute Vorbilder mehr als durch zwingende Regeln
224 sich zu vereinigen und die Bekanntschaft dieser Muster mit wählender
Sorgfalt weiter umher zu verbreiten. Da der Geschmack unsres
Vaterlandes noch nichts weniger als bestimmt und sicher ist, indem
in manchen Gegenden das Schlechte dem Guten gleich oder wohl
gar höher als dieses geschätzt wird, und bei der großen Menge
schlechter Schriftsteller, die dennoch Leser und Nachahmer finden,
sich unsre neuere Literatur einer neuen Barbarei zu nähern scheinet:
so muß jedem Manne von Geschmack jede öffentliche Anstalt will-
kommen seyn, die ohne Despotismus, aber mit der ganzen Würde
der Vernunft und Wahrheit, dem Beßern vor dem Schlechtern ihre
Stimme giebt, Jenes mit Ruhme nennet und dieses verschweiget,
überhaupt aber in allen Feldern der Wißenschaft, die zum Wohl
des Vaterlandes gehören, die noch ungebaueten Plätze sowohl, als

die glücklich angebaueten patriotisch bemerket, mithin dem Geschmack der Teutschen eine Ausbreitung, Richtigkeit und Vestigkeit zu geben sucht, die ihm vielleicht noch fehlet. Die übertriebene Nachahmungssucht andrer Nationen, die man uns zur Last legt, würde dadurch eingeschränkt und in eine Nacheiferung verwandelt, die in einer Masse gesammleter Kräfte nicht anders als von gutem Erfolg seyn
könnte. Eine Menge Unkraut verlöre sich, wenn edlere Gewächse 225
allein die öffentliche Aufmerksamkeit an sich zögen und den Anbau fänden, der ihnen gebühret.

§ 4.

Diese und andre Ursachen haben einige Fürsten[1] Deutschlands auf den Gedanken gebracht, eine aus mehreren und vielleicht einst aus allen Provinzen gesammlete *Teutsche Akademie* mit ihrem Ansehen und ihrer Unterstützung zu bekräftigen. Es war schon unsres unsterblichen Leibnitz großer Gedanke, in mehreren Provinzen Teutschlands Akademieen der Wißenschaften anzulegen und sie unter einander zu verbinden. In Berlin brachte er sein Werk zu Stande; Zeitumstände und endlich der Tod hinderten ihn, daß er in Dresden und Wien seinen Zweck nicht erreichen konnte. Das Bedürfniß der Zeit hat sich seitdem geändert, indem es an Akademieen und Societäten der Wißenschaften in unserm Vaterlande weniger, als an einem *Vereinigungspunkt mehrerer Provinzen zur allgemeinern, praktischen Geistes- und Sittencultur* fehlet. Die *Teutsche Akademie* tritt also keinem der schon vorhandenen Ruhmwürdigen und verdienten Institute in den Weg: sie läßt jeder
Akademie und Societät die Erweiterung und Bearbeitung der Wißen- 226
schaften, die für sie gehören; vielmehr hoffet sie von ihren Bemühungen selbst Nutzen zu ziehen, sofern solche zu ihrem Zweck dienen. Dieser ist kein andrer, als Vereinigung der getheilten, zum Theil unbekannten und zerstreueten Kräfte zu Einem Ziel der

1) Zuerst: einige edle Fürsten

patriotischen Aufklärung. Alles was dahin abzweckt, gehört für diese Akademie; es betreffe solches das Werkzeug unsrer Gedanken, die Sprache; oder jede Wißenschaft, sofern sie nach der jetzigen Zeitenlage zum Wohl unsres Vaterlandes gehöret. Alle kleinfügige Partheilichkeit, jede Verachtung andrer Provinzen und Religionen wird von ihr ausgeschloßen seyn: denn Alles was in Deutschland lebt, kann und soll für Deutschland wirken und denken. Kein getheiltes politisches Intereße einzelner Reichs-Stände[1] soll wißentlich je die Ruhe ihres Kreises, die Klarheit ihres Urtheils oder den reinen Eifer ihrer Bemühungen stören: denn Deutschland hat nur Ein Intereße, das Leben und die Glückseligkeit des Ganzen. Zu diesem Zwecke ist es schwer, ausschließende Classen ihrer Arbeiten und Bemühungen anzugeben; und zum Theil sind diese Claßen mißlich, weil sie meistens mit der Zeit zu drückenden Einschränkungen werden. Einige Linien indeß wären diese:

1. Die Sprache. Die Glieder der Akademie werden sich nicht nur selbst bemühen, in ihren Schriften Muster der Reinigkeit,
227 Stärke und jener ungekünstelten Einfalt zu werden, die unsre Nation ihrem Charakter gemäß, am besten kleidet; sondern sie werden auch, jeder aus seiner Provinz, die Schriften nennen und mit dem ihnen gebührenden Ruhme bezeichnen, die dies Gepräge an sich tragen. Die Akademie hoffet dadurch und durch ihre gemeinschaftliche Bemühungen überhaupt, zur Verbreitung dieser Schriften etwas beizutragen und indem sie entweder Ruhmwürdige Preise aussetzt, oder vorzügliche Schriften, die ihr dargebracht werden, mit Preisen belohnt, auf mehrere Weise dem oft unterdrückten Guten emporzuhelfen. Für despotischen Gesetzen über die Sprache wird sie sich mit größester Sorgfalt hüten; dagegen sich desto mehr befleißigen, durch Beobachtungen, Vorschläge und kritische Regeln unsrer Sprache die schöne Sicherheit allmälich zu verschaffen, an der es ihr in Vergleich andrer Sprachen noch so[2] sehr fehlet. Alles, was zur Ge-

1) Zuerst: einzelner Fürsten und Stände 2) „so“ fehlt in A.

schichte der Sprache, zu ihrer Bildung in einzelnen Provinzen, zu ihrer Grammatik, ihrem Styl, ihren Wörterbüchern gehört, wird der Akademie werth seyn; und kein Werk des Teutschen Geistes und Fleißes, es sei poetisch oder in Prose, Uebersetzung oder eigene 228
Arbeit, wird, sofern es die Vollkommenheit unsrer Sprache betrifft, ihrer Aufmerksamkeit unwerth scheinen.

2. Deutschlands Geschichte. So vielen Fleiß die Gelehrten unsres Vaterlandes zur Aufklärung einzelner Puncte und Perioden der Teutschen Geschichte angewandt haben: so bekannt ist der Vorwurf, daß wir, sowohl über die Begebenheiten einzelner Länder, als über die gesammte Geschichte Teutschlands, ohngeachtet einiger neuerer schätzbaren Werke, unsern Nachbarn noch weit nachstehn, wenigstens daß ein patriotisches Studium dieser Geschichte noch bei weitem nicht eine allgemeine Liebe der Nation sei. Und doch ist zum patriotischen Geist des gesammten Ganzen dieses Studium unentbehrlich. Die Poesie kann Scenen der Menschheit schildern, ja auch einzelne Auftritte der Begebenheiten unsrer Nation rührend und merkwürdig machen; da aber nach dem Zustande Deutschlands ein allgemeines National-Theater in den Wirkungen die man von ihm gehofft hat, beinahe unmöglich ist: so muß ohne Zweifel eine philosophische Geschichte ersetzen, was der Dicht-
kunst abgeht. Und sie kann dies reichlich, wenn sie, sowohl in 229
Theilen als im Ganzen, ihrem Beruf treu bleibt, die Begebenheiten und Veränderungen dem Licht der unpartheiischen Wahrheit darzustellen und jede derselben mit Patriotismus fürs Ganze, für die Heiligkeit der Gesetze sowohl als für die Rechte der Menschheit unpartheiisch zu schildern. Die vortreflichen Proben, die einzelne Schriftsteller über Provinzen sowohl, als über Theile der allgemeinen Geschichte gemacht haben, laßen hoffen, daß auch in den fehlenden Theilen die Mängel mit rühmlichem Fleiß werden ersetzt und das Ganze zu einer untadelhaften Vollkommenheit gebracht werden, sobald sich der öffentliche Blick des gesammten Vaterlandes darauf wendet. Wir erscheinen später, gegen andre Nationen betrachtet;

aber wir kommen desto bereiteter und geprüfter. Die Hülfswißen-
schaften der Geschichte, Alterthümer, Naturgeschichte, Erdbeschreibung,
Gesetzgebung und Staatsverfaßung in verschiednen Zeiten sind zum
Theil schon bearbeitet; oder werden in jeder neuen Bemühung und
Berichtigung der Akademie die werthesten Hülfsarbeiten seyn, indeß
sich ihr Blick unverrückt auf eine patriotische Geschichte des ge-
sammten Vaterlandes heftet. Je unpartheiischer und redlicher diese
230 bearbeitet wird, je brauchbarer alle mühsame Vorarbeiten zum all-
gemeinen Zweck des Gesammtgeistes und der öffentlichen Bildung
eingeleitet werden: desto mehr wird die Akademie sich ihres Zweckes
freuen und ihre Wünsche für erreicht achten. Der Sektengeist
einzelner Länder wird ersterben, die Finsterniß, die in verschloßenen
Winkeln herrscht, wird von dem Licht der Menschlichkeit, der[1]
Vernunft, Billigkeit und Wahrheit vertrieben werden, sobald es den
Gemüthern derer einleuchtet, die am Ruder der Wirksamkeit und
des Staats sind.

3. Alles, was zur thätigen Philosophie der National-
bildung und Glückseligkeit gehört, ist der letzte und höchste Zweck
der Akademie; von welcher also auch nichts ausgeschloßen wird,
was dazu dienet. Jede hellere Wahrheit, die herrschende[2] Vor-
urtheile und böse Gewohnheiten aufhebt oder vermindert; jeder
praktische Versuch und Vorschlag zur beßern Erziehung der Fürsten,
des Adels, des Landmannes und Bürgers; leichtere und beßere
Einrichtungen in allen öffentlichen Anstalten, in Handhabung der
Gerechtigkeit, im Umgange der Stände gegen einander, in Ein-
richtung der Kirchen und Schulen, in einer vernünftigen Staats-
wirthschaft und menschlichen Staatsweisheit, werden Gegenstände
231 des Nachdenkens, der Ueberlegung und Erfahrung der Akademie
werden. Denn niemand kann es leugnen, daß in unserm Vater-
lande hie und da noch Vorurtheile und Thorheiten gelten, die in
benachbarten Ländern öffentlich dafür erkannt sind und auch bei

1) „der" fehlt ursprünglich. 2) A: schädliche

uns von jedem vernünftigen Herren und Unterthan dafür erkannt
werden. Niemand kann es leugnen, daß die Theilung in viele
Staaten, Sekten und Religionen hie und da[1] den allgemeinen
Menschenverstand, die allgemeine Klugheit und Billigkeit aufhalte,
deren Grundsätze in andern Ländern längst zu einem sittlichen und
politischen Calcul gebracht sind, an welchem Niemand mehr zweifelt.
Diese Grundsätze auch für uns immer mehr ins Licht zu setzen,
sie auf einzelne Fälle und Erfahrungen anzuwenden, Ungerechtigkeiten
und Barbareien entgegenzuarbeiten, die jeder Fremde bei uns[2]
mit Lächeln oder mit Verachtung siehet, dagegen dem Licht der
Wahrheit Wege zu bahnen, das sich allenthalben selbst läutert und
mit der Zeit als Wahrheit zeiget; Bemühungen dieser Art setzet
sich die Akademie vor. Aus allen Provinzen werden die Mitglieder
bei ihrer Versammlung einen kurzen, wahren Bericht von dem
erstatten, was in ihrer Provinz für die Menschheit an öffentlichem
Guten gedacht, gewollt, bewirkt ist: sie werden dadurch die Mit-
glieder andrer Provinzen aufmuntern und belehren, oder gegenseitig 232
von ihnen aus Erfahrungen derselben freundschaftliche Berichtigung,
Aufmunterung und Lehre annehmen. Die Landesherren oder ihre
Räthe,[3] die vielleicht selbst der Akademie zuweilen beiwohnen,
oder durch die Mitglieder ihrer Provinz von den Rathschlägen und
Ueberlegungen der Versammlung Nachricht erhalten,[4] werden ohne
Schmeichelei und Verläumdung wie auf einem freien Schauplatz
die Stimme der Wahrheit auch aus andern Provinzen hören und
sich gewöhnen, sie hören zu mögen. Denn von ihren edeln und
guten Einrichtungen werden die Akten der Akademie gleichsam ein
fortgehendes Tagebuch, mithin in einigen Jahren die Annalen der
Menschlichkeit, allgemeinen Billigkeit und Weisheit unsrer Nation

---

1) „hie und da" fehlt in A. 2) „bei uns" fehlt in A.

3) Zuerst: Diener

4) Zuerst: die . . . . von den Rathschlägen und Ueberlegungen der Versammlung Nachricht einzuziehen die patriotische, Landesväterliche Huld beweisen werden,

werden. Der Starke wird den Schwachen begeistern, der Erfahrne den Wohlmeinenden belehren, auch entfernte Provinzen und verschiedene Religionen werden sich einander kennen, ertragen und lieben lernen; so daß nicht nur manche gelehrte Streitigkeit, manches Vorurtheil, das nur auf Unwißenheit beruhte, dadurch wegfallen, sondern auch eine Nacheiferung erweckt werden dürfte, an der die größeste und kleinste Provinz Theil nimmt. Es verstehet sich von
233 selbst, daß alle Anzüglichkeiten gegen Landesherren und ihre Diener, gegen Religionen und Gelehrte, sowohl aus den Schriften als Unterredungen dieser Versammlung wegbleiben müßen, geschweige daß irgend eine Bitterkeit, ein literarischer oder politischer Groll in jene alte Zänkereien ausschlagen wollte, die nur für die Synoden dunkler Jahrhunderte gehörten. Der Zweck dieser Akademie ist reine unpartheiische Wahrheit, das Band ihrer Mitglieder ist National-Intereße, gegenseitige Achtung und Schonung.

§ 5.

Um diese angegebenen Zwecke der Akademie zu befördern, dörfte die Einrichtung derselben vielleicht folgende seyn:

1. Jeder Landesherr, der an diesem patriotischen Institut Antheil nimmt, wählet aus seinem Lande oder aus seinen Ländern so viele **Mitglieder**, als er zum Besten seines Staats und zum Nutzen Deutschlands für nothwendig erachtet. So wäre es bei der ersten Einrichtung; künftig aber dürfte es beßer seyn, wenn statt der abgegangenen Mitglieder[1] die Akademie und besonders jede Provinzialdeputation neue Mitglieder bei ihrem Landesherrn in Vorschlag brächte.

234 2. Diese Glieder aus einer Provinz machen eine **Provinzial-Deputation** aus: einer von ihnen hat den Namen des Aeltesten oder Directors, der zwar seinen Mitbrüdern keine Gesetze geben oder Arbeiten vorschreiben darf, sich doch aber mit ihnen über die

1) Zuerst: bei abgehenden Mitgliedern

Vertheilung der Arbeiten vereinigen mag. An ihn gehen vom Secretär der gesammten Akademie oder auch von den Deputationen andrer Provinzen Briefe, Anfragen u. dgl. ein, und er consultirt darüber seine Mitbrüder oder eröfnet ihnen den Inhalt.

3. Jede dieser Provinzial-Deputationen stattet der Akademie bei ihrer öffentlichen Versammlung in Einem oder in mehreren Mitgliedern einen Bericht[1] von dem ab, was ihr zum Zweck der Akademie in ihrem Bezirk Merkwürdiges vorgekommen ist. Diese Berichte[2] von Einrichtungen, Unternehmungen, Vorschlägen, Wünschen, Büchern u. s. mit genauester Wahrheit und mit philosophischem Geist vorgetragen, machen die eigentlichen historischen Acten der Akademie aus. Aus allen Provinzen Deutschlands, die an diesem Institut Theil nehmen, werden sie bei der öffentlichen Versammlung vorgelesen und als eine Geschichte der Akademie oder als ein Jahrbuch des Deutschen Nationalgeistes zusammengedruckt; 235
da übrigens alle andre Abhandlungen der Mitglieder, entweder einzeln oder ihrem Inhalt nach in getrennten Theilen bekannt gemacht werden. Denn erschiene Alles, was vorgelesen wird, in fortgehender vermischter Reihe: so müßte hier sehr bald die Folge eintreten, die sich bei den Schriften andrer Akademieen gezeigt hat, daß sie durch die große Anzahl ihrer Bände unübersehbar, mithin weniger nützlich werden.

4. Die Mitglieder der Akademie sind entweder ordentliche oder Ehren-Mitglieder. Jene verbinden sich zu den Arbeiten und Bemühungen, die der Zweck des Instituts fordert; die Ehrenmitglieder werden zu diesem Zweck nach Belieben beitragen und ihn sonst auf alle Art zu befördern suchen: die kleinste und leichteste Beförderung wird diese seyn, daß sie damit stillschweigend als Abonnenten der Akademischen Denkschriften angesehen werden, womit sie aber nicht verbunden sind, jede einzeln-gedruckte, in der Akademie vorgelesene Abhandlung oder jedes von der Akademie mit

---

1) Zuerst: eine Relation 2) Zuerst: Relationen

ihrem Beifall beehrte Werk zu kaufen, wenn sie, wie doch zu hoffen ist, der innere Werth deßelben nicht selbst reizet. Sie sind nicht
236 verbunden, jede öffentliche Versammlung der Akademie zu besuchen, ob es dieser gleich zur Ehre und Aufmunterung gereichen wird, sie in ihrem Kreise zu sehen. Die ordentlichen Mitglieder dagegen verbinden sich dazu, und ihre Landesherren, die sie zu diesem Geschäft bestimmt haben, werden ihnen nicht nur die Zeit zur Reise und die Reisekosten huldreich gönnen, sondern da wahrscheinlich der größte Theil derselben in öffentlichen Geschäften ist, ihnen das Maas dieser Geschäfte sofern gnädig erleichtern, daß ihnen zu einigen Arbeiten der Akademie Raum bleibet. Uebrigens wird auf den geistlichen oder weltlichen Stand dieser Mitglieder nicht gesehen; gnug, wenn sie im Stande sind, die Zwecke der Akademie zu befördern.

5. Der Versammlungsort der Akademie wird mitten in Deutschland seyn, damit von allen Seiten die Ankunft der Mitglieder oder andrer Zuhörer, die das Institut mit ihrer Gegenwart beehren wollen, erleichtert werde. Es wird ein Ort darzu erwählt werden, der nebst den Bequemlichkeiten des Aufenthalts auch den Vortheil habe, daß er unter den Einflüßen keines Hofes stehe. Zur Zusammenkunft wird eine bequeme Jahrszeit gewählt und
237 solche vom Secretair der Akademie den Directoren der Provinzial-Deputationen kund gethan werden. Die Dauer ihrer Zusammenkunft kann nicht bestimmt werden, da sie von den Geschäften und Beiträgen der Akademie abhangt. Es gehöret zu diesen Geschäften, daß jeder offene, patriotische Kopf, wenn er auch nicht als Mitglied der Akademie aufgenommen ist, Arbeiten, die zum Zweck des Instituts gehören, entweder der Akademie in ihrer Versammlung, oder füglicher der Provinzial-Deputation, zu welcher er ein Zutrauen hat, am Ort ihres Aufenthalts zur Bekanntmachung und Prüfung darlegen könne. Es stehet auch bei ihm, ob er dies bei mehr als Einer Deputation thun wolle. Durch diese vorläufige Prüfung werden die Arbeiten der Akademie bei ihrer Versammlung

verkürzt und erleichtert, weil es sonst gewöhnlich der Fall seyn müßte, daß Werke, die bei der Versammlung selbst überreicht werden, erst zur Prüfung ausgesetzt und das Urtheil über dieselbe oder die Belohnung derselben ein Jahr aufgeschoben würde. Diese Belohnung bestünde bei entschieden-wichtigen Werken in einem Preise, der aber dem Verfaßer das Recht über sein Manuscript, es gegen ein Honorarium selbst drucken zu laßen, nicht benähme. Bei andern Arbeiten wird die Belohnung blos ein rühmliches Urtheil seyn können, das dem Verfaßer zum Druck seiner Schrift 238
Theils den Weg bahnet, Theils die gute Aufnahme derselben beim Publicum erleichtern dürfte. Wichtigen und nützlichen Werken, denen etwa ein Verleger fehlet, wird die Akademie gleichfalls auf Eine oder die andre Weise die Hand bieten, damit sie erscheinen. Bei alle diesem aber verstehet sich, daß die Akademie von Zudringlichkeiten frei und ihres Urtheils mächtig bleibe. Jedes Mitglied, jede Deputation, der die Akademie die Prüfung eines Werks aufgetragen hat, muß für die unpartheiische Treue und Wahrheit ihrer Berichte stehen; und auch nachdem diese erstattet sind, muß kein Mitglied oder keine Deputation die Akademie in der Entschließung stören, die sie darüber zu nehmen für gut findet. Die Stimmen in einem streitigen Fall werden durch ein suffragium mit Kugeln entschieden, wenn nämlich die Frage bis auf Ja oder Nein gebracht worden. So wäre es auch der Unpartheilichkeit gemäß, daß bei allen vorgeschlagenen neuen Mitgliedern die Stimme der Akademie durch ein gleiches suffragium gehört würde.[1]

6. Das Ganze[2] der Akademie bedarf eines Secretairs und eines Präsidenten. Beide sind nothwendig, damit das Zerstreuete 239
eine Einheit gewinne und erhalte; beide werden von der Akademie, als solche, auch besoldet. An den Präsidenten adressiren sich alle

---

1) würde, [ob dies gleich nicht bei offenen Thüren der Versammlung vorgehen müßte.]

2) Zuerst: Das ganze [Corpus] Corps

Geschäfte und Anfragen, die das Ganze der Akademie angehen; und in nöthigen Fällen tritt er mit den Directoren einzelner oder aller Provinzial-Deputationen in Unterhandlung. Vor Eröfnung der Akademie ordnet[1] er die Geschäfte, eröfnet sie sodann durch eine Rede, in welcher Nachricht gegeben wird, was an jedem Tage vorkommen soll, und besorgt, (außer den Pflichten eines ordentlichen Mitgliedes,) die Stimmensammlung und die übrigen Geschäfte des Ganzen. Der Sekretair ist der Expeditor des Präsidenten in Akademischen Sachen: außer der Versammlung besorget er die Correspondenz:[2] bei der Versammlung führt er das Protocoll, fertigt unter der Aufsicht des Präsidenten die Acten der Akademie[3] zum Druck aus, und besorget die Versendung derselben an die gehörigen Orte. Die Manuscripte und Bücher der Akademie hat er unter seiner Aufsicht: so wie er auch die eingesandten Berichte und Vorlesungen derer Mitglieder abliefet, die durch wichtige Ursachen verhindert worden sind, in Person zu erscheinen; es sei denn, daß sie ihr Geschäft einem Mitgliede ihrer oder einer andern
240 Provinzial-Deputation aufgetragen haben. So unterschreibt er auch, mit[4] dem Präsidenten der Akademie und dem Director der Deputation die Diplome neuer Mitglieder und fertigt solche denselben zu. Ueberhaupt besorget er das ganze Secretariatsgeschäft, das bei einem Institut dieser Art vorfällt. Es wird also nothwendig seyn, daß er mit dem Präsidenten an Einem Ort lebe.

7. Die ordentlichen Mitglieder der Akademie können nicht wohl ohne Besoldung seyn, es sei nun, daß diese an ihre Personen, oder was vielleicht beßer ist, an ihre Arbeiten geknüpft werde. Denn da sie einmal dem Zweck der Akademie einen Theil ihrer Zeit, ihrer Kräfte und Mühe aufopfern, und in Deutschland selten Plätze sind, wo man Eins dieser Stücke verlieren oder aufgeben

---

1) Zuerst: arrangirt

2) die Correspondenz [, wo dieser sie ihm aufträgt]:

3) „der Akademie" fehlt in A.   4) Zuerst: [nebst] hinter

könnte: so hieße es das ganze Gebäude auf Sand bauen, wenn man ihnen nicht diese öffentliche Mühe belohnte. Blos aus Nothdurft würden sich die fähigsten und wirksamsten Männer der Ehre, Akademische Mitglieder zu seyn, entsagen müßen, oder würden ihr Geschäft nur sehr säumig und beiläufig treiben. Es ist also ein
Fond der Akademie nöthig, aus welchem nicht nur die Kosten bei 241
ihrer Zusammenkunft, das Gehalt des Präsidenten und Secretairs, die Aufmunterungen, die sie ausgezeichneten Werken angedeihen läßt, sondern auch die Belohnungen der ordentlichen Mitglieder der Akademie bestritten werden könnten. Die Bestimmung und Einrichtung dieses Fonds würde für die patriotischen Fürsten, denen dieses Institut sein Daseyn zu danken hätte, eine Kleinigkeit seyn; und Deutschland könnte sich rühmen, daß nach Jahrtausenden, jetzt zum erstenmal, seine Regenten aus freier[1] Gnade eine gemeinnützige Anstalt für die Nachkommenschaft gegründet hätten. Alle Ruhmwürdigen und guten Anstalten in dieser Art sind bisher in einzelne Provinzen eingeschränkt geblieben und was fürs Ganze einer weitern Aufklärung und Cultur geschrieben und bewirkt worden, ist von Privatpersonen, vielleicht unter einer Last von Geschäften, unbemerket und unbelohnt, oder vielleicht gar verfolgt und angefeindet, gethan worden. Es wäre also ein neuer und desto rühmlicherer Kranz für die Fürsten und Stände[2] Deutschlands, wenn sie durch diesen patriotischen Beitrag das Versäumniß
voriger Zeiten einholten und vielleicht für ewige Zeiten das erste 242
Institut für den Allgemeingeist Deutschlands gründeten. Durch eine Communication und Verbindung dieser Art würden hundert nützliche Folgen entstehen, an die man jetzt selbst noch nicht denket.

---

1) Zuerst: freier edler   2) „und Stände" fehlt ursprünglich.

Schlußbericht.

In dem Maße, wie der Autor selbst über das Seinige geschichtlich ausführlichere Auskunft ertheilt, hat der Herausgeber sich mit seinen Bemerkungen zu bescheiden. Zu dem, was Herder in den Vorreden anführt, erweiternde oder beglaubigende Notizen hier zusammenzustellen, wäre zwecklos: alles Chronologische, was von einigem Belang ist, hat Haym in seine Darstellung hineinverarbeitet, und das sorgfältige Register seines Buchs macht selbst eine Anführung des Einzelnen überflüssig. Es sind also hauptsächlich Angaben, die Tradition der einzelnen Schriften betreffend, welche im Folgenden aneinander gereiht sind; damit verknüpft sich die Rechenschaft über deren kritische Behandlung.

Der Band bildet mit dem vorigen ein Ganzes; die gemeinsame Anlage beruht auf dem Gedanken, daß an die „Sammlungen" der „Zerstreuten Blätter" sich schließen müsse, was, dem von Herder selbst Gesammelten gleichzeitig, bis zu seinem Tode und noch späterhin in der Diaspora verblieben war. Von da ab, wo Herders „Sammlungen" beginnen, sind außerhalb ihres Rahmens nur wenige Stücke noch entstanden, mit denen, als „kleinen Schriften" der achtziger Jahre, dieser Band abschließt. Die Vorrede zu Wilh. Christoph Günthers „Andachten bei der Communion, Gotha 1789", geschrieben August 1788, ist hier bloß zu nennen: sie gehört zu den Schriften aus dem geistlichen Lehramte (Band 31).

Die Bearbeitung des Textes hat auf Grund des von mir eingerichteten Materials Dr. Reinhold Steig zu Berlin ausgeführt; ich selbst bin dabei nur so weit betheiligt, als es sich darum handelte, den einheitlichen Charakter der Ausgabe zu wahren. Ich habe

mich nicht damit begnügt, auf diesen Zweck hin das Manuscript durchzugehen, sondern einzelne größere Partieen mit dem erwählten Genossen in gemeinsamer Arbeit besorgt, und so auch mit ihm den Druck bis gegen die Mitte des Bandes hin überwacht. Aber auch im weiteren sind grundsätzliche Entscheidungen nur mit meinem Vorwissen getroffen, und so kann ich in jeder Beziehung für die mit aller philologischen Treue besorgte Bearbeitung einstehen.

Die drei letzten Sammlungen der „Zerstreuten Blätter" (1792. 93. 97), welche den Band eröffnen, haben, dem Princip der Ausgabe gemäß, an die poetischen Bände abgegeben, was in dieselben gehört. In das feinere Gefüge wird auch hier, wie bei dem der ersten Hälfte (Band 15) nirgend eingegriffen; nur die geschlossenen Sammlungen, nur ganze corpora sind aus dem Zusammenhange gelöst, und die im Texte belassenen Titelblätter mit den augenfälligen Verweisungen auf die jetzige Stelle machen es leicht, sich die ursprüngliche Reihe zu vergegenwärtigen. Einem solchen Verfahren wird man schwerlich den Vorwurf machen wollen, es sei ein künstlich geflochtener Kranz zerpflückt u. dgl. Ohne sonderliche Einbuße an ästhetischer Wirkung ist ins Werk gesetzt, was der Ordnung, der Übersichtlichkeit wegen durchaus geschehen mußte. Ich wende mich nun, indem ich mich zum Theil auf Ermittelungen und Angaben meines Mitarbeiters stütze, zu dem Bestande des Bandes im einzelnen.

Der vierten Sammlung drittes Stück „Über die menschliche Unsterblichkeit" (S. 28—50) ist erhalten in dem Entwurf (a), der für die Vorlesung in der Freitagsgesellschaft, den 4. November 1791 bestimmt war. In seiner andringlichen Wortfülle gewährt dieser beim Lesen öfters den Eindruck der gesprochenen Rede, des unmittelbaren Ergusses. Über diese erste Gestalt aber legt sich gewissermaßen schon die zweite. Zwischen den Zeilen erscheint über den zahlreichen Streichungen neben Herders Hand auch die seiner Frau; jedenfalls hat Caroline, indem sie vorlas, die von Herder ihr eingegebenen Änderungen eingetragen (vgl. Bd. 12, 391 mit Anmerk. 1. 395).

Öfters verweisen eingetragene Kreuze auf Zusätze, für welche der stark benutzte Rand nicht ausgereicht hat, und die in ihrer ersten Fassung mit den Zetteln, auf welche sie besonders geschrieben waren, verloren gegangen sind. Von dem so beschaffenen Manuscript eine Kopie zu nehmen, wie sie als Druckvorlage erforderlich war, hatte nicht geringe Schwierigkeiten; es erklären sich so etliche Versehen, kleine Auslassungen und Verderbnisse des Textes, die erst jetzt, bei genauem Vergleichen des Brouillons erkannt worden sind.

Es ist am wahrscheinlichsten, daß erst zum Behuf der Veröffentlichung das Manuscript in der beschriebenen Art durchcorrigirt ward, durch welche der schwungvollere, ins Poetische übertretende Ausdruck gemäßigt und öfters ein klarerer Zusammenhang gewonnen ist. Möglich, daß manches in diesem Sinne schon bei erster Durchnahme abgeändert ist. Jedenfalls steht der Entwurf dem Vortrage, wie ihn der Weimarer Hörerkreis vernommen, am nächsten, und schon deshalb, als Denkmal jener geistig vornehmen Geselligkeit, verdiente er es, unter dem Haupttexte so ausgiebig zur Geltung zu kommen, wie es geschehen ist. Einen eigenthümlichen Werth hat der wohl erst später gestrichene Schluß (43 ^{3}), denn er bringt zum Augenschein, was bis jetzt nur vermuthungsweise geäußert werden konnte, nämlich daß Franklins Junto-Fragen, wie sie der Anhang des achtzehnten Bandes (S. 503 fgg.) enthält, ebenfalls in dieser Freitagsgesellschaft zum Vortrag gelangt sind, und zwar eben als Zugabe zu unserer Vorlesung (vgl. Bd. 18, 540 fg.).[1]

Zu den „Denkmalen der Vorwelt" (S. 51 fgg.) sind die ersten Ansätze fragmentarisch erhalten (1 Blatt fol.), zu dem ersten der „Briefe über ein morgenländisches Drama" (S. 84 fgg.) ein bis S. 87,211 reichender Entwurf, noch in der einfachen Form der Ab-

1) Diese „Fragen" hat Herder mit anderen Auszügen aus Franklin 1783 in ein Excerptenbuch eingetragen, überschrieben „Regeln zur Errichtung einer Gesellschaft in Philadelphia." Danach zu berichtigen die Ausführungen Bd. 18, 539 mit Anmerk. 3.

handlung gehalten. „Tithon und Aurora“ (S. 109 fgg.), die Ausführung eines alten, oft durchgedachten Themas (Bd. 4, 507 zu 447) durfte als ein Kapitel aus der beliebten „menschlichen Philosophie“ des Verfassers auch einzeln sich Freunde versprechen: es ist in demselben Jahre wie die vierte Sammlung mit besonderem Titel ausgegeben worden.

In der Fünften Sammlung, so weit sie sich um den Namen „Andreä“ gruppirt, hat Herder Nachdichtungen und Übersetzungen, die er früher ohne seinen Namen an mehreren von ihm selbst namhaft gemachten Stellen mitgetheilt hatte, mit anderen, unveröffentlichten, die aber gleichfalls aus seinen „jungen Jahren“ stammten, verbunden. Wenn in der Vorrede indessen (S. 132 Z. 6) die Jahre 1770 und 1780 genannt werden, so dürfte es mit der ersteren Zahl schwerlich seine Richtigkeit haben; ich vermuthe einen Druckfehler, es soll 1779 heißen. In dieses Jahr verlegt Herder selber, obzwar irrthümlich, das Erscheinen seines Andreä-Beitrags im Deutschen Museum (vgl. S. 232 [1]); thatsächlich gehört derselbe, ebenso wie die sieben für Pfenningers Christliches Magazin gelieferten „Gespräche“ (vgl. S. 302 [1]) und die ebendaselbst zuerst gegebenen, in der Fünften Sammlung (S. 242 dieses Bandes) wiederholten poetischen Stücke, in das Jahr 1780; in dasselbe Jahr die fünf am Schlusse des zweiten Theils der „Briefe, das Studium der Theologie betreffend“ gegebenen Parabeln (Bd. 10, 261 fg. 266 fgg.), und in das Jahr 1781 die in den vierten Theil der genannten „Briefe“ eingeflochtene Pastoraltheologie (Bd. 11, 103 fgg.), sowie die in den „Sammlungen zu einem Christlichen Magazin“ (der Fortsetzung von Pfenningers Zeitschrift) nebst ein paar andern poetischen oder anderwärts schon gedruckten Andreä-Herderischen Sachen nachgetragene Parabel „Die Schiffer.“ [1] Schon im

1) I, 1, 197—199. Ebenda I, 2, 150. 152 zwei Parabeln aus den „Briefen, das Studium der Theologie betreffend“ wiederholt: „Die begrabene Wahrheit“, „Die Christen.“

September 1780 hatte Herder seinem alten Verleger Hartknoch für die Ostermesse 1781 ein Buch, „Andreä Schriften" betitelt, angetragen, „18 bis 20 Bogen stark in kl. 8° mit dem Porträt des Autors von Geyser." So nahe war er damals daran, das Versprechen einzulösen, das er im Novemberheft des Deutschen Museums öffentlich gab, Andreä „ein Denkmal aus seinen Schriften zu errichten" (vgl. S. 591 dieses Bandes). Man kam jedoch über die geschäftliche Seite des Unternehmens nicht ins Einverständniß,[1] und so ist das Manuscript im Pulte geblieben. Reste davon werden sich unter dem Nachlaß befinden, von dem sofort zu berichten ist. In der Stille hat Herder noch bis ins nächste Jahr hinein an dem „Denkmal" weiter geschafft,[2] und so fördert gleich sein Rosenkreuzer-Streit mit Nicolai (1782) manches Einschlägige zu Tage.

Bezüglich des in Herders Nachlaß vorhandenen Materials füge ich hier inhaltlich Dr. Steigs Notizen an. Die erste Fassung ist erhalten zu sechs in den „Blättern" gedruckten Parabeln: ‚Die Irrenden. Der Zweifel. Der Fußsteig des Lebens. Viel und Wenig. Die Wissenschaft (Msk.: ‚Die Gelehrsamkeit'),' und zu den ebenda gegebenen sechs Gesprächen: ‚Machiavell. Die Sprichwörter. Simon, schläfst du? Der Bettler. Der Kanzelredner. Die Staatsklugen.' Die beiden letzteren befinden sich auch in einer von jener schriftlichen wiederum abweichenden Form unter den sieben Gesprächen des Christlichen Magazins. Von diesen letzteren besitzen wir vier in handschriftlicher (älterer) Fassung: ‚Die Gelehrten. Polemik oder die geistliche Kriegskunst (im Msk. nur die deutsche Benennung). Der Abfall. Der göttliche Ruf.' In einer von der Druckgestalt (s. oben) wenig abweichenden

1) Ungedruckte Briefe Hartknochs und seiner Frau an Herder und Caroline vom 9./20. September, 8. und 14. November 1780.

2) S. Haym II, 103. Dazu die Briefe an Lessing vom 15. Januar, 2. und 9. Februar 1781. Lessings Briefe, herausgegeben von C. Redlich II, 1036. 1038.

Form liegt die Parabel ‚Die Schiffer‘ vor. Eine größere Anzahl Parabeln hat Herder aus Rücksichten, die er in der Vorrede andeutet (S. 132 Z. 7), zurückbehalten. Wir finden deren im Nachlaß noch elf: ‚Die drei Festtage. Der Irrgeist. Die Verläumdung. Der Glaube. Die gemeine Wohlfahrt. Der Künstler. Die Weisheit. Zoilus. Einer. Gartian. Die Rechtschaffenheit.‘

Man mußte in Überlegung nehmen, ob nicht die Ausgabe der sämmtlichen Werke Herders unnütz überlastet werde durch Aufnahme einer so großen Menge überarbeiteter fremder Prosadichtungen. Den Ausschlag gab, daß Herder selbst den Originalen einen besonderen Werth beigemessen, wie sich schon aus der wiederholten Bearbeitung dieser Sachen ergiebt, und daß Andreä in der That für ihn von vorbildlicher Bedeutung ist. Indessen schien es aus dem angegebenen Grunde nicht angebracht, auch noch die stilistischen Wandlungen, welche diese Arbeiten durchgemacht haben, im kritischen Apparat darzustellen; noch weniger, durch das ältere Gedruckte und durch jene zurückbehaltenen Stücke den Bestand der letztwilligen Sammlung erheblich zu vergrößern. Demnach ist im Anhange (S. 302—304) nur eins der Gespräche aus dem Christlichen Magazin und ebenso nur eine kurze Probe von jenen zurückbehaltenen Parabeln beigefügt; die letztere hatte ich schon früher ihres Inhalts wegen an anderer Stelle mitgetheilt. Ein entschiedenes Anrecht aber auf Veröffentlichung hat die Schlußrede, mit welcher Herder ursprünglich die „Gespräche“ zu begleiten gedachte (S. 298—302). Sie deckt sich hier und da mit dem später verfaßten Zwischenwort (S. 160—167), behält aber unzweifelhaft einen eigenthümlichen Werth als rednerische Leistung sowohl wie als Herzenserguß und Konfession. Ich denke mir das Stück noch im Zusammenhange mit dem „Denkmal“ entstanden, als spätere Zuthat, nach 1782. Vielleicht im Frühjahr 1783; denn höchst wahrscheinlich ist es doch „Andreä“, von dem am 10. März in einem (ungedruckten) Briefe an Hamann die Rede ist. „Ich habe (schreibt Herder) noch ein

kleines Büchelchen für Hartknoch zum Druck zurecht zu machen, das dem größten Theil nach seit 2 Jahren daliegt, doch aber die letzte Hand fodert." Bestimmteres wage ich nicht zu behaupten, da mir das Manuscript (4 Bl. 4°, sorgfältige Reinschrift) in seinen Einzelheiten nicht mehr gegenwärtig und zur Zeit nicht erreichbar ist.

Zu der vierten Nummer der Fünften Sammlung, den „Andenken an einige ältere Deutsche Dichter" (S. 192 fgg.) bilden die gleichnamigen Beiträge in den Jahrgängen 1779 und 1780 des „Deutschen Museums" die Vorstufe. Diese nehmen, als selbständige Arbeit, die erste Stelle unter den „Kleinen Schriften" im funfzehnten Bande ein; denn die Überarbeitung hat bei den zwei in die spätere Briefreihe aufgenommenen Stücken (Weckherlin S. 244[1], Band 15, 3 fgg. Andreä S. 232[1], Band 15, 13 fgg.) so wenig von der ursprünglichen Druckgestalt übrig gelassen, daß der erstere Brief vollständig, von dem letzteren der Anfang in der alten Folge belassen werden mußte; nur der größere (Schluß-) Theil des Andreä-Briefs ließ sich, wie von S. 233, 251 an geschehen ist, unter dem Texte der letzten Gestalt geben. Hierbei ist indessen, aus dem oben angegebenen Grunde, von einer vollständigen Aufnahme der Varianten zu den fremden (von Herder leicht modernisirten) Poesieen Abstand genommen; Unbedeutendes, zumal alles, was bloß lautlicher Art ist — der ältere Druck hält sich in der Wortgestalt etwas mehr an den ursprünglichen Text — mußte bei Seite gelassen werden, um die Lesarten nicht ungebührlich zu häufen. Aus gleichem Grunde wurde davon abgesehen, zu den übersetzten Stücken des Annoliedes im zweiten Briefe (S. 201 fgg.) Varianten aus der Abschrift zu geben, die, in einem besonderen Hefte erhalten, aus derselben Zeit stammt wie die Copie des Jenaer Meistersinger-Codex, auch in ihrer bewußt ungenauen Manier das Seitenstück zu dieser bildet (vgl. Bd. 24, 591 zu 119). Herder hat mehr gerathen und getastet, als übersetzt und gedeutet; die einzelnen Belege dafür wird niemand im kritischen Apparat suchen.

„Cäcilia“ (253 fgg.) hat eine Vorstufe an dem in ganz anderem Ton gehaltenen gleichnamigen Stücke vom Jahre 1782, über welches der Schlußbericht des funfzehnten Bandes Auskunft giebt.

„Hutten“ (S. 273 fgg.) muß in seiner ursprünglichen Gestalt vollständig unter den kleinen Schriften der späteren siebziger Jahre erscheinen (Band 9);[1] der Aufsatz ist stark unter die Feile genommen worden, und der Eindruck, den die rauhe, urwüchsige Gestalt, im „Teutschen Merkur“ mit Wielands charakteristischem Nachwort hervorbringt, ist in keiner Weise durch zerstückelte Lesarten zu erreichen.

Bearbeitung eines älteren Aufsatzes ist sodann noch das zweite Stück der letzten Sammlung, „Das Land der Seelen“ (S. 315 fgg.); doch stehen sich hier beide Gestalten und so auch die im Nachlaß vorhandene handschriftliche (der erste Entwurf Vorlage zu dem für den Abdruck im „Teutschen Merkur“ hergestellten Manuscript) unter einander so nahe, daß die Abweichungen sich in den Lesarten auskömmlich angeben ließen. Mit aM ist dabei, soweit dies von Interesse war, die Übereinstimmung des Entwurfs und der ersten Druckgestalt bezeichnet worden. Das Stück ist „Fragment“ geblieben (S. 340 Anmerkung); von einer Fortsetzung findet sich keine Spur.

Die Folge der sechs Sammlungen aus Rücksichten der Chronologie zu unterbrechen, erschien nicht statthaft; es schließt sich also an die sechste das Büchlein mit dem „lakonischen Titel“ an, das Goethe in Rom 1787 als Freundesgeschenk zum Geburtstag erhielt. Im Frühjahr 1786, zu der Zeit, als Herder im Vorwort der Zweiten Sammlung „eine eigne Erwägung“ der durch „Leßings Gespräch über den Spinozismus“ auf die Bahn gebrachten Fragen ankündigte, war allem Anschein nach schon ein Entwurf vorhanden; ein Manuscript solches Inhalts hat Knebel noch vor Goethes Aufbruch nach Italien in Händen gehabt, er begleitet den Dank für

1) Irrig ist S. 273[1] Band 15 angegeben.

die Mittheilung mit den Worten „Goethe hat mir noch viel Herzliches an Sie aufgetragen“ (undatirtes Billet Nr. 17 Von und an Herder 3, 24). Es ist uns nichts von dieser ältesten Gestalt erhalten, die wohl ebenso wie dies beim ersten (dialogischen) Theil der Schrift vom Geist der Ebräischen Poesie der Fall ist (vgl. Band 12, 384 fg. 389), als schlichte Abhandlung entworfen war; die Kunstform wird sich, wie dort, erst bei der Überarbeitung eingestellt haben, mit welcher Herder im März 1787 abschloß. Er hat dabei von Knebels eingehenden Bemerkungen Gebrauch gemacht (Haym II, 285); wir wissen das namentlich von der Stelle S. 516 fgg. „Der Beweis vom Dasein ist zu kurz vorgetragen“, schreibt er an den Freund; „ich werde ihm noch eine Seite geben müssen, das habe ich selbst gefühlt.“ (Knebels Litt. Nachlaß 1, 291 Nr. 33).

Den Unterschied der zweiten Ausgabe des „Gott“ (1800) von der ersten spricht der Titel aus (S. 401[1]). Die Stellung, welche Knebel bei der ersten eingenommen hatte, wurde, als im Mai 1799 die Umarbeitung beendet war, Jean Paul eingeräumt. Dieser hat als kritischer Berather eine Anzahl meist unerheblicher Erinnerungen zusammengestellt, die sich Herder, soweit es sich aus dem unvollständig veröffentlichten Briefe vom 12. Mai (Aus Herders Nachlaß 1, 303) erkennen läßt, größtentheils zu Nutze gemacht hat. Sicher ist dies an zwei Stellen nachzuweisen: die „Schreibtafel“ S. 535[3] und die bedenkliche Frage der Theano S. 560[6] sind auf seine verständige Einsprache beseitigt.

Man mag, wie man will, über den philosophischen Werth der zweiten Ausgabe urtheilen, an litterarischer Bedeutung ist ihr unzweifelhaft die erste „Erscheinung des Spinoza“ überlegen. Goethe selbst bezeichnet sie als das Denkmal innigsten Einverständnisses zwischen ihm und Herder, als die „Säule, von welcher an wir nun unsere Meilen zählen können.“ Ich darf hier zu weiterer Bestätigung neben dem Kapitel in Hayms Herder (II, 284—299) auf meine ältere Untersuchung in der kleinen Schrift „Goethe und

Spinoza 1783—86"[1] verweisen und auf meinen Vortrag „Goethe und Herder", gedruckt im Juliheft der „Deutschen Rundschau" 1887. Wie der „Gott" in dem Weimarer Kreise gewirkt hat, kann man u. a. aus Knebels Versuch „Von den Kräften menschlicher Intelligenz" erkennen, den Herder in gewissem Sinne als ein eigenes Produkt in die Briefe zu Beförderung der Humanität aufzunehmen beabsichtigt hat. (Band 18, 340—345.)

Die kleinen Schriften, mit denen der Band schließt, gehören zeitlich wie „Gott" in den Zwischenraum zwischen der ersten und zweiten Hälfte der „Zerstreuten Blätter". Die Vorrede zu Liebeskinds „morgenländischen Erzählungen" ist wiederholt in der von Krummacher besorgten zweiten Ausgabe der „Palmblätter"[2]; ich trete der ansprechenden Vermuthung Hayms bei, daß dieser poetische Titel von Herder herrühre. — Mit Karl Gottlob Sonntag, dem Bearbeiter von Andreäs „Dichtungen", finden wir Herder vor der Herausgabe in Correspondenz; drei Briefe Sonntags an Herder, der erste bei Beginn des Drucks (1. März), der zweite nach dem Empfang einer eingehenden Antwort geschrieben (16. April) geben über die Entstehung des Büchleins und den Antheil, den Herder daran genommen, nähere Aufschlüsse; auf den dritten (26. April) ist offenbar unser gedruckter Brief die zunächst abschließende Antwort; zwei spätere Schreiben Sonntags (10. August 86, 22. Juli 91) beziehen sich mit Dank und Entschuldigung auf das fertige Werkchen. Herder hat sich auf den Wunsch des Verlegers, der um die Mitte der achtziger Jahre zu Weimar zuerst in folgenreiche Beziehungen trat (s. Bd. 12, 447), bereit gefunden, den ersten Versuch des jugendlichen Autors zu bevorworten. Er hat diesen zu dem „literärischen Vorbericht" mit der in seinen Besitz gelangten Abschrift von Andreäs Selbstbiographie ausgestattet, von der Sonn-

1) Antheil an der Festschrift zu der zweiten Säcularfeier des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums S. 161—193. Berlin. Weidmann. 1881.

2) Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1816.

tag eingeständlich „starken Gebrauch gemacht hat", und diesem Vorbericht sowohl wie auch der noch nicht gedruckten Partie der Übersetzung sind seine Winke, vielleicht auch einzelne Correcturen zu gut gekommen. — Erläuternde Bemerkungen schließlich über die „Idee zum ersten patriotischen Institut", besonders über Anlaß und Zweck des Schriftstücks sind in Band 18, 527 gegeben; bezüglich der Einordnung an jetziger Stelle siehe Band 23 S. VI. Der Druck gründet sich auf Herders eigenhändige Niederschrift, welche zum ersten Male im Nachlaßbande der Adrastea (ungenau) wiedergegeben ist. Sie ist schön, in einem Fluß geschrieben mit wenig Streichungen und Correcturen; einzelnes Charakteristische aus den veränderten Fassungen ist in den Lesarten aufbewahrt.

Die auf den nächsten Seiten zusammengestellten Erklärungen rühren, bis auf die wenigen mit (R.) und (S.) bezeichneten und einzelne kleine Zusätze, von meinem Mitarbeiter Dr. Steig her.

Weimar, September 1887.

B. Suphan.

Anmerkungen.

4, VI. „Wir sind nicht" — Weisheit Salomonis 2, 2. 4. 5.

4, VII. 5. Qua licet, aeternus [tamen] es; quotiesque repellit etc. (S. 5 Z. 1—3) — Ovid. Met. X, 164 ss.

19, 129. os divinum, magna sonaturum — nach Horat. Sat. I, 4, 43 s.

33, 156. Facilis descensus — Vergil. Aen. VI, 126—131.

39.[4] Fleisch und Blut — 1 Kor. 15, 50.

112, 351. Hamlet III, 1 fgg.

115, 359. Tempest IV, 1 fgg.

121, 373. 122, Z. 1. „Francisci Griselini Denkwürdigkeiten des berühmten Fra=Paolo Sarpi, ehemaligen Serviten in Venedig u. s. w. Aus dem Italiänischen übersetzt u. s. w. [anonym] Ulm 1761" Seite 44: „Etwas wunderliches ist es, daß eben dieser Verfasser [ein Anonymus] unter den moralischen Werken, die Fra=Paolo geschrieben, auch ein kleines Werk setzte von der Geburt der Meynungen und ihrem Untergange in uns u. s. w. Es folgt die Inhaltsangabe „dieses güldenen Buches", wörtlich nach „Marcus Foscarini im III. Buch seiner Venetianischen Literatur." In den „Memorie anedote spettanti alla vita ed agli studj del sommo Filosofo e Giureconsulto f. Paolo servita, raccolte ed ordinate da Francesco Griselini, Losana 1760" lautet der Titel (pag. 51): „circa il nascere delle opinioni e del cessare che fanno in noi." Vgl. Bd. 12, 443 zu 11, 90. 18, 549.

143, 22. Der Kaiser Augustus — Sueton. Aug. 31.

195 fgg. Zur Charakteristik des mißlichen Übersetzungsversuchs mögen wenigstens zwei recht augenfällige Belege hier stehen. „Eisene Steine" bringe das Land „bei dem Mayn" heißt es 196, 175; diesen Sinn hat Herder gesucht hinter den Worten îsine steina, welche „(Eissteine) Krystall" bedeuten, und bi thia meina, die etwa „wie ich meine" wiederzugeben sind, S. 197 Z. 4 kommen auf eben so wunderliche Art die Nubier in den Text. Otfrieds Worte lauten: nub in es thi uuirs sî d. i. „es würde ihnen (Medern und Persern) auch schlecht bekommen." Hier hat Herder sich an Schilter gehalten, der über die Nubaei inmitten Arabiens eine gelehrte Anmerkung macht. Der Gedankenstrich nach „Nubier" verräth, daß bei den folgenden Worten dem Übersetzer das Verständnis vollends ausgegangen ist.

200, 183. „wie der König Artasastha" — Esther 6, 1.

221 u). „Abhandlung von dem Nutzen des treflichen Gedichts Reinke de Voß in Erklärung der teutschen Rechtsalterthümer, insonderheit des ehemaligen Gerichtswesens", zuerst erschienen Bützow und Wismar 1768 (nicht 1762) in Joh. Carl Henr. Dreyers . . . . Nebenstunden, dann als Einzeldruck von demselben Jahr und Orte. Hiernach im Text „Rechtsalterthümer" gebessert statt „Reichsalterthümer".

228 Z. 5 fg. „Ich habe sie anderwärts das Deutsche Epigramm genannt" — im Teutschen Merkur, August 1782. S. 169 fgg. (Bd. 15). (S.)

228.* „Eine Sammlung derselben." — Aus Ansbach, den 21. Aug. 1788 an Caroline: „Das Manuskript, das ich an Goethe eingesiegelt habe, laß Dir von ihm geben und bewahre es auf. Es sind alte deutsche Sprüche und Priameln." Goethe an Herder, Sept. 88: „Fast hätte ich vergessen, Dir für die Meistersängersprüche zu danken. Es ist sehr artig zu sehen, wie sie mit den platten Lebens- und Handwerksbegriffen gespielt haben." Düntzer, Herders Reise nach Italien S. 35. Aus Herders Nachlaß 1, 95. (S.)

241, 266. Spargite humum — Vergil. Bucol. V, 40. 41.

249.* Vitam quae faciant — Martial. X, 47, 1.

279. exoriare aliquis — Verg. Aen. IV, 625.

290. tantae animis coelestibus irae — Vergil. Aen. I, 11. (S.)

295 Z. 8. 10. Herder entnahm den Wortlaut der Erklärung dem Anzeiger des „Teutschen Merkur" vom December 1784, S. CLXXXI: „Man lese Göthe's Denkmal Ulrichs von Hutten" u. s. w. Herder hat (vergl. die Vorrede zur fünften Sammlung S. 133, X) „Göthe's" weggelassen, ohne zu bemerken, daß dadurch das nachfolgende „er" (Z. 10) beziehungslos wurde.

323.⁴ „Ein scharfsinniger Kunstrichter" — vgl. Band 3, 28 fgg.

324—333. Von den drei Ossianstellen ist die erste (324—327) der Schluß, die zweite (328—331) der Anfang von Berrathon, die dritte (333) steht im Krieg von Inisthona. (R.)

337, 136. Vgl. Schillers „Nadowessisches Lied", gedichtet d. 3. Juli 1797. (S.)

341 ff. Zu den Stellen aus der „Erziehung des Menschengeschlechts" und aus dem „Leben und Nachlaß": Herder behandelt, wie oft, den Text der aufgenommenen Lessingstellen mit Freiheit; nur einige bezeichnende Abweichungen sind vermerkt. Eben so frei verfährt er S. 359 fgg. mit dem Texte von Forsters Sakontala.

357, 179. Tigelline — gemeint kann niemand anders sein als Tigellinus, Günstling und praefectus praetorio des Nero (Sueton. Galba 15). (S.)

363, 192. „Auf den blanken See“ — vgl. Band 25, 610. (S.)

365, 198. Die aus Dow's Abhandlungen mitgeteilte Stelle hat Herder zusammengearbeitet aus einem „Gespräch zwischen Brimha, der Weisheit der Gottheit, und Narud, oder der Vernunft, welcher als Sohn des Brimha vorgestellt wird.“

434. Vanini's Ode auf Gott ist verglichen nach Amphitheatrum aeternae providentiae divino-magicum christiano-physicum. Auctore Iulio Caesare Vanino. Lugduni MDCXV. S. 334. Danach sind folgende Stellen gebessert: Str. 2, 2 metare [statt metari], 2, 3 diffinire [definire], 2, 4 exiguae [exiguo], 6, 3 absque est [est fehlt], 8, 2 sua unus, solus est omnia [una solus, (solus est omnia)], 15, 2 par [pax], 16, 3 aeviterna [-e]. In Str. 7, 4 (S. 435 Z. 1 v. u.) müßte universa (A und Amphitheatrum) des Verses wegen fünfsilbig gelesen werden; sunt universa (B) verstößt gegen das Metrum.

444 Z. 6 fgg. Haller, Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben S. 57, 313 fgg. in Hirzels Ausgabe). (R.)

455a). „Philosophische Versuche“ — 1779 (nicht 1780) in 2 Bänden erschienen. Die Verse sind ein frei umgeformtes Citat aus der Ode „Gott“ (2, 229—274).

467 Z. 1. 2. Sirach 43, 29.

481, 106. 482, 108. Sämtl. Poetische Werke von J. P. Uz. Leipz. 1768. I, 208 fgg. (Strophe 4. 6 und 7 der Theodicee). (R.)

483 Z. 6 fg. Von Haller; s. zu S. 444.

528, 178. 529. Haller, Unvollkommenes Gedicht über die Ewigkeit, S. 151, 37 fgg. und 152, 63 fgg. in Hirzels Ausgabe. (R.)

537, 193. Haller, Über den Ursprung des Übels, S. 126, II. 9 fg. und Unvollkommenes Gedicht über die Ewigkeit, S. 152, 51 fgg. in Hirzels Ausgabe. (R.)

562a). Der Vf. der „Betrachtungen“ ist Karl von Dalberg.

597, 227. „Tübing. 1624.“ — Die Übersetzung kam 1623 ohne Ort und Namen heraus. Vgl. Band 27, 347—350.

Druckfehler.

S. 340 Z. 8 lies ‚ihre Hela.‘ — S. 416 Z. 6 ist die Ziffer 3 zu streichen. — S. 435 (Text) Z. 1 v. u. gehört die Ziffer 1 zu „universa.“ — S. 544 Z. 4 v. u. ist die Ziffer 6 zu „und“ zu setzen.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.